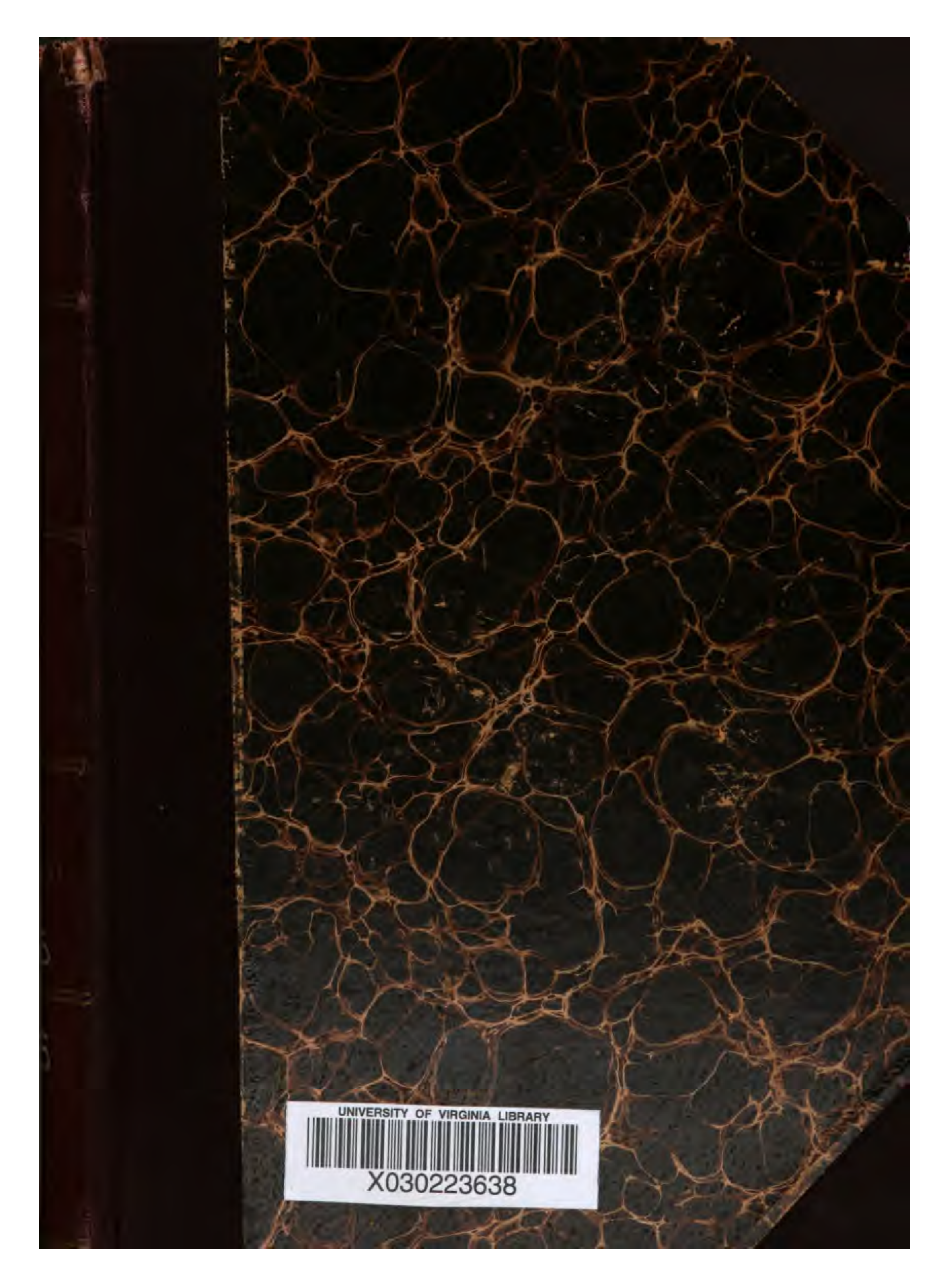
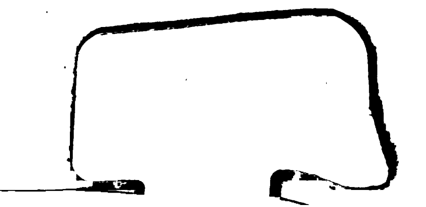

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030223638



Lappländische Märchen,

Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter.

Nach lappländischen, norwegischen und schwedischen Quellen

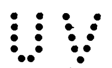
von

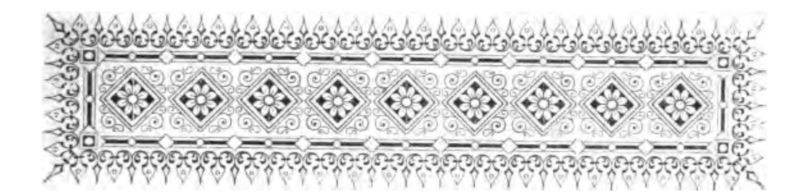
J. C. Poestion.

Mit Beiträgen von Felix Liebrecht.



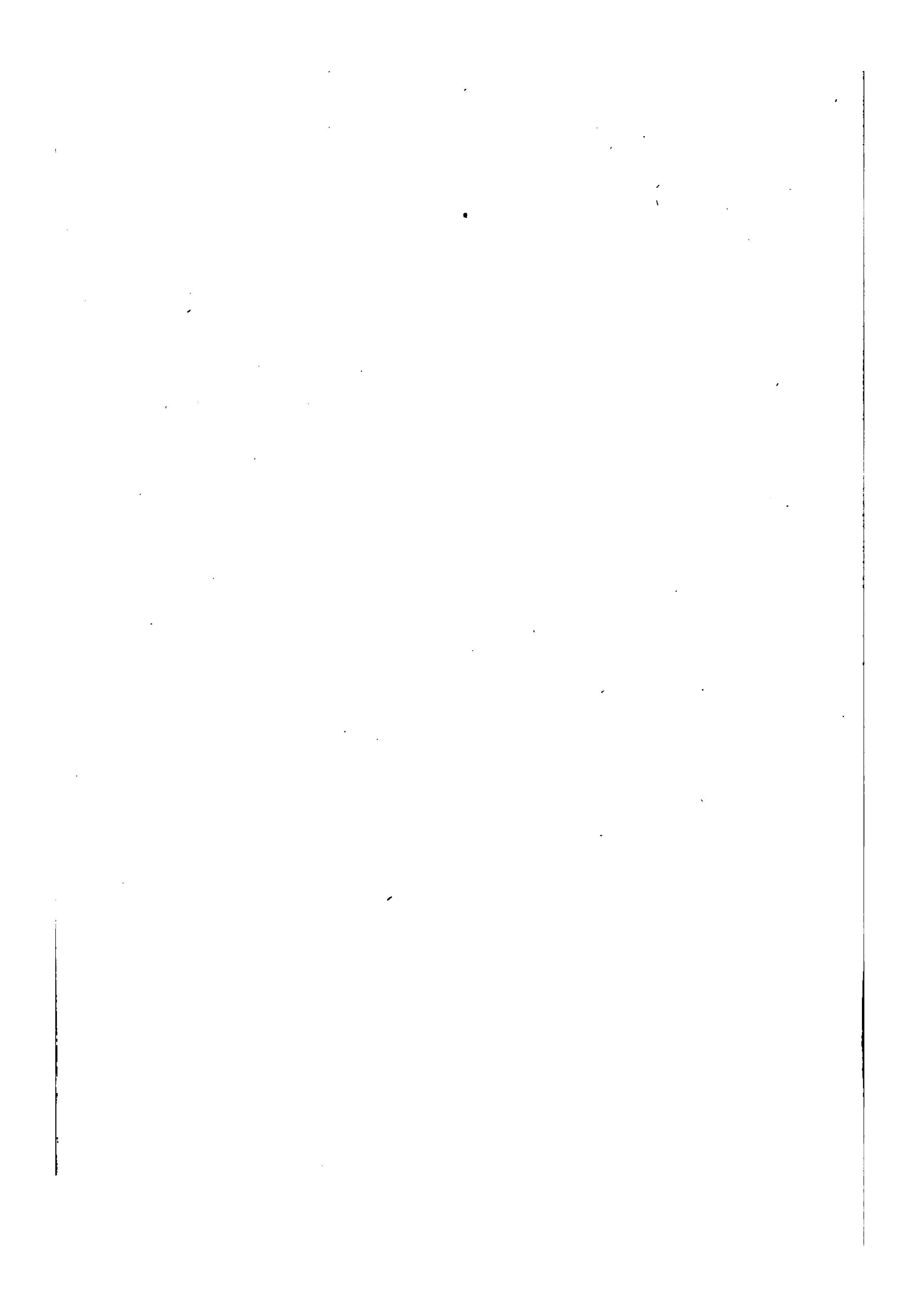
Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1886.

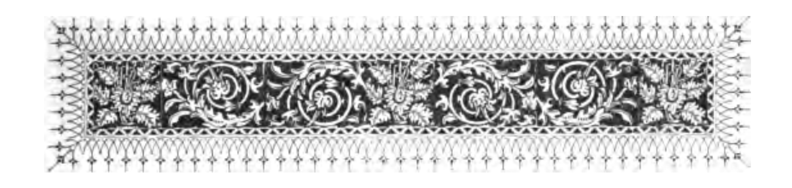




Felix Liebrecht

gewidmet.





Vorwort.

Lappland und die Lappländer sind aus zahlreichen Schilderungen bekannt*). Auch ist es bei den heutigen Verkehrsmitteln für den Europäer ein Leichtes, Land und Volk aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Besuchern der grandiosen Alpennatur des westlichen Norwegens z. B. ist, wenn sie ihren Ausflug bis nach Tromsö ausdehnen, wiederholt bequeme Gelegenheit geboten, mit Lappen in Berührung zu kommen und Sitten und Lebensweise dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Volkes zu

---

*) Das beste und umfassendste Werk über Lappland und die Lappländer ist bis jetzt »Om Lappland och Lapparne, företrädesvis de Svenske«. Ethnografiska Studier af Gustaf von Düben (Stockholm 1873); sehr lehrreich, interessant und zuverlässig ist auch »Eu Sommer i Finmarken, Russisk Lapland og Nordkarelen« af J. A. Friis. Anden Udgave (Christiania 1880); derselbe Verfasser hat im Jahre 1871 auch eine »Lappisk Mythologiè« (Christiania) publicirt und zugleich die besten Arbeiten über die lappische Sprache geliefert, so eine vorzüglich ausführliche »Lappisk Grammatik« (Christiania 1856) mit einem separaten Bande Sprachproben (»Lappiske Sprogpröver ... med Ordbog«, ebenda 1856); soeben erscheint von ihm auch ein großartig angelegtes »Lexicon lapponicum cum interpretatione latina et norvegica adjuncta brevi grammaticæ lapponicæ adumbratione«. Christianiæ.

beobachten. In den meisten Schilderungen wie auch bei flüchtiger Bekanntschaft mit dem Volke selber sind es aber zumeist nur die mehr äußerlichen Seiten des eigenthümlichen Lebens der Lappen, welche wir genauer kennen lernen, während die verschiedenen Aeußerungen des Culturlebens, weil von den Meisten unverstanden, in der Regel unbeachtet und unbemerkt bleiben. So verlautete bisher — in Deutschland wenigstens — fast nichts von der Poesie der Lappen, die doch nicht so ganz werthlos ist, wie man wohl glauben könnte und auch behauptet hat. Eine poetische Literatur oder Literatur überhaupt haben die Lappen freilich nicht aufzuweisen; aber O. Donner in Helsingfors hat eine Anzahl von Dichtungen gesammelt und herausgegeben (in der finnischen Zeitschrift »Suomi«, 2 jakso XI osa, in deutscher Uebersetzung „Lieder der Lappen", Helsingfors 1876), die uns den Charakter und den Werth der lappischen Poesie ziemlich genau erkennen lassen.

Die lappische Poesie ist eine epische, lyrische und epigrammatische; die erstere behandelt fast nur Stoffe der heimischen Mythologie und Sage und ist nicht ohne Kraft und Schwung. Die relativ besten poetischen Erzeugnisse haben die Lappen jedoch in der Lyrik aufzuweisen und es genügt wohl, den Leser an die beiden alten, von Herder in seine „Stimmen der Völker in Liedern" aufgenommenen Lieder „Brautlied" und „An das Renthier" zu erinnern, um ihm eine nicht unvortheilhafte Meinung von den lyrischen Gedichten dieses Volkes beizubringen, wenigstens in Bezug auf lebendigen Schwung und zarte Empfindung. Im Ganzen gilt von der lappischen Lyrik, was O. Donner sagt (a. a. O. S. 21 ff.): „Wie das Volkslied im Allgemeinen sind auch die lappischen Lieder Improvisationen, Ausdruck des augenblicklichen Gefühls, bald traurig, bald jubelnd, bald von Zorn oder Mißstimmung erfüllt. Daß in ihnen überhaupt kein höherer Geist athmet, kann wohl bei einem geringen Polarvolk nicht befremden; sind doch beinahe alle Anstrengungen des Geistes

und des Körpers darauf gerichtet, das Leben durch alle vorhandenen Mühseligkeiten zu erhalten."

In ungebundener Rede haben die Lappen an literarischen Producten nur Thierfabeln, Märchen und Sagen aufzuweisen, die dafür aber um so werthvoller sind, obschon viele davon modern oder von den benachbarten Finnen, Schweden und Norwegern entlehnt erscheinen. Eine Sammlung dieser Märchen und Sagen, dann Sprichwörter und Räthsel, von dem um die Kenntniß der lappischen Sprache und des lappischen Volkes hochverdienten Universitätsprofessor J. A. Friis in Christiania genau nach dem Volksmunde aufgezeichnet und herausgegeben (unter dem Titel: »Lappiske Sprogpröver — En samling af lappiske eventyr, ordsprog og gaader, med ordbog.« Christiania 1856), war überhaupt die erste Sammlung von Geistesproducten in lappischer Sprache, welche aus dem eigenen Bewußtsein des Volkes hervorgegangen waren, und ist und bleibt wohl das Interessanteste, was die Lappen an solchen zu bieten haben. Prof. Friis hat denn auch, um den Märchen- und Sagenschatz der Lappen einem weiteren, zunächst nordischen, Kreise von Freunden der Volkskunde zuzuführen, seiner Textausgabe eine norwegische Uebersetzung, beziehungsweise Bearbeitung der Märchen und Sagen folgen lassen unter dem Titel: »Lappiske Eventyr og Folkesagn« (Christiania 1871). In Deutschland ist diese Sammlung auffallenderweise fast ganz unbekannt geblieben; nur Prof. Felix Liebrecht hat meines Wissens — und zwar noch vor dem Erscheinen der norwegischen Bearbeitung — Einiges daraus in deutscher Uebersetzung mitgetheilt und auf den nicht unbedeutenden Werth der ganzen Sammlung hingewiesen (in „Germania", Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Karl Bartsch, XV. Jahrgang, 1870, S. 161—192). Es schien mir deshalb keine undankbare Aufgabe zu sein, diese Lücke in unserer sonst so reichen Märchenliteratur auszufüllen. Ich vermehrte die Zahl der von Friis mitgetheilten Märchen und Sagen

durch Aufnahme mehrere Nummern aus P. A. Lindholm's kürzlich erschienenem Werkchen: »Hos Lappbönder, Skildringar, Sägner och Sagor från Södra Lappland« (Stockholm 1884), aus dem ich auch die im Anhange beigegebenen Sprichwörter und Räthsel aus Friis' »Lappiske Sprogpröver« bereicherte. Die bereits von F. Liebrecht publicirten Märchen habe ich mit Einwilligung dieses um die Märchenforschung hochverdienten Gelehrten fast unverändert in meine Sammlung aufgenommen; es sind dies die Nummern: I, 1; VI; X; XVI; XX; XXI; XXII; XXV; XXXIII und XL.

Was nun die Märchen und Sagen als solche betrifft, so sind dieselben von verschiedenem, aber doch, wie schon gesagt, im Ganzen recht bedeutendem Werthe, entweder an und für sich oder in Bezug auf vergleichende Forschung; jedenfalls sind sie von hohem Interesse in mythologischer Beziehung, was schon s. Z. Liebrecht betont hat. Eine Anzahl derselben gehört ihrem Stoffe nach den Lappen ureigen an — es sind dies die meisten Thier- und Mythenmärchen, dann die Stalo- und historischen Sagen, obschon sich auch in diesen fremde Einflüsse bemerkbar machen; in anderen finden sich Vorstellungen, die in Märchen mit den Lappen verwandter Völkerschaften, als: Finnen, Ehsten, Mordwinen und Samojeden wiederkehren; so erinnert, um nur einige Beispiele anzuführen, das Märchen von der Schwester der Sonne (der Morgenröthe) (Nr. LIII), welche ein Jüngling küßt und zum Weibe nimmt, nachdem er ihre andere Schwester, die Abendröthe, nach Hause gebracht hat, an die ehstnische Sage von Koit und Ämarik, Morgenröthe und Abenddämmerung, nebenbei aber auch an eine unter den arischen Völkern vielfach verbreitete Anschauung*); „Der Riese, dessen Leben in einem Hühnerei verborgen war" (Nr. XX) gemahnt an die Erzählung der Samojeden von sieben Brüdern, welche ihre Herzen aus der

*) Vgl. O. Donner: „Lieder der Lappen", S. 55.

Brust nahmen, auf Zeltstangen hängten und, als diese zerstört wurden, auch selbst starben*); eine dem „Mädchen aus dem Meere" (Nr. X) ähnliche Geschichte haben sowohl die Finnen**) als auch die Samojeden***); die Vorstellung, daß die Flucht vor einem Riesen oder einer Riesin dadurch gelingt, daß man einen Feuerstein, eine Flinte, einen Kamm und dergleichen Dinge hinter sich wirft, wodurch Berge, Wälder und Seen entstehen, die den Verfolger aufhalten („Der Riese und der kleine Junge", Nr. XXI), findet sich auch in finnischen, ehstnischen, samojedischen, sowie anderen, z. B. auch isländischen†) Sagen und Märchen. Nicht wenige Märchen und Sagen, darunter auch solche, die der eben beschriebenen Gruppe angehören, weisen auf germanischen resp. nordgermanischen Ursprung oder Einfluß zurück, so besonders die Mehrzahl der von F. Liebrecht übersetzten Nummern. Die bezügliche Verwandtschaft näher nachzuweisen halte ich hier nicht für nöthig, da ich die in Frage kommenden deutschen und nordischen Märchen wohl als den meisten Lesern bekannt annehmen darf. Ebenso liegt der Zusammenhang der übrigen entlehnten Märchen, welche zum Theile bei den verschiedensten Völkern bekannt und wahrscheinlich durch Vermittlung der Nordgermanen oder Russen auch zu den Lappen gelangt sind, so klar zu Tage, daß derselbe keines weiteren Nachweises bedarf. Besonders hervorgehoben sei nur, daß das Märchen von dem „geraubten Schleier" (vgl. Nr. X) auch die Grönländer, Indier, Japanesen und Zulu's kennen und deshalb dieses wie manches andere internationale Märchen der Lappen nicht gerade entlehnt sein muß. Bemerkenswerth ist es auch, daß einerseits fremde Motive auf einheimische typische Sagengestalten übertragen worden sind,

*) Vgl. *Castrén*, Samojediska sagor, in seinen: »Ethnografiska föreläsningar«. Helsingfors 1857, S. 183.

**) Vgl. »Suomen Kansan Satuja«.

***) Vgl. *Castrén* a. a. O., S. 183.

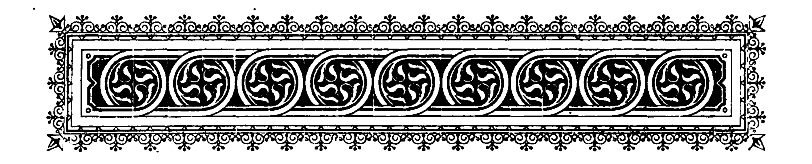
†) Vgl. Poestion: „Isländische Märchen", Wien 1884.

andererseits durchaus indigene und originelle Gestalten der lappischen Mythologie schließlich zu Schablonen, wie sie aus der allgemeinen Märchenwelt bekannt sind, sich verflüchtigt haben. So finden wir z. B. in der Geschichte vom „genarrten Stalo" (Nr. XXXV) die Polyphem-Sage deutlich wieder, die übrigens in allgemeinerer Einkleidung, jedoch mit noch auffallenderen übereinstimmenden Details auch im „betrogenen Riesen" (Nr. XXIX) wiederkehrt. Der andere Fall ist besonders bei *Njavvis-ene* und *Attjis-ene* (vgl. S. 29 ff.) eingetreten, welche ganz die Rolle der guten, respective bösen Fee spielen (vgl. Nr. VI und VII); ähnlich erging es auch mit Gieddagäts-galgjo (vgl. S. 32 ff.). Die entlehnten Märchen haben natürlich weniger Werth; aber sie werden doch, wie Felix Liebrecht sagt, abgesehen von dem ihnen Eigenthümlichen, wenigstens noch insoweit anziehend erscheinen, als das direct anderswo Entnommene doch zuweilen in besonderer Form und Verbindung auftritt.

Die einzelnen Märchen dieser Sammlung sollten nach dem ursprünglichen Plane von Anmerkungen begleitet sein; diese waren auch bereits vollständig ausgearbeitet, mußten aber schließlich, da sie wegen der in ziemlich bedeutender Menge mitgetheilten, meist poetischen Varianten und Ergänzungen zu unverhältnißmäßig großem Umfange angeschwollen waren, fallen gelassen werden. Vielleicht ist es mir aber möglich, dieselben später in anderer Form in einem Schriftchen über lappische Poesie vorzulegen.

Wien, den 7. November 1885.

J. C. Poestion.



Inhalt.

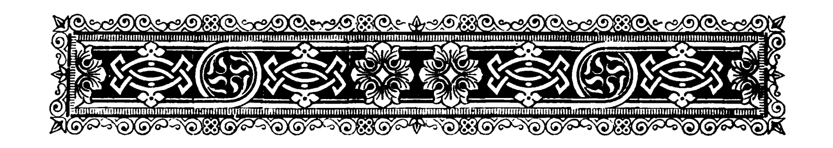
Seite



Erste Abtheilung.

Thiermärchen.





Wie bei allen finnischen Völkern so ist auch bei den Lappen die Thierfabel besonders beliebt und jedenfalls sehr alt. Die Anzahl lappischer Thiermärchen ist denn auch eine ziemlich bedeutende; doch sind bisher nur wenige davon aufgezeichnet worden. Ursprünglich waren alle diese Märchen gleich den meisten übrigen lappischen Sagen und Märchen in eine versificirte Form gekleidet, die bei vielen noch heute erhalten ist. Ein langes Gedicht dieser Art, und zwar einen lappischen „Reineke Fuchs", hörte z. B. Gustav v. Düben auf seinen Wanderungen durch die schwedischen Theile von Lappland; leider hat er, so viel mir bekannt, dieses gewiß hochinteressante Gedicht nicht mitgetheilt. Die meisten Lieder, die sich mit der Thierwelt beschäftigen, sind übrigens, wie v. Düben bemerkt hat und auch aus den unten angeführten Proben ersichtlich sein wird, von epigrammatischer Schärfe und Kürze.

Die lappischen Thiergeschichten sind nicht immer Fabeln oder Märchen im strengen Sinne des Wortes, sondern behandeln oft bloß Scenen aus dem Leben der Thiere und enthalten theils Schilderungen der Eigenthümlichkeiten und der Gemüthsart gewisser Thiere, theils Erklärungen über die Entstehung von auffallenden Eigenheiten in Bau, Farbe u. s. w. der Thiere.

Wie schon bemerkt, sind die lappischen Thiermärchen unzweifelhaft sehr alt; sie sind aber auch zumeist echt lappischen Ursprunges, wenngleich sie von fremden, besonders nordisch-nachbarlichen Einwirkungen nicht frei geblieben sind. So ist gleich

das erste Märchen („Der Fuchs und der Bär"), wie F. Liebrecht (Germania, Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde, XV. Jahrgang 1870, S. 101) sich ausdrückt, „eine wahre Perle, welche mit wesentlich indigenen Elementen eine Episode des Reinekekreises verbindet, die aber nicht eigentlich entliehen zu sein braucht, da sie sich ja selbst unter den Hottentoten wiederfindet." Ganz rein lappisch ist das Märchen „Der Lachs und der Rothfisch".

Durch die Lieder und Verse auf Thiere — das Renthier nimmt bei dem Lappländer nämlich den ersten Rang ein [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

An die Ameise.

Liebe Ameise, liebe Ameise,
Komm, komm! ziehe, ziehe
Das Kind in den See
Mit Haarzügeln;
Ziehe, ziehe!

Bärenlied.

Bergalter, Bergalter,
Stehe auf, stehe auf!
Schon sind die Blätter groß wie
Mäuseohren.

Des Eichhörnchens Lied.

Es mögen alle Mädchen leben
Und es mögen alle Jünglinge sterben!
(weil diese das Eichhörnchen schießen.)

Der Wolf.

Der Wolf, der Wolf,
Durch neun Wälder, mit dem Schweif zwischen den Beinen,
Läuft er, ha, ha!

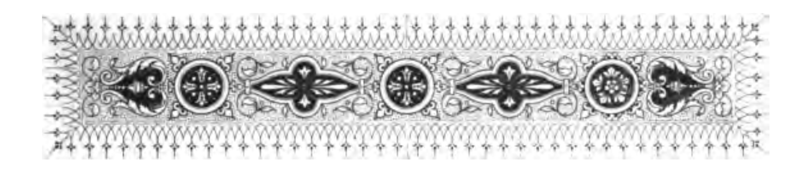
Von der Butte.

Die Butte schwimmt
Längs dem Grund des Meeres:
Es ist ein werthvoller Fisch,
Groß und kräftig.
Wenn sie die Angel anfaßt,
Vermag sie kaum
Ein starker Mann
In den Kahn zu ziehen.

Der Lachs.

Der Lachs schwimmt
Längs dem Grund des Wassers,
Der kräftige Fisch,
Der werthvolle Fisch,
Welcher vorwärts sich begibt,
Wenn der Fluß auch gienge
Durch die Erde.
So begibt er sich immer
Zur Spitze (Quelle) des Flußes;
Er wird so schwarz
Und so verändert,
Daß er nicht einmal
Mehr ißt,
Nicht einmal in der Noth.
Er kehrt wieder um
Stromabwärts,
Wo er hergekommen ist,
Aus dem weiten Meere,
Wo es viele Lachse gibt.
Und wieder wird er
Eben so weiß
Wie er vorher gewesen.
Wenn er nun aus dem Meere kommt,
Wenn er Häringe zu essen bekommt,
Dann wird er wieder fett
Und gerade so
Wie er vorher gewesen.





I.

Der Fuchs und der Bär.

(1. Aus Karasjok in Westfinnmarken.)

Ein Fuchs war einmal auf der Wanderung und kam zu einem Wege, wo kurz zuvor ein Berglappe mit einer Raide (einer Reihe hintereinander festgebundener Schlitten) gefahren war. Er setzte sich an den Rand des Weges und sprach zu sich selbst:

„Wie wär's, wenn ich mich todt stellte? Was würde wohl daraus, wenn ich mich todt anstellte und hier auf dem Wege so lange liegen bliebe, bis die nächste Berglappenraide vorüberkommt?" Gesagt, gethan; der Fuchs legte sich auf den Weg, streckte die Beine aus und lag nun da, ganz so als ob er todt und steif wäre.

Es dauerte auch nicht lange, so kam wieder ein Berglappe mit seiner Raide gefahren. Da dieser einen todten Fuchs auf dem Wege liegen sah, warf er ihn ohne Zaudern auf einen Kerris (Renthierschlitten) und schob ihn unter die Stricke, womit die Ladung festgebunden war. Der Fuchs rührte sich nicht und der Lappe fuhr weiter; es dauerte aber nicht lange, so fiel der Fuchs von dem Schlitten herab und der Lappe, der ihn für mausetodt hielt, schmiß ihn auf einen andern Schlitten. Indeß auch von diesem purzelte der Fuchs herab, weshalb der Lappe

ihn endlich auf den hintersten Kerris warf, dessen Ladung aus Fischen bestand. Nun war der Fuchs gekommen, wohin er wollte, und fing alsbald an, wieder aufzuleben. Demnächst schob er sich ein wenig vorwärts und biß den Zugstrang durch, daher der Schlitten mitten auf dem Wege stehen blieb.

Da es eine sehr lange Raide war, merkte der Lappe anfangs keinen Unrath; nachdem er aber eine gute Strecke gefahren, fing es heftig zu schneien an und nun erst blickte er auf die Raide zurück und sah den hintersten Kerris verschwunden. Er spannte daher ein Renthier ab und machte sich mit demselben auf den Weg, um den zurückgebliebenen Schlitten aufzusuchen; allein dieser war nicht mehr sichtbar und bei dem heftigen Schneefalle keine Möglichkeit, ihn wiederzufinden.

Der Fuchs hatte sich inzwischen mit einem Fische davongemacht und unterwegs einen Bären angetroffen. Als nun dieser bemerkte, daß der Fuchs einen Fisch trug, so fragte er ihn:

„Wo hast du den Fisch her, Fuchs?“

„Ja“, sagte dieser, „ich habe meinen Schwanz in einen Brunnen gesteckt, an dem richtige Leute (im Gegensatze zu den Unterirdischen) wohnen und der Fisch hat sich daran festgehängt“.

„Kannst du mir nicht rathen, wie ich die Fische dazu bringe, sich auch an meinen Schwanz zu hängen?“ fragte der Bär weiter.

„Du erträgst das nicht, was ich ertragen habe“, meinte der Fuchs.

„Oho!“ brummte der Bär, „sollte ich das nicht ertragen können, was du, alter Bursche?“

„Nun gut, Großväterchen“, erwiderte der Fuchs, „dann kannst du es versuchen und deinen Schwanz in richtiger Leute Brunnen tauchen; ich will dir den Weg weisen.“

Er führte ihn also zu einem Brunnen hin und sprach:

„Schau, hier ist der Brunnen, wo ich meinen Fisch fing.“

Da steckte der Bär seinen Schwanz ins Wasser und der Fuchs spazierte inzwischen eine Zeit lang dort in der Nähe um-

her, damit der Schwanz des Bären in dem Eise gehörig fest-frieren könne. Als er dann dafür hielt, daß dies geschehen sein müsse, fieng er an laut zu rufen:

„Kommet herbei, ihr braven Leute, mit Bogen und Spießen, hier sitzt ein Bär und macht in euren Brunnen!"

Da kamen die Leute mit Bogen und Spießen herbeigelaufen und stürzten auf den Bären los; dieser aber fuhr empor und riß in der Hast seinen Schwanz glatt ab, während der Fuchs nach dem Walde lief und sich unter einer Föhrenwurzel verkroch. Dort sprach er zu seinem Fuße also:

„Was willst du thun, lieber Fuß, wenn ich verrathen werde?"

„Ich will hurtig springen!"

„Was willst du thun, liebes Ohr, wenn ich verrathen werde?"

„Ich will genau aufhorchen!"

„Was willst du thun, liebe Nase, wenn ich verrathen werde?"

„Ich will weithin wittern!"

„Was willst du thun, lieber Schwanz, wenn ich verrathen werde?"

„Ich will den Curs steuern; lauf zu! lauf zu!"

Er war aber noch nicht fort, als der Bär bereits an-langte und an der Föhrenwurzel zu reißen und zu zerren anfing. Endlich erwischte er den Schwanz des Fuchses, zog ihn daran hervor und warf ihn sich auf den Rücken, worauf er mit ihm davon trabte. Unterwegs kam er bei einem alten Baumstumpf vorüber, auf welchem ein kleiner bunter Specht in die Rinde hackte.

„Das waren bessere Zeiten", klagte der Fuchs vor sich hin, „als ich die kleinen Vögelein bunt malte".

„Was sagst du da, alter Bursche?" fragte der Bär.

„Ach! ich sage gar nichts", antwortete der Fuchs; „trage mich nur immer nach deinem Lager und friß mich auf".

Sie zogen weiter, aber es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder bei einem Specht vorbei.

„Das waren bessere Zeiten, als ich die kleinen Vögelein bunt malte", sprach wieder der Fuchs.

„Kannst du mich nicht auch bunt malen?" fragte der Bär.

„Du erträgst die Schmerzen nicht und kannst die Arbeit alle nicht verrichten, die dazu erforderlich ist," versetzte der Fuchs; „dann muß man eine Grube graben, Weidenbänder drehen, Pfähle einschlagen, Pech in die Grube thun und über dem allen Feuer anzünden."

„Das hilft nichts," erwiderte der Bär, „wie groß die Arbeit auch sein mag, ich will sie sammt und sonders zu Stande bringen," und alsobald machte er sich daran, die Grube zu graben.

Als er fertig war, band der Fuchs ihn am äußersten Rande derselben fest, zündete dann Feuer an und als es gehörig brannte, sprang er dem Bären auf den Rücken, worauf er die Weiden, mit denen dieser festgebunden ward, durchzubeißen anfing. Der Bär glaubte, daß der Fuchs damit beschäftigt wäre, seinen Rücken zu [illegible] und sprach:

„[illegible] Beiß, Beiß, alter Junge [illegible] daß du das [illegible] Schmerz [illegible] erträgt." [illegible] der Fuchs.

[illegible]

der Grube zurückkehrte, die verbrannten Knochen in denselben sammelte und ihn auf dem Rücken tragend davonzog.

Unterwegs begegnete er wieder einem Lappen mit einer Raide und der Fuchs schüttelte den Sack, so daß die Knochen darin klapperten und der Lappe, als er dies hörte, bei sich dachte: Klang es da nicht gerade wie Silber und Gold?

„Was hast du da?“ fragte er dann den Fuchs.

„Mein elterliches Erbtheil,“ antwortete dieser; „wollen wir handeln?“

„Jawohl,“ sprach der Lappe; „doch zeige mir erst das Geld, womit du mich bezahlen willst!“

„Das kann ich nicht,“ versetzte der Fuchs, „denn es ist mein Erbe von Vater und Mutter; wenn du mir aber das Zugthier da geben willst und den Zweijährling da und den Dreijährling dort, dann sollst du den Sack bekommen und Alles miteinander, was darin ist.“

Der Lappe ging darauf ein, nahm den Sack und der Fuchs bekam die Renthiere.

„Aber,“ sagte der Fuchs, „du darfst nicht eher in den Sack gucken, als bis du ein gutes Stück Weg fort bist; so über fünf oder sechs kleine Berge weg. Siehst du früher hinein, so wird alles Silber und Gold zu lauter verbrannten Knochen.“

So zog denn jeder seines Weges, der Lappe mit dem Geldsack und der Fuchs mit den Renthieren. Jener aber konnte sich gleichwohl nicht enthalten, noch ehe er so über fünf oder sechs kleine Berge weg war, in den Sack zu gucken und fand bloß verbrannte Knochen darin. Er sah nun, daß der Fuchs ihn geprellt hatte, und lief ihm deshalb auf Schneeschuhen nach. Als der Fuchs merkte, daß er verfolgt wurde, so wünschte er: „Quer durch, quer durch mit des Mannes Schneeschuhen!“ und in dem nämlichen Augenblicke brachen des Lappen Schneeschuhe mitten entzwei. Da nahm er ein Zugrenthier und jagte wieder dem Fuchs nach. Als nun dieser die neue Verfolgung merkte, so wünschte er:

„Quer durch, quer durch mit des Renthiers Fuß!“ Und sogleich knackte der eine Fuß des Renthiers mitten entzwei und der Lappe mußte die Verfolgung aufgeben.

Nun zog der Fuchs in Frieden weiter bis zu der Stelle, wo er seine Mahlzeiten zu halten pflegte. Dort suchte er sich Leute zu verschaffen, die ihm beim Schlachten der Renthiere Hilfe leisten konnten, und er rief deshalb allerlei Raubthiere zusammen: den Bären, den Wolf, den Vielfraß, das Hermelin, die Maus, den Weißfuchs, die Schlange, die Natter und den Frosch; sie sollten seine Diener sein und ihm beim Schlachten helfen. Sie machten sich also daran, jedes auf seine Weise den Renthieren das Leben zu nehmen. Der Bär schoß in die Kinnlade, deshalb findet sich in der Kinnlade des Renthieres ein Mark, welches noch heutzutage „der Bärenpfeil“ heißt. Der Wolf schoß in den Hinterschenkel, deshalb findet sich da ein Zeichen wie ein Pfeil, welches „der Wolfspfeil“ genannt wird; der Vielfraß schoß in den Nacken, weshalb das Renthier dort ein Zeichen von dem Pfeile des Vielfraßes behalten hat; das Hermelin schoß in die Kehle, deshalb findet sich an der Wurzel derselben ein Zeichen von diesem Pfeile; die Maus schoß in die Hufspalte, deshalb findet sich dort das Zeichen „der Mäusepfeil“; die Natter schoß in den After, wo sich deshalb das Zeichen „der Natterpfeil“ findet; der Weißfuchs schoß in die Ohrwurzel, weshalb sich auf der Hinterseite des Ohres ein ganz kleines Knöchelchen befindet, das „der Weißfuchspfeil“ heißt; die Schlange schoß in das Darmfett, weshalb sich zwischen diesem und dem Darm ein Zeichen, genannt „der Schlangenpfeil“, findet; der Frosch schoß in das Herzfett, und deshalb befindet sich zwischen diesem und dem Herzen ein kleiner Knorpel, welcher „der Froschpfeil“ heißt. Auf diese Weise brachten sie alle Renthiere um's Leben.

„Nun gehe ich zum Bache, um den Unrath aus den Renthiermägen auszuspülen,“ sprach der Fuchs und ging mit diesen hinter einen Stein, wo er heftig zu schreien und zu jammern

anfing; gerade, als ob ihn jemand gepackt hätte und ihm den Garaus machen wollte, so daß die Raubthiere, als sie das klägliche Geschrei vernahmen, Angst bekamen und nach allen Seiten davonliefen; bloß das Hermelin und die Maus blieben zurück. Der Fuchs behielt also das ganze Fleisch für sich allein und wollte gerade zu kochen anfangen, als ein Berglappe herbeikam, und zwar eben der, welchen er so stark geprellt.

„Was machst du da?" fragte der Lappe; „warum hast du mich belogen und mir verbrannte Knochen verkauft? und warum hast du alle Renthiere geschlachtet?"

„Lieber Bruder," sprach der Fuchs mit kläglicher Stimme, „glaube ja nicht, daß ich das gewesen bin; meine Kameraden haben es gethan und die Thiere geschlachtet."

In demselben Augenblicke wurde der Lappe das Hermelin und die Maus gewahr, welche, mit Fett um das Maul beschmiert, zwischen den Steinen umherschlichen. Er ergriff daher den Haken, an dem der Kochtopf über dem Feuer hing, und schlug damit nach dem Hermelin; allein er traf es bloß an der Schwanzspitze und deshalb ist nur diese schwarz geblieben; die Maus jedoch traf er mit einem Brande dermaßen, daß sie über und über am ganzen Körper schwarz geworden ist. Inzwischen aber sprang der Fuchs zu Walde und kam an einen Fluß, wo eben ein Mann seinen Kahn ausbesserte.

„Ich wollte, ich hätte auch einen Kahn, den ich ausbessern müßte!" rief der Fuchs aus.

„Oho!" sprach der Mann, „laß' dergleichen dummes Geschwätz unterwegs, sonst schmeiß' ich dich in den Fluß".

„Ich wollte, ich hätte auch einen Kahn, den ich ausbessern müßte!" wiederholte der Fuchs. Da erwischte ihn der Mann und schleuderte ihn in den Fluß hinaus, wo er jedoch auf einen Stein hinaufkroch und zu rufen anfing:

„Kommet herbei, ihr Fische und setzet mich hinüber an's andere Ufer!"

So kamen denn die Fische herangeschwommen, und zwar zuerst der Hecht.

„Nein," sprach aber der Fuchs, „auf deinen flachen Rücken setze ich mich nicht."

Da kam die Quappe.

„Nein," sprach wiederum der Fuchs, „auf deine schleimige Haut setze ich mich nicht."

Dann kam der Barsch.

„Nein, auf deinen rauhen Rücken setze ich mich nicht."

Dann kam die Bergforelle.

„Der Tausend!" rief der Fuchs, „bist du auch hier? aber auch du taugst nicht für mich."

Dann kam der Lachs.

„Nun ja," meinte der Fuchs, „mit dir ginge es wohl; aber du mußt ein bischen näher herankommen, damit ich dir auf den Rücken steigen kann, ohne mir die Füße naß zu machen."

Als daher der Lachs ganz nahe an den Stein heranschwamm, packte ihn der Fuchs hurtig am Nacken, warf ihn an's Land und steckte ihn, nachdem er ein Feuer angezündet, an den Bratspieß. Sobald aber das Feuer sich erbrannte und die Haut des Lachses zu bersten und zu knistern anfieng, sprach der Fuchs:

„Schau, da kommen nun wieder Leute!" Denn er glaubte, es wären die dürren Zweige, welche unter den Füßen der sich nahenden Personen so knackten. Kaum jedoch hatte er dies gesagt, so fiel ihm der Lachs in's Auge und er rief nun aus:

„Das ist ja mein kleiner Fisch, der so knistert!"

„Zugleich ergriff er einen Stein und schlug damit den Lachs dermaßen, daß das Fett ihm in die Augen spritzte und sie ihm tüchtig verbrannte. Er zog daher blindlings seines Weges und traf zuerst die Birke, die er fragte:

„Hast du nicht ein Paar Aeuglein übrig?"

„Nein," antwortete die Birke, „ich habe keine Augen übrig."

Dann kam er zur Föhre und versuchte, von dieser ein Paar Augen zu erhalten.

„Hast du nicht ein Paar Augen übrig?“ fragte er.

„Nein, ich habe keine Augen,“ versetzte die Föhre.

Dann kam er zur Espe.

„Hast du nicht ein Paar Aeuglein übrig?“

„Ja, die habe ich wohl,“ sprach die Espe, „doch leihe ich sie nicht auf lange fort; auf kurze Zeit jedoch kannst du sie geliehen erhalten.“

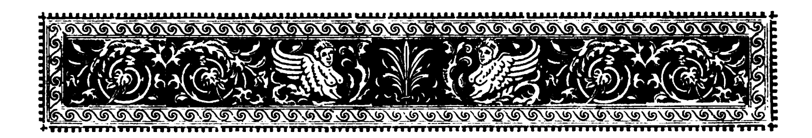
„Ich brauche sie nicht lange,“ sagte der Fuchs, „hinter dem Hügel dort habe ich ein Paar andere Augen.“

Er bekam also die Augen und indem er mit ihnen fortlief, rief er aus:

„Von Geschlecht zu Geschlecht sollen die Augen der Espe mir verbleiben!“

Daher kommt es denn auch, daß die Espe wegen des eingegangenen Tausches gleichsam verbrannte Augen hat. Sie wurde darüber sehr aufgebracht und schlug nach dem Fuchs, traf aber nur die Spitze des Schwanzes, so daß bloß diese weiß geblieben ist.





II.

(2. Aus Schwedisch-Lappland.)

In der alten Zeit, als die Thiere noch sprechen konnten, waren der Bär und der Fuchs sehr gute Freunde, so daß sie zusammen säeten, ernteten, droschen und aßen. Aber der Fuchs war faul und wollte nichts arbeiten, und so gelang es ihm, den Bären zu beschwatzen, daß er den Acker anbaute, den Pflug zog und das Getreide erntete. Es blieb nun noch das Dreschen übrig, an welcher Arbeit sich alle beide betheiligen sollten. Als sie eine Weile gedroschen hatten, hielt der Fuchs inne und stellte sich, als ob er horchte.

„Warum thust du das?" fragte der Bär.

„Hörst du nicht, wie es auf dem Dache der Tenne knackt?" antwortete der Fuchs.

„Nein!" entgegnete der Bär.

Sie begannen hierauf wieder zu dreschen, bis der Fuchs noch einmal seine Frage wiederholte.

„Da ist es vielleicht wohl am besten, du steigst auf das Dach hinauf und hältst es fest!" meinte der Bär.

Der Fuchs ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern sprang schleunigst auf das Dach, legte sich auf dem von der Sonne am meisten beschienenen Platze nieder und wärmte sich hier, bis der Bär das Getreide fertig gedroschen und geschwungen hatte. Hierauf stieg er wieder vom Dache herab und sagte, daß

ihm alle Glieder wehe thäten, weil er sich so übermäßig angestrengt hätte, das Dach zu halten, während der Bär drosch.

Nun sollte das Getreide getheilt werden. Der Fuchs meinte, es wäre nur recht und billig, daß der Bär den größeren Haufen bekäme; denn er habe ja am meisten gearbeitet. Der Bär dankte und hierauf begannen sie zu essen: der Fuchs von dem Kornhaufen, der Bär aber von dem Spreuhaufen. Bald begann jedoch der Bär zu argwöhnen, daß es mit dem Edelmuthe des Fuchses nicht so weit her sei. Er sagte daher zum Fuchs:

„Wie kommt es denn, daß es in deinem Munde „brisk, brask" lautet, wenn du kauest, in meinem aber nur „slisk, slask?"

„Das kommt natürlich daher, daß ich so viel Sand und kleine Steinchen in meinem Haufen habe; das knirscht so, wenn ich esse," antwortete der Fuchs.

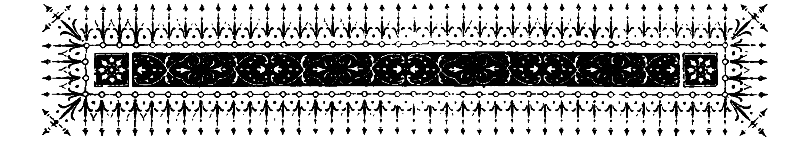
Der Bär gab sich jedoch mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern kostete von dem Haufen des Fuchses. Da er nun dahinter kam, daß er geprellt worden war, wurde er böse und wollte den Fuchs zerreißen. Dieser aber entwischte und versteckte sich unter einer Tanne. Der Bär eilte ihm nach, entdeckte ihn und schlug und biß nach Allem, was er sah. Wenn er in Wurzeln oder Steine biß, schrie der Fuchs: „Au! au! du beißest mich in den Fuß!" wenn er aber wirklich den Fuß des Fuchses erwischte, dann lachte dieser und sagte: „Ha! ha! du beißest ja nur in die Wurzeln!"

Nachdem der Bär so lange in Steine und Wurzeln gebissen hatte, bis er ganz ermüdet war, kehrte er wieder nach der Dreschtenne zurück, um auszuruhen. Nun kroch der Fuchs hervor und begann auf ein neues Schelmenstück zu sinnen; denn zum Bären wagte er noch nicht zu gehen. Da erblickte er in der Ferne einen Lappen, der mit seiner Renthierheerde des Weges gefahren kam. Rasch legte er sich auf dem Wege nieder und stellte sich, als ob er todt wäre. Als nun der Lappe zu dieser Stelle kam, hob er den Fuchs vom Wege auf und legte

ihn in den Schlitten (lappländisch låkkek, welches einen bootartigen, ganz überdeckten Schlitten bezeichnet), in welchem sich mehrere Pfund Fische befanden. Der Fuchs war kaum in dem Schlitten drinnen, als er wieder lebendig wurde und ein Loch in die Bodenwand nagte, durch das er einen Fisch nach dem andern hinausschob und schließlich selbst entkam. Er trug nun alle Fische zu einem Haufen zusammen und suchte sodann wieder den Bären auf. Dieser war jetzt wieder ruhig geworden und fragte den Fuchs, woher er diese Menge Fische bekommen habe.

„Ich habe sie geangelt," antwortete der Fuchs; „geh nur hinab auf die See, hacke ein Loch in's Eis und stecke den Schwanz durch das Loch; es kommen dann sogleich die Fische und beißen an. Aber man muß darauf achten, daß man den Schwanz nicht zu früh herausziehe; erst wenn man keinen Schmerz mehr im Schwanze fühlt, ist es an der Zeit, denselben wieder herauszuziehen."

Der Bär befolgte genau diesen Rath; als er aber den Schwanz zurückziehen wollte, war dieser in dem Loche festgefroren und der Bär riß sich denselben ab; deshalb geht er noch heute ohne Schwanz herum.



III.

Die wilden und die gezähmten Thiere.

(Aus Koutokäino.)

Es war einmal ein Pfarrer, der wollte sich verheirathen. Er schickte deshalb nach allen Seiten Boten aus und lud zur Hochzeit alle damals noch wilden Thiere der Umgegend ein: den Bären, den Wolf, den Vielfraß, den Fuchs, den Weißfuchs, das Pferd, die Kuh, die Ziege, das Schaf und das Renthier.

Zuerst machte sich der Bär auf den Weg. Er begegnete einem Knaben.

„Wohin des Weges?“ fragte der Knabe.

„Ich muß zur Hochzeit des Pfarrers!“ antwortete der Bär.

„Reise nicht dahin!“ sagte der Knabe; „du hast einen so ausgezeichneten Pelz, daß ihn die Leute gerne haben möchten und dich darum erschlagen und ihn dir abziehen werden.“

Der Bär that, wie der Knabe ihm gerathen. Er kehrte um und ging wieder in den Wald zurück.

Dann kam der Wolf.

„Wohin des Weges?“ fragte der Knabe.

„Ich muß zur Hochzeit des Pfarrers!“ antwortete der Wolf.

„Reise nicht dahin!“ sagte der Knabe. „Du hast ein so schönes Fell, daß du nicht mehr lebend von dort zurückkehrst!“

Der Wolf machte es wie der Bär. Er kehrte um und ging wieder in den Wald zurück.

Dann kam der Vielfraß.

„Wohin des Weges?“ fragte der Knabe.

„Zur Hochzeit des Pfarrers!“

„Reise nicht dahin!“ sagte der Knabe; „du hast ein so ausgezeichnetes Fell, daß sie dich, wenn du dahin gelangst, festnehmen werden und du nie wieder von dort fortkommst.“

„Ach, ich bin stark genug, um wieder zu entschlüpfen, wenn ich will,“ meinte der Vielfraß; er wußte, daß er sich sowohl in das Haus hinein, als auch aus dem Hause heraus nagen könnte, aber er that gleichwohl, wie der Knabe ihm gerathen.

Dann kam der Fuchs.

„Wohin des Weges?“ fragte der Knabe.

„Zur Hochzeit des Pfarrers!“

„Nimm dich in Acht!“ sagte der Knabe; „du hast einen so kostbaren Pelz, daß dir die Leute sogleich das Leben nehmen und dir das Fell abziehen werden“.

Der Fuchs säumte nicht und schlich wieder heim.

Dann kam der Weißfuchs.

„Wohin des Weges?“ fragte der Knabe.

„Zur Hochzeit des Pfarrers!“

„Ach, du Armer! Was willst du dort machen? Wenn du dahin kommst, fressen dich die Hunde!“

Der Weißfuchs fürchtete sich und kehrte wieder um.

Nun aber kam das Pferd.

„Wohin des Weges!“ fragte der Knabe.

„Zur Hochzeit des Pfarrers!“ antwortete das Pferd.

„Reise nicht dahin!“ sagte der Knabe; „wenn du dahin kommst, so nehmen sie dich, da du so stark bist, zur Arbeit und du gewinnst nie wieder die Freiheit!“

„Ach, niemand kann mich festhalten,“ sagte das Pferd; „ich reiße mich los, wenn ich nur will.“

Hierauf ging das Pferd weiter, ohne sich darum zu kümmern, was der Knabe gesagt hatte; als es aber dahin kam, wo die

Hochzeit stattfinden sollte, wurde es gebunden und zu einem Arbeitsthier gemacht.

Dann kam die Kuh.

„Wohin des Weges?" fragte der Knabe.

„Zur Hochzeit des Pfarrers!"

„Geh' nicht dahin!" sagte der Knabe; „du hast so viel Milch, eine so gute Haut und so gutes Fleisch, daß sie dich, wenn du dahin kommst, binden werden und du nie wieder die Freiheit erlangst."

Aber die Kuh achtete auch nicht auf die Warnung des Knaben und deshalb erging es ihr ebenso, wie es dem Pferde ergangen war. Sie wurden beide zu Hausthieren gemacht und erlangten nie wieder ihre Freiheit.

Dann kam die Ziege und auch sie wollte nicht auf den Rath des Knaben hören. Deshalb erging es ihr nicht besser als dem Pferde und der Kuh.

Dann kam das Schaf; aber obgleich der Knabe ihm abrieth, zur Hochzeit zu reisen, weil es nicht nur schöne Wolle, sondern auch gutes Fleisch habe, so half es doch nichts. Das Schaf war dumm genug, dahin zu gehen, und kam niemals wieder zurück.

Endlich kam auch das Renthier.

„Wohin des Weges?" fragte der Knabe.

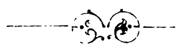
„Ich muß zum Hochzeitsschmaus, zum Pfarrer!" antwortete das Renthier.

„O, du Thor!" sagte der Knabe; „wenn du dahin kommst, wirst du den Leuten so gut gefallen, daß sie dich behalten, da du stark und geschwinder bist als jedes andere Thier ohne Flügel!"

„Ja, ich bin stark und bin flink," antwortete das Renthier; „es geschieht mir nichts, wenn sie mich auch binden; ich mache mich schon wieder frei, wenn ich will!"

Dann setzte das Renthier seinen Marsch fort. Es erging ihm aber nicht besser als den anderen Thieren, die zur Hochzeit des Pfarrers gekommen; es wurde ebenfalls gebunden, gezähmt und zum Arbeitsthier gemacht.

So ging es zu, daß einige Thiere wild und frei geblieben, andere gezähmt worden sind. Die ersteren waren folgsam und hörten auf einen vernünftigen Rath; die letzteren waren eigenwillig und unfolgsam und deshalb erging es ihnen, wie es allen ergeht, die wohlgemeinte Rathschläge nicht befolgen wollen.



IV.

Der Lachs und der Rothfisch.

(Aus Tanen.)

Ein Lachs schwamm einmal zeitig im Frühling den Tana-Fluß hinauf, gleich nachdem das Eis aufgegangen war. Als er weit, weit den Fluß hinaufgekommen war, blieb er endlich unter einem großen Wasserfall stehen und wählte sich einen bequemen Platz aus, wo er seinen Rogen legen könnte, wenn die Zeit dazu kam.

Als er eines Tages unter dem Wasserfall stand, kam ein Meerbarsch (Rothfisch*) zu ihm.

„Was bist denn du für ein Fisch?" fragte der Lachs.

„O, ich bin ein gar feiner Rothfisch, ich," antwortete der Seebarsch, „ein Halbbruder des Süßwasserbarsches und meine Flossen sind scharf wie Nähnadeln!"

Gleichzeitig stach er den Lachs, so daß dieser augenblicklich auf die Seite fuhr.

„Was willst du hier heroben im süßen Wasser, du, der nicht das geringste Fett am Leibe hat?" fragte der Lachs.

„Ich hab' mehr Fett in meinem Kopf," antwortete der Rothfisch, „als mancher Berglappe Vorrath in seiner Speisekammer besitzt. Willst du mit mir um die Wette schwimmen?"

---

*) *Sebastes norvegicus Cuv.*

Der Lachs würdigte den Rothfisch auf diese Aufforderung hin anfangs nicht einmal einer Antwort; wußte er doch sehr gut, daß er selber von allen Fischen am raschesten durch Wasserfälle hinaufschwimmen könne. Aber der Rothfisch ließ ihm keine Ruhe. Als der Lachs es am wenigsten erwartete, stach er ihn abermals mit seinen scharfen Flossen und fragte:

„Willst du mit mir um die Wette schwimmen?"

Nun ließ der Lachs sich von der Strömung etwas nach abwärts treiben, um einen guten Anlauf zu haben, und schnellte sich sodann durch den Wasserfall hinauf. Aber in diesem Augenblicke biß sich der Rothfisch fest in den Schweif des Lachses. Als der Lachs die oberste Höhe des Wasserfalles erreicht hatte und plötzlich umkehrte, um kopfüber wieder nach abwärts zu gehen, rief der Rothfisch, welcher am Schwanze hing:

„Sieh, nun bin ich höher als du; und du kommst hieher und willst mit mir um die Wette schwimmen, den die Menschen selten erhaschen können, während du hier stehst und dich von jedem alten Weibe fangen läßt?"

V.

Die Heuschrecke und die Mücke.

(In ganz Lappland verbreitet.)

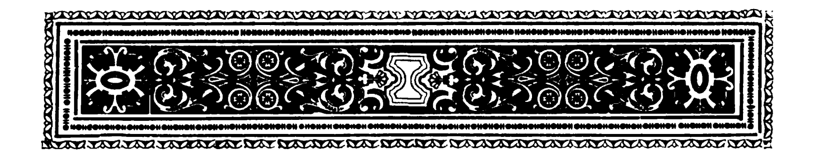
Die Heuschrecke frägt die Mücke:

„Was machst Du während des Sommers?"

„Ich singe," antwortete die Mücke; „aber was machst denn Du?"

„Ich?" antwortete darauf die Heuschrecke, „ich tanze zu deiner Musik"!



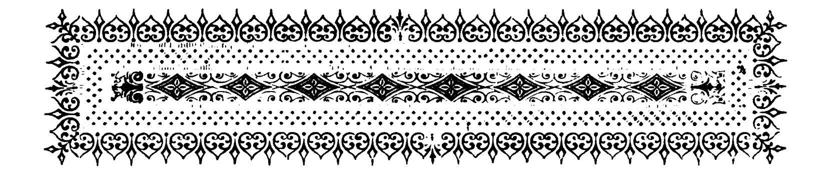


Zweite Abtheilung.

Mythen-Märchen.







In vielen lappländischen Märchen treten übernatürliche Wesen auf, welche zum Theile noch recht frische, daher sehr interessante Reminiscenzen an den alten heidnischen Glauben der Lappländer bilden. Es dürfte daher nicht überflüssig erscheinen, den Mythen-Märchen einen ganz kurzen Ueberblick über die lappischen Götter, Halbgötter und übernatürlichen Wesen und Mächte vorauszuschicken. Die Hauptquellen für die lappische Mythologie (denen ich hiebei folge) sind: J. A. Friis, »Lappisk Mythologie« (Christiania 1871) und Gustav v. Düben, »Om Lappland och Lapparne« (Stockholm 1873), Capitel 9, S. 214—246.

Der ursprüngliche heidnische Glaube der Lappen hat sich nicht lange in seiner Reinheit bewahrt, sondern ist vielfach von nordisch-germanischen und später von christlichen Mythen und Vorstellungen beeinflußt worden; gar Manches davon ist auch von den Finnen und anderen verwandten Völkern entlehnt und dieses zumeist so innig mit den eigenen religiösen Vorstellungen der Lappen verschmolzen, daß es bei der Darstellung der lappischen Mythologie oft schwer wird, das Fremde von dem Indigenen zu scheiden.

Nach der Vorstellung der Lappländer war das ganze Universum mit göttlichen Wesen erfüllt. Ueber dem Himmel, im Himmel, unter dem Himmel, auf dem Monde und auf den Sternen, auf der Erde und unter der Erde befanden sich Götter und Göttinnen; ja jeder Berg, jeder Wald, jeder See, jeder Bach, jede Quelle hatte nach der Vorstellung der Lappländer

einen unsichtbaren Schutzgeist (Halde, finnisch Haltia). Ein großer Theil der lappischen und finnischen Götter waren sogenannte Elementargötter oder Götter für einzelne Naturkräfte. Die tägliche Erfahrung lehrte sie, daß in der Natur vieles vorging, was nicht von ihrem Willen abhing, sondern im Gegentheile oft gegen ihre Wünsche ausfiel. Die schäumenden Wogen des Meeres, die verzehrende Flamme des Feuers, die Erde mit ihren hohen Bergen, ihren dunklen Wäldern und wilden Thieren; all' dies und unzählige andere Gegenstände zeigten dem rohen Naturmenschen ihre Ueberlegenheit und mahnten ihn mit mächtiger Stimme, niederzufallen und anzubeten. Allmählich erweitert sich die Vorstellung von dem Göttlichen und die Anzahl der Gegenstände, die angebetet werden, kann auf dem gewöhnlichen Entwicklungswege der Naturreligion leicht eine unendliche werden, wie dies bei den Grönländern der Fall gewesen zu sein scheint, welche in diesem Glauben an die Beseeltheit aller Dinge so weit gingen, daß sie meinten, selbst die allerunbedeutendsten Theile der sichtbaren Welt: ein Boot, ein Pfeil, ein Löffel, eine Schuhsohle hätten ihren »Inua« oder einen innewohnenden Geist, der Einfluß auf das Wohl und Wehe des Menschen ausüben könne oder der bei des Menschen Thun und Lassen nicht ganz außer Betracht gelassen werden dürfe (Friis).

Die lappischen Gottheiten waren ursprünglich sämmtlich gute und man opferte ihnen anfangs auch nur aus Furcht vor ihrem möglichen Zorne; die Vorstellung von bösen Geistern und Trollen ist erst später durch die engere Berührung mit den übrigen nordischen Völkerschaften eingepflanzt und gepflegt worden.

Die Gottheiten der Lappländer lassen sich am besten in vier Classen eintheilen, und zwar:

1. Ueberhimmlische Götter,
2. Götter des Himmels und der Luft,
3. Irdische Götter,
4. Unterirdische Götter.

Die überhimmlischen Götter „leben zu alleroberst oben im Sternenhimmel". Der höchste und größte derselben war ursprünglich Jubmel (d. h. Himmel), an dessen Stelle aber später Radien (d. h. Gewalt, Macht) gesetzt wurde, welcher, wie Jubmel, als Gott im Allgemeinen aufgefaßt, doch oft auch als Radien Attje (attje = Vater), der allgewaltige Beherrscher der Welt, und als Radien Kiedde (kiedde oder kidda = Frühling, Zeugungskraft), des Ersteren Sohn, der Alles leitet und ausführt, unterschieden wurde. Radien hatte auch eine Frau, Radien akka, d. h. Radiens Frau (akka = Frau) oder auch Tjårve (d. h. Horn), Radien genannt, welche die Fortpflanzung der Renthiere beschützte. Radien-Attje erschafft nichts selbst, sondern wirkt auf seinen Sohn ein, daß dieser Alles hervorbringe; vgl. unten. Die ganze Götterfamilie Radien erweist sich indessen nach Friis u. A. nicht als ursprünglich lappisch, sondern ist erst in die lappische Götterlehre aufgenommen worden, als das Volk schon ziemlich genauen Bescheid über die christliche Lehre von Gott-Vaters Verhältniß zu Gottes Sohn erhalten hatte.

Es folgen die Götter des Himmels und der Luft; unter diesen nimmt Beive oder Peive (finnisch: Päivä), d. h. die Sonne, den ersten Rang ein. Die Sonne wurde von den Lappen seit uralter Zeit verehrt als göttliche Macht, welche die Erde erleuchtet und erwärmt und das Gras für die Renthiere wachsen läßt. Eigentlich galt jedoch nicht die Sonne selbst für diejenige, welche das Gras wachsen ließ, sondern Sola-neita d. h. die Tochter der Sonne, durch welche auch Frost und Schneefall aufhörten. Die Tochter der Sonne, von der ein großer Gesang oder vielmehr eine Serie von Sagen allegorischen und mythischen Inhalts handelt, heirathete einen Mann Namens Njavvis und tritt deshalb in der Sage und im Märchen gewöhnlich unter dem Namen Njavvis-ene (oder N.-edne), d. h. Frau des Njavvis auf. Sie wird im Märchen stets als ein sehr gutmüthiges, aber auch einfältiges Wesen dargestellt, das sich

von Attjis-ene (vgl. unten) leicht zum Besten halten läßt. Beive hatte auch einen Sohn, Beive-bardne, von dessen Freierfahrt das einzige größere epische Gedicht lappischen Ursprungs, das noch ganz erhalten ist, handelt. Von zwei „Schwestern der Sonne" (Beiveoabak), nämlich der Morgenröthe und der Abendröthe erzählt ein Märchen. Die Familienmitglieder der Sonne scheinen übrigens, mit Ausnahme von Sola-neita, nur als Halbgötter oder Heroen betrachtet worden zu sein, die ihren Aufenthaltsort auf der Erde hatten. Auch ein irdisches Geschlecht leitete ja seine Abkunft von Beive ab, nämlich eine große Familie von Torneå Lappmark, das Beive-Geschlecht.

Gegenstand der Verehrung war bei den Lappländern auch der Mond (Manno) und einige Sterne (Nastek); Manno hatte eine Tochter, welche an Attjis verheirathet war und als Attjis-ene (oder A.-edne), d. h. Frau des Attjis, noch in den Märchen auftritt, wo sie als ein boshaftes, schlaues Trollweib erscheint, das durch allerlei List sich an die Stelle anderer Frauen zu setzen sucht und in jeder Beziehung der finnischen Syöjäter (d. h. Fresserin) entspricht. Beive und Manno werden auch als Ehepaar (!) oder die Sonne als Feindin des Mondes dargestellt.

Zu den Göttern des Himmels und der Luft werden ferner die drei sogenannten Ailekes oder Ailekes-olmak d. h. Heilige-Tage-Männer gezählt, nämlich der Ailekes olmai, der Sonntagsmann; Nubbe (d. h. der zweite) Ailekes, der Samstagsmann und Gulman (d. i. goalmad, der dritte) Ailekes, der Freitagsmann. Sie wurden als Untergötter angesehen, die geschaffen waren, den Lappen stets bei der Hand zu sein und ihre Gebete den großen Göttern zu überbringen. Man rief sie besonders an den ihnen geweihten Tagen an. Wie schon der Name Ailekes zu erkennen gibt, der unzweifelhaft identisch ist mit dem altnordischen heilagr (vgl. Thomsen, Ueber den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Halle, 1870. S. 49,

57, 63, 69, 75 und 129), sind diese göttlichen Wesen nicht lappischen Ursprungs, sondern dem katholischen Heiligencultus entlehnt.

Die irdischen oder unterhimmlischen Götter leben theils in der Luft, und zwar entweder in der obersten, in der mittleren oder in der untersten Region, theils auf der Erde.

Die oberste Luftschichte, gleich unter dem Himmel, bewohnt allein Mader-attje (von mad, madar = Herkunft und attje = Vater). Radien-kidda erhielt von Radien-attje die Macht und Gnade, Seelen und Geister zu erschaffen. Sowie er eine Seele erschaffen hat, schickt er sie Mader-attje, der seinen zu diesem Zwecke eingerichteten Bauch öffnet, die Seele in denselben hineingibt und um die Sonne herum zu seiner Frau Mader-akka, die in der mittleren Region wohnt, reist. Diese empfängt nun die Seele von ihm, nimmt sie in sich auf und schafft um dieselbe einen Körper. Soll nun aus diesem Körper ein Knabe werden, so schickt Maderakka denselben weiter an die Uks- oder Juks-akka (uks oder juks = Thür); soll aus dem Körper ein Mädchen werden, so wird er der Sar-akka (von saret = schaffen, formen) übergeben, damit sie demselben die weibliche Natur verleihe. Hierauf nimmt Maderakka das Kind neuerdings in ihren Leib, um ihm eine vollkommene Ausbildung zu geben und erst dann, wenn dies geschehen, überbringt sie es dem Weibe, welches dasselbe gebären soll. Die Lappen glaubten, daß auch die Renthiere und andere Thiere auf gleiche Weise geschaffen würden, schrieben daher diesen drei Göttinnen die Fürsorge um alle Fruchtbarkeit bei Menschen und Thieren zu und verehrten dieselben, besonders aber Sarakka, in hohem Grade.

Nach einer anderen Version erscheint Maderakka als die Mutter von Sarakka, Juksakka und Uksakka (die beiden letzteren werden also nicht als identisch angesehen und Juks in Juks-akka ist als juoks = ein Bogen aufzufassen), und Sarakka ist es, welche eigentlich dem Kinde im Mutterleibe den Körper, das Aussehen, die leiblichen Vorzüge und Gebrechen gibt — daher man auch

die Redensart gebrauchte: Nuft lae Sarakka muo sarram! d. h. Sarakka hat mich so geschaffen! — und auch die Geburtsschmerzen ebenso fühlt, wie die eigentliche Mutter. Juksakka schafft eine weibliche Frucht in eine männliche um und Uksakka empfängt die Kinder, wenn sie geboren sind, um sie vor Stoß und Fall zu bewahren. Am meisten wurde von diesen „Frauen" oder „Akak", wie schon oben bemerkt, Sarakka verehrt, und zwar besonders von dem weiblichen Geschlechte. Man glaubte, daß sie sich gewöhnlich bei der Feuerstätte in der Hütte aufhalte. „Diese Gottheit," schreibt Jessen, „hatten die Lappen beständig im Munde und im Herzen. An sie richteten sie ihre Gebete, zu ihr flehten sie in allen ihren Geschäften und Angelegenheiten und sie betrachteten sie als ihren Trost und ihre Zuflucht. . . . Was sie auch aßen und tranken, ihrer erinnerte man sich stets . . . Besonders aber wurde sie von schwangeren und in Kindesnöthen liegenden Frauen angerufen. Diese tranken „Sarakkawein", wenn die Stunde der Niederkunft nahte, und waren sie erlöst, so aßen sie mit den anwesenden Weibern „Sarakkabrei" *) und veranstalteten hierauf zu Ehren Sarakka's ein Gastgebot." Sonst bestanden die Opfer, die Sarakka dargebracht wurden, in Hähnen, Hühnern, Renthierkälbern und Hunden (letztere weiblichen Geschlechtes). — Während die meisten übrigen Götter den Lappen selbst heute nicht einmal mehr dem Namen nach in Erinnerung geblieben sind, spielt Sarakka unter dem Namen Gieddagäts-galgjo oder Gieddagäts-akka noch eine wichtige Rolle in den lappländischen Märchen, in denen sie als ein sehr altes, kluges, dabei immer wohlwollendes Weib dargestellt wird, das Alles weiß, was auf der Erde vergeht, und in Bedrängnissen mit Rath und Hilfe beisteht. Sie hält sich jedoch nicht mehr wie früher bei der

---

*) v. Düben erinnert passend an den »norna-greytur« (Nornen-Brei), welchen die Frauen auf den Faröern als erste Speise nach ihrer Entbindung essen. Vgl. Antikvarisk Tidsskrift, 1849—51, S. 308.

Feuerstätte auf, sondern an »giedda-gätje», d. h. an der Grenze des bewohnten Landes, daher der Name „Gieddagäts-galgjo". Sie spielt ganz dieselbe Rolle in den lappländischen Märchen, wie Leskiakka (d. h. Witwen-Hausfrau) in den finnischen. Gleich dieser war auch sie einmal verheirathet, lebte aber nach dem Tode ihres Mannes ganz allein und abgeschieden. v. Düben bezweifelt die Identität von Gieddegäts-galgjo und Sarakka (Friis nennt dafür in »Lappiske Evertyr og Folkesagn«, S. 14 — abweichend von »Lappisk Mythologi«, S. 93 — Maderakka) und hält die erstere für eine „von den nordischen Nachbarn geholte Fee".

An Uksakka (das Thürweib) erinnert noch die abergläubische Redensart: Uksakka bläst das Licht aus.

In der mittleren Luftschicht wohnt auch Horagalles, welcher nicht allein über Donner und Blitz, sondern auch über den Regenbogen, über Wind und Wetter, über das Meer und die Gewässer, sowie über des Menschen Wohl und Wehe, Leben und Gesundheit herrscht. Ihm durfte kein weibliches oder verschnittenes männliches Thier geopfert werden. Das Urbild von Horagalles ist — leicht erkenntlich — der nordische Thor.

Hieher gehören ferner: der Jagdgott Laeibolmai, der über alle wilden Thiere des Waldes herrschte und unter dessen Schutz ganz besonders der König des Waldes, der Bär, stand, der nicht nur den Lappen, sondern den meisten mit ihnen verwandten Völkerschaften für ein heiliges Thier galt; die Göttin der Zugvögel, Barbmo-akka, und die sogenannten „Großjunker" oder „Statthalter Gottes", Steingötzen, die im Gebirge oder am Meere gefunden werden und in ihrer Gestalt entweder dem Menschen oder einem Thiere ähnlich sind. Diesen Großjunkern schreiben die Lappländer Macht zu über alle Thiere, als: Bären, Wölfe, Füchse, Ottern, Renthiere, Fische und Vögel; sie waren die Gottheiten der Jagd und des Thierfanges. Fast identisch mit den Großjunkern sind die Seiteh (Sing. Seite), große Steine,

aber auch Baumstämme und Baumstümpfe, welche als Götzen verehrt wurden, besonders wenn dieselben eine menschen- oder thierähnliche Gestalt oder sonst etwas Besonderes an sich hatten. „Wenn der Lappe auf seinen einsamen Wanderungen auf einen Fels oder einen Stein von ungewöhnlicher Beschaffenheit stieß, wurde seine lebendige Einbildungskraft sogleich beeinflußt. Er konnte nicht annehmen oder verstand nicht, daß eine solche, bisweilen beinahe menschenähnliche Form durch gewöhnliche Naturkräfte, z. B. durch Verwitterung, gebildet sei; sondern er glaubte, daß dieselbe durch die Einwirkung übernatürlicher Wesen entstanden und ein Zeichen sei, daß die eine oder andere Gottheit im Himmel, auf der Erde oder unter der Erde sich hier vorzugsweise aufhalte und hier durch den betreffenden Naturgegenstand mit Opfern verehrt zu werden wünsche". Einen Ort von solcher Beschaffenheit nannten die Lappen ein „Passe", d. h. einen heiligen Ort, und hier opferten sie auch der Gottheit, zu der es sie zunächst am meisten drängte oder von der sie zunächst Grund hatten, zu glauben, daß sie diese Stätte zu ihrem Aufenthaltsort gewählt habe. Der Anlaß, daß ein Ort für ein Passe angesehen wurde, konnte auch wohl sein, daß es wegen irgend eines Naturhindernisses, z. B. eines Wasserfalles, eines Gletschers u. dgl. schwierig war, denselben mit der Renthierherde zu passiren, oder daß sich dort Unglücksfälle ereignet hatten. Ein solches Passe konnte mehr oder weniger bekannt und anerkannt, für mehrere Familien oder ganze Districte gemeinsam sein oder auch nur einer Familie allein gehören. Während also das Passe in der Regel nur eine heilige Stätte bezeichnet, sind die Seiteh die eigentlichen Götzen, die oft erst an einen solchen Platz geschafft wurden.

Die unterirdischen Götter oder Mächte wohnen theils nahe der Oberfläche, theils tief im Innern der Erde. Dicht an der Erdoberfläche, im Saivo (Plur. Saivok) oder Saiv-aimo (saiv = heilig, aimo = Heim), hielten sich die Saivo-olmak (d. h. die Saivo-Leute) auf, welche ich zwar mit v. Düben nicht

eigentlich für Götter ansehe, wie z. B. Castrén (Nordiska resor och forskningar, III. Band, Helsingfors 1870, S. 142—143) dies thut, die aber im alten religiösen Glauben der Lappländer doch eine wichtige Rolle spielten. Die Saivo-olmak sind nach v. Düben nichts anderes als die glücklich verstorbenen, durch den Tod vervollkommneten Vorfahren, welche ihre Nachkommen beschützten und dieselben beeinflußten; sie wohnten jedoch nicht wie die Einherjer der Valhöll an einem einzigen, Allen gemeinsamen Orte, sondern jeder an seiner besonderen ausgezeichneten Stätte in der Gegend, wo er gelebt und gewirkt, auf dem Landstück, das er besessen hatte; jedoch auch sie befanden sich, gleich den Einherjern, in einem vollkommeneren und glücklicheren Zustande als da sie lebten. Es gab aber im Saivo nicht nur Saivo-olmak (Saivo-Leute), sondern auch alle Arten von Thieren, welche auf der Erde lebten; dieselben waren, wie Alles im Saivo, von ausgezeichneter Beschaffenheit, so besonders drei Thiere, nämlich: ein Vogel = saivo-lådde, ein Fisch oder Wurm = saivo-quele oder gärmats (schwed.-lapp. kärbma) und ein Renthier = saivo-sarva; alle drei zusammen werden saivo-vuoigenes (Saivo-Geister) oder saivo-gadze (Saivo-Gefolge, Gesellschaft) genannt. Diese Thiere waren von verschiedenen Gestalten und Farben und erwiesen verschiedene Dienste auch den Menschen, welche einen Saivo-olmai zum Schutzgeiste hatten. —

Im Innern der Erde hatte sein Heim: Rutu; von ihm rührte alles Böse, besonders auch Krankheiten her; er ist das vornehmste böse Wesen, an das die Lappländer glaubten; sein Wohnort ist Rut-aimo = das Heim der Pest, die Hölle. Außer Rutu nennt die lappische Mythologie noch andere böse Geister, als: Fudno in Fudnos-aimo (dem schlechten Heim) und Mubben in Mubben-aimo (der zweiten Welt). Das Reich des Todes heißt allgemein Jabmek-aimo; die Herrschaft über dasselbe führt Rutu in Gemeinschaft mit seinem Weibe Jabmi-akka, Mutter des Todes.

Wie schon oben erwähnt, sind böse Geister und Mächte dem älteren Götterglauben der Lappen fremd und die genannten Wesen daher erst später demselben einverleibt worden.

Von anderen unterirdischen Wesen, die sich weder unter die Salvo-almak, noch unter die bösen Mächte einreihen lassen, seien noch genannt:

Die Gufitarak (Sing. Gufitar), Unterirdische oder Wesen, die unter der Erde, auf einem ganz flachen Lande oder im Meere, d. h. auf dem Meeresgrunde lebten; im letzteren Falle wurden sie Tjatse-olmak oder -haldek, Wasserleute, Wassergötter genannt. Sie treten oft unter den Menschen auf und spielen eine Rolle in den Märchen.

Eine andere Art unterirdischer Wesen, die sich bisweilen den Menschen zeigen, sind die Kadnihak; sie haben langes Haar, das bis zur Taille reicht und grünem Lein ähnlich ist, und tragen rothe Gewänder. Gleich den Menschen besitzen auch sie Renthiere, Hunde u. s. w. Ihre Sprache, ihr Gesang und ihre Tracht ist lappisch.

Eine interessante Gestalt des Volksglaubens, die in den Märchen und Sagen aus Schwedisch-Lappland häufig eine Rolle spielt, ist Vitra oder Vittra, ein weiblicher Berg- und Wassergeist, über den die betreffenden Märchen und Sagen selbst näheren Aufschluß geben.

Wesen, die keine „richtigen Menschen" — „Albma-olbmuk" —, sondern von irgendwo aus der Unterwelt, dem Meeresgrunde u. dgl. waren, nannte man allgemein Ulta-Leute.

Dem Volksglauben der Lappländer sind auch Gespenster sowie sonstige über- oder unnatürliche Wesen anderer Völker bekannt; so haben sie auch längst ihre Trollweiber oder Hexen, ihre Riesen u. dgl. Sie besitzen insbesondere viele Erzählungen von einem furchtbar großen Ungeheuer in Menschengestalt, welches sie Jetanas oder Jetanis nennen. Der Schilderung nach ist

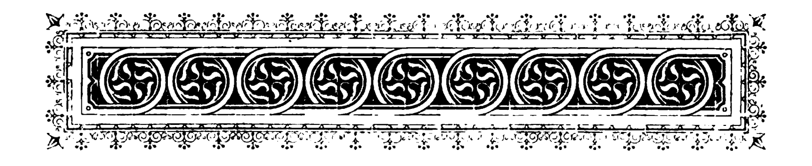
es eins mit dem skandinavischen „Jaette“ oder Riese und dem finnischen „Jatoni“ (oder in der Mythologie „Kalevan pojat“). Ein lappischer Jetanas war so viel größer als ein gewöhnlicher Mensch, daß er mit Leichtigkeit einen Lappen zwischen die Finger nehmen und in die Westentasche stecken konnte; ja, eine Kalevatochter nahm sogar einen Bauer zugleich mit seinem Pferde und Pflug in die Schürze, trug sie zu ihrer Mutter und fragte: „Was ist das für ein Käfer, den ich da draußen auf dem Felde fand, wie er in der Erde wühlte?“ (Vgl. Grimm D. M. 505 ff.) Wie im südlichen Skandinavien, so zeigt man auch in Lappmarken ungeheuer große Steine, die durch Riesen von weit entfernten Bergen sollen herabgeschleudert worden sein. In Torneå Lappmark haben mehrere Stellen noch ihren Jetanisnamen behalten; so findet man dort ein Jetanis-tschielgge (Riesenrücken), Jetanisjänkä (Riesenmoor) u. s. w. Ungefähr eine Meile nördlich von Karasuando befindet sich eine große Felsenplatte, die weit in den Fluß hineingeht und wie eine steinerne Brücke aussieht. Diese Platte soll von einem Riesen, der sich eine Brücke über den Fluß machen wollte, dahin gelegt sein und daher hat auch jene Stelle ihren Namen Jatuni-niva (Riesenstrom) erhalten. Die sogenannten Riesentöpfe (Jaettegryder), kleinere oder größere vom Wasser gebildete Löcher in den Bergfelsen, finden sich auch in Lappmarken. In Betreff dieser glaubt man aber nicht, daß sie von Riesen herrühren oder von ihnen benützt wurden. Man nennt sie Kadnika basatam garre (der Unterirdischen oder Bergweiber Waschfässer).

Ueber Stalo soll später ausführlich gehandelt werden.

Gleich den Norwegern und Schweden haben die Lappen und Finnen endlich auch Erzählungen von einem Wesen, das jene Trynetyrk oder Hundetyrk (Rüssel- oder Hundetürk), die Lappen aber Baednag-njudne, Hundenase, die Finnen Koiran-kuonalainen nennen, was dieselbe Bedeutung hat. Diese Ungeheuer

waren Menschen, deren Nase wie eine Hundsschnauze geformt war, so daß sie wie der Hund auf weite Entfernung Menschen wittern und ihrer Spur folgen konnten. Sie waren nicht nur schrecklich groß und häßlich, sondern hatten auch nur ein Auge, das mitten auf der Stirne saß. Baednag-njudne aß Menschen und es war daher sehr gefährlich, mit ihm in Berührung zu kommen.





VI.

Attjis-ene.

(Aus Skjärvö.)

Es waren einmal zwei Waisen, ein Knabe und ein Mädchen. Sie bauten sich eine Hütte tief in einer Einöde und lebten da so gut sie konnten. So geschah es denn eines Tages, daß der Sohn eines Königs dorthin kam und als er das Mädchen erblickte, sich dermaßen in sie verliebte, daß er nicht so rasch wieder fortkonnte und deshalb einige Tage bei ihnen blieb. Endlich aber mußte er denn doch wieder zu den Seinigen zurückkehren und da erfuhr er nach einem Jahre, daß das Mädchen von ihm ein Kind geboren hatte, weshalb er ihr und ihrem Bruder den Befehl zuschickte, sie sollten zu ihm auf sein Schloß kommen. Da man, um dorthin zu gelangen, über einen großen See fahren mußte, so zimmerte der junge Bursche ein Boot und sie fuhren ab.

Als sie eine Strecke weit gerudert waren, kam Attjis-ene an den Strand hinabgesprungen, rief ihnen zu und bat flehentlich, sie als Magd begleiten zu dürfen. Die Schwester jedoch wollte das Anerbieten nicht annehmen.

„Ei," sprach der Bruder, „warum kannst du sie nicht als Magd mitnehmen?" Und so wurde ihr denn erlaubt, mitzukommen.

Da nun die Schwester auf dem Vordertheile des Bootes, der Bruder hinten und Attjis-ene in der Mitte saß, so konnte letztere sehr genau hören, was die beiden andern sagten, während diese dagegen einander nicht gut hören konnten. Als sie so eine gute Strecke gerudert waren, fingen sie endlich an, das Königsschloß in der Ferne zu erblicken.

„Zieh dir nun die besten Kleider an," sprach der Bruder zur Schwester, „denn schon können wir da unten das königliche Schloß sehen".

„Was sagt mein Bruder?" fragte die Schwester.

„Was dein Bruder sagt?" antwortete Attjis-ene, „er sagt, daß Du dir deine besten Kleider anziehen und in's Wasser springen sollst, dann wirst du zu einer Goldente".

Die Schwester hörte nun zu rudern auf und fing an, sich zu schmücken.

„Mach rasch," sagte der Bruder, „denn das Schloß ist schon ganz nahe".

„Was sagt mein Bruder?" fragte wiederum die Schwester.

„Er sagt," antwortete Attjis-ene, „daß du deine besten Kleider anlegen und in's Wasser springen sollst, dann wirst du eine Goldente und der Königssohn wird dich dann noch viel lieber haben als vorher".

Die Schwester that, wie der Bruder sagte und sprang in's Wasser. Der Bruder wollte sie wieder herausziehen, allein ehe er sie fassen konnte, war sie in eine Goldente verwandelt und schwamm fort, während Attjis-ene alsobald das Kind ergriff, es an die Brust legte und säugte. Als sie an dem Ufer anlangten, wo das Königsschloß lag, kamen ihnen Leute entgegen, welche sie in das Schloß führten, wo aber der junge Bursche nicht zu erzählen wagte, was unterwegs vorgefallen war.

Den Tag darauf jedoch nahm er das Kind und trug es an den Strand und fing an zu rufen:

Oabbatsamaj,
Boade gaddai!
Mannat tsierro,
Gussat mäkko,
Boade gaddai!

„Liebe Schwester,
Komm zum Strande!
Dein Kind weint,
Deine Kuh brüllt,
Komm zum Strande!

Sogleich kam die Ente an's Ufer geschwommen und da der Bruder ihr das Kind entgegen hielt, verwandelte sie sich wieder in seine Schwester, nahm das Kind und säugte es. Als sie damit fertig war, gab sie es dem Bruder zurück, der zugleich auch sie selbst festhalten wollte; allein sie verwandelte sich wieder in eine Goldente und schwamm in den See hinaus.

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse dachte der Bruder darüber nach, wie er es anfangen sollte, um seine Schwester wieder zu bekommen, konnte aber nichts ausfindig machen und beschloß daher, sich an Gieddagäts-galgjo zu wenden. Diese gab ihm den Rath, sich eine so weite Kleidung zu machen, daß zwei Menschen sie zu gleicher Zeit anziehen könnten, ohne deshalb anders als ein einziger Mensch auszusehen; dann sollte er an das Ufer hinabgehen und wie früher rufen:

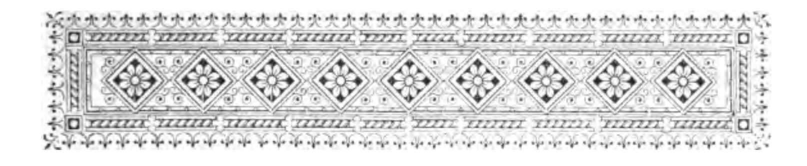
„Liebe Schwester,
Komm zum Strande!
Dein Kind weint,
Deine Kuh brüllt,
Komm zum Strande!"

Der junge Mann that, wie ihm gerathen war, und als die Schwester ihm nun das Kind, nachdem sie es gestillt, zurückgab, faßte der andere Mann, den sie nicht gesehen hatte, sie

um den Leib und hielt sie fest. Dennoch wäre sie ihm fast wieder entgangen, denn bald verwandelte sie sich in seinen Händen in einen ganz kleinen Wurm, bald in eine häßliche Kröte, bald in [illegible], bald in eine Mücke, aber [illegible] sie sich auch verwandeln mochte, er ließ nicht los und endlich nahm sie wieder ihre menschliche Gestalt an.

[illegible] nach dem Königsschlosse kommen wollte, [illegible] Figur von ihr [illegible]

[illegible]



VII.

Attjis-ene und Njavvis-ene.

(Aus Alten.)

Attjis-ene und Njavvis-ene waren Nachbarn. Sie bekamen jede ein Kind; Attjis-ene eine Tochter und Njavvis-ene einen Sohn. Eines Tages sagte Attjis-ene zu Njavvis-ene:

„Komm', gehen wir hinaus, Molterbeeren pflücken! Diejenige, welche zuerst ihren Eimer voll hat, soll den Knaben haben, diejenige, welche verliert, soll das Mädchen erhalten."

Attjis-ene hätte gern den Knaben in ihren Besitz bekommen, da sie wußte, daß er mit der Zeit ein Jäger werden würde und sie daher in ihren alten Tagen gut werde ernähren können. Njavvis-ene hatte natürlich keine Lust, auf diesen Handel einzugehen; aber schließlich gelang es Attjis-ene doch, sie zu überreden, so daß sie auf diese Wette einging.

So nahmen sie denn Jede ihren Eimer und gingen fort, Molterbeeren zu pflücken. Aber Attjis-ene nahm ihren Vortheil wahr, ohne daß Njavvis-ene es bemerkte. Sie füllte zuerst den Boden des Eimers mit Moos und Haidekraut aus, pflückte dann Beeren und legte sie darauf. Njavvis-ene beeilte sich so sehr sie konnte, um die meisten Beeren zu haben, aber es half nichts.

Als sie noch in der besten Arbeit war, rief Attjis-ene:

„Sieh' her, nun ist mein Eimer voll! Nun gehört der Knabe mir und du bekommst das Mädchen!"

Und dabei blieb es. Attjis-ene nahm den Knaben und Njavvis-ene erhielt das Mädchen; hierauf gingen sie wieder heim.

Als der Knabe heranwuchs, wurde er ein flinker Jäger. Er ging auf die Wildrenthierjagd und schoß viele Thiere; Attjis-ene lebte gut und angenehm und es fehlte ihr an nichts. Njavvis-ene aber und das Mädchen hatten nichts anderes, woraus sie Suppe kochen konnten, als alte Schuhsohlen und Lederlappen. Sie bereute es jeden Tag, daß sie so leichtsinnig gewesen war, sich zur Wette mit Attjis-ene verlocken zu lassen.

Eines Tages machten Njavvis-ene und die Tochter wie gewöhnlich Feuer, um aus den Lederlappen und Schuhsohlen Suppe zu kochen. Am selben Tage war auch der Bursch auf Wildrenthierjagd ausgegangen.

Als es gegen Abend ging, schoß er ein Renthier und zog demselben die Haut ab. Das Fleisch vergrub er bis auf ein paar fette Stücke, die er in seinem Proviantsack mit sich nahm.

Auf dem Wege vom Berge hinab bemerkte er, daß von einem kleinen Erdhügel Rauch aufstieg. Er wunderte sich darüber, dachte nach, was es wohl sein könne, und ging näher, um genauer nachzusehen. Als er dahin kam, schlich er zu dem Loche, aus dem der Rauch aufstieg, blickte durch dasselbe hinab und sah nun, daß in einer Erdhütte ein Kessel über dem Feuer hing und in dem Kessel nur alte Schuhlappen sich befanden. Ein junges Mädchen stand dabei und gab auf den Kessel acht, wobei sie von Zeit zu Zeit in denselben hineinblickte. Als sie sich abwandte, ließ der Bursch ein paar fette Fleischbissen in den Kessel fallen.

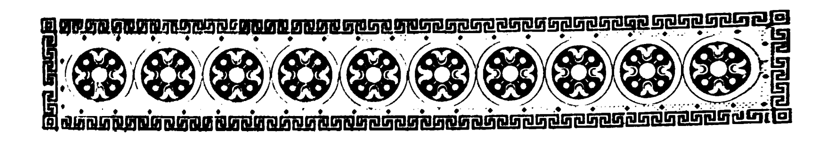
„Mutter! Mutter! komm' und sieh'!" sagte das Mädchen, „unser Kessel setzt Fett ab!"

„Geh', du schwatzest wieder, was du kannst," sagte die Alte; „es wäre schon gut, wenn alte Schuhlappen Fett absetzen würden! Ja, deine Mutter hat es freilich fetter als wir!"

Der Bursch hörte Alles, was sie sagten, und konnte sich nicht erklären, wie dies zusammenhänge. Er begann zu argwöhnen, daß es nicht seine rechte Mutter sei, bei der er auferzogen worden war; und je länger er zuhörte, desto mehr kam er zur Ueberzeugung, daß seine Mutter die sei, die hier wohne.

Er beschloß deshalb nach Hause zu gehen und seine alte Stiefmutter aus dem Leben zu schaffen, da er ja annehmen mußte, daß sie eine Zauberin sei.

Als er dies gethan hatte, begab er sich zu seiner rechten Mutter. Sie beide nahmen nun auch der Tochter der Attjis-ene das Leben, und von dieser Zeit an lebten sie gut und vergnügt zusammen.



VIII.

Meerleute.

(Aus Nässeby.)

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne; der eine von ihnen war zänkisch und fluchte immer, der andere gutmüthig und friedfertig. Eines Tages fuhren sie auf die See hinaus, um zu fischen. Als sie das Boot mit Fischen angefüllt hatten, ruderten sie wieder nach den Strande, machten Feuer an und kochten sich ein Nachtmahl. Nachdem sie gegessen hatten, legten der Vater und der ältere Sohn sich schlafen; der jüngere jedoch war nicht schläfrig. Um sich die Zeit zu vertreiben, ging er längs des Strandes spazieren. Da erblickte er ein kleines Boot, welches gegen das Land zu angerudert kam; er setzte sich auf einen Stein, um zu warten und zu sehen, wer denn da ganz allein daher käme. Als das Boot näher kam, rief es daraus dem Burschen zu:

„Was sitzest du da und schaust?“

„Ah, ich wollte nur sehen, wer käme,“ antwortete der Bursch.

Im Boote aber befand sich ein alter Mann.

„Komm' herein in's Boot, mein Junge, wir wollen hinaus fahren und mit Handschnüren fischen!“ sagte der Alte.

Der Bursch sprang in's Boot, und sie ruderten nun den Fjord hinaus. Als sie aber beiläufig in die Mitte des Fjords gekommen waren, fiel ein so dichter Nebel ein, daß sie nirgends mehr Land sehen konnten.

„Es herrscht ein so dichter Nebel," sagte der Bursch, „daß ich fürchte, wir finden gar nicht wieder an's Land."

„Ah, sei unbesorgt," sagte der Alte: „es hat keine Noth."

Als sie ein Stück weiter gerudert waren, begann es sich wieder aufzuklären. Der Nebel erhob sich beiläufig drei Klafter hoch, blieb aber dann dicht wie eine Dachdecke hangen. Als sie wieder eine Weile gerudert hatten, erblickten sie in weiter Ferne etwas Undeutliches, das einem Dorf glich.

„Was ist denn das für ein Dorf dort?" fragte der Bursch.

„Das ist unser Dorf," sagte der Alte.

Als sie sich dem Lande näherten, kamen die Söhne des Alten zum Strande herab, um das Boot an's Land ziehen zu helfen. Der Bursch begann ängstlich zu werden, er konnte sich nicht vorstellen, wohin er gekommen sei; er kannte weder Land, noch Strand, noch Volk.

„Komm' nun und folge mir, wir gehen zum Dorf hinauf!" sagte der Alte.

Der Bursch zögerte eine Weile, aber der Alte bat ihn so schön, daß er schließlich doch mitgehen mußte. Als sie hinauf gekommen waren, brachte der Mann für sich und den Burschen Speise herbei und forderte ihn auf, zu essen. Der Bursch wagte aber nicht, etwas anzurühren.

„Bora, bora! — Iß, iß!" — sagte der Alte, „du sollst an dem, was du bei uns hier zu essen bekommst, nicht Noth leiden; wir sind nicht so wie die anderen Gufitarak, d. h. die Unterirdischen, die im Innern der Erde wohnen!"*)

So aß er denn. Als sie gegessen hatten, wollten die beiden Söhne des Alten auf Fischfang gehen.

„Wenn du Lust hast, kannst du ebenfalls mit ihnen auf Fischfang gehen," sagte der Alte.

*) Nach dem Volksglauben muß Derjenige, der etwas von der Kost der Unterirdischen genossen hat, immer bei diesen bleiben.

Der Bursch that so. Als sie von der See zurückkamen, sollten sie die Fische an einem Handelsplatze verkaufen. Der Bursch wollte nun ebenfalls dahin mit, aber der Alte sagte zu ihm:

„Es ist besser, du bleibst hier, bis meine Söhne wieder von ihrem Handelsgeschäfte zurückkommen. Du wirst schon deinen Antheil erhalten, es braucht dir darum nicht bange zu sein; du sollst keine Noth haben. Sobald meine Söhne wieder heimkehren, sollst auch du wieder zu deinen Angehörigen zurückkommen! Was willst du für deinen Antheil an den Fischen haben — Mehl, Grütze oder Geld!"

„Ah, am liebsten ist mir Geld'" sagte der Bursch. Als die beiden Söhne sich entfernt hatten, ging der Bursch wieder mit dem Alten in das Dorf hinauf.

„Wenn du Lust hast," sagte der Alte, „so kannst du meinetwegen in der Stadt umhergehen und dich darin umsehen. Solltest du aber irgend Etwas sehen, was du nicht begreifst, so frage Niemand und erzähle es niemand Anderem als mir. Ich werde es dir später schon erklären."

So ging denn der Bursch von dannen. Als er eine Weile herumspaziert war, gewahrte er eine bedeutende Anzahl von Ziegen, die herumgingen und da und dort auf den Hofplätzen herumschnoberten und schnappten. Hierauf sah er auch, daß von dem Nebel, der oben wie das Dach in einer Stube stand, Handschnüre niederhingen. Da schnappte eine der Ziegen nach einem Angelhaken und alsbald fuhr sie dann empor durch den Nebel und verschwand. Der Bursch sah dies Alles und wunderte sich darüber, wie dies zusammenhänge, sagte aber nichts. Gleich darauf sah er wieder eine Ziege nach einer Angel schnappen und durch den Nebel in die Höhe fahren, wie die erste.

Er fand nun, dies sei so merkwürdig und besonders, daß er wieder zu dem alten Mann zurückging, um von ihm

Aufklärung über die Sache zu erhalten. In diesem Augenblicke kamen auch die beiden Söhne, welche sich nach dem Handelsplatze begeben hatten, um die Fische zu verkaufen, und der Bursch bekam für seinen Antheil hundert Thaler. Hierauf nahm der Alte den Burschen wieder mit sich in das Boot und sie begaben sich auf den Rückweg.

Unterwegs fragte der Bursch:

„Höre, guter Alter, was konnte das wohl sein: ich sah auf den Hofplätzen Ziegen herumschnobern und die eine und die andere an die Angelschnüre beißen, die durch den Nebel niederhingen, und in die Luft hinauf fahren?"

Da begann der Alte zu erklären:

„Die Handschnüre, die du sahst, gehören deinem Volke und die Ziegen, welche du sahst, sind seine Fische; deine Leute liegen oben auf dem Meere und fischen; sie fingen eben Fische, als du die Ziegen an die Angeln beißen sahst. Die Ziegen sind nichts Anderes als Fische, wie du siehst; aber sie sehen einmal bei uns herunten nicht anders aus. Wir sind nämlich Meer-Gufitarak und hier sind unsere Wohnsitze und Dörfer und Leib und Leben und Alles."

Als sie ein Stück weit gefahren waren, stießen sie wieder auf denselben dichten Nebel, der bei der Ausfahrt über sie gekommen war, und als sie aus demselben herauskamen, erblickten sie wieder vom Strand so viel, daß der Bursch sich auskannte. Der Alte führte den Burschen zurück zu der Stelle, von wo er ihnmit sich genommen hatte, und sagte zum Schlusse:

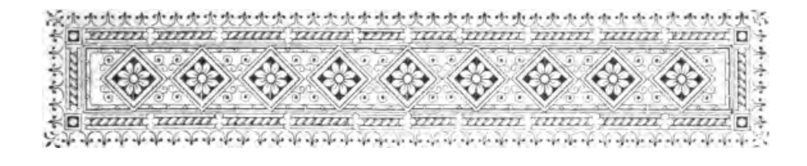
„Du sollst deinem Bruder nichts von dem Gelde geben, welches du bei uns erhalten hast, und du sollst Niemand etwas erzählen, als deinem Vater!"

Der Alte wollte dem älteren Bruder nichts vergönnen, weil er so voll Bosheit war und immer fluchte; die Gufitarak können nämlich die Leute nicht leiden, die gern fluchen.

um den Leib und hielt sie fest. Dennoch wäre sie ihm fast wieder entschlüpft; denn bald verwandelte sie sich in seinen Händen in einen ganz kleinen Wurm, bald in eine häßliche Kröte, bald in ein Stück Seegras, bald in eine Mücke; aber in was sie sich auch verwandeln mochte, er ließ nicht los und endlich nahm sie wieder ihre menschliche Gestalt an.

Da sie nun mit ihnen nach dem Königsschlosse kommen sollte, wollte sie, wie sehr sie auch baten, durchaus nicht eher mitgehen, als bis Attjis-ene verbrannt und jede Spur von ihr mit Schwefel, Feuer und Wasser ausgetilgt wäre.

Der Königssohn wurde daher von Allem, was sich zugetragen, in Kenntniß gesetzt, so daß er alsbald eine große, tiefe Grube graben, sie mit Pech und Theer anfüllen und dies anzünden ließ. Hierauf begab er sich mit Attjis-ene dorthin unter dem Vorwande, das Feuer brennen zu sehen, und während sie um dasselbe herumgingen, gab er ihr plötzlich von hinten einen tüchtigen Stoß, so daß sie in die Grube stürzte und verbrannte. Nun machte er das arme Mädchen zu seiner Gemahlin und hielt eine prächtige Hochzeit; ich aber reiste von dort weg und weiß nicht, wie es später zugegangen ist.



VII.

Attjis-ene und Njavvis-ene.

(Aus Alten.)

Attjis-ene und Njavvis-ene waren Nachbarn. Sie bekamen jede ein Kind; Attjis-ene eine Tochter und Njavvis-ene einen Sohn. Eines Tages sagte Attjis-ene zu Njavvis-ene:

„Komm', gehen wir hinaus, Molterbeeren pflücken! Diejenige, welche zuerst ihren Eimer voll hat, soll den Knaben haben, diejenige, welche verliert, soll das Mädchen erhalten."

Attjis-ene hätte gern den Knaben in ihren Besitz bekommen, da sie wußte, daß er mit der Zeit ein Jäger werden würde und sie daher in ihren alten Tagen gut werde ernähren können. Njavvis-ene hatte natürlich keine Lust, auf diesen Handel einzugehen; aber schließlich gelang es Attjis-ene doch, sie zu überreden, so daß sie auf diese Wette einging.

So nahmen sie denn Jede ihren Eimer und gingen fort, Molterbeeren zu pflücken. Aber Attjis-ene nahm ihren Vortheil wahr, ohne daß Njavvis-ene es bemerkte. Sie füllte zuerst den Boden des Eimers mit Moos und Haidekraut aus, pflückte dann Beeren und legte sie darauf. Njavvis-ene beeilte sich so sehr sie konnte, um die meisten Beeren zu haben, aber es half nichts.

Als sie noch in der besten Arbeit war, rief Attjis-ene:

„Sieh' her, nun ist mein Eimer voll! Nun gehört der Knabe mir und du bekommst das Mädchen!"

Und dabei blieb es. Attjis=ene nahm den Knaben und Njavvis=ene erhielt das Mädchen; hierauf gingen sie wieder heim.

Als der Knabe heranwuchs, wurde er ein flinker Jäger. Er ging auf die Wildrenthierjagd und schoß viele Thiere; Attjis=ene lebte gut und angenehm und es fehlte ihr an nichts. Njavvis=ene aber und das Mädchen hatten nichts anderes, woraus sie Suppe kochen konnten, als alte Schuhsohlen und Lederlappen. Sie bereute es jeden Tag, daß sie so leichtsinnig gewesen war, sich zur Wette mit Attjis=ene verlocken zu lassen.

Eines Tages machten Njavvis=ene und die Tochter wie gewöhnlich Feuer, um aus den Lederlappen und Schuhsohlen Suppe zu kochen. Am selben Tage war auch der Bursch auf Wildrenthierjagd ausgegangen.

Als es gegen Abend ging, schoß er ein Renthier und zog demselben die Haut ab. Das Fleisch vergrub er bis auf ein paar fette Stücke, die er in seinem Proviantsack mit sich nahm.

Auf dem Wege vom Berge hinab bemerkte er, daß von einem kleinen Erdhügel Rauch aufstieg. Er wunderte sich darüber, dachte nach, was es wohl sein könne, und ging näher, um genauer nachzusehen. Als er dahin kam, schlich er zu dem Loche, aus dem der Rauch aufstieg, blickte durch dasselbe hinab und sah nun, daß in einer Erdhütte ein Kessel über dem Feuer hing und in dem Kessel nur alte Schuhlappen sich befanden. Ein junges Mädchen stand dabei und gab auf den Kessel acht, wobei sie von Zeit zu Zeit in denselben hineinblickte. Als sie sich abwandte, ließ der Bursch ein paar fette Fleischbissen in den Kessel fallen.

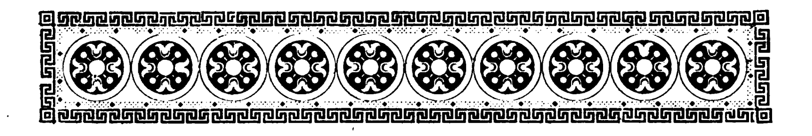
„Mutter! Mutter! komm' und sieh'!" sagte das Mädchen, „unser Kessel setzt Fett ab!"

„Geh', du schwatzest wieder, was du kannst," sagte die Alte; „es wäre schon gut, wenn alte Schuhlappen Fett absetzen würden! Ja, deine Mutter hat es freilich fetter als wir!"

Der Bursch hörte Alles, was sie sagten, und konnte sich nicht erklären, wie dies zusammenhänge. Er begann zu argwöhnen, daß es nicht seine rechte Mutter sei, bei der er auferzogen worden war; und je länger er zuhörte, desto mehr kam er zur Ueberzeugung, daß seine Mutter die sei, die hier wohne.

Er beschloß deshalb nach Hause zu gehen und seine alte Stiefmutter aus dem Leben zu schaffen, da er ja annehmen mußte, daß sie eine Zauberin sei.

Als er dies gethan hatte, begab er sich zu seiner rechten Mutter. Sie beide nahmen nun auch der Tochter der Attjis-ene das Leben, und von dieser Zeit an lebten sie gut und vergnügt zusammen.



VIII.

Meerleute.

(Aus Nässeby.)

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne; der eine von ihnen war zänkisch und fluchte immer, der andere gutmüthig und friedfertig. Eines Tages fuhren sie auf die See hinaus, um zu fischen. Als sie das Boot mit Fischen angefüllt hatten, ruderten sie wieder nach den Strande, machten Feuer an und kochten sich ein Nachtmahl. Nachdem sie gegessen hatten, legten der Vater und der ältere Sohn sich schlafen; der jüngere jedoch war nicht schläfrig. Um sich die Zeit zu vertreiben, ging er längs des Strandes spazieren. Da erblickte er ein kleines Boot, welches gegen das Land zu angerudert kam; er setzte sich auf einen Stein, um zu warten und zu sehen, wer denn da ganz allein daher käme. Als das Boot näher kam, rief es daraus dem Burschen zu:

„Was sitzest du da und schaust?"

„Ah, ich wollte nur sehen, wer käme," antwortete der Bursch.

Im Boote aber befand sich ein alter Mann.

„Komm' herein in's Boot, mein Junge, wir wollen hinaus fahren und mit Handschnüren fischen!" sagte der Alte.

Der Bursch sprang in's Boot, und sie ruderten nun den Fjord hinaus. Als sie aber beiläufig in die Mitte des Fjords gekommen waren, fiel ein so dichter Nebel ein, daß sie nirgends mehr Land sehen konnten.

„Es herrscht ein so dichter Nebel," sagte der Bursch, „daß ich fürchte, wir finden gar nicht wieder an's Land."

„Ah, sei unbesorgt," sagte der Alte: „es hat keine Noth."

Als sie ein Stück weiter gerudert waren, begann es sich wieder aufzuklären. Der Nebel erhob sich beiläufig drei Klafter hoch, blieb aber dann dicht wie eine Dachdecke hangen. Als sie wieder eine Weile gerudert hatten, erblickten sie in weiter Ferne etwas Undeutliches, das einem Dorf glich.

„Was ist denn das für ein Dorf dort?" fragte der Bursch.

„Das ist unser Dorf," sagte der Alte.

Als sie sich dem Lande näherten, kamen die Söhne des Alten zum Strande herab, um das Boot an's Land ziehen zu helfen. Der Bursch begann ängstlich zu werden, er konnte sich nicht vorstellen, wohin er gekommen sei; er kannte weder Land, noch Strand, noch Volk.

„Komm' nun und folge mir, wir gehen zum Dorf hinauf!" sagte der Alte.

Der Bursch zögerte eine Weile, aber der Alte bat ihn so schön, daß er schließlich doch mitgehen mußte. Als sie hinauf gekommen waren, brachte der Mann für sich und den Burschen Speise herbei und forderte ihn auf, zu essen. Der Bursch wagte aber nicht, etwas anzurühren.

„Bora, bora! — Iß, iß!" — sagte der Alte, „du sollst an dem, was du bei uns hier zu essen bekommst, nicht Noth leiden; wir sind nicht so wie die anderen Gufitarak, d. h. die Unterirdischen, die im Innern der Erde wohnen!" *)

So aß er denn. Als sie gegessen hatten, wollten die beiden Söhne des Alten auf Fischfang gehen.

„Wenn du Lust hast, kannst du ebenfalls mit ihnen auf Fischfang gehen," sagte der Alte.

*) Nach dem Volksglauben muß Derjenige, der etwas von der Kost der Unterirdischen genossen hat, immer bei diesen bleiben.

als die drei Mädchen sich wieder einstellten und ganz ebenso thaten, wie das erste Mal; doch auch an diesem Tage störte der junge Bauernsohn sie nicht, bemerkte indeß, daß die Kleider, welche das eine der Mädchen etwas abseits legte, hübscher waren als die der andern beiden.

Am dritten Tage jedoch begab er sich hin mit dem Vorsatz, daß, wenn er die Mädchen noch einmal zu sehen bekäme, er die Kleider, welche die eine von ihnen besonders legte, verstecken wollte. Wie gedacht, so gethan. Die Mädchen kamen wieder, und während sie sich badeten, schlich der junge Bursch herbei, nahm die schmuckſten Kleider mit fort und versteckte sie. Als nun die Mädchen sich gebadet hatten und wieder an's Ufer stiegen, fanden zwei von ihnen ihre Kleider an dem Orte, wo sie dieselben hingelegt, zogen sie an und verschwanden; die Dritte hingegen fand die ihrigen nicht. Sie wurde darüber sehr bange und traurig, lief hin und her und rief aus:

„Wenn du, der du mir die Kleider genommen, ein Mann bist, so verspreche ich dir als Liebste dasjenige Mädchen, das du selbst dir wünschest, bist du aber ein Mädchen, so verspreche ich dir den Bräutigam, den du selbst dir wünschest."

Da kam der junge Bursch aus seinem Versteck hervor und rief:

„Du bekommst deine Kleider nicht eher, als bis du mir versprichst, selbst meine Frau zu werden."

Das Mädchen weinte und jammerte und sagte, daß dies nicht möglich wäre.

„Ich kann hier nicht leben, da ich hier nicht zur Welt gekommen bin, und du kannst da nicht leben, wo ich herkomme."

Der junge Bursch meinte indeß, daß dies doch wohl anginge, und er sprach und bat so lange, bis sie schließlich nachgeben und ihm versprechen mußte, seine Frau zu werden, obwohl sie dabei heftig weinte. Er führte sie also zu seinen Eltern, ließ sie taufen und gab ihr einen christlichen Namen, worauf sie sich

ehelich verbanden und nach einigen Jahren einen Sohn bekamen. Als dieser so groß geworden war, daß er gehen konnte, begleitete er eines Tages seinen Vater nach dem Vorrathshause. In dem Kasten aber, aus welchem dieser etwas herauszunehmen hatte, lagen obenauf einige Kleidungsstücke, die er zuvörderst bei Seite legte, und da sie dem Knaben, der dabei stand, ganz besonders schmuck und rar dünkten, so fragte er den Vater, wem sie denn gehörten? Der Vater gab aber hierauf keine Antwort, sondern legte die Kleider wieder an ihre Stelle.

Des andern Tages jedoch, als er in den Wald gegangen und die Mutter mit dem Knaben allein geblieben war, erzählte er ihr von den schmucken und raren Kleidern, die er mit dem Vater im Vorrathshause gesehen. Die Mutter nahm den Knaben bei der Hand und hieß ihn ihr zeigen, wo denn die Rarität läge. Als sie den Kasten öffnete, erkannte sie gleich die Kleider wieder, die sie einst aus dem Meere mitgebracht hatte, und empfand darüber zugleich Freude und Traurigkeit; doch nahm sie dieselben mit in die Stube; hier legte sie sie an, küßte das Söhnchen, welches auf der Schwelle stehen blieb und ihr nachblickte, ging dann nach dem Strande hinab und verschwand in dem Meere, aus dem sie gekommen war.

Als nun der Mann nach Hause kehrte und seine Frau nirgends sah, fragte er den Knaben:

„Wo ist deine Mutter?"

„Die Mutter," sagte dieser, „ist an's Meer gegangen."

Der Mann dachte sich nun gleich, daß sie wohl ihre Meerfrauenkleider, die er in dem Kasten aufgehoben, wiedergefunden hätte und in ihre alte Heimat zurückgekehrt wäre. Er wurde also sehr traurig und wußte nicht, was er anfangen sollte; endlich jedoch suchte er Gieddagäts-galgjo und erzählte ihr das Vorgefallene.

„Hast du Kinder?" fragte sie.

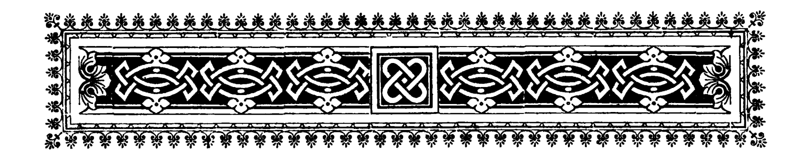
„Ja," antwortete er, „einen kleinen Sohn."

„So sei nicht länger traurig," sprach jene, „sie kommt noch dreimal wieder in dein Haus; lässest du sie aber das dritte Mal fort, so kehrt sie nimmer wieder. Heute Nacht kommt sie das erste Mal; jedoch darfst du dich in deinem Bette nicht rühren, sondern mußt thun, als ob du schliefest. Sie wird sich bei dem Kinde niedersetzen und es eine Zeit lang streicheln und liebkosen. In der zweiten Nacht wird sie wieder kommen und eben so thun. Sobald es nun aber am dritten Tage Abend zu werden beginnt, mache dir im Winkel bei der Thür ein Versteck zurecht, und das Bett laß du so aussehen, als ob du darin lägest und schliefest. Wenn sie dann das dritte Mal kommt, so hält sie sich am längsten auf; in dem Augenblick aber, wo sie fortgehen will, fasse du sie um den Leib und halte sie mit allen Kräften fest, sprich ihr liebevoll zu und suche sie zu überreden, daß sie bei dir bleibe. Wenn sie nun nachgibt und nicht länger versucht sich von dir loszureißen, so führe sie zum Bett und lege dich mit ihr hinein. Sobald sie aber eingeschlafen ist, stehe leise auf, geh hinaus und sieh zu, daß du die Kleider findest, welche sie trug, als sie aus dem Meere kam. Sie liegen an der Ecke des Hauses, bringe sie zu mir, und ich werde sie aufheben, daß sie nimmer wieder von irdischen Menschenaugen erblickt werden sollen."

Es ging Alles wie Gieddagäts-galgjo vorausgesagt. Als die Mutter zweimal bei ihrem Kinde gewesen war und der Abend des dritten Tages sich nahte, that der Mann wie Gieddagäts-galgjo ihm gerathen hatte. Noch brannte die Lampe, da hörte er seine Frau kommen, leise die Thüre öffnen und sich nach der Stelle hinschleichen, wo das Kind lag. Da setzte sie sich nieder und fing an das Söhnchen zu streicheln und zu liebkosen. Als sie aber wieder fortgehen wollte und mitten in der Stube war, ergriff sie ihr Mann und hielt sie fest und sprach ihr liebevoll zu mit allen überredenden Worten, deren er mächtig war, so daß sie endlich sich beruhigte und nicht länger sich loszureißen versuchte; dann führte er sie an's Bett und legte sich mit ihr

hinein. Sie versank rasch in einen tiefen Schlaf, in welchem der Mann sie ließ, während er aufstand, um die Kleider zu suchen, die sie vor dem Hause abgelegt hatte. Er fand sie und brachte sie zu Gieddagäts-galgjo, welche sagte: „Diese Kleider will ich so verbergen, daß kein Menschenauge sie mehr sehen soll!" worauf der Mann wieder nach Hause kehrte und sich an seiner Frau Seite legte.

Von dieser Zeit an führten sie ein glückliches Leben; Alles schlug ihnen nach Wunsch aus, und die Verwandten der Frau brachten ihr aus der Tiefe des Meeres Alles, was sie nöthig hatte oder wünschte.



XI.

„Rauga“ oder das Gespenst.

(Aus Nässeby.)

Es war einmal ein Mann, der sein Boot nie vor einem Gespenste in Ruhe haben konnte. Was er auch that, er mochte das Boot am Strande liegen lassen oder in den Bootsschuppen setzen, immer war da in der Nacht Jemand, der sich mit den Rudern, Ruderbänken und Brettern zu schaffen machte und allerlei Schaden anrichtete.

„Was in aller Welt soll ich thun, daß man mein Boot in Ruhe lasse?“ fragte er sich selbst.

Er beschloß endlich, sich auf die Lauer zu legen. Eines Tages ging er zu dem Boote hinab und gab allerlei schmutzige Dinge auf die Ruderbänke. Hierauf verbarg er sich unter dem Vordersteven und erwartete, was da kommen sollte.

Als er eine kurze Weile hier gesessen, vernahm er, wie Etwas mit schweren Tritten zum Strande hinabkam, gerade so, als wäre er's selbst, wenn er in seinen großen Fischerstiefeln einherging. Das war das Gespenst. Dasselbe stieg in das Boot, setzte sich auf die hintere Ruderbank und wollte den Steuermann spielen.

„Pfui, pfui!“ rief das Gespenst plötzlich, „hier ist es schmutzig, hier kann man nicht sitzen!“

Nun setzte das Gespenst sich auf die mittlere Bank, nahm die Ruder und begann zu rudern; als es aber eine kurze Weile gerudert hatte, rief es wieder aus:

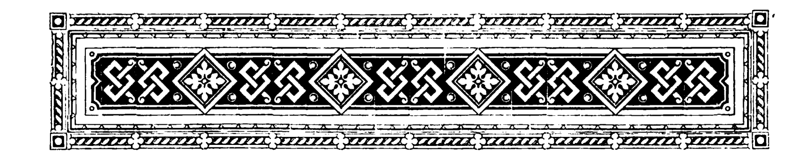
„Pfui, pfui, hier ist es ebenfalls schmutzig!“

Hierauf begab das Gespenst sich in den Vordersteven, setzte sich auf die vorderste Ruderbank und wollte den Vordermann spielen. Aber auch hier war es schlimm.

„Pfui, pfui,“ rief das Gespenst wieder, „auch hier ist es schmutzig!“

„Es ist rein genug für mich!“ sagte in demselben Augenblicke der Mann, erhob sich und versetzte dem Gespenste mit dem Fischhaken einen solchen Schlag mitten zwischen beide Schultern, daß es wie ein leeres Pelzwams über den Hintersteven flog und in die See hinein fiel.

Am nächsten Morgen ging der Mann zum Strande hinab um zu sehen, ob sich irgend etwas von dem Gespenst vorfände; er fand jedoch nichts Anderes als ein kleines Bein von einem einzelnen Gliede eines menschlichen Fingers. Das Gespenst hatte seinen Rest bekommen und seit dieser Zeit hörte und sah man nichts mehr von demselben.



XII.

Das Meerweib.

(Aus Nässeby.)

Zwei Brüder gingen einmal an einem mondhellen Abend zum Meere hinab, um einem Fuchs aufzulauern, der längs des Strandes zu kommen pflegte, um Fische zu finden. Während sie nun hier saßen, tauchte ein Meerweib aus dem Meere auf und setzte sich auf einen Stein, der nicht weit vom Strande entfernt war. Der Jüngere der Brüder schickte sich an, nach dem Meerweibe zu schießen, der Aeltere aber hielt ihn davon ab und sagte:

„Schieß' nicht, es könnte uns schlimm ergehen, wenn du schießest!"

Inzwischen saß das Meerweib auf dem Steine, löste sein langes Haar auf und kämmte es. Wieder wollte der Jüngere schießen, aber der Aeltere hielt ihn zurück:

„Was fällt dir denn ein? Kannst du sie nicht in Ruhe lassen? Sie thut uns ja nichts! Weshalb willst du nach ihr schießen?"

Der Jüngere aber kümmerte sich gleichwohl nicht um das, was der Aeltere sagte, er spannte den Hahn und legte den Büchsenkolben an die Wange. Als der ältere Bruder dies sah, rief er der Meerfrau draußen zu:

„Nimm' dich in Acht, Meerfrau, sonst ergeht es dir schlecht!"

In demselben Augenblicke hüpfte dieselbe in das Meer, tauchte aber ein Stück weiter draußen wieder auf und rief dem Aelteren der Brüder, der ihr wohlwollte, zu:

„Kommst du morgen um dieselbe Zeit wieder hieher, so sollst du es nicht bereuen!“

Die beiden Brüder gingen nun heim. Am nächsten Abend begab sich der Aeltere allein wieder zum Strande hinab und setzte sich auf demselben Platze nieder, wo er den Abend zuvor gesessen hatte. Er saß nicht lange hier, so kam ein Schwarzfuchs heran. Er schoß denselben. Gleich darauf tauchte auch die Meerfrau aus dem Meere auf, setzte sich wieder auf denselben Stein und rief dem jungen Manne zu, er solle zu ihr hinaus kommen.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten,“ fügte sie hinzu, „ich werde dir nichts zu Leide thun!“

Der Bursch watete hinaus zur Meerfrau.

„Setze dich auf meinen Rücken,“ sagte die Meerfrau, „und stecke Nase und Mund in mein Haar hinein, damit du nicht erstickst, wenn ich dich durch die Tiefe des Meeres zur Wohnung meines Vaters hinabführe!“

Der Bursch that, wie die Meerfrau ihm gesagt hatte. Diese tauchte nun mit ihm in das Meer nieder. Als sie auf dem Meeresboden angekommen waren, nahm sie einen Bootsanker, reichte ihn dem Burschen und sagte:

„Wenn wir in meines Vaters Haus kommen, wird mein Vater erproben wollen, wie stark du bist; er ist jedoch blind und du mußt ihn daher nicht mit der Hand begrüßen, sondern ihm den Anker hinreichen!“

Sie kamen an den Ort, wo die Meerfrau wohnte; es war hier kein Wasser, auch war es nicht finster, sondern eben so hell wie oben am Tage und das Wasser stand über ihnen wie ein Dach.

Als der junge Mann „Guten Tag" sagte, und den Anker hinreichte, ergriff der Vater der Meerfrau denselben mit solcher Wucht, daß er ganz verbogen wurde. Sie gaben nun dem Burschen eine ganze Menge Silbergeld und dazu fügte die Meerfrau selbst noch einen großen goldenen Becher, der einmal auf dem Tisch eines Königs gestanden hatte. Hierauf reisten sie wieder auf dieselbe Weise zurück, wie sie gekommen waren; dem Burschen aber schien es, als ob Alles Glas wäre, und die Meerfrau führte ihn nach demselben Orte zurück, von wo sie ihn mit sich genommen hatte.

Der Bursch wurde ein wohlhabender Mann und hatte auf der See stets das Glück mit sich; der jüngere Bruder aber, der nach der Meerfrau hatte schießen wollen, welkte dahin wie ein von Würmern zerfressener Baum. Was immer er that, was immer er beginnen mochte, es ging stets schlecht aus; es war nie mehr ein Segen mit seinen Unternehmungen.



XIII.

Der Saivo-Fisch.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Zwei Lappen zogen einmal aus nach einigen Gebirgsseen, um mit einem großen Netze zu fischen. Der Eine war alt und glaubte an die Existenz der Unterirdischen oder des Saivo-Volkes sowie an deren wunderbare Macht, den Fisch im Saivo-Wasser wegzuzaubern; der Andere war jung und glaubte an Nichts, sondern machte sich über den heidnischen Aberglauben des Alten lustig.

Es geschah nun, daß der Fischfang in den profanen Wässern, welche kein Saivo-Wasser waren, für Beide sehr mager ausfiel. Der Alte äußerte, daß ihm wohl ein Wasser bekannt sei, wo es sicherlich noch von Fischen wimmle, meinte aber zugleich, daß es sich nicht der Mühe lohnen werde, dahin zu gehen, da der Kamerad wahrscheinlich nicht das Maul halten könnte.

„Ah," meinte dieser, „wenn es nur darauf ankommt, so will ich mich gerne so ruhig verhalten, daß man auch nicht einen Laut von mir hört!"

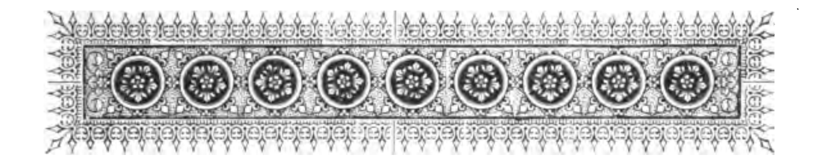
Der Alte ließ sich überreden und so ging's denn weiter zu dem Saivo-Wasser. Das Netz wurde ausgeworfen. Sie begannen zu ziehen und noch bevor das Netz an's Land kam, war deutlich wahrzunehmen, daß sich eine Menge Fische darin befanden. Als dasselbe dem Lande bereits ganz nahe war,

brach der Andere absichtlich das Versprechen zu schweigen und sprach ein Wort. Wips, waren die Fische aus dem Netze verschwunden und als sie dasselbe an's Land gezogen hatten, war auch nicht ein Schwänzchen darin.

„Nun ja," sagte der Alte aufgebracht, „ich hab' es ja gewußt, daß du nicht das Maul halten kannst!" und er wollte sogleich wieder fort. Aber der Andere, der noch einen Versuch machen wollte, ob an dem Aberglauben des Alten etwas Wahres sei, überredete ihn, noch einmal das Netz auszuwerfen und versprach unbedingtes Schweigen.

Er hielt diesmal sein Versprechen, bis sie das volle Netz schon zu heben begannen; er glaubte, es sei nunmehr ganz unmöglich, daß die Fische, die im Netze waren, entkommen könnten und ließ deshalb wieder ein Wort fallen. Aber der Alte sollte Recht haben. Das Netz kam leer an's Land.

Der Alte meinte nun, es sei ganz vergeblich, noch länger im Saivo-Wasser zu fischen mit einem Kameraden, der das Schwatzen unmöglich lassen konnte. Gleichwohl ließ er sich durch inständiges Bitten und die feierliche Versicherung zu schweigen bestimmen, einen dritten Versuch zu machen. Diesmal wurde kein Wort gesprochen, bis das Netz ganz und vollständig auf dem Lande war. Es war voll von großen und fetten Fischen und von dieser Stunde an mußte auch der Junge einräumen, daß die Fische im Saivo-Wasser durchaus kein Geschwätz vertragen.



XIV.

Kadnihak.

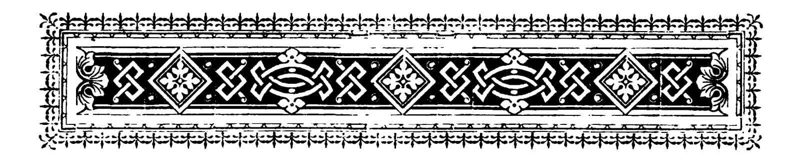
(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Vor ungefähr 70—80 Jahren ereignete es sich, daß eine große Anzahl Berglappen ihre Zelte nicht weit von Kvikjok in Luleå Lapmark aufgeschlagen hatten. Es war gerade zur Zeit, wo in Jokmok Thing und Markt abgehalten wurde. Als nun alle älteren Personen nach dem Marktplatze gegangen waren, unterhielt sich die zurückgebliebene Jugend mit allerlei Spielen und Späßen auf einem kleinen See in der Nähe des Zeltplatzes.

Eine alte Lappin, die zurückgeblieben war und die wußte, daß die Kadnihak oder Leute in dem Berge gerade gegenüber dem Zeltplatze ein solches Unwesen nicht dulden, warnte die Jugend, jedoch vergebens. Nun wurde es Abend und Alle begaben sich zur Ruhe. Allein, es war in den Zelten der Lappen kaum stille geworden, als die Kadnihak Lärm zu schlagen begannen. Man hörte in der Nähe einen Lärm von Schellen, ein Rufen von Leuten, Hundegebell und das Getrampel von Renthieren, die sich in Bewegung setzten. Das Ganze glich genau einem großen Aufbruch von Lappen mit ihren Renthierherden zum Weiterwandern. Die eigenen Hunde der Lappen stürzten aus den Zelten und begannen zu heulen und zu bellen. Schrecken und Entsetzen bemächtigte sich Aller in den Zelten. Da stieg das alte Lappenweib aus dem Bett und guckte hinaus durch die

Zeltthüre. Da sah sie die unterirdische Horde gerade auf die Zelte loskommen. Es war keine Zeit zu verlieren. Sie hüllte sich sogleich in eine Felldecke, ging der unterirdischen Horde entgegen und begann mit ihr zu unterhandeln. Sie gelobte Buße und Besserung im Namen der lärmenden Jugend. Mit großer Mühe nur konnte sie schließlich die Kadnihak doch bewegen, umzukehren und so die Gefahr, niedergestampft zu werden, abwenden.

Von diesem Tage an wurde es still und die Jugend blieb ruhig, so lange man sich an diesem Orte aufhielt.



XV.

Der Riese und die zwei Lappenkinder.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Einige Lappenkinder hatten einmal ohne Wissen ihrer Eltern ein Boot bestiegen und waren auf einen großen See hinaus gefahren, um sich zu unterhalten. In der Nähe des See's befand sich ein großer Berg, in dem ein Riese seine Wohnstätte hatte. Die Kinder wußten jedoch hievon nichts. Der Riese hatte inzwischen erfahren, daß auf dem See draußen Kinder waren und er eilte nun sogleich zum Strande hinab, versteckte sich hinter einem großen Stein und begann den Kindern zu rufen. Diese, welche niemals von dem Riesen hatten sprechen hören, glaubten, daß jemand von den Eltern rufe und ruderten so schnell sie konnten an's Land. In dem Augenblicke aber, da das Boot an's Land stieß, sprang der Riese hervor, lud dasselbe auf seine Achseln und eilte nach seiner Wohnung, bevor die erschreckten Kinder überhaupt nur hatten daran denken können zu entfliehen. Da aber der Riese so groß war, daß seine Achseln die zu höchst sitzenden Zweige der Bäume berührten, lauerte das eine um das andere von den Kindern darauf, sich an den Baumzweigen fest zu halten und so der drohenden Gefahr zu entgehen, von dem Riesen gefressen zu werden.

Als dieser bei seiner Wohnung anlangte, rief er seinem Weibe und sagte ihm, es möge sogleich ein paar der fettesten Kinder nehmen und einen recht köstlichen Festschmauß zubereiten.

„Aber du hast ja nicht mehr als zwei Kinder mitgebracht!“ sagte die Riesin.

„Bist du verrückt?“ schrie der Riese ganz böse; als er aber nachsah, fand er, daß nur ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen — Bruder und Schwester — im Boote waren, und diese waren so mager, daß sie nur Haut und Knochen hatten und daher nicht früher gegessen werden konnten, als bis sie etwas gemästet worden waren.

Nun wurden die beiden Geschwister in einen Verschlag gegeben und das Riesenweib brachte ihnen die prächtigsten Speisen, gekochte und gebratene, auf goldenen und silbernen Schüsseln, und forderte sie auf zu essen. Aber der Knabe verstand die Absicht, die damit verbunden war, und sagte zu dem Mädchen, daß sie die besten Gerichte unberührt lassen und nur so viel essen sollten als nothwendig sei, sich am Leben zu erhalten.

Nach einiger Zeit kam ein Gast zu dem Riesen und da wollte dieser natürlich mit einem besonders guten Bissen aufwarten. Er ging deshalb nach dem Stalle, wo die Kinder in ihrem Verschlage waren, und forderte den Knaben auf, einen Finger durch ein in der Wand des Verschlages befindliches Loch hinauszustecken. Der Knabe nahm jedoch einen Erlenast und steckte denselben statt des Fingers durch das Loch. Der Riese war dumm genug zu glauben, daß der Ast ein Finger sei· als er aber einen tüchtigen Schnitt in denselben gemacht hatte, sagte er ganz verdrießlich:

„Nein, das taugt nichts.“

Nun wurde das Mädchen aufgefordert, ihre Brust zu entblößen, damit der Riese untersuchen könnte, wie fett sie sei. Sie hielt ihm aber einen Knochen hin und ließ den Riesen daran herumschneiden, so viel er Lust hatte. Aber da wurde der Riese böse und sagte:

„Das ist eine sonderbare Sache; der Knabe ist mager wie eine Krähe und das Mädchen ist noch zehnmal schlechter!"

Und er schleuderte die beiden Kinder auf seinen Rücken und trug sie zur Hütte ihrer Eltern; er warf sie in dieselbe hinein und sagte:

„Da habt ihr eure elendigen Jungen; denn solche Knochengerippe will ich nicht haben!"

Und er lief wieder zurück nach seiner Wohnung, so daß die Erde unter seinen Füßen erzitterte.



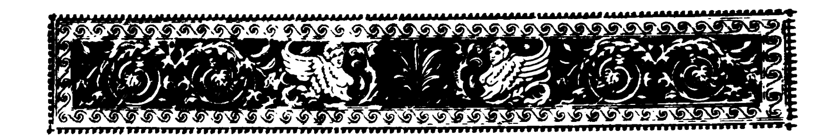
XVI.

Die Hexe und Jes.

[illegible]

[illegible]

Nach der Mahlzeit legte der Lappe sich zur Ruhe; als er aber des Morgens aufwachte und in seinen Speisesack griff, fand er ihn voll Schimmel und Fäulniß und verdorbener Speisereste. Er konnte nicht begreifen, wie das zugegangen; als er aber weiterhin Leute traf, so erfuhr er, daß er ein ganzes Jahr fortgewesen war.



XVII.

Gusitarak.

(Aus Nässeby.)

Es war einmal ein Mann, der wohnte während eines Winters an einem Orte, wo er stets von Gusitarak oder Unterirdischen belästigt wurde. Er hatte nämlich, ohne es zu wissen, seine Hütte gerade gegenüber dem Orte erbaut, wo sie wohnten.

Als der Frühling kam, riß er deshalb seine Hütte nieder und baute sie an einem anderen Orte, am Ufer eines Flusses, wieder auf. Als er damit fertig war, errichtete er im Flusse eine Falle, um Lachse zu fangen. Am nächsten Tage, nachdem die Falle aufgestellt war, begab er sich wieder dahin, um nach derselben zu sehen.

Während er mittelst einer Stange das Boot den Fluß hinauf bewegte, hörte er auf dem anderen Ufer, im Walde drinnen, Jemand singen und man dankte ihm in dem Gesange, soweit er hören konnte, dafür, daß er seine Hütte an einen anderen Ort verlegt hatte. Er achtete übrigens nicht besonders auf diesen Gesang, da er glaubte, daß es ein Bekannter sei, der sich im Walde aufhalte und singe. Als er zu der Falle kam, fand er einen großen Lachs darin; er legte denselben in das Boot und ließ dieses mit der Strömung wieder den Fluß abwärts treiben bis zu der Landungsstelle gegenüber der Hütte. Er

legte den Lachs am Ufer auf einen Stein, ging selbst nach der Hütte hinauf und sagte zu seinem Weibe:

„Heute sollst du frischen Fisch zu Mittag bekommen!"

„Das wär' schon recht!" meinte das Weib.

Als aber der Mann mit einem Troge, worin er den Lachs einsalzen wollte, zum Ufer hinabkam, war der Fisch verschwunden. Er ging wieder zurück in die Hütte und erzählte seinem Weibe, daß er den Lachs nicht mehr finden könne.

„Geh', du bist ein Narr!" sagte sein Weib; „bist du jetzt auch blind geworden?"

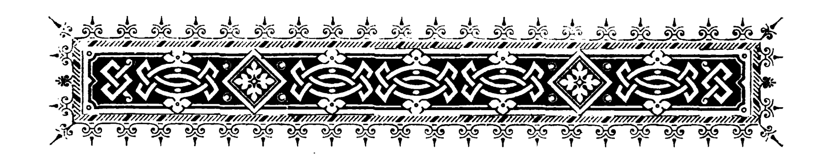
Hierauf begaben sie sich Beide auf die Suche nach dem Lachs; aber er war verschwunden und kam nicht wieder zum Vorschein.

Am nächsten Tage ging das Weib mit dem Manne, um nach der Lachsfalle zu sehen und da sie ein kleines Kind hatten, nahmen sie auch dieses mit sich. Am Ufer setzte die Mutter das Kind zu dem Stein, von dem Tags zuvor der Lachs verschwunden war. Als sie das Boot in Bereitschaft gesetzt hatten, ging die Mutter zu dem Kinde, um es zu sich in's Schiff zu nehmen; als sie in die Nähe desselben kam, hörte sie im Schooße des Kindes Etwas flirren. Sie sah genauer nach und entdeckte, daß das Kind mit mehreren blanken Silberthalern spielte.

„Ja, woher hast du denn das bekommen?" fragte die Mutter.

Das Kind konnte noch nicht so viel sprechen, daß es im Stande gewesen wäre, eine ordentliche Antwort zu geben, sondern begann neben sich in der Erde zu graben. Die Mutter vermuthete nun, daß das Kind die Thaler in der Erde gefunden hätte und begann selbst nachzusuchen. Sie rief auch den Mann herbei und nun wälzten sie den Stein bei Seite, auf dem der Lachs gelegen hatte und fanden unter demselben noch zwei Silberspecies.

Des Abends, als sie sich zu Bette gelegt hatten und schliefen, träumten sie Beide, daß ein alter Mann zu ihnen kam und dankte, daß sie ihre Hütte nach einem anderen Orte verlegt hätten. „Deinen Fisch,“ sagte er, „haben *wir* genommen; aber du bist dafür bezahlt worden; und nun leb' wohl und in Frieden dein Leben lang!“



XVIII.

Die Gufitarak-Mädchen.

(Aus Näſſeby.)

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Sohn; dieſer ſchlief ganz allein in einer Stube. In einer Nacht nun, als der junge Mann im Halbſchlummer lag, kamen zwei Gufitarak-Mädchen zu ihm hinein. Sie trugen kurze weiße Friesröcke und hatten ſcharlachrothe Hauben auf dem Kopfe, ſchöne Haarbänder und bunte Tücher um den Hals und auf den Schultern. Aber obgleich ſie ſich wie Lappen-Mädchen trugen, erkannte der junge Mann doch ſogleich, daß es keine richtigen Menſchenkinder, ſondern Gufitarak-Mädchen waren. Die Eine von ihnen näherte ſich immer mehr dem Bette.

„Geh' nicht ſo nahe, Baſe," ſagte die Andere, „es könnte dir ſchlimm ergehen!"

Aber ſie ging gleichwohl noch näher zum Bette hin. Als ſie demſelben nahe genug gekommen war, ergriff der Burſch ſie beim Handgelenk und hielt ſie feſt, während er ſie mit der anderen Hand mit einer Stecknadel blutig ſtach. Ihre Freundin ſprang zur Thür hinaus und verſchwand, während ſie, die blutig geſtochen war, nicht fortkommen konnte.

„Sieh' hier, was du gethan haſt!" ſagte ſie zu dem Burſchen und zeigte auf die Hand, von der Blut träufelte.

„Ah, das macht nichts!" meinte der Burſch und ſuchte ſie zufrieden zu ſtellen, ſo gut er konnte.

Am nächsten Morgen ging er zu seinen Eltern und erzählte ihnen, daß er ein Gusitarak-Mädchen gefangen hätte und daß sie sich in seiner Stube befinde. Die Mutter bereitete ein Essen und gab ihm davon für das Mädchen mit. Sie selbst ging leise nach und guckte durch eine Ritze in der Thür hinein, um zu sehen, wie ein Gusitarak-Mädchen aussehe. Hierauf ging auch sie hinein, begrüßte das Mädchen und küßte es. Sodann holte sie einen großen Schleier und bedeckte damit das Gesicht des Mädchens, damit die Leute sie nicht früher sehen sollten, als bis sie beim Priester gewesen und dem Sohne angetraut worden sei.

Tags darauf gingen sie zum Priester

„Wer ist das Mädchen da, mit dem du dich verheirathen willst?" fragte der Priester.

„Es ist ein Gusitarak-Mädchen!" antwortete der Bursch.

„Ein Gusitarak-Mädchen!" sagte der Priester, „wie bist du zu der gekommen?"

Der Bursch erzählte, wie es zugegangen sei. Hierauf taufte sie der Priester und gab ihr einen Namen; er rieth aber dem Burschen ab, sie zu heirathen.

„Nimm' dir lieber ein anderes Mädchen . . . von richtigen Menschen!" sagte der Priester, „und überlaß diese uns!"

Er sah, daß sie einen kostbaren silbernen Gürtel um den Leib hatte und sehr schön war.

„O, nein!" meinte der Bursch, „ich gebe sie nicht her und wenn ich selbst eure Tochter dafür bekäme"

„Na," sagte der Priester, „wenn du sie schon durchaus heirathen willst, so will ich euch in Gottes Namen trauen!"

So traute er sie denn und gab ihnen das Sacrament.

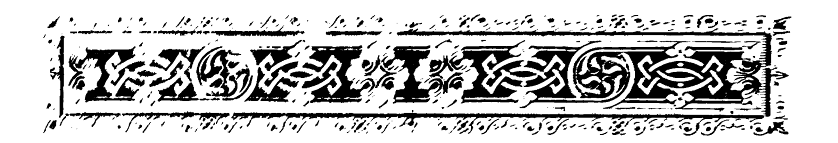
Der Mann begann nun mit seinem Weibe zu berathen, wo sie sich niederlassen sollten und wie sie sich ernähren würden.

„Das hat bei uns keine Noth," sagte die Frau; „du hast einen reichen Schwiegervater und reiche Schwäger!"

In der Nacht brachten die Brüder des Gusitarak-Mädchens Balken und Bretter und erbauten ein geräumiges schönes Wohnhaus mit Fenstern und Allem, was nöthig war. Später brachten sie Ziegen, Schafe und Kühe.

„Du darfst," sagte die Frau, „nie auf das Vieh fluchen oder es schelten oder schlagen. Wenn du das thust, verschwindet es. Wir brauchen uns auch nicht weiter um unser Vieh zu bekümmern. Die Verwandtschaft dort sorgt schon genug dafür!"

Das Vieh gedieh, vermehrte sich immer mehr und mehr und Alles ging gut. Sie bekamen dann auch Kinder und lebten lange und glücklich und litten nie Mangel an irgend einem Dinge.



XIX.

Baednag-njudne.

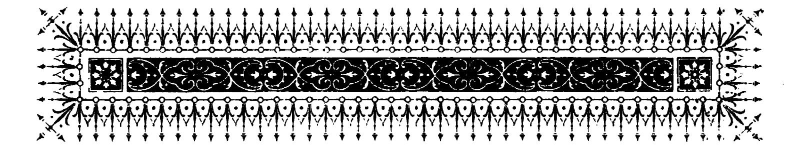
(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Ein Lappenmädchen verirrte sich einmal und kam nach dem Wohnsitze des Baednag-njudne. Der Mann selbst war nicht daheim, wohl aber sein Weib. Das Mädchen war klein, elend und verfroren und sah ganz erschreckt aus; das Weib hielt es darum für eine Sünde, daß Baednag-njudne das arme Kind fressen sollte, wenn er heim komme; sie nahm das Mädchen und verbarg es unter ihrem Unterrock.

Als Baednag-njudne heimkam, begann er sogleich zu schnobern und zu wittern und sagte zu seinem Weibe:

„Hier riecht es nach Menschen!"

Das Weib gab allerlei Dinge vor, um ihm einzubilden, daß dies nicht der Fall sei; als es aber das Mädchen nicht länger bei sich behalten konnte, ließ es dasselbe unbemerkt entkommen und bat es, so schnell davon zu laufen, als möglich. Unterdessen schnoberte Baednag-njudne noch immer im ganzen Hause herum. Als er aber nichts fand, ging er hinaus und es dauerte nun nicht lange, so kam er auf die richtige Spur. Als das Mädchen merkte, daß Baednag-njudne sie verfolge, sprang sie in ihrem Schrecken von einer Brücke hinab und versteckte sich unter derselben. Auf diese Weise verlor Baednag-njudne die Spur und das Mädchen war gerettet.



XX.

Der Riese, dessen Leben in einem Hühnerei verborgen war.

(Aus Utsjok.)

Eine Frau hatte einen Mann, der sieben Jahre lang mit einem Riesen in Fehde lag. Dieser fand nämlich Wohlgefallen an der Frau und wollte den Mann um's Leben bringen, um letztere zum Weibe zu nehmen. Nach sieben Jahren gelang es ihm endlich, seinen Zweck zu erreichen; der Getödtete hatte jedoch einen Sohn, welcher, herangewachsen, daran dachte, sich an dem Riesen zu rächen, der seinen Vater getödtet und seine Mutter zur Frau genommen hatte. Es war aber dem jungen Menschen nicht möglich, dem Riesen mit Feuer oder Schwert an's Leben zu kommen, Alles was er that und versuchte, half nichts; es schien gerade, als ob sich in dem Riesen kein Leben befände.

„Liebe Mutter," sagte eines Tages der Sohn zur Frau, „du weißt wohl nicht, wo der Riese sein Leben verborgen?"

Die Mutter wußte es nicht, versprach aber, den Riesen auszuforschen, und da dieser eines Tages sich bei guter Laune befand, fragte sie ihn unter Anderem auch, wo er denn sein Leben hätte?

„Warum fragst du mich das?" antwortete der Riese.

„Ja," meinte die Frau, „wenn du oder ich einmal in Noth oder Gefahr kommen, so ist es tröstlich zu wissen, daß wenigstens dein Leben wohl bewahrt ist."

Der Riese, der keinen Unrath merkte, erzählte nun der Frau von seinem Leben und sagte:

„Draußen auf einem brennenden Meere ist eine Insel, auf der Insel ist eine Tonne, in der Tonne ein Schaf, in dem Schaf eine Henne, in der Henne ein Ei und in dem Ei steckt mein Leben!"

Den Tag darauf kam der Sohn wieder zur Mutter, die zu ihm sagte:

„Jetzt, lieber Sohn, habe ich Kunde vom Leben des Riesen erhalten; er hat mir gesagt, daß es sich weit draußen von hier befindet," und darauf theilte sie ihm mit, was sie von dem Riesen erfahren.

Da sprach der Sohn:

„So muß ich mir Gehilfen miethen, mit denen ich über das brennende Meer fahren kann."

Er miethete sich also einen Bären, einen Wolf, einen Habicht und einen Seetaucher (colymbus glacialis) und machte sich in einem Boote auf den Weg.

Er setzte sich in die Mitte des Fahrzeuges unter einem eisernen Zelte, und den Habicht sowie den Tauchvogel hatte er dort gleichfalls bei sich, damit sie nicht verbrennen sollten; den Bären und den Wolf aber ließ er rudern. Daher kommt es, daß der Bär schwarzbraune Haare und der Wolf schwarzbraune Flecken hat. Denn Beide haben eine Fahrt über das brennende Meer gemacht, dessen Wogen wie Feuerflammen in die Höhe schlugen.

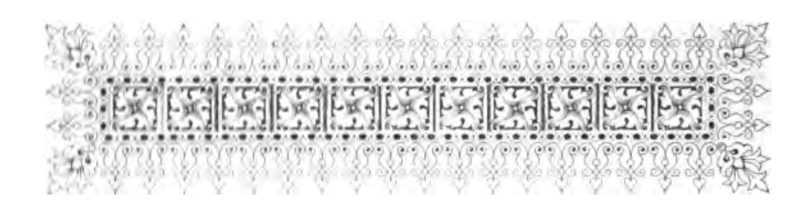
So gelangten sie zu der Insel, wo das Leben des Riesen sein sollte. Nachdem sie die Tonne gefunden, schlug der Bär ihr mit der Tatze den Boden ein, und ein Schaf sprang hervor, welches jedoch der Wolf einholte, am Hinterschenkel packte und in Stücke

riß. Aus dem Schafe flog eine Henne, auf welche der Habicht sich stürzte, worauf er sie mit seinen Klauen zerriß. In der Henne war ein Ei, welches in's Meer fiel und versank, weshalb der Seetaucher ausflog und dem Ei nachtauchte. Das erste Mal blieb er geraume Zeit fort; da er es aber nicht länger unter dem Wasser aushielt, ohne zu athmen, so kam er wieder auf die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Dann tauchte er wiederum unter, blieb länger fort als das erste Mal, fand aber gleichwohl das Ei nicht. Zum dritten Mal endlich fand er es auf dem Grunde des Meeres, brachte es auf die Oberfläche empor und übergab es dem jungen Menschen, der sich sehr darüber freute.

Alsbald zündete er auf dem Ufer ein großes Feuer an, legte, als es gehörig in Brand gekommen war, das Ei mitten hinein und ruderte unverzüglich wieder über das Meer zurück. Sobald er an's Land kam, eilte er geraden Weges zu dem Gehöfte des Riesen und sah nun, daß dieser eben jetzt gerade so verbrannte, wie das Ei auf der Insel.

Die Mutter war nicht minder froh als der Sohn, daß sie dem Riesenungeheuer den Garaus gemacht hatten. Noch aber war ein wenig Leben in dem Riesen, und da er ihre Freude sah, brach er in die Worte aus:

„Ich Thor, der ich mich habe verleiten lassen, dem alten bösen Weibe mein Leben zu verrathen!“ und zugleich ergriff er das eiserne Rohr, womit er den Menschen das Blut auszusaugen pflegte. Die Frau hatte jedoch dasselbe mit dem einen Ende in die Glut des Herdes gesteckt, so daß er glühende Kohlen, Asche und Feuer einschluckte und inwendig verbrannte. Alsdann verlosch das Feuer und mit dem Feuer das Leben des Riesen.



XXI.

Der Riese und der kleine Junge.

Ein kleiner Junge hütete die Schafe, da kam ein Riese zu ihm und wollte ihn als Knecht haben; der Junge ging darauf ein.

„Sobald du die Schafe nach Hause getrieben hast, wirst du mich hier finden," sprach der Riese.

Als nun der Junge zurückkam, machten sie sich auf nach der Wohnung des Riesen.

Unterwegs wurden sie Beide darüber einig, daß sie etwas trockenes Holz zum Kochen mit nach des Riesen Wohnung bringen müßten, und so trafen sie denn eine Birke.

„Ich denke, wir nehmen diese Birke da."

„Sie ist ein bischen klein," sagte der Junge.

So gingen sie wieder ein Stück und fanden eine Eiche, eine große Eiche, die der Wind umgebrochen hatte.

„Ich denke, wir nehmen diese Eiche," sprach der Junge.

„Sie ist ein bischen groß," meinte der Riese.

„Warum nicht gar," sagte der Junge; „fasse du am Wipfel an, so will ich sie am Wurzelende anfassen", und zugleich fing er an, ein paar lange [illegible] Holzpflöcke zu schnitzen.

„Was willst du mit den Pflöcken?" fragte der Riese.

„Sie dir in die Augen stechen, wenn du hinter dich siehst," sprach der Junge.

Als nun der Riese den Wipfel anfaßte und zu schleppen anfing, setzte der Junge sich auf das Wurzelende; der Riese aber wagte nicht hinter sich zu sehen. Sobald sie eine kurze Strecke weiter waren, sagte der Riese:

„Schau, schau, das ist schwer!“

„Warum nicht gar,“ sprach der Junge, „ich bin noch nicht im Mindesten müde.“

Als sie anfingen, sich der Wohnung des Riesen zu nähern, sprach der Junge:

„Du wirst den Baum nicht eher zu Boden werfen, als bis ich es dich heiße.“

Als es nun der Junge hieß, warf er den Baum nieder.

„Schau, schau, das war schwer!“ rief der Riese. „Nun werde ich dir einen Rath geben,“ fuhr er fort; „gehe nicht in den Pferdestall, noch auch in den Viehstall.“

Der Riese war aber kaum im Hause, als der Junge schon in den Pferdestall lief. Dort fand er ein Pferd, welches zu ihm sagte:

„Weißt du, was für eine Arbeit der Hausherr dir morgen aufgibt?“

„Woher soll ich das wissen?‘ erwiderte der Junge.

„Er wird zu dir sagen, du sollst das Boot in's Wasser schieben,“ sprach das Pferd, „du aber antwortest ihm: „Wenn ich das Boot anfasse, um es in's Wasser zu schieben, so geht es ganz und gar in Stücke.“

Am anderen Tage, als der Riese sich zum Frühstück setzte, sagte er zu dem Jungen:

„Geh' und setze das Boot aus.“

„Soll ich das Boot aussetzen, so geht es ganz und gar in Stücke“, versetzte der Junge.

„Schau, schau!“ sagte der Riese, „da muß ich es wohl selbst aussetzen.“ Er schob also das Boot in's Wasser, denn er wollte auf den Fischfang fahren.

„Nimm die Ruder und rudere!“ befahl der Riese.

„Wenn ich rudern soll“, sagte der Junge, „so gehen die Ruder und das ganze Geräth in Stücke.“

„Nun gut, so will ich lieber selbst rudern“, sprach wiederum der Riese.

Sie fuhren eine kleine Strecke.

„Hier ist meine Schellfischbank“, sprach der Riese.

„Hast du keine bessere Bank als eine Schellfischbank?“ sagte der Junge.

Sie fuhren wieder eine kleine Strecke.

„Hier ist meine Kabeljaubank“, sagte der Riese.

„Hast du keine bessere Bank als so eine?“ fragte der Junge.

Sie fuhren wieder ein Stück.

„Hier ist meine Wallfischbank“, sagte der Riese, „nimm die Schnur und fange an.“

„Aber was hast du auf mein Fischgeräth zu sehen?“ fragte der Riese.

„Also das ist dein Fischgeräth?“ sagte der Junge; „soll ich damit fischen, so geht es ganz und gar in die Brüche!“

„Nun gut, dann will ich lieber allein fischen“, sagte der Riese und machte sich selbst daran. Kaum war dies geschehen, so bissen zwei Wallfische auf einmal an und er ruderte mit ihnen an's Ufer. Als sie dorthin kamen, ergriff der Riese mit jeder Hand einen Wallfisch hinten beim Schwanz und zog sie an's Land, worauf er sie zusammenband und im Trockenhause aufhing.

„Geh nun und mache Feuer!“ befahl er seinem Knechte.

„Wenn ich Feuer anblasen soll, so blase ich das Dach vom Hause“, sagte der Junge.

„Nun gut“, sprach der Riese, „so will ich es lieber selbst thun“; als er aber zu blasen anfing, flog der Junge unter das Dach hinauf und drehte sich da herum wie ein Kreisel. Der Riese schaute auf und fragte:

„Was hast du da oben vor?“

„Ich hole ein paar Schindeln zum Unterzünden des Feuers“, antwortete der Junge, und der Riese sagte zu sich selbst:

„Ich denke gar, der Junge kann fliegen!“

Hierauf kam der Junge wieder herunter und sie kochten sich das Essen. Nachdem sie gekocht und gegessen hatten, legte der Riese sich zu einem Mittagschläfchen nieder. Als er eingeschlafen war, lief der Junge in den Stall zum Pferde.

„Geh' in den Viehstall“, sagte dieses zu ihm, „und schlage die Kuh todt, denn das Leben des Riesen steckt in der Kuh, und schneide das Herz mitten entzwei; dann kehre in das Haus zurück und sieh' ob ihm der Garaus gemacht ist; dann geh' wieder zur Kuh und schneide das Herz in kleine Stücke. Hast du das gethan, so komme wieder hierher zu mir, binde mich los und nimm eine Büchse, einen Degen, ein Stück Schwefel, einen Feuerstein und einen Kamm mit.“

Wie das Pferd ihn hieß, so that der Junge. Als er die Kuh todtgeschlagen und ihr das Herz gespalten hatte, ging er zu dem Riesen hinein, um zu sehen, wie es mit ihm stehe; dieser war aber in demselben Augenblick gestorben, da der Junge der Kuh das Herz durchspaltete. Dann ging der Junge zu dem Pferde, vergaß aber vorher das Kuhherz in kleine Stücke zu zerschneiden, wie ihm das Pferd gesagt hatte. Dann machten sich Beide auf den Weg und legten eine große Strecke zurück, eine ganze Tagreise, durch Thäler und über Berge, deren Namen der Junge nicht einmal wußte. Sie gelangten zu großen Flüssen mit Furten, die der Junge gleichfalls nicht kannte. Sie kamen jedoch überall vorwärts und zogen immer weiter. Da sprach das Pferd zu dem Jungen:

„Hörst du nichts und siehst du nichts?“

„Ich höre nichts und sehe nichts“, antwortete der Junge. Sie zogen eine kleine Strecke weiter.

„Hörst du nichts und siehst du nichts?“ fragte das Pferd auf's Neue.

„Es scheint mir, als ob ich am Himmel das Sausen eines Windes hörte", sprach der Junge.

„Dann ist der Riese wieder aufgelebt", sagte das Pferd; „wirf das Stück Schwefel hinter dich und wünsche, daß es zu einem großen Wasser werde, so daß der Riese weder herüber noch herum kommen kann."

Der Junge that, wie das Pferd ihn hieß, und es entstand ein solches Wasser. Als der Riese bei demselben anlangte, rief er:

„Ach, ich wollte, ich hätte meine große Schöpfkelle hier, dann tränke ich alles aus wie nichts!"

Er lief daher zurück, holte die Schöpfkelle und kam wieder an das Wasser, welches er ganz und gar austrank. Dann sprach er zu der Kelle:

„Bleib hier, bis ich wiederkehre."

Da flog ein kleines Vögelein herbei, welches rief:

„Pip, pip, wenn du deine Schöpfkelle hier liegen lässest, so nehme ich sie, hacke sie entzwei und trage sie zu Walde."

„Ei, du kleiner Vogel", sprach der Riese; „wenn ich dich in meiner Gewalt hätte, so hiebe ich dir den Kopf ab. Lieber will ich jedoch meine Kelle zurücktragen, als daß ich sie dir gönne."

Dann trug er die Kelle wieder zurück und eilte hierauf dem Jungen und dem Pferde von neuem nach. Da wiederholte sich das Zwiegespräch zwischen dem Pferde und dem Jungen, der nun auf den Rath jenes den Feuerstein hinter sich warf. Dieser verwandelte sich in einen Berg, zu dessen Durchbohrung der Riese sich vom Hause einen Bohrer holte. Als er das Bohrloch fertig hatte und den Bohrer liegen lassen wollte, mußte er ihn auf die Drohung des Vögleins wieder nach Hause tragen. Ebenso ging es mit der Axt, die er gebraucht hatte, um einen langen unwegsamen Wald zu durchhauen, der aus dem Kamm des Jungen entstanden war. Als er sich dann dem Jungen und dem Pferde auf's Neue näherte, hatten sie nicht weit zu einer tiefen langen Bergkluft, und über die Kluft ging ein schmaler

Steig. Wenn sie nur wohlbehalten über die Kluft kommen konnten, so waren sie gerettet und konnten ihren Weg in Frieden fortsetzen.

Der Riese lief also aus Leibeskräften, um sie noch vor der Kluft zu erreichen, so daß er sich die eine Hand gegen einen Baumstumpf abstieß. Eben waren nun Pferd und Junge im Begriff über den Steig zu setzen, da langte der Riese an und packte das Pferd beim Schwanz.

„Ach, wenn ich doch meine beiden Hände hätte, dann hielte ich dich fest wie nichts", sprach der Riese, und in demselben Augenblicke riß der Schwanz glatt weg. Pferd und Junge kamen glücklich hinüber, der Riese aber stürzte in die Kluft und brach's Genick.

„Jetzt sind wir aus aller Gefahr", sagte das Pferd, „aber nun haben wir einen kupfernen Wald vor uns, und wir müssen hindurch; wenn du da nur einen einzigen Zweig abbrichst, so sind wir des Todes."

„Ich werde mich wohl hüten", antwortete der Junge.

So zogen sie durch den Wald; aber als sie eben bei dem letzten Zweige vorüber kamen, brach ihn der Junge ab. Da erschien der Riese, dem der Wald gehörte; er hatte einen Kupferharnisch an und einen Kupferhut auf dem Kopfe und fragte:

„Wer zieht durch meinen Wald und bricht von meinen Bäumen?"

„Das thun wir", antwortete der Junge; „was willst du von uns?"

„Du sollst bald sehen, was ich will", sagte der Riese, und nun begann ein Kampf zwischen ihm und dem Pferde; dies aber erhielt den Sieg und schlug ihn todt, nahm dann den Kupferharnisch und den Kupferhut an sich und zog weiter.

„Nun kommen wir zu einem silbernen Walde", sprach das Pferd zu dem Jungen, „und wenn du einen einzigen Zweig abbrichst, so ist es mit uns vorbei."

Am nächsten Morgen ging er zu seinen Eltern und erzählte ihnen, daß er ein Gusitarak-Mädchen gefangen hätte und daß sie sich in seiner Stube befinde. Die Mutter bereitete ein Essen und gab ihm davon für das Mädchen mit. Sie selbst ging leise nach und guckte durch eine Ritze in der Thür hinein, um zu sehen, wie ein Gusitarak-Mädchen aussehe. Hierauf ging auch sie hinein, begrüßte das Mädchen und küßte es. Sodann holte sie einen großen Schleier und bedeckte damit das Gesicht des Mädchens, damit die Leute sie nicht früher sehen sollten, als bis sie beim Priester gewesen und dem Sohne angetraut worden sei.

Tags darauf gingen sie zum Priester

„Wer ist das Mädchen da, mit dem du dich verheirathen willst?“ fragte der Priester.

„Es ist ein Gusitarak-Mädchen!“ antwortete der Bursch.

„Ein Gusitarak-Mädchen!“ sagte der Priester, „wie bist du zu der gekommen?“

Der Bursch erzählte, wie es zugegangen sei. Hierauf taufte sie der Priester und gab ihr einen Namen; er rieth aber dem Burschen ab, sie zu heirathen.

„Nimm' dir lieber ein anderes Mädchen . . . von richtigen Menschen!“ sagte der Priester, „und überlaß diese uns!“

Er sah, daß sie einen kostbaren silbernen Gürtel um den Leib hatte und sehr schön war.

„O, nein!“ meinte der Bursch, „ich gebe sie nicht her und wenn ich selbst eure Tochter dafür bekäme“

„Na,“ sagte der Priester, „wenn du sie schon durchaus heirathen willst, so will ich euch in Gottes Namen trauen!“

So traute er sie denn und gab ihnen das Sacrament.

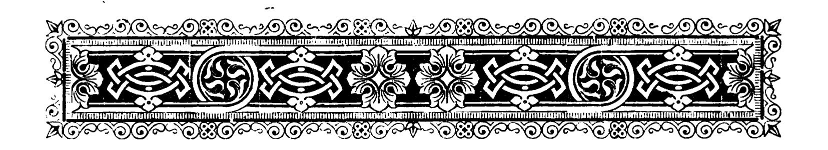
Der Mann begann nun mit seinem Weibe zu berathen, wo sie sich niederlassen sollten und wie sie sich ernähren würden.

„Das hat bei uns keine Noth,“ sagte die Frau; „du hast einen reichen Schwiegervater und reiche Schwäger!“

In der Nacht brachten die Brüder des Gufitarak-Mädchens Balken und Bretter und erbauten ein geräumiges schönes Wohnhaus mit Fenstern und Allem, was nöthig war. Später brachten sie Ziegen, Schafe und Kühe.

„Du darfst," sagte die Frau, „nie auf das Vieh fluchen oder es schelten oder schlagen. Wenn du das thust, verschwindet es. Wir brauchen uns auch nicht weiter um unser Vieh zu bekümmern. Die Verwandtschaft dort sorgt schon genug dafür!"

Das Vieh gedieh, vermehrte sich immer mehr und mehr und Alles ging gut. Sie bekamen dann auch Kinder und lebten lange und glücklich und litten nie Mangel an irgend einem Dinge.



XIX.

Baednag-njudne.

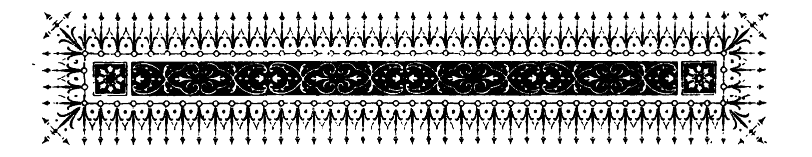
(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Ein Lappenmädchen verirrte sich einmal und kam nach dem Wohnsitze des Baednag-njudne. Der Mann selbst war nicht daheim, wohl aber sein Weib. Das Mädchen war klein, elend und verfroren und sah ganz erschreckt aus; das Weib hielt es darum für eine Sünde, daß Baednag-njudne das arme Kind fressen sollte, wenn er heim komme; sie nahm das Mädchen und verbarg es unter ihrem Unterrock.

Als Baednag-njudne heimkam, begann er sogleich zu schnobern und zu wittern und sagte zu seinem Weibe:

„Hier riecht es nach Menschen!"

Das Weib gab allerlei Dinge vor, um ihm einzubilden, daß dies nicht der Fall sei; als es aber das Mädchen nicht länger bei sich behalten konnte, ließ es dasselbe unbemerkt entkommen und bat es, so schnell davon zu laufen, als möglich. Unterdessen schnoberte Baednag-njudne noch immer im ganzen Hause herum. Als er aber nichts fand, ging er hinaus und es dauerte nun nicht lange, so kam er auf die richtige Spur. Als das Mädchen merkte, daß Baednag-njudne sie verfolge, sprang sie in ihrem Schrecken von einer Brücke hinab und versteckte sich unter derselben. Auf diese Weise verlor Baednag-njudne die Spur und das Mädchen war gerettet.



XX.

Der Riese, dessen Leben in einem Hühnerei verborgen war.

(Aus Utsjok.)

Eine Frau hatte einen Mann, der sieben Jahre lang mit einem Riesen in Fehde lag. Dieser fand nämlich Wohlgefallen an der Frau und wollte den Mann um's Leben bringen, um letztere zum Weibe zu nehmen. Nach sieben Jahren gelang es ihm endlich, seinen Zweck zu erreichen; der Getödtete hatte jedoch einen Sohn, welcher, herangewachsen, daran dachte, sich an dem Riesen zu rächen, der seinen Vater getödtet und seine Mutter zur Frau genommen hatte. Es war aber dem jungen Menschen nicht möglich, dem Riesen mit Feuer oder Schwert an's Leben zu kommen, Alles was er that und versuchte, half nichts; es schien gerade, als ob sich in dem Riesen kein Leben befände.

„Liebe Mutter," sagte eines Tages der Sohn zur Frau, „du weißt wohl nicht, wo der Riese sein Leben verborgen?"

Die Mutter wußte es nicht, versprach aber, den Riesen auszuforschen, und da dieser eines Tages sich bei guter Laune befand, fragte sie ihn unter Anderem auch, wo er denn sein Leben hätte?

„Warum fragst du mich das?" antwortete der Riese.

„Ja," meinte die Frau, „wenn du oder ich einmal in Noth oder Gefahr kommen, so ist es tröstlich zu wissen, daß wenigstens dein Leben wohl bewahrt ist."

Der Riese, der keinen Unrath merkte, erzählte nun der Frau von seinem Leben und sagte:

„Draußen auf einem brennenden Meere ist eine Insel, auf der Insel ist eine Tonne, in der Tonne ein Schaf, in dem Schaf eine Henne, in der Henne ein Ei und in dem Ei steckt mein Leben!"

Den Tag darauf kam der Sohn wieder zur Mutter, die zu ihm sagte:

„Jetzt, lieber Sohn, habe ich Kunde vom Leben des Riesen erhalten; er hat mir gesagt, daß es sich weit draußen von hier befindet," und darauf theilte sie ihm mit, was sie von dem Riesen erfahren.

Da sprach der Sohn:

„So muß ich mir Gehilfen miethen, mit denen ich über das brennende Meer fahren kann."

Er miethete sich also einen Bären, einen Wolf, einen Habicht und einen Seetaucher (colymbus glacialis) und machte sich in einem Boote auf den Weg.

Er setzte sich in die Mitte des Fahrzeuges unter einem eisernen Zelte, und den Habicht sowie den Tauchvogel hatte er dort gleichfalls bei sich, damit sie nicht verbrennen sollten; den Bären und den Wolf aber ließ er rudern. Daher kommt es, daß der Bär schwarzbraune Haare und der Wolf schwarzbraune Flecken hat. Denn Beide haben eine Fahrt über das brennende Meer gemacht, dessen Wogen wie Feuerflammen in die Höhe schlugen.

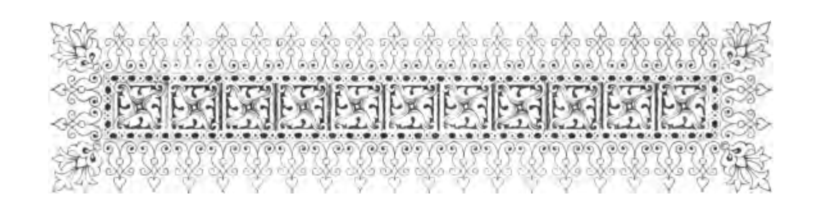
So gelangten sie zu der Insel, wo das Leben des Riesen sein sollte. Nachdem sie die Tonne gefunden, schlug der Bär ihr mit der Tatze den Boden ein, und ein Schaf sprang hervor, welches jedoch der Wolf einholte, am Hinterschenkel packte und in Stücke

riß. Aus dem Schafe flog eine Henne, auf welche der Habicht sich stürzte, worauf er sie mit seinen Klauen zerriß. In der Henne war ein Ei, welches in's Meer fiel und versank, weshalb der Seetaucher ausflog und dem Ei nachtauchte. Das erste Mal blieb er geraume Zeit fort; da er es aber nicht länger unter dem Wasser aushielt, ohne zu athmen, so kam er wieder auf die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Dann tauchte er wiederum unter, blieb länger fort als das erste Mal, fand aber gleichwohl das Ei nicht. Zum dritten Mal endlich fand er es auf dem Grunde des Meeres, brachte es auf die Oberfläche empor und übergab es dem jungen Menschen, der sich sehr darüber freute.

Alsbald zündete er auf dem Ufer ein großes Feuer an, legte, als es gehörig in Brand gekommen war, das Ei mitten hinein und ruderte unverzüglich wieder über das Meer zurück. Sobald er an's Land kam, eilte er geraden Weges zu dem Gehöfte des Riesen und sah nun, daß dieser eben jetzt gerade so verbrannte, wie das Ei auf der Insel.

Die Mutter war nicht minder froh als der Sohn, daß sie dem Riesenungeheuer den Garaus gemacht hatten. Noch aber war ein wenig Leben in dem Riesen, und da er ihre Freude sah, brach er in die Worte aus:

„Ich Thor, der ich mich habe verleiten lassen, dem alten bösen Weibe mein Leben zu verrathen!“ und zugleich ergriff er das eiserne Rohr, womit er den Menschen das Blut auszusaugen pflegte. Die Frau hatte jedoch dasselbe mit dem einen Ende in die Glut des Herdes gesteckt, so daß er glühende Kohlen, Asche und Feuer einschluckte und inwendig verbrannte. Alsdann verlosch das Feuer und mit dem Feuer das Leben des Riesen.



XXI.

Der Riese und der kleine Junge.

Ein kleiner Junge hütete die Schafe, da kam ein Riese zu ihm und wollte ihn als Knecht haben; der Junge ging darauf ein.

„Sobald du die Schafe nach Hause getrieben hast, wirst du mich hier finden," sprach der Riese.

Als nun der Junge zurückkam, machten sie sich auf nach der Wohnung des Riesen.

Unterwegs wurden sie Beide darüber einig, daß sie etwas trockenes Holz zum Kochen mit nach des Riesen Wohnung bringen müßten, und so trafen sie denn eine Birke.

„Ich denke, wir nehmen diese Birke da."

„Sie ist ein bischen klein," sagte der Junge.

So gingen sie wieder ein Stück und fanden eine Eiche, eine große Eiche, die der Wind umgebrochen hatte.

„Ich denke, wir nehmen diese Eiche," sprach der Junge.

„Sie ist ein bischen groß," meinte der Riese.

„Warum nicht gar," sagte der Junge; „fasse du am Wipfel an, so will ich sie am Wurzelende anfassen", und zugleich fing er an, ein paar lange spitze Holzpflöcke zu schnitzen.

„Was willst du mit den Pflöcken?" fragte der Riese.

„Sie dir in die Augen stechen, wenn du hinter dich siehst!" sprach der Junge.

Als nun der Riese den Wipfel anfaßte und zu schleppen anfing, setzte der Junge sich auf das Wurzelende; der Riese aber wagte nicht hinter sich zu sehen. Sobald sie eine kurze Strecke weiter waren, sagte der Riese:

„Schau, schau, das ist schwer!"

„Warum nicht gar," sprach der Junge, „ich bin noch nicht im Mindesten müde."

Als sie anfingen, sich der Wohnung des Riesen zu nähern, sprach der Junge:

„Du wirst den Baum nicht eher zu Boden werfen, als bis ich es dich heiße."

Als es nun der Junge hieß, warf er den Baum nieder.

„Schau, schau, das war schwer!" rief der Riese. „Nun werde ich dir einen Rath geben," fuhr er fort; „gehe nicht in den Pferdestall, noch auch in den Viehstall."

Der Riese war aber kaum im Hause, als der Junge schon in den Pferdestall lief. Dort fand er ein Pferd, welches zu ihm sagte:

„Weißt du, was für eine Arbeit der Hausherr dir morgen aufgibt?"

„Woher soll ich das wissen?' erwiderte der Junge.

„Er wird zu dir sagen, du sollst das Boot in's Wasser schieben," sprach das Pferd, „du aber antwortest ihm: „Wenn ich das Boot anfasse, um es in's Wasser zu schieben, so geht es ganz und gar in Stücke."

Am anderen Tage, als der Riese sich zum Frühstück setzte, sagte er zu dem Jungen:

„Geh' und setze das Boot aus."

„Soll ich das Boot aussetzen, so geht es ganz und gar in Stücke", versetzte der Junge.

„Schau, schau!" sagte der Riese, „da muß ich es wohl selbst aussetzen." Er schob also das Boot in's Wasser, denn er wollte auf den Fischfang fahren.

„Nimm die Ruder und rudere!“ befahl der Riese.

„Wenn ich rudern soll“, sagte der Junge, „so gehen die Ruder und das ganze Geräth in Stücke.“

„Nun gut, so will ich lieber selbst rudern“, sprach wiederum der Riese.

Sie fuhren eine kleine Strecke.

„Hier ist meine Schellfischbank“, sprach der Riese.

„Hast du keine bessere Bank als eine Schellfischbank?“ sagte der Junge.

Sie fuhren wieder eine kleine Strecke.

„Hier ist meine Kabeljaubank“, sagte der Riese.

„Hast du keine bessere Bank als so eine?“ fragte der Junge.

Sie fuhren wieder ein Stück.

„Hier ist meine Wallfischbank“, sagte der Riese, „nimm die Schnur und fange an.“

„Aber was hast du auf mein Fischgeräth zu sehen?“ fragte der Riese.

„Also das ist dein Fischgeräth?“ sagte der Junge; „soll ich damit fischen, so geht es ganz und gar in die Brüche!“

„Nun gut, dann will ich lieber allein fischen“, sagte der Riese und machte sich selbst daran. Kaum war dies geschehen, so bissen zwei Wallfische auf einmal an und er ruderte mit ihnen an's Ufer. Als sie dorthin kamen, ergriff der Riese mit jeder Hand einen Wallfisch hinten beim Schwanz und zog sie an's Land, worauf er sie zusammenband und im Trockenhause aufhing.

„Geh nun und mache Feuer!“ befahl er seinem Knechte.

„Wenn ich Feuer anblasen soll, so blase ich das Dach vom Hause“, sagte der Junge.

„Nun gut“, sprach der Riese, „so will ich es lieber selbst thun“; als er aber zu blasen anfing, flog der Junge unter das Dach hinauf und drehte sich da herum wie ein Kreisel. Der Riese schaute auf und fragte:

„Was hast du da oben vor?“

„Ich hole ein paar Schindeln zum Unterzünden des Feuers", antwortete der Junge, und der Riese sagte zu sich selbst:

„Ich denke gar, der Junge kann fliegen!"

Hierauf kam der Junge wieder herunter und sie kochten sich das Essen. Nachdem sie gekocht und gegessen hatten, legte der Riese sich zu einem Mittagschläfchen nieder. Als er eingeschlafen war, lief der Junge in den Stall zum Pferde.

„Geh' in den Viehstall", sagte dieses zu ihm, „und schlage die Kuh todt, denn das Leben des Riesen steckt in der Kuh, und schneide das Herz mitten entzwei; dann kehre in das Haus zurück und sieh' ob ihm der Garaus gemacht ist; dann geh' wieder zur Kuh und schneide das Herz in kleine Stücke. Hast du das gethan, so komme wieder hierher zu mir, binde mich los und nimm eine Büchse, einen Degen, ein Stück Schwefel, einen Feuerstein und einen Kamm mit."

Wie das Pferd ihn hieß, so that der Junge. Als er die Kuh todtgeschlagen und ihr das Herz gespalten hatte, ging er zu dem Riesen hinein, um zu sehen, wie es mit ihm stehe; dieser war aber in demselben Augenblick gestorben, da der Junge der Kuh das Herz durchspaltete. Dann ging der Junge zu dem Pferde, vergaß aber vorher das Kuhherz in kleine Stücke zu zerschneiden, wie ihm das Pferd gesagt hatte. Dann machten sich Beide auf den Weg und legten eine große Strecke zurück, eine ganze Tagreise, durch Thäler und über Berge, deren Namen der Junge nicht einmal wußte. Sie gelangten zu großen Flüssen mit Furten, die der Junge gleichfalls nicht kannte. Sie kamen jedoch überall vorwärts und zogen immer weiter. Da sprach das Pferd zu dem Jungen:

„Hörst du nichts und siehst du nichts?"

„Ich höre nichts und sehe nichts", antwortete der Junge.

Sie zogen eine kleine Strecke weiter.

„Hörst du nichts und siehst du nichts?" fragte das Pferd auf's Neue.

„Es scheint mir, als ob ich am Himmel das Sausen eines Windes hörte", sprach der Junge.

„Dann ist der Riese wieder aufgelebt", sagte das Pferd; „wirf das Stück Schwefel hinter dich und wünsche, daß es zu einem großen Wasser werde, so daß der Riese weder herüber noch herum kommen kann."

Der Junge that, wie das Pferd ihn hieß, und es entstand ein solches Wasser. Als der Riese bei demselben anlangte, rief er:

„Ach, ich wollte, ich hätte meine große Schöpfkelle hier, dann tränke ich alles aus wie nichts!"

Er lief daher zurück, holte die Schöpfkelle und kam wieder an das Wasser, welches er ganz und gar austrank. Dann sprach er zu der Kelle:

„Bleib hier, bis ich wiederkehre."

Da flog ein kleines Vögelein herbei, welches rief:

„Pip, pip, wenn du deine Schöpfkelle hier liegen lässest, so nehme ich sie, hacke sie entzwei und trage sie zu Walde."

„Ei, du kleiner Vogel", sprach der Riese; „wenn ich dich in meiner Gewalt hätte, so hiebe ich dir den Kopf ab. Lieber will ich jedoch meine Kelle zurücktragen, als daß ich sie dir gönne."

Dann trug er die Kelle wieder zurück und eilte hierauf dem Jungen und dem Pferde von neuem nach. Da wiederholte sich das Zwiegespräch zwischen dem Pferde und dem Jungen, der nun auf den Rath jenes den Feuerstein hinter sich warf. Dieser verwandelte sich in einen Berg, zu dessen Durchbohrung der Riese sich vom Hause einen Bohrer holte. Als er das Bohrloch fertig hatte und den Bohrer liegen lassen wollte, mußte er ihn auf die Drohung des Vögleins wieder nach Hause tragen. Ebenso ging es mit der Axt, die er gebraucht hatte, um einen langen unwegsamen Wald zu durchhauen, der aus dem Kamm des Jungen entstanden war. Als er sich dann dem Jungen und dem Pferde auf's Neue näherte, hatten sie nicht weit zu einer tiefen langen Bergkluft, und über die Kluft ging ein schmaler

Steig. Wenn sie nur wohlbehalten über die Kluft kommen konnten, so waren sie gerettet und konnten ihren Weg in Frieden fortsetzen.

Der Riese lief also aus Leibeskräften, um sie noch vor der Kluft zu erreichen, so daß er sich die eine Hand gegen einen Baumstumpf abstieß. Eben waren nun Pferd und Junge im Begriff über den Steig zu setzen, da langte der Riese an und packte das Pferd beim Schwanz.

„Ach, wenn ich doch meine beiden Hände hätte, dann hielte ich dich fest wie nichts", sprach der Riese, und in demselben Augenblicke riß der Schwanz glatt weg. Pferd und Junge kamen glücklich hinüber, der Riese aber stürzte in die Kluft und brach's Genick.

„Jetzt sind wir aus aller Gefahr", sagte das Pferd, „aber nun haben wir einen kupfernen Wald vor uns, und wir müssen hindurch; wenn du da nur einen einzigen Zweig abbrichst, so sind wir des Todes."

„Ich werde mich wohl hüten", antwortete der Junge.

So zogen sie durch den Wald; aber als sie eben bei dem letzten Zweige vorüber kamen, brach ihn der Junge ab. Da erschien der Riese, dem der Wald gehörte; er hatte einen Kupferharnisch an und einen Kupferhut auf dem Kopfe und fragte:

„Wer zieht durch meinen Wald und bricht von meinen Bäumen?"

„Das thun wir", antwortete der Junge; „was willst du von uns?"

„Du sollst bald sehen, was ich will", sagte der Riese, und nun begann ein Kampf zwischen ihm und dem Pferde; dies aber erhielt den Sieg und schlug ihn todt, nahm dann den Kupferharnisch und den Kupferhut an sich und zog weiter.

„Nun kommen wir zu einem silbernen Walde", sprach das Pferd zu dem Jungen, „und wenn du einen einzigen Zweig abbrichst, so ist es mit uns vorbei."

„Ich werde nichts abbrechen", sagte der Junge, brach jedoch einen Zweig von dem letzten Baume, so daß der Riese, der Herr des Waldes, der im Silberharnisch und mit Silberhut erschien, einen Kampf begann, aber von dem Pferde erschlagen wurde; und dieses nahm wiederum Harnisch und Hut mit.

Bei dem nun folgenden goldenen Walde ging es ganz ebenso; der Junge brach trotz des Verbotes den letzten Zweig ab, und der mit Goldharnisch und Goldhut erscheinende Riese, der Herr desselben, verlor im Kampfe mit dem Pferde nicht nur die Rüstung, sondern auch das Leben. So nun waren Junge und Pferd glücklich allen Gefahren entkommen und langten bei einem Königsschlosse an.

„Du kannst mich heraußen lassen", sprach das Pferd, „und allein in das Schloß gehen; vergiß aber nicht, daß ich hier zurückgeblieben bin."

Der Junge that, wie das Pferd ihn hieß, und sprach:

„Guten Tag, gnädiger Herr König!"

„Schönen Dank!" antwortete dieser. Da der Junge mit der Mütze auf dem Kopfe stehen blieb, fragte ihn der König:

„Warum nimmst du nicht die Mütze ab?"

„Ich habe den Kopfgrind", antwortete der Junge, der seinen Goldhut nicht zeigen wollte. Als der König dies hörte, ließ er ihn die Mütze aufbehalten.

„Was willst du hier?" fragte der König weiter.

„Ja", sagte der Junge, „ich nehme Dienste bei Jedem, der mich haben will."

„Nun, so kannst du hier bleiben", sprach der König.

Da war der Tag zu Ende. Am nächsten Morgen schickte der König den Jungen an die Arbeit; er hatte aber drei Töchter und von diesen war die jüngste die schönste. Während nun der Junge im Garten arbeitete, stand die jüngste Prinzessin am Fenster und sah ihm zu. Er kratzte sich den Kopf und hob dabei

die Mütze so weit auf, daß die Prinzessin ein wenig von dem Goldhut sah.

„Sollte nicht der Vater bald daran denken, uns Freier zu verschaffen?“ sagte sie in diesem Augenblick und wandte sich vom Fenster zu ihren Schwestern.

„Ei was“, sprach der König, „da müsset ihr selbst zuseh'n.“

„Nun gut“, antwortete die jüngste Prinzessin, „so nehme ich mir den Jungen zum Mann, der gestern hierher gekommen ist.“

„Du wirst doch nicht den Grindkopf nehmen?“ fragte der König.

„Warum nicht?“ meinte die Prinzessin; „er ist gut genug für mich.“

Aber die zwei anderen Schwestern wählten jede einen Bräutigam von hoher Geburt. Den nächsten Tag schickte der König die zukünftigen Schwiegersöhne auf die Jagd und gab jedem der beiden Vornehmen eine neue gute Schrotflinte, während der Grindkopf nur eine alte bekam, die zu nichts taugte. So zogen sie hinaus in die Berge; aber der Junge ging zu seinem Pferde, nahm da seine eigne Flinte und schlug dann einen besonderen Weg ein. Nach einiger Zeit trafen sie wieder zusammen, und die beiden vornehmen Herren sahen, daß der Grindkopf so viele Vögel geschossen hatte, als er nur irgend tragen konnte, während es ihnen selbst noch mit keinem einzigen gelungen war; sie wollten daher dem Jungen die Vögel abkaufen.

„Ich will sie euch wohl gern überlassen“, sagte der Junge, „aber dann müßt' ihr mir auch die Geschenke geben, die ihr von euren Bräuten bei der Verlobung bekommen habet.“

Sie gingen darauf ein und erhielten dafür die Vögel, jeder ein großes Bund, während der Junge dagegen leer blieb, weshalb er unterwegs doch wenigstens noch eine Nachteule schoß und damit nach Hause schlenderte.

Als sie hierauf vor den König und die Prinzessinnen traten, sprach jener zu der jüngsten: „Was willst du mit dem Grind-

kopf da? siehst du nicht, was die beiden andern nach Hause gebracht haben? und er, er hat bloß eine Nachteule!"

„Was thut's?" sagte die Prinzessin; „er ist gut genug für mich."

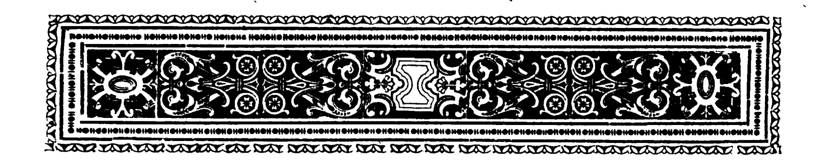
Alsdann fing man an, Hochzeit zu halten und zu essen und zu trinken und zu tanzen, so daß der Junge das Pferd vergaß. Es wieherte daher, um ihn zu erinnern, allein der Junge hörte nicht darauf; es wieherte noch einmal, da fiel ihm sein Pferd ein und er lief hinaus.

„Haue mir den Kopf ab!" sagte das Pferd.

„Dir den Kopf abhauen?" sagte der Junge; „dir sollte ich den Kopf abhauen, trotzdem du mir soviel Gutes erwiesen?"

„Haust du mir den Kopf nicht ab, so beiße ich dir den deinigen vom Leibe!" sprach das Pferd.

So mußte der Junge wohl Folge leisten und warf den Kopf hinter sich. Dieser verwandelte sich in einen schönen Jüngling, der dem Jungen in das Schloß folgte und daselbst der Hochzeit beiwohnte.



XXII.

Der Riese und sein Knecht.

(Aus Tanen.)

Es war einmal ein Junge, der auf die Wanderschaft ging und an eine Stelle kam, wo ein Riese wohnte. Der Riese fragte den Jungen, ob er als Knecht bei ihm in Dienst treten wollte, und dieser ging darauf ein. Am darauffolgenden Tag beabsichtigte der Riese, wie er immer zu thun pflegte, seine Stärke gegen den Jungen zu versuchen, und sagte daher zu ihm:

„Komm mit in den Wald hinaus!"

Der Junge wollte nicht gleich den ersten Tag mitgehen, sondern that dies erst den zweiten Tag. Als sie nun im Walde waren, sprach der Riese zu dem Jungen:

„Wenn wir mit dem Kopf gegen einen Föhrenstamm rennen, so können wir sehen, wer von uns den stärsten Schädel hat."

„Nur zu!" sprach der Junge, und so lief jeder von ihnen mit dem Kopf gegen eine Föhre. Der Kopf des Jungen ging bis an die Ohren in den Stamm hinein; denn er war so listig gewesen, den Tag vorher in den Stamm ein Loch zu bohren und dies mit Rinde wieder zuzudecken. Als aber der Riese gegen die Föhre stieß, flog nur die Borke los.

„Ei der Tausend, stoß noch einmal gegen einen Föhrenstamm!"

Der Junge that wie ihm geheißen, und wiederum ging sein Kopf in einen solchen Stamm hinein, in den er gleichfalls ein Loch gemacht hatte.

„Schau, schau!“ rief der Riese; „jetzt kann man mir wohl glauben, daß ich einen Knecht bekommen habe, der so stark ist wie ein Stier! Wir wollen nun weiter gehen.“

Sie waren nicht lange gegangen, da sprach der Riese:

„Nun wollen wir einmal sehen, wer am lautesten rufen kann,“ und zugleich erhob er ein so lautes Geschrei, daß rings umher die Berge einstürzten.

Der Junge ging in ein Weidengebüsch und suchte sich da einen Reifstab aus.

„Was willst du damit anfangen?“ fragte der Riese.

„Ja,“ sagte der Junge, während er den Reifstab glatt schnitzte, „ich will der Sicherheit wegen dir erst diesen Reifen um den Kopf legen, ehe ich zu schreien anfange; ich bin bange, daß er dir sonst springen könnte.“

„Nicht doch, bester Junge!“ bat der Riese; „schrei lieber nicht, denn mein Kopf ist etwas schwächlich. Komm nur weiter!“

Sie waren aber nicht lange gegangen, so sprach der Riese wieder:

„Nun wollen wir sehen, wer von uns im Werfen am tüchtigsten ist. Sieh', hier habe ich einen Hammer von fünf Centnern.“

„Ja,“ sprach der Junge, „wir wollen einmal einen Wurf versuchen.“

So warf denn der Riese den fünf Centner schweren Hammer so hoch in die Luft, daß er nicht größer aussah als eine Mücke. Hierauf sollte der Junge werfen; als er aber den Hammerschaft ergriff, konnte er diesen eben nur umfassen und den Hammer aufstellen. Indem er ihn nun so fest hielt, sah er zum Himmel empor.

„Was haſt du zu gucken?“ fragte der Rieſe; „warum wirfſt du nicht?“

„O,“ ſagte der Junge, „ich ſehe bloß zu, in welchen Wolkenhaufen ich ihn werfen ſoll. Soll ich ihn in einen werfen, der ſtill ſteht, oder in einen, der vor dem Winde treibt?“

„Nicht doch, lieber Junge,“ bat der Rieſe, „wirf nicht meinen Hammer; ich habe ihn von meinem Großvater geerbt. Komm lieber nach Hauſe.“

Dazu war der Junge ſehr gern bereit, und ſo kehrten ſie nach Hauſe zurück.

Als es nun Abend wurde, führte der Rieſe den Jungen in ein abſeits liegendes Haus und ſagte, daß er da ſein Nachtlager haben ſollte.

„Wann iſt dein Schlaf am tiefſten?“ fragte der Rieſe im Fortgehen.

„Um Mitternacht,“ antwortete der Junge und legte ſich nieder. Als aber der Rieſe fort war, ſtand er wieder auf, holte von draußen eine Anzahl großer ungeſpaltener Holzkloben herein und legte ſie unter die Bettdecke. Er ſelbſt ging wieder hinaus, bohrte ein Loch in die Wand und legte ſich auf die Lauer. Um Mitternacht kam der Rieſe mit ſeinem Schmiedehammer und begann auf die Bettdecke loszuhämmern, ſo daß die Kloben knackten und krachten; er dachte, es wären die Knochen, die er dem Jungen zerſchlüge, und ging dann in ſein Haus zurück. Als er fort war, kam der Junge wieder herein, warf die Klötze vor die Thür und kroch unter die Decke, wo er bis zum Morgen in Frieden ſchlief.

„Haſt du heute Nacht geträumt?“ fragte ihn der Rieſe am andern Tage.

„Nein,“ antwortete der Junge; „ich habe nicht geträumt. Einmal freilich war mir ſo, als ob mich eine Laus biſſe.“

Den folgenden Abend brachte der Rieſe den Jungen wieder zu Bett; aber ſo wie er fortgegangen war, ſtand der Junge auf

und legte die Holzkloben in's Bett wie das erste Mal. Bei Nacht kam der Riese, zündete Feuer unter dem Bette an und ging seines Weges. Bald darauf trat der Junge wieder herein und löschte das Feuer aus, gleichwohl aber verbrannte die Hälfte des Bettes, die Hälfte des Renthierfelles, welches zu unterst darin lag, und die Hälfte der Pelzdecke. Der Junge kroch indeß unter die halbe Decke und schlief den Rest der Nacht in Frieden.

Des Morgens kam der Riese und rief dem Jungen zu:

„Hast du auch heute noch nichts geträumt?"

„Nein," antwortete der Junge; „ich habe nichts geträumt. Einmal freilich war es mir, als hörte ich einen Windstoß vorbeisausen."

Der Riese fing nun an, vor dem Jungen Furcht zu haben, und dachte in seinem Sinn, es wäre wohl am besten, wenn er ihn mit guter Manier sich vom Halse schaffte, ehe es noch schlimmer würde.

„Komm nur," sagte er zu ihm, „ich will dir deinen Lohn bezahlen; ich brauche dich nicht länger."

„Bis jetzt hast du mich noch zu sehr wenig gebraucht," meinte der Junge; „aber wie du willst."

Sie gingen also mit einander fort und der Junge nahm einen dreischeffligen Sack mit sich. Der Riese schüttete erst eine Schaufel mit Silbergeld hinein und fragte:

„Kannst du noch mehr tragen?"

„Warum nicht?" antwortete der Junge, „schütte noch eine Schaufel hinein. Geldbürde ist leicht zu tragen."

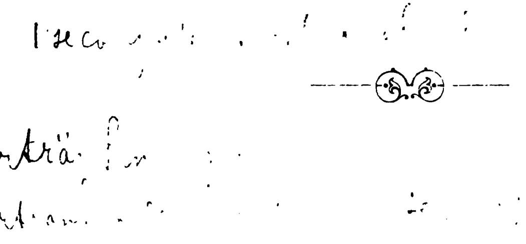
Der Riese schüttete also noch eine Schaufel hinein und sprach:

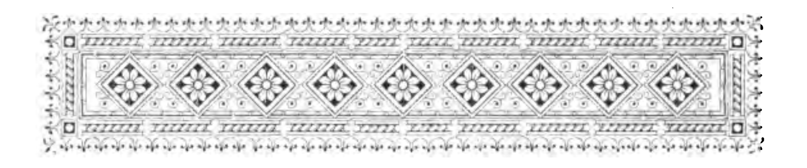
„Du mußt aber Alles auf einmal mit dir forttragen, ohne etwas unterwegs zurückzulassen; ich komme nach und sehe zu, ob du etwas abgelegt hast."

Der Junge ging fort, aber sobald er über einen Berg weg war, leerte er die Hälfte des Sackes aus. Dieses Geld sah der

Riese, der ihm nachgegangen war, am Wege liegen, lief also wieder zurück, holte seine Frau und sie machten sich zusammen hinter dem Jungen her. Als sie ihm nahe waren, warf er ein Blatt hinter sich, welches er von einem Baume in des Riesen Garten genommen hatte. Dieses Blatt wurde zu einem großen und so dichten Walde, daß der Riese nicht hindurchkommen konnte. Er mußte also seine Axt holen und einen Weg durchhauen, worauf er den Jungen weiter verfolgte.

Fast hatte er ihn erreicht, als der Junge einen Feuerstein hinter sich warf, der sich in einen großen Berg verwandelte, so daß der Riese seinen großen Bohrer holen mußte, womit er ein Loch durch den Berg bohrte. Wiederum verfolgt, warf der Junge ein Stück Schwefel hinter sich, das zu einem See wurde. Der Riese, der ihn nicht umgehen konnte, holte deshalb noch seine Tochter herbei, worauf er mit dieser und seiner Frau den See auszutrinken anfing, während der Junge auf der andern Seite saß. Sie tranken und tranken in einem fort und bald war fast nichts mehr übrig. „Halt mir das hintere Ende zu," sagte die Riesin zu ihrer Tochter, „dann will ich es versuchen, den Rest auszutrinken." In demselben Augenblick kam ein junger Rabe hinter einem Felsen hervor und fing an zu hopsen und zu tanzen und sich auf so schnurrige Weise zu benehmen, daß die Tochter des Riesen schließlich weder sich noch das Hinterende der Mutter länger halten konnte, sondern plötzlich in ein heftiges Lachen ausbrach und jenes losließ. Da lief dann alles Wasser wieder aus der Alten heraus, und alle drei ertranken in dem See.





XXIII.

Der Riese, die Katze und der Junge.

(Aus Alten.)

Ein junger Bursch war eines Tages auf der Rebhühnerjagd. Als er so dahinging, kam ihm ein Riesenknabe entgegengelaufen und hinter dem Riesenknaben eine gräulich große Katze. Der Riesenknabe sprang an dem Jungen vorbei und rief:

„Lieber Junge, schieß' die Katze!"

Die Katze, welche hinterdrein kam, rief:

„Lieber Junge, schieß' den Riesen!"

Der Riesenknabe schrie wieder:

„Lieber, guter Junge, schieß' die Katze!"

Der Junge that das Letztere und die Katze lag todt auf der Erde; der Riesenknabe aber war so außer sich, daß er gleichzeitig in Ohnmacht fiel. Der Junge machte sich daran, der Katze das Fell abzuziehen. Als er damit fertig war, kam der Riesenknabe wieder zur Besinnung.

„Wo ist die Katze?" fragte der Riesenknabe.

„Hier ist der Balg!" antwortete der Junge.

Der Riesenknabe nahm den Balg in die Hand und roch an demselben.

„Ruolla be laege! — Ja ganz richtig, eine Zauberkatze ist es!"

„Kann schon sein!“ sagte der Junge.

Hierauf steckte der Riesenknabe den Balg in die eine Westentasche und den Jungen in die andere und ging sodann wieder heim nach dem Riesenhofe. Auf dem Wege sagte er zu dem Jungen:

„Der Vater wird dich schon dafür bezahlen, daß du mir das Leben gerettet hast. Er wird dir ein vergoldetes Pferd und eine ganz jämmerliche Mähre anbieten. Du kannst dir dann von den beiden Pferden nehmen, welches du willst; nimm jedoch nicht das vergoldete Pferd, sondern nimm die schlechte Mähre, mit ihr wird dir am Besten gedient sein! Er wird dir ferner eine goldene und eine hölzerne Dose anbieten; wähle jedoch die hölzerne! Noch zwei Dinge wird er dir anbieten, nämlich eine goldene und eine beinerne Flöte; wähle die letztere! Nun hast du Bescheid erhalten und weißt, was du thun sollst, wenn du nach dem Hofe meines Vaters kommst!“

So wanderten sie dahin, bis sie zu dem Orte kamen, wo der Riese wohnte. Der alte Riese nahm sogleich den Balg, roch daran und sagte, wie der Sohn gesagt hatte:

„Ruolla be laege! — Eine Zauberkatze ist es!“

Er wollte nun den Jungen belohnen, der seinem Sohne das Leben gerettet hatte. Es traf so ein, wie der Riesensohn es vorher gesagt hatte. Er konnte sich drei Dinge auswählen.

Der Junge wählte das schlechte Pferd, die schlechte Dose und die schlechte Flöte und mit diesen drei Dingen zog er nun nach dem Königshofe.

Der König brauchte gerade einen Holzträger und der Junge erhielt sogleich Dienst. Am nächsten Tage befahl ihm der König in den Wald zu gehen und ein Fuder trockenes Holz herbeizuschaffen. Der König hatte aber eine einzige Tochter. Es traf sich nun so, daß sie gerade im selben Augenblicke am Fenster stand und in den Hof hinausblickte, als der König dem Jungen diesen Auftrag gab; da dieser bemerkte, daß die Königstochter

ihre Augen auf ihn gerichtet habe, und der König bereits seines Weges gegangen war, holte er die Dose hervor und öffnete sie.

„Was verlangst du?" fragte die Dose.

„Daß meine Axt zu einem Pferde werden möge!" sagte der Junge so laut, daß die Königstochter es hörte. Sie fand diesen Wunsch sehr sonderbar und brach in lautes Lachen aus. Darüber wurde der Junge ärgerlich, holte seine Dose wieder hervor und öffnete sie.

„Was verlangst du?"

„Daß die Königstochter ein Kind bekomme!" sagte der Junge und von diesem Augenblicke an war dieselbe schwanger.

Als der Junge aus dem Walde kam, wurde das Pferd wieder zur Axt und er spaltete Holz.

Es dauerte nicht lange, so wurde dem König hinterbracht, daß seine Tochter schwanger sei. Hierüber wurde derselbe sehr aufgebracht und sein Aerger stieg noch mehr, als seine Tochter selbst gar nicht angeben konnte, wer der Vater des Kindes sei. Als das Kind geboren war, versammelte er alle vornehmen Herren aus dem ganzen Königreiche um sich im Königshofe und ließ das Kind zu jedem Einzelnen hintragen, um zu sehen, wen es anlächeln würde. Derjenige, den es anlächelte, mußte der Vater sein. Aber das Kind weinte nur immer und lächelte keinen Einzigen von den vornehmen Herren an.

Der König befand sich in der größten Verlegenheit. Endlich wurde das Kind auch zu dem Holzträger gebracht und es lächelte denselben sogleich an. War der König schon früher sehr erzürnt, so wurde er es jetzt noch mehr, als er glauben mußte, daß seine Tochter mit einem erbärmlichen Jungen zu thun gehabt habe. Er befahl daher, daß die Tochter und der Bursch zusammen in eine Tonne gesteckt und in's Meer geworfen werden sollten.

Die Tonne war so eingerichtet, daß sie in der Mitte durch eine hölzerne Wand in zwei Räume abgetheilt wurde. In

den einen Raum wurde der Bursch gesteckt, in den anderen die Königstochter. Dieser gab man ein Stück Leber mit als Proviant, der Bursch aber erhielt nichts.

Die Tonne wurde in's Meer geworfen und trieb nun in Wind und Sturm auf demselben umher. Endlich wurde der Bursch hungrig; er öffnete die Dose, erhielt Speise und begann zu essen. Die Königstochter hörte es, wie der Junge speiste, konnte sich aber nicht erklären, von woher er Speise erhalten habe, da ihm die Leute des Königs nicht das Geringste mitgegeben hatten. Auch sie wurde bald hungrig, war aber gleichwohl nicht im Stande, etwas von der Leber zu verzehren. Da bat sie den Burschen, daß er ihr etwas von seinem Essen geben möchte.

„Wie sollte ich mit dir theilen können," sagte der Junge, „selbst wenn ich Speise hätte, so lange eine starke Bretterwand zwischen uns ist? Dein Vater gab dir ja Speise mit; kannst du sie denn nicht essen? Doch — das ist gleichgiltig; wenn du mir versprechen willst mein Weib zu werden, so kann ich vielleicht dir und mir helfen!" sagte der Bursch.

Die Königstochter versprach es; sie beseitigten die Bretterwand und der Bursch öffnete die Dose.

„Was verlangst du?"

„Speise für uns Beide!" sagte der Bursch und damit war nun der Noth abgeholfen.

Es war natürlich sehr gute Speise, das kann man sich ja denken; denn für die Dose war es gleichgiltig, ob sie theuere oder schlechte Kost herbeischaffte.

Der Bursch zog neuerdings die Dose hervor und öffnete sie.

„Was verlangst du?"

„Einen Hof, so groß wie ein Königshof," sagte der Bursch, „Diener und Dienerinnen, Hausgeräth und Alles, was gut ist!"

Nun wollten sie Hochzeit halten. Der Bursch schickte seine Einladung an den König und alle vornehmen Herren, die ringsherum wohnten. Sie kamen auch alle zur Hochzeit, speisten und tranken, tanzten und spielten.

Eines Tages ging der Bursch spazieren und hatte seine Dose in der Gästestube vergessen. Als er zurückkam, war die Dose weg. Ein Zauberweib war aus dem Meeresgrunde heraufgekommen und hatte sie genommen. Die Hochzeitsgäste wußten von Nichts, als bis sie und der Hof und Alles plötzlich auf dem Meeresboden standen.

Der Bursch war hierüber sehr betrübt und wußte Anfangs nicht, was er beginnen sollte; dann fiel ihm aber ein, daß er ja noch eines von den drei Dingen besitze, welche der Riese ihm gegeben hatte. Er holte also die Flöte hervor, setzte sie an den Mund und begann zu blasen. Der Riese hörte es und stützte sich auf den Ellbogen. Der Bursch blies zum zweiten Male. Der Riese hörte es noch deutlicher und sagte zu sich selbst:

„Was mag's wohl mit dem Burschen sein?"

Der Bursch blies zum dritten Male. Da sprang der Riese ganz auf und rief:

„Wahrhaftig, der Bursch ist in Gefahr!"

Er schickte seinen Hund und seine Katze fort und befahl der Katze, dem Burschen zu sagen, er solle, sobald der Hund anfange an einem Platze im Kreise herumzugehen, die Katze fortschicken, um zu holen, was er verloren habe. Die Katze setzte sich auf den Rücken des Hundes und der Bursch auf den Rücken der Katze und so zogen sie fort über Land und Meer.

Endlich begann der Hund im Kreise zu gehen. Der Bursch schickte die Katze fort auf den Meeresgrund. Hier lag der Hof. Die Katze lauerte auf und erschnappte die Dose, so daß es Niemand bemerkte. Als die Zauberweiber den Abgang der Dose bemerkten, setzten sie wohl in Haufen der Katze nach; da

diese aber bereits einen großen Vorsprung gewonnen hatte, half es ihnen nichts.

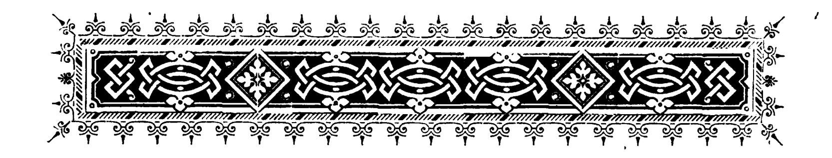
Der Bursch wartete und wartete; die Katze blieb lange aus; aber endlich kam sie doch mit der Dose im Munde. Der Bursch war darüber sehr erfreut; er setzte sich wieder auf den Rücken der Katze und die Katze wieder auf den Rücken des Hundes. Als sie wieder an's Land kamen, öffnete der Bursch die Dose.

„Was verlangst du?"

„Ich wünsche, daß der Hof ganz so, wie er früher war, mit der Braut und den Hochzeitsgästen und allem Sonstigen wieder auf seinem Platze stehe!"

Und so geschah es auch.

Hierauf schickte der Bursch nach dem Vater der Königstochter und man kann sich wohl denken, daß der König ganz verwundert war, als er seine Tochter wieder in Glanz und Herrlichkeit fand. Er hatte dies am wenigsten erwartet, da er sie sammt dem Burschen hatte in die Tonne einschließen und in's Meer werfen lassen. Aber Mancher hat schon ein besonderes Glück.



XXIV.

Aschenputtel, Riese und Teufel.

(Aus Lyngen.)



Ein Mann hatte drei Söhne. Zuerst sollte der älteste hinaus in die Welt, um sich einen Dienst zu suchen. Er machte sich also Speisevorrath zurecht und zog fort. Nachdem er eine zeitlang gegangen war, setzte er sich nieder, um zu essen; während er so aß, kam da zuerst eine Axt herbeigesprungen, dann ein Bohrer, dann ein Hobel und so fort Werkzeuge von allerlei Art und alle baten den jungen Burschen um etwas Speise, dieser aber gab keinem von ihnen einen einzigen Bissen. Nachdem er gegessen, stand er auf, zog weiter und kam zu einem Königsschloß.

„Wohin des Weges?" fragte der König.

„Ich suche einen Dienst," sprach der Bursch.

„Den kannst du bei mir finden," antwortete der König; „ich habe in meinem Garten einen Baum, auf dem goldene Blätter wachsen; wenn du eine einzige Nacht den Baum zu bewachen vermagst, dann sollst du meine Tochter und die Hälfte meines Reiches bekommen."

„Ich will's versuchen," sagte der Bursch.

Des Abends begab er sich also in den Garten, wo der Baum stand, setzte sich nieder und sah zu, wie die Blätter hervorsproßten und immer größer wurden. Endlich waren sie fast

ausgewachsen, aber da überfiel ihn ein so schwerer Schlaf, daß er nicht länger Widerstand zu leisten vermochte, und einschlief. Als er wieder aufwachte, waren alle Goldblätter fort, so daß er am andern Morgen auf die Frage des Königs: „Nun, hast du Wache gehalten?" bloß antworten konnte:

„Nein, es war mir nicht möglich."

Da befahl der König, daß man ihm das Leben nehme.

Nun wollte der zweite Sohn fort. Der Vater ließ ihn nur ungern ziehen, aber es half nichts; er machte seinen Speisevorrath fertig und begab sich auf den Weg. Es ging ihm mit den Werkzeugen und dem Dienst im Garten des Königs ganz ebenso wie dem älteren Bruder: er schlief ein und verlor zur Strafe gleichfalls das Leben.

Nun wollte der dritte Sohn fort, den die andern Grindkopf (knöbba) oder Aschenputtel (gudnavirus) nannten. Der Vater wollte ihn nicht weglassen und meinte, es würde ihm anderwärts schlimmer gehen als zu Hause; der Bursch bestand aber auf seinem Sinn, und der Vater mußte endlich nachgeben. Große Speisevorräthe bekam er indeß nicht; so nahm er denn die Speisetasche in die eine Hand, einen großen Handschuh in die andere und zog fort.

Nachdem er eine tüchtige Strecke gegangen war, setzte er sich nieder, um zu essen. Da kam mit einem Mal eine Axt, dann ein Bohrer, dann ein Hobel, dann allerlei andere Werkzeuge und bettelten um etwas Speise, und der Bursch gab Allen von den paar Brosamen, die er hatte. Dann stand er wieder auf, zog weiter und kam zu dem Königsschloß.

„Wohin des Weges?" fragte der König.

„Ich suche Dienst bei Jedem, der mich haben will," antwortete der Bursch.

„So kannst du bei mir in Dienst treten," sprach der König.

„Worin sollte ich dir wohl dienen können?" fragte der Bursch.

„Ich habe in meinem Garten einen Baum, auf dem goldene Blätter wachsen", versetzte der König; „wenn du ihn eine einzige Nacht zu hüten im Stande bist, so sollst du meine Tochter und das halbe Reich bekommen."

„Ich will's versuchen," sprach der Bursch.

Gegen Abend führte man ihn in den Garten zu dem Baume, hob ihn, da er klein war, auf einen der untersten Zweige und ließ ihn da sitzen. Als es dunkel wurde, fingen die Blätter zu wachsen an, aber je mehr sie wuchsen, desto schläfriger wurde der junge Bursch.

Gleichwohl that er sich eine zeitlang Gewalt an und schlief nicht ein; endlich aber war er nahe daran, vom Schlafe überwältigt zu werden; da hörte er plötzlich ein gräuliches Getöse in der Luft, so daß er Furcht bekam und die Schläfrigkeit verschwand. Hierauf sah er zwei häßliche Kerle herbeigefahren kommen; der eine war ein Riese, der andere war der Teufel; aber alle beide hatten zusammen nicht mehr als ein einziges Auge.

„Sieh' zu, ob da ein Wächter bei dem Baume ist," sagte der Riese zum Teufel, der das Auge trug.

„Ei schäme dich," sprach der Teufel „wir nehmen die Blätter trotz aller Wächter; wir haben sie ja auch früher genommen wie nichts!"

„Nun gut, so steig' du auf den Baum hinauf," sagte der Riese.

„Nein, steig du hinauf," antwortete der Teufel, „ich werde dir das Auge reichen."

So kletterte denn der Riese auf den Baum.

„Gib mir nun das Auge," sagte er.

Der Teufel reichte ihm das Auge hinauf, aber in demselben Augenblick griff der Bursch zu und steckte es in seinen Handschuh.

„Gib mir nun das Auge!" schrie der Riese „zum Teufel noch einmal!"

„Du hast es ja schon bekommen, du Blindschleiche!“ sagte der Teufel.

Hierüber wurde der Riese so böse, daß er von dem Baume auf den Teufel herabsprang und sich mit ihm herumbalgte, bis sie alle beide entzweisprangen.

Hierauf brach der Tag an, und der junge Bursch ging zu dem Könige.

„Wie ist's?“ fragte dieser, „hast du Wache gehalten?“

„Ja freilich,“ versetzte der Bursch.

Darauf schickte der König Leute hin, welche nachsehen sollten, und es wies sich, daß der Bursch die Wahrheit gesagt hatte; der Baum stand voll der schönsten goldenen Blätter.

„Bekomme ich nun deine Tochter?“ fragte der Bursch.

„Noch nicht!“ antwortete der König.

„Was muß ich denn noch thun, um sie zu bekommen?“

„Wenn du ein Schiff in einer Nacht fertig bauen und es vor meine Thür herbringen kannst, so sollst du meine Tochter haben.“

„Das ist ja rein unmöglich,“ sprach der Bursch; „wie soll ich in einer einzigen Nacht ein ganzes Schiff fertig bauen und hierher bringen können? Doch will ich es versuchen.“

Gegen Abend ging der Bursch mit seiner Axt auf's Feld und, dort angelangt, hieb er sie in einen Baum und sprach:

„Nun ihr Werkzeuge alle mit einander, denen ich zu essen gegeben habe, kommet jetzt herbei und machet ein Schiff bis morgen fertig und bringet es vor des Königs Thür!“

Da begann ringsumher im ganzen Walde ein gewaltiges Leben und Treiben; man hörte überall hauen und hämmern und hobeln, und Alles war lauter Geschäftigkeit. Der Bursch setzte sich nieder und sah zu. Es dauerte auch nicht lange, so stand ein Schiff da, und es wurde immer größer und größer, bis es endlich ganz fertig war. Hierauf stieg er in das Schiff hinein und fuhr fort.

Während es so fuhr, erblickte der Bursch einen Mann, welcher Knochen benagte. Als er zu ihm hinkam, fragte er ihn:

„Was hast du da vor, lieber Mann?"

„Mein Leben lang habe ich Knochen genagt," sagte der Mann, „bin aber noch nicht satt geworden."

„Tritt herein in mein Schiff," sagte der Bursch, „du sollst Markknochen bekommen."

Der Mann that, wie ihm geheißen, und so hatte der Bursch einen Kameraden.

Bald nachher fuhr er bei einem andern Manne vorbei, der ein Stück Eis benagte.

„Was hast du da vor, lieber Mann?" fragte der Bursch.

„Mein Leben lang habe ich Eis genagt, aber noch ist mein Durst nicht gelöscht."

„Tritt herein in mein Schiff, du sollst einen Löschtrank bekommen," sprach der Bursch. So hatte er noch einen Gefährten.

Dann fuhr er weiter und sah wieder einen Mann, welcher da stand und bald das eine, bald das andere Bein in die Höhe hob, aber nicht von der Stelle kam.

„Was hast du da vor, lieber Mann?" fragte der Bursch.

„Mein ganzes Leben lang habe ich es versucht einen Schritt zu machen, aber noch immer bin ich auf demselben Fleck."

„Tritt in mein Schiff, du sollst endlich vom Fleck kommen," sprach der Bursch und hatte nun drei Kameraden.

Er fuhr noch weiter und sah wieder Einen, welcher zielte ohne zu schießen.

„Was hast du vor, lieber Mann?" fragte der Bursch.

„Mein ganzes Leben lang habe ich gezielt, aber es noch nicht so weit gebracht, daß es losgeht."

„Tritt in mein Schiff, es wird dann schon losgehen," sprach der Bursch.

Der Mann that es, und so hatte der Bursch nun Mannschaft genug.

Dann setzte er seinen Weg fort, kam des Morgens an die Thür des Königs und trat zu ihm hinein.

„Nun," sprach der König, „ist das Schiff fertig?"

„Ei freilich!" antwortete jener.

Der König ging hinaus, um nachzuschauen, und allerdings stand das Schiff fix und fertig vor der Thür.

„Gibst du mir jetzt deine Tochter?" fragte der Bursch.

„Noch nicht!" sagte der König.

„Was hindert nun noch?" fragte jener weiter.

„Wenn du heute Nacht von dem Könige, meinem Nachbarn, seinen goldenen Becher holen und morgen auf meinen Tisch stellen kannst, dann sollst du meine Tochter haben."

„Das bin ich nicht im Stande," sprach der Bursch, „das ist unmöglich; wie soll ich in einer einzigen Nacht dorthin gelangen und morgen früh wieder hier sein können?"

„Ja, das ist deine Sache," antwortete der König.

„Ich will's versuchen," sagte der Bursch, ging dann zu dem Weitschreiter und sprach zu ihm:

„Wohlan du Weitstapfer, wenn du niemals früher in deinem Leben einen Schritt hast zu thun vermocht, so sollst du ihn jetzt thun! Schreite zu dem Nachbarkönig hin, hole seinen Goldbecher und bringe ihn bis morgen früh hierher."

Dieser machte sich auf den Weg, war aber, als der Morgen zu grauen anfing, noch nicht wieder da.

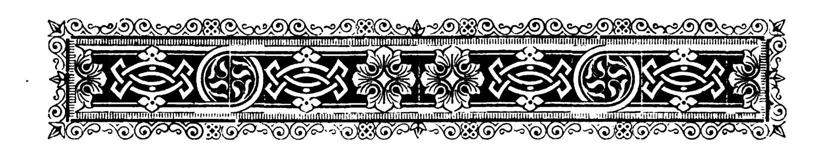
„Wohlan, du Weitschießer," sprach der Bursch, „schieß jetzt dem Weitschreiter in's Fußblatt, so daß er sich ein Bischen sputet."

Der Weitschreiter war unterwegs einem Mädchen begegnet und hielt sich bei ihr auf. Als aber der Schütze schoß, erinnerte er sich an das, was ihm oblag, machte sich wieder auf den Weg und war mit dem Goldbecher zur Stelle, ehe es noch ganz Tag geworden.

Der Bursch brachte den Becher zum König und stellte ihn auf den Tisch.

„Bekomme ich nun deine Tochter?" fragte er.

„Ja, nun bekommst du sie", antwortete der König, und so hielten sie Hochzeit; ich aber ging meiner Wege.



XXV.

Vitra und die Pfarrersfrau.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Es lebte einmal eine Pfarrersfrau, welche eine so geschickte Hebamme war, daß man ihres Gleichen in ganz Schweden nie gefunden hat. Auch Vitra, die sich bekanntlich unsichtbar machen kann, wenn sie über irgend eine Person Näheres erfahren will, hatte schon davon gehört. Eines schönen Sommerabends, als im Pfarrhause Alles bis auf die Frau zur Ruhe gegangen war, hörte dieselbe einen Lärm im Hause, als ob jemand Fremder ankäme. Die Frau beeilte sich natürlich nachzusehen, wer denn so spät noch zu Besuch komme. Sie sah einen feinen Herrn vor der Thür stehen, der mit der Frau sprechen zu wollen schien, weshalb sie denn auch hinauseilte und den Herrn aufforderte einzutreten. Er antwortete hierauf, daß er gekommen sei, die Pfarrersfrau um Hilfe für sein Weib zu bitten, welches soeben in Kindesnöthen liege.

Da die Frau des Pfarrers diesen Mann früher niemals gesehen hatte und außerdem wegen seines besonderen Aussehens den Verdacht zu schöpfen begann, daß es kein wirklicher Mensch sei, erschrak sie nicht wenig; sie durfte ihm aber doch seine Bitte nicht abschlagen, bevor sie nicht ihren Mann zu Rathe gezogen hatte.

Als der Pfarrer von der Sache hörte, wurde auch er besorgt; er hielt indessen doch für das Beste, die Bitte des Trolls zu erfüllen; denn daß der Fremde ein Troll sei, daran zweifelte er natürlich nicht.

Die Frau Pfarrerin folgte somit dem Unbekannten, der kein Wort sprach, bis sie zu einem sehr schönen Gebäude kamen, in welches er sie einzutreten bat. Die Zimmer in diesem Gebäude waren so sauber und fein wie bei sehr vornehmen Leuten. In einem schönen Bette erblickte sie ein noch schöneres Weib, welches die Pfarrersfrau inständig um Hilfe anrief. Diese verrichtete ihren Dienst auf ganz dieselbe Weise, als ob sie bei einem wirklichen Menschen gewesen wäre, und nach einigen Minuten gebar Vitra — denn niemand Anderer war es natürlich — ein schönes Mädchen, und nach abermals einigen Minuten stand die Mutter vollkommen gesund auf und holte allerlei Erfrischungen, die sie der Pfarrersfrau anbot. Als diese nichts davon zu essen wagte, lachte Vitra und sagte:

„Glaube nicht, daß ich dir etwas anbiete, das dir im Geringsten schaden könnte; denn es ist nichts Anderes als was du selbst auch zu Hause hast; aber dich zum Essen zwingen will ich doch auch nicht.“

Als hierauf die Pfarrersfrau sich anschickte, wieder nach Hause zu gehen, wollte Vitra ihr Geld geben; als sie sich jedoch weigerte, dasselbe anzunehmen, sagte Vitra:

„Wir sind zwar nicht reich, wie du ja sehen kannst, aber wir haben doch so viel, um einen geleisteten Dienst bezahlen zu können; willst du jedoch für deine Mühe keine Bezahlung annehmen, so kannst du ja nachsehen, ob du nicht etwas auf dem Brette in der Sennhütte findest, wenn du nächstens dahin kommst. Vergiß nicht darauf!“

Die Pfarrersfrau war froh, daß sie wieder zu den Ihrigen nach Hause gehen konnte, und dachte an das Versprechen der Vitra nicht früher, als bis sie im folgenden Frühjahr in ihre

Sennhütte kam und dort auf einem Brette ein halbes Dutzend ungewöhnlich großer und prächtiger Eßlöffel aus reinem Silber fand, auf denen ihr Name mit schönen und zierlichen Buchstaben eingravirt war. Diese Löffel vererbten sich sodann auf die Nachkommen der Pfarrersfrau und wurden noch viele Jahre lang Jedem gezeigt, der sich von der Wahrheit der Geschichte von Vitra und der Pfarrersfrau überzeugen wollte.



XXVI.

Das vertauschte Kind.

(Aus Schwedisch-Lappland.)

Niemals kann man in der Aufsicht über die neugebornen Kinder zu vorsichtig sein, denn die Unterirdischen und Vitra suchen sich derselben stets zu bemächtigen, bevor sie getauft sind — denn nachher haben sie keine Gewalt mehr über sie — und wenn es gelingt, nehmen sie dieselben und lassen dafür eines ihrer eigenen Kinder zurück. Aber ein solches vertauschtes Kind bereitet seinen Pflegeeltern immer viel Verdruß. Stammt es von den Unterirdischen, welche nicht größer sind als ein vierjähriges Kind, so wächst nichts an ihm als der Kopf, der eben so groß wird wie bei einem gewöhnlichen Menschen, da er mit dem Taufwasser besprengt worden. Die Kinder der Vitra wachsen zwar, fallen aber den Eltern doch ebensosehr oder noch mehr zur Last wie die der Unterirdischen.

Es war einmal ein Bauer, der eine neugeborene Tochter zur Taufe tragen sollte. Da es mitten im Sommer war und man es daher mit dem Einbringen des Heues besonders eilig hatte, ging er ganz allein mit dem Kinde zum Pfarrer. Als er ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, sah er ein paar Haselhühner vom Wege auffliegen; da er ein leidenschaftlicher Schütz war, der jederzeit seine Büchse bei sich hatte, so konnte er natürlich die Haselhühner nicht so fliegen lassen, sondern legte

das Kind auf den Weg nieder und begann zu jagen. Aber wer keine Hühner bekam, das war unser Bauer.

Als er endlich zu dem Kinde zurückkehrte, konnte er dasselbe nicht mehr erkennen, denn es schien ihm größer und häßlicher geworden zu sein als es früher war. Er ging indessen doch mit ihm zum Pfarrer und es wurde getauft. Als er aber nach Hause kam, wollte auch die Mutter das Kind nicht kennen. Man konnte jedoch an der Sache nichts ändern, sondern suchte sich dies dadurch zu erklären, daß man das Kind vor der Taufe nicht genau besichtigt, und es daher bloße Einbildung sei, daß es früher anders ausgesehen habe als jetzt. Aber je mehr das Mädchen heranwuchs, desto mehr kam man zur Gewißheit, daß es kein menschliches, sondern ein Kind der Vitra sei; denn seine Hand- und Fußgelenke wuchsen so stark, daß sie beinahe eine halbe Elle lang wurden und dann konnte es auch nicht sprechen lernen, obschon es Alles zu verstehen schien, was man zu ihm sprach.

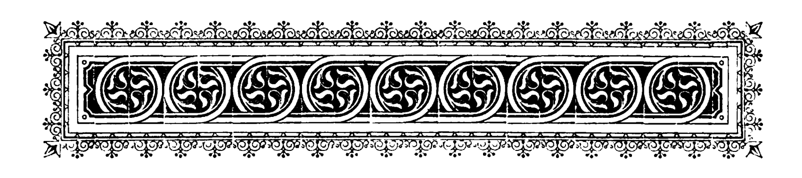
Auf diese Weise lebte das Mädchen, ohne sich im Geringsten nützlich zu machen, bis es über dreißig Jahre alt war; da wurde es plötzlich krank und starb zur Freude Aller. In derselben Nacht jedoch, in welcher sie den Geist aufgab, kam ein fürchterlicher Orkan von einem der größten Berge des Kirchspiels und verwüstete einen ungefähr zwölf Ellen breiten Weg, der zu einem anderen Berge führte. Alles, was sich auf diesem Wege befand, wurde mehrere Klafter weit von seinem Platze weggeschleudert. Eine Bootshütte, in welcher sich zwölf Boote befanden, wurde dem Boden gleich gemacht und die Boote über einen ganzen See getragen und zertrümmert.

Man wußte Anfangs nicht, was man von dieser merkwürdigen Begebenheit halten sollte; aber bald sahen Alle klar und deutlich ein, daß es Vitra gewesen sein mußte, welche dieses ganze Spectakel angestiftet hatte aus Freude darüber, daß sie ihre Tochter oder Schwester, die gezwungen war, länger als

dreißig Jahre unter den Menschen zu leben, bevor die Kraft der Taufe verloren ging, wieder zurückbekam.

Was aus dem Kinde geworden ist, welches Vitra gestohlen hatte, darüber erfuhr man zwar niemals etwas; aber es ist ganz sicher anzunehmen, daß es bei Vitra schließlich auch ein Wesen ihresgleichen wurde; denn schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten.





XXVII.

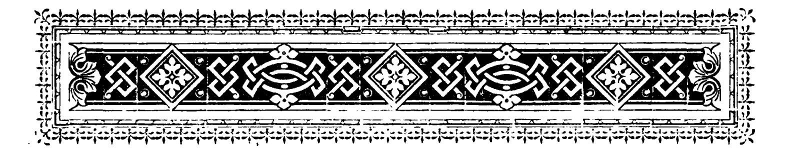
Der entführte Knecht.

(Aus Schwedisch-Lappland.)

Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man im Walde ausruhen will, denn es gibt hier so viel Schlimmes, wovon die Menschen sich kaum träumen ließen. Vor Riesen und Berggeistern zwar braucht man sich in unserer Zeit nicht mehr zu fürchten, aber die Unterirdischen und Vitra haben immer einen bösen Streich vor, wenn sie eine schlafende Person finden. Besonders müde Jäger bekommen mit ihnen gerne zu thun.

Es war auch einmal ein Knecht im Walde und jagte, bis er ganz ermüdet war und sich niedersetzen mußte, um auszuruhen. Aber er hatte sich kaum gesetzt, als ein wunderschönes Weib zu ihm kam und ihm einen Trunk aus einem vergoldeten Napf anbot, den sie in der Hand hielt. Der Knecht vergaffte sich in das schöne Weib und trank aus dem Napfe. Aber im selben Augenblicke sah er sich in einen großen Saal versetzt, der von Silber und Gold glänzte. Mitten im Saale stand ein Tisch, der sich unter der Last der leckersten Gerichte beugte, und das schöne Weib lud ihn ein, zuzugreifen. Als er gegessen und getrunken hatte, sagte das Weib, daß er nun ihr Mann geworden sei. Und da er nichts Höheres wünschte, blieb er denn mehrere Jahre im Berge und Vitra gebar ihm drei Kinder.

Nach fünf Jahren kam er wieder in seinen Geburtsort zurück und erzählte, was er Alles erlebt hatte. Er war jedoch so wunderlich in seinen Reden, daß ihn Niemand recht verstand. Eine Reue über seine That zeigte er nicht, aber er schien sich doch vor seinen Mitmenschen zu schämen. Endlich ging er doch wieder an einem Sonntag mit den Uebrigen in die Kirche; bei Verlesung des Sündenbekenntnisses aber wurde er in ein schwarzes Thier verwandelt. Als jedoch das Gebet zu Ende war, wurde er doch wieder zu einem Menschen. Einige Tage darauf verschwand er abermals und kam seither nicht wieder zurück; denn Vitra wird ihn wohl nicht mehr aus ihrer Gewalt lassen.



XXVIII.

Das Geschenk des Trolls.

(Aus Schwedisch-Lappland.)

Vor vielen, vielen Jahren war ein Bauer an einem Herbsttage im Walde, um zu jagen. Er hatte jedoch an diesem Tage durchaus kein Glück bei seinem Waidwerk; sowie ihm ein Vogel zu Gesichte kam, war es, als ob denselben Jemand verscheuchte. Da begann der Bauer endlich verdrießlich zu werden, denn es war allgemein bekannt, daß ein Troll sich in dieser Gegend aufhielt. Er war eben im Begriffe, sich wieder auf den Heimweg zu machen, als er einem feinen Herrn begegnete, der ihn fragte, wie die Jagd ausgefallen sei.

„Ah, es ist mir noch nie so schlecht dabei ergangen, wie heute!" antwortete der Bauer. „Ich glaube bestimmt, daß der Troll mir die Vögel verscheuchte."

„Meinst du das?" sagte der Fremdling lachend. „Nun, da du kein Jagdglück gehabt hast, kannst du vielleicht zu mir nach Hause kommen und meine Frau curiren, die sehr krank ist. Du sollst für deine Mühe gut belohnt werden."

„Aber ich bin ja kein Doctor!" sagte der Bauer.

„Das weiß ich ohnehin," sagte der Fremdling; „aber das ist auch nicht nothwendig; denn wenn du meiner Frau nur die Hände auflegst, so wird sie gesund."

„Wenn das hinreichend ist, so will ich gern mit euch gehen," antwortete der Bauer; „aber ich kann freilich nicht dafür gutstehen, daß sie gesund wird."

So gingen sie denn miteinander.

Sie kamen bald zu einem großen Schlosse, das mitten auf dem höchsten Punkte eines Berges stand. Der Bauer sah nun ein, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, denn er hatte das Schloß früher nie gesehen, obschon er wenigstens hundert Mal an derselben Stelle gewesen war. Er ließ sich gleichwohl nichts anmerken, sondern folgte dem Unbekannten in das Schloß hinein. Hier gerieth er indessen allerdings in große Verwunderung über das, was er zu sehen bekam. Die Wände des Schlosses bestanden nämlich aus Spiegelglas, das Dach aus Silber, die Fußteppiche aus goldgestickter Seide und die Möbel aus reinstem Gold und Edelsteinen.

Der Bauer wußte kaum, auf welchen von beiden Füßen er stehen sollte. Indessen führte der Mann ihn in ein anderes Zimmer. Hier war es, wenn möglich, noch feiner. In einem goldenen Bett lag die allerschönste Prinzessin, welche schrecklich schrie und jammerte und den Bauer bat, er möchte ja zu ihr kommen und ihr seine Hände auflegen. Er blieb jedoch eine lange Weile sinnend stehen, bevor er seine groben Hände auf die feine Prinzessin zu legen wagte. Als er es endlich doch that, wurde die Prinzessin augenblicklich gesund, stand auf, dankte ihm und bat ihn, ein wenig zu verweilen und mit ihnen zu essen. Der Bauer getraute sich jedoch nicht, von den vielen Speisen, die ihm angeboten wurden, zu kosten, denn er fürchtete, daß er dann für immer in dem Berge bleiben müßte.

Als er hierauf das merkwürdige Schloß verlassen sollte, nahm der Unbekannte einen Lederbeutel, füllte denselben mit runden Holzstückchen an und übergab ihn dem Bauern mit den Worten:

„So lange du im Besitze dieses Beutels bist, wird es dir nie an Geld fehlen. Solltest du mich aber jemals wieder sehen, so sprich nicht ein Wort zu mir; denn wenn du mich ansprichst, wirst du unglücklich!“

Als der Bauer wieder heimgekommen war, meinte er Anfangs, daß sein ganzes Abenteuer nur ein Traum gewesen sei; als er aber den Lederbeutel öffnete, den er bekommen hatte, sah er, daß Alles Wirklichkeit war; denn der Beutel war angefüllt mit Speciesthalern.

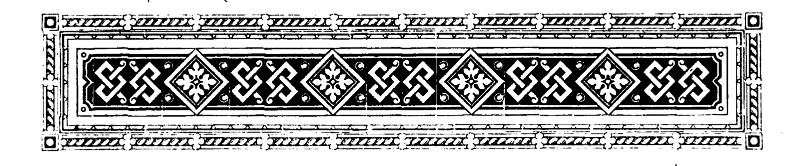
Der Bauer, der früher ein armer Teufel war, wurde nun bald der reichste Mann im Kirchspiel; denn so viel Geld er auch aus dem Lederbeutel nahm, so blieb derselbe doch immer voll. Als der Bauer dies merkte, begann er auch verschwenderisch zu leben und besuchte häufig die Schenke.

Eines Abends, als er in der Schenke saß, erblickte er wieder den Mann, von dem er den ledernen Beutel erhalten hatte. Der Mann ging mit einer Flasche herum und sammelte, was die Gäste aus dem Glase verschütteten. Dem Bauer erschien es gar sonderbar, daß der Mann, welcher ihm so viel gegeben hatte, nicht im Stande sein sollte, sich selbst einen Schnaps zu kaufen, und so ging er denn zu ihm hin und sagte:

„Du hast mir mehr Gutes erwiesen als irgend ein Anderer, und deshalb will ich dich gern ein wenig tractiren!“

Kaum aber waren diese Worte ausgesprochen, als er einen so heftigen Schlag auf den Kopf erhielt, daß er ohnmächtig zu Boden fiel. Als er wieder zur Besinnung kam, war der Mann verschwunden. Er griff in die Tasche nach dem Lederbeutel, aber auch dieser war verschwunden.

Von diesem Tage an wurde der Bauer immer ärmer und schließlich mußte er herumgehen und seinen Lebensunterhalt zusammenbetteln.



XXIX.

Der betrogene Riese.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Vor vielen hundert Jahren, als noch Riesen und Bergtrolle in allen Bergen und Hügeln hausten, konnte es leicht geschehen, daß man wider Willen mit irgend einem Troll zu thun bekam, wenn man über den Grenzstein des Heim's hinausging. So ereignete es sich auch einmal, daß vier Lappen, welche ausgegangen waren, ihre Renthiere zu suchen, sich im Gebirge verirrten. Drei ganze Tage und eben so viele Nächte wanderten sie umher, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen, und sie waren deshalb schon nahe daran, vor Hunger und Müdigkeit zu sterben, als sie endlich den Schein eines Lichtes bemerkten, das am Fuße eines bis in die Wolken reichenden Berges angezündet zu sein schien. Freudig eilten die Lappen auf dasselbe zu, denn sie hofften, dort eine menschliche Wohnung zu finden. Als sie aber am Fuße des Berges anlangten, fanden sie, daß der Lichtschein aus einer im Berge befindlichen Grotte kam. Nachdem sie einen Augenblick überlegt hatten, beschlossen sie, in dieselbe hineinzugehen. Als sie ungefähr zwei Büchsenschußlängen weit in den Berg hinein gekommen waren, gelangten sie in einen großen Saal, dessen Wände und Dach aus reinstem Silber und so blank waren, daß man sich darin spiegeln konnte. Ein menschliches Wesen war nicht zu sehen, wohl aber befanden sich

hier mehr als hundert riesengroße Böcke und Ziegen. Beim nördlichen Giebel stand ein großer Herd, auf dem ein lustiges Feuer flammte, und über dem Feuer hing ein Staunen erregender, großer Kessel, in dem das Fleisch von einem ganzen Ochsen kochte. Da sie sehr hungrig waren, setzten sie sich um den Kessel und begannen von dem Fleische zu essen.

Nachdem die Lappen sich satt gegessen hatten, gossen sie das warme Wasser aus dem Kessel und löschten damit das Feuer, worauf sie denselben wieder mit kaltem Wasser anfüllten. Das Fleisch, welches im Kessel übrig geblieben war, versteckten sie. Hierauf begannen sie sich in der Grotte umzusehen und fanden, daß hier große Haufen von Gold und Silber sowie anderen Kostbarkeiten aufbewahrt waren. Sie wagten jedoch nicht, etwas von diesen Schätzen zu nehmen, bevor sie erführen, wer der Besitzer all' dieser Reichthümer sei. Da sie Verdacht schöpften, daß dieser wohl kein Mensch sein dürfte, beschlossen sie, die Grotte zu verlassen, nachdem sie sich von ihren mühsamen Wanderungen ein wenig erholt hatten. Sie verbargen sich nun schleunigst in dem finstersten Theile der Grotte und schliefen alsbald ein. Aber sie waren kaum eingeschlafen, als sie durch einen Lärm geweckt wurden, der so stark war, daß sie glaubten, es wäre ihre letzte Stunde gekommen. Im nächsten Augenblicke sahen sie einen Mann in die Grotte schreiten, der so groß war, daß sie Alle darüber in Entsetzen geriethen; denn sie erkannten sogleich, daß es ein Riese war. Zu entfliehen wäre unmöglich gewesen und sie beschlossen deshalb, sich ganz ruhig zu verhalten.

Der Riese blieb mitten in der Grotte stehen, begann die Nase zu rümpfen und nach allen Seiten zu riechen und zu schnobern.

„Sonderbar!" murmelte er endlich. „Es ist doch nicht möglich, daß Jemand hieher gefunden haben sollte!"

Hierauf ging er zum Herde, hob den Deckel von dem gewaltigen Kessel und schaute in diesen hinein; als er aber nur

Wasser darin fand, schien er nicht wenig darob erstaunt zu sein. Er stand jedoch nicht lange in Verwunderung da, sondern schleuderte in seinem Aerger schon in der nächsten Secunde den großen Deckel gegen die silberne Wand, so daß er darin stecken blieb, und begann hierauf alle Winkel und Ecken der Höhle zu durchsuchen. Es dauerte nicht lange, so fand er die erschreckten Lappen, zog sogleich den größten von ihnen hervor und schleuderte ihn in den Kessel, damit er gekocht werde, wobei er freilich vergaß, daß der Kessel ohne Feuer nicht kochen könne. Die übrigen Lappen kettete er an die Wand der Grotte, worauf er sich schlafen legte, bis der im Kessel liegende Lappe gekocht sein würde.

Es waren kaum einige Minuten verstrichen, als er so stark zu schnarchen begann, daß der Berg erbebte und die Kohlen auf dem Herde zu tanzen anfingen. Da stieg der Lappe aus dem Kessel, befreite seine Kameraden von den Ketten und eilte mit ihnen dem Ausgang der Höhle zu. Da fanden sie aber zu ihrer großen Enttäuschung, daß der Riese denselben mit einem Steine verrammelt hatte, der so groß war, daß sie ihn alle vier nicht von der Stelle bewegen konnten.

Da war nun guter Rath theuer.

Nachdem sie sich eine Stunde lang berathschlagt hatten, kehrten sie wieder in die Höhle zurück, um dem Riesen, wenn möglich, einen Streich zu spielen. Das versteckte Fleisch wurde wieder in den Kessel gethan und drei der Lappen gingen zu den Plätzen zurück, wo der Riese sie angekettet hatte; der vierte aber verbarg sich hinter einer großen Kufe in der Nähe des Ausganges.

Nun erwachte auch der Riese und eilte zum Kessel, um nachzusehen, ob der Lappe schon gekocht sei; da er aber denselben nicht darin fand, ging er zu den gebundenen Lappen und drohte ihnen, sie auf der Stelle todtzuschlagen, wenn sie ihm nicht sagten, wohin ihr Kamerade gekommen sei. Einer der

Lappen behauptete, daß der Kamerade sich unbedingt im Kessel befinden müsse und der Riese vielleicht nur schlechte Augen habe, so daß er ihn nicht sehen könne.

„Es wäre sonderbar", sagte der Riese, der sich seiner Heftigkeit ein wenig schämte; „aber wenn ich so recht über die Sache nachdenke, glaube ich beinahe selbst, daß ich in letzterer Zeit anfange, etwas schlechter zu sehen."

„Na, dem kann man ja leicht mit einer guten Augensalbe abhelfen", sagte der Lappe.

„Kannst du eine solche Salbe zubereiten?" fragte der Riese.

„Ja gewiß! Sowie du meine Salbe in die Augen bekommst, wirst du auf fünfzig Meilen ebenso gut sehen wie auf fünfzig Zoll. Aber du mußt darauf gefaßt sein, daß es fürchterlich schmerzt."

„Das macht nichts; bereite nur die Salbe, damit ich sie sobald als möglich bekomme!"

„Ich will es gern thun, wenn du mich gut bezahlst."

„Du sollst ganze vierzehn Tage bei mir leben, bis ich deine Kameraden aufgefressen habe. Aber du mußt mir deinen Namen sagen, damit ich dich nicht statt eines anderen auffresse."

Der Lappe sagte, er heiße „Garniemand", und der Riese wiederholte den Namen zehnmal, um ihn bei späterer Gelegenheit nicht zu vergessen. Es wurde nun am Herde Feuer angezündet, worauf der Lappe fünf Pfund Blei schmolz und es dem Riesen in die Augen goß, der natürlich davon ganz erblindete.

Der Riese merkte gar bald, daß Garniemand ihn betrogen habe, und begann nun seinen Nachbar zu rufen, damit er ihm helfe die Lappen zu züchtigen. Der Nachbar kam auch herbeigelaufen und fragte, wer ihm ein Leid zugefügt hätte, daß er so schrecklich jammere.

„Garniemand hat es gethan!" antwortete der Riese.

Der Nachbar, welcher glaubte, daß er spaße, wurde böse und sagte:

„Dann kannst du dir selbst am Besten helfen; rufe mich aber kein zweites Mal, sonst geht es dir nicht gut!"

Hierauf ging der Nachbar wieder fort; der Riese aber begann nun, da er von seinem Nachbar keine Hilfe erhielt, so gut er konnte selbst in der Höhle herumzusuchen, um seine Feinde zu ergreifen; diese aber versteckten sich unter seinen Ziegen und Böcken, so daß er sie nicht finden konnte. Nachdem er lange auf diese Weise herumgetappt, merkte er, daß seine Thiere ihm beim Suchen hinderlich seien. Er ging deshalb zum Ausgang der Höhle, nahm den großen Stein hinweg, der als Thür diente, und ließ die Ziegen und Böcke, ein Thier nach dem anderen, hinaus, nachdem er sich früher vergewissert, daß keiner der Lappen sich mit ihnen hinausschlich.

Als die Lappen die Absicht des Riesen merkten, schlachteten sie schleunigst vier Böcke, zogen ihnen die Haut ab und wickelten sich in dieselbe ein, worauf sie auf Händen und Füßen aus der Höhle hinauskrochen, nachdem sie noch zuvor so viel Gold und Silber mit sich genommen hatten, als sie tragen konnten.

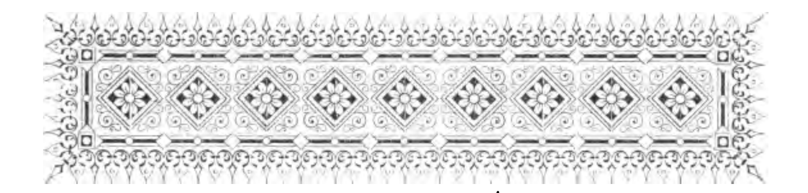
Als der letzte Lappe die Höhle verlassen wollte, wurde er vom Riesen festgehalten, der ihn liebkoste, streichelnd über den Rücken fuhr und sagte:

„Du mein armer, großer Bock, der du nun ohne Herrn sein wirst!"

Nachdem er den vermeintlichen Bock eine Weile geliebkost, ließ er ihn gehen, worauf er die Oeffnung mit dem oben erwähnten Steine verschloß und hohnlachend ausrief:

„Nun hab' ich euch doch in der Falle! Wir werden nun sehen, wer von uns am meisten betrogen worden ist, mein lieber Garniemand!"

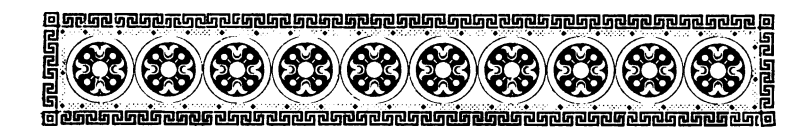
Was mit dem dummen Riesen weiter geschah, weiß Niemand; wahrscheinlich aber ging er in der Höhle herum und suchte die Lappen, bis er verhungerte.



Dritte Abtheilung.

Stalo-Sagen.





Friis gibt in seinen »Lappiske Eventyr og Folkesagn« die folgende Schilderung von Stalo:

„Ein mehr menschliches Wesen als Jetanas war der Stalo. Nichtsdestoweniger besaß auch dieser eine große Vorliebe für Menschenfleisch und deshalb war das Zusammentreffen mit ihm sehr gefährlich. Er wird übrigens als ein großer wohlbewaffneter Mann geschildert, dem man häufig in Einöden oder Wäldern begegnete. Er war gewöhnlich mit einem rothen Rocke bekleidet und trug einen silbernen Gürtel, woran ein großes Messer mit silbernem Schafte hieng. Außerdem hatte er noch zahlreiche andere Zieraten aus demselben Metall an sich hängen, sowie er auch stets einen großen Beutel mit Silbergeld bei sich führte. Sein steter Begleiter war ein Hund, der sorgfältig Acht gab, daß ihn Niemand im Schlafe überfiel. Allein obwohl Stalo größer, stärker und besser bewaffnet war, als die kleinen Lappen, ließ er sich doch in Folge seiner Dummheit, Leichtgläubigkeit oder Plumpheit oft von diesen überlisten, wenn zufällig einer von ihnen in seine Gewalt kam; besonders geschah ihm dies oft von den sogenannten Gudnavirutschak (Aschengräbern, Aschenputteln), welche ihre meiste Zeit damit zubrachten, nicht nur in der Herdasche herumzuwühlen, sondern auch den Leuten allerlei Schelmenstreiche zu spielen.

Zuweilen ereignete es sich, daß einer oder der andere wegen seiner Stärke bekannte Lappe von Stalo zum Zweikampf herausgefordert wurde, und in diesem Falle half es nichts, wenn er

denselben auch ablehnte, denn er wurde dann fortwährend von Stalo verfolgt und schließlich von ihm ermordet. Ehe ein solcher Zweikampf begann, pflegten die Kämpfenden erst einander zu offenbaren, wo ihre Schätze verborgen lagen, und der Sieger behielt das ganze Gut des Gefallenen, wie dies auch bei den Holmgängen der alten Vikinger der Fall war. Dergleichen im Kampf mit Stalo erworbenes Silber hieß Stalo-silba (Stalosilber). Laestadius erzählt, daß im schwedischen Lappmarken sich noch zu seiner Zeit derartiges von Vater auf Sohn vererbtes Stolasilber vorfand. Es bestand besonders aus Knöpfen und Spangen, welche die Lappen an ihre Gürtel befestigten. Die Form dieser Silberzieraten war ganz verschieden von der Form derjenigen, die bei den Lappen jetzt in Gebranch sind oder es früher waren.

In den Zweikämpfen mit Stalo wurde der als Sieger betrachtet, welcher den Andern zu Boden warf, und er hatte das Recht, denselben zu tödten. Dies geschah in Bezug auf Stalo gewöhnlich mit seinem eigenen silberschäftigen Messer, Schwert oder Beil; denn mit anderen Waffen war er nicht leicht verwundbar. Auch seinen Hund mußte man todtschlagen; denn wenn dieser seines Herrn Blut zu lecken bekam, so lebte derselbe wieder auf. Blieb Stalo Sieger, so war er nicht verpflichtet, den Lappen zu begraben, sondern konnte ihn liegen lassen oder in's Wasser werfen; Stalo dagegen bedang sich jederzeit aus, daß der Lappe, im Falle er siegte, ihn ordentlich begraben solle. Der Lappe, der einen Stalo überwunden hatte, mußte auch dessen zwei Brüder oder im Ganzen drei Stalos erlegen; denn eher fand er weder Ruhe noch Frieden. War ihm aber Jenes gelungen, so brauchte er nachher nie wieder einen Stalo zu fürchten, wobei er außerdem natürlich in den Besitz unermeßlicher Schätze kam.

Die Lappen weisen noch mehrere Stellen, wo dergleichen Zweikämpfe stattgehabt und Stalos begraben sein sollen. Man

sagt, die an solchen Orten gefundenen Menschengebeine seien doppelt so groß gewesen wie die der Lappen.

Das Verhältniß zu Stalo war jedoch nicht immer feindlich und zuweilen geschah es, daß der Sohn eines Lappen eine Stalotochter zum Weibe nahm. Laestadius berichtet, „daß vor nicht langer Zeit in Jukkajärvi eine Lappin lebte, welche im 24. Gliede von Stalo abzustammen behauptete. Rechnet man drei Glieder auf jedes Jahrhundert, so müßte der Stalo, den sie für ihren Ahnherrn ansah, ungefähr um das Jahr 1000 nach Chr. Geb. gelebt haben." Hieraus sowohl, wie aus mancherlei Umständen, welche in den Sagen vorkommen, ist leicht zu ersehen, daß diese Stalos ursprünglich nichts anderes gewesen sind als altnordische Vikinger*), die in dem norwegischen und schwedischen Lappland umherstreiften, um zu rauben und zu plündern. Stahl heißt auf lappisch stale oder stalle**) und Stal(l)o (Plur. Stal[l]ok) bedeutet daher soviel wie „Stahlmann" oder „der in Stahl Gehüllte," wozu auch noch kommt, daß man in den Erzählungen der Lappen von Stalo oft auch dem Ausdrucke »ruovde-gakte« d. i. Eisenrock begegnet, weil Stalo einen solchen trug.

Man hat also ganz deutlich einen alten Nordlandskrieger mit seinem Panzerhemd oder der Brünne vor sich. Auch die Heldengewohnheit hatte Stalo, daß, wenn er einmal von einem Lappenkämpen zu Boden geworfen war, er nicht wieder aufstand, sondern ruhig liegen blieb, bis Jener Messer oder Axt herbei-

---

*) Vgl. Poestion, das Tyrfingschwert. Eine altnordische Waffensage (Hagen und Leipzig 1883), S. 132—145.

**) Das Wort stalle (gemeinlappisch: stale), wie überhaupt die Namen der Metalle, haben die Lappen dem nordisch-germanischen Sprachschatze entlehnt; es lautet altnordisch stál, dänisch und schwedisch stal; vgl. auch W. Thomsen, Ueber den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finisch-lappischen. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers (Halle, 1870), S. 43 und 78.

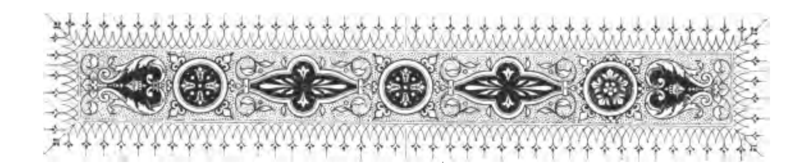
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



XXX.

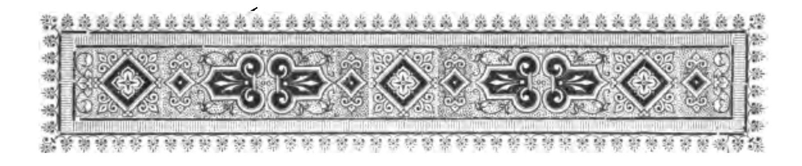
Stalo und Patto-Poadnje.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Unter einem Stein in Luleå-Lappmarken, in der Nähe von Gellivarre, welches früher das Stuoramus-Basse d. h. das größte Heiligthum der Nedeby-Lappen war, soll vor vielen Jahren eine Axt gefunden worden sein, die kein Rost anfressen konnte. Diese Axt kam auf folgende Weise dahin.

Ein Lappe Namens Patto-Poadnje hatte eine Schlägerei mit einem Stalo, von dem er bemerkte, daß er sich mit seiner Tochter abgebe. Er kam der Sache auf folgende Weise auf die Spur: Der Lappe hatte seine Hütte dicht bei einem Moore, über den seine Tochter täglich zu gehen hatte. Es fiel ihm nun auf, daß dieselbe niemals nasse Füße hatte, wenn sie heim kam, und er schloß daraus, daß Stalo sie über das Moor tragen müsse. Als er im Kampfe mit Stalo bemerkte, daß er ihn nicht überwältigen könne, rief er den Stein oder das Götzenbild um Hilfe an. Da aber Stalo dasselbe that, bekam Keiner von ihnen die Oberhand; denn Alles, was der Lappe seinem Helfer zu opfern versprach, das versprach auch Stalo. Endlich gelobte der Lappe, daß er die Axt opfern wolle, welche Stalo in der Hand hatte, und er bekam nun sogleich solche Uebermacht, daß Stalo sein Leben verlor.

Von dieser Zeit an lag die Art unter dem Stein. Im Herbste des Jahres [illegible] wurde sie von einem Kajtum-Lappen weggenommen, welcher gelobt hatte, dafür die Hörner und die Beine eines Renthierstiers dahin zu legen, was er wohl auch gethan haben wird.



XXXI.

Stalo und der Fischerlappe.

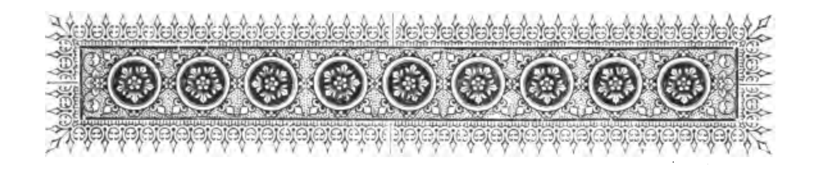
Es war einmal ein Fischerlappe, welcher täglich in einem See, der nicht weit von seiner Hütte entfernt war, seine Netze aussetzte. Eines Morgens fand er einen großen Stein in seinem Boote. Der Lappe, welcher sogleich wußte, daß Stalo es war, der vorläufig seine Stärke auf diese Weise erproben wollte, stellte sich, als ob er über den Streich, der ihm da gespielt worden war, sehr erbost wäre, fluchte auf Stalo, von dem er wußte, daß er sich in der Nähe aufhalte, und warf den Stein wieder aus dem Boote, wobei er die Drohung ausstieß:

„Verfluchter Stalo! wenn du hier gewesen wärest, würde ich dir den Stein mitten auf die Stirn geworfen haben!"

Er gab sich somit den Anschein, als ob er nicht die geringste Furcht vor Stalo hätte.

Am nächsten Tage fand er einen größeren Stein im Boote. Der Lappe schleuderte auch diesen aus dem Boote mit derselben Drohung wie Tags vorher.

Am dritten Tage hatte Stalo einen so großen Stein in's Boot gelegt, daß der Lappe mit Mühe und Noth im Stande war, denselben hinauszuwälzen. Diesmal schwieg der Lappe, denn er verstand, daß es nun auf Leben und Tod gehen werde.



XXXII.

Patto-Poadnje rächt sich an Stalo.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Es war einmal ein alter Lappe, der Patto-Poadnje hieß und mehrere Kinder hatte. Nun geschah es, daß von den Kindern des Lappen eines nach dem andern verschwand, ohne daß der arme Lappe sich denken konnte, wohin sie kamen. Endlich aber kam er der Sache doch auf den Grund. In der Nähe wohnte nämlich ein Stalo, der bei einer Quelle, wo die Kinder zu spielen und sich zu unterhalten pflegten, eine Falle aufgestellt hatte. Diese Fallen waren so eingerichtet, daß die Kinder, welche sich in dieselben verwickelten, in die Quelle hinein rollten und ertranken. Von hier schaffte sie dann Stalo heimlich nach Hause und verzehrte sie.

Patto-Poadnje beschloß nun, an Stalo wegen dieses grausamen Gebahrens Rache zu nehmen. Zu diesem Zwecke zog er einen alten abgetragenen Pelz an und stellte sich, als sei er in Stalo's Schlingen hängen geblieben. Als nun Stalo kam, um nachzusehen, ob er etwas gefangen habe, und den alten Patto-Poadnje erblickte, der bis an den Kopf in der Quelle lag, schmunzelte er vergnügt und sagte:

»Ha, ha, ha, de ets påres Patto pättatalai! — Ha, ha, ha, nun ist mir gar der alte Esel selbst in die Falle gegangen!«

Hieb in's Genick, daß er niederstürzte und liegen blieb. Da ergriffen die Söhne Stalo's die Flucht.

Während all dies vorging, war Stalo's Weib nicht zu Hause gewesen. Der alte Patto wollte auch an ihr Rache nehmen. Er zog Stalo's Kleider an und zerstückelte den Körper Stalo's. Hierauf machte er Feuer an, setzte den Topf an dasselbe und kochte einen Theil von dem Fleische des Stalo, um damit die Alte zu tractiren, wenn sie nach Hause kam.

Des Abends kam denn auch Stalo's Weib, und da sie ziemlich dumm und dabei sehr kurzsichtig ist, braucht man sich nicht zu verwundern, daß sie meinte, Stalo selbst sei es, der bei dem Topfe stehe.

Als es Nachtmahlzeit wurde, schöpfte Patto das Fleisch aus dem Topfe und gab der Alten ihren Theil, während er ihr mittheilte, daß sie nun endlich einen fetten Bissen erhalten habe, nämlich keinen anderen als den alten Patto-Poadnje selbst. Die Alte aß ein Stück, prüfte den Geschmack und sagte dann:

»Kåktes tat males njadda tego tattak etja? — Woher kommt es, daß das Fleisch schmeckt, als ob es von dir selbst wäre?"

Der Alte entgegnete:

»Vaipa mon tjet-tjeram tjakkaliv. the jå taste! — Ich schnitt mich in den kleinen Finger, daher kommt es!"

Da das Weib durch diese Erklärung beruhigt war, ließ er es sich an dem Stalofleische satt essen. Hierauf begann er sie auszufragen:

»Gonnes mun rutta le? — Wo hab' ich denn mein Geld aufbewahrt?"

„Weißt du es nicht mehr?" antwortete das Weib, ein wenig verwundert. »Boasso balje duogen! — Unter dem Boasso-Sparren". *)

*) Boasso heißt der innerste oder hinterste Theil der lappländischen Hütte gegenüber der Thür, wohin man die Gefäße und Speisen gibt, dann der Ehrenplatz, Hochsitz daselbst.

„Wo liegt das Geld meines ältesten Sohnes?“ fragte er wieder.

„Unter dem mittleren Sparren!“

„Wo ist das Geld des zweitältesten Sohnes?“

„Unter dem Thürsparren!“

„Wo ist das Geld meines jüngsten Sohnes?“

„Unter dem Hauklotz im Boasso!“

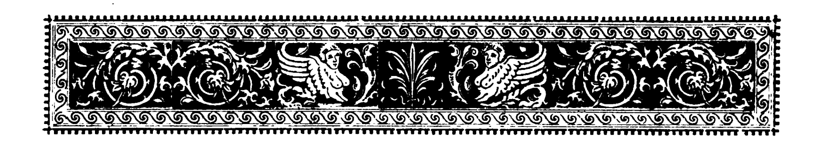
„Wo ist dein Geld!“

„Unter der Thürschwelle!“

Nun erhob sich Patto-Poadnje und zeigte ihr, wer er war. Das alte Stalo-Weib suchte rasch nach ihrem Eisenrohr, welches Patto-Poadnje in's Feuer gesteckt hatte.

„Dort liegt es im Feuer!“ sagte Patto-Poadnje.

Das Stalo-Weib ergriff dasselbe und setzte es an den Mund; sie verschluckte aber nur Glut und Asche, verbrannte sich so die Eingeweide und lag bald todt auf dem Boden.



XXXIII.

Das Stalomädchen.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Es war einmal ein Ehepaar aus dem Stalogeschlecht, welches zwei Kinder hatte, einen Sohn und eine Tochter. Nun trug es sich zu, daß ein Mangel an Lebensmitteln eintrat, weshalb die Eltern daran dachten, eines von den Kindern zu schlachten und zu verzehren; nur konnten sie sich nicht darüber einigen, ob es der Sohn oder die Tochter sein sollte. Der Mann wollte den Sohn schonen und sagte deshalb zu der Frau:

»Im mon juoksa guoddejam! — Ich schlage meinen Bogenträger nicht todt!"

Die Frau dagegen wollte die Tochter geschont sehen und rief deshalb mit zorniger und kreischender Stimme:

»Im mon snaldo bådnjejam! — Ich schlage meine Spinnerin nicht todt!"

Die Tochter, welche vor der Thür stand und horchte, hörte diese Unterhaltung, sowie auch, daß schließlich die Mutter nachgeben mußte und sie selbst (die Tochter) dem Tode geweiht war. Sie ergriff daher die Flucht und kam zu einer Lappenhütte, wo man sie fragte, wer sie wäre und woher sie käme.

„Ach", antwortete sie, „ich bin geflohen, um mir mein Leben zu retten; meine Eltern wollten mich auffressen! Möchtet

Ihr nicht so freundlich sein, mich als Wasserträgerin anzunehmen?" (Dies ist aber der niedrigste Dienst bei den Lappen.)

Sie gingen darauf ein. Das Stalomädchen verblieb bei ihnen und wurde späterhin die Frau des Sohnes vom Hause.

Nach einigen Jahren bekam Letzterer Lust, seine Schwiegereltern, die Stalofamilie, zu besuchen und zugleich zu erfahren, ob er nicht einige Mitgift erlangen könne. Seine Frau suchte ihm zwar von seinem Beginnen abzurathen, indem sie meinte, wenn er hinginge, würde er gewiß aufgefressen; allein er wollte nicht glauben, daß das Verlangen nach Menschenfleisch bei den Stalo's so groß wäre.

„Ich habe ja Renthiere", sagte er, „und werde ihnen ein fettes Thier geben; so lange also das vorhält, brauchen sie uns nicht zu verzehren."

„Doch, doch!" antwortete die Frau; „du wirst schon sehen wie es geht."

So begaben sich denn die jungen Eheleute mit Sack und Pack nach der Wohnstätte Stalo's und hatten auch ihr kleines Kind, ein einjähriges Knäblein, bei sich. Sie wurden sehr freundlich empfangen, und der Lappe gab seinem Schwiegervater alsbald ein feistes Renthier, so daß es also an frischem Fleisch nicht mangelte. Auch die Schwiegermutter schien sich über die Angekommenen sehr zu freuen; sie nahm das Enkelchen aus der Wiege, küßte es und sprach:

„Liebe Tochter, ich kann wohl unterdeß das Kind halten, während Ihr das Zelt aufstellt?"

Die Tochter hatte freilich keine rechte Lust, ihrer Mutter das Kind anzuvertrauen, konnte jedoch nichts dagegen einwenden.

Ludak (das Staloweib), die Blutsaugerin, ging ohne Verzug in ihre Hütte, drehte dem Kinde den Hals um und fing an, es aufzufressen. Ein jüngerer, erst nach der Schwester Flucht geborener Sohn Stalo's, welcher dabei stand und seiner Mutter

zusah, bekam auch Lust, von dem Fleische, das sie verzehrte, zu kosten und verlangte welches zu wiederholten Malen.

»Ninnes, Ninnes; vadde munjen njeputjen tjalmatjest! — Mamma, Mamma, gib mir etwas von meines Schwestersohns Auge!"

„Morgen sollst du deiner Schwester Brüste zu kauen bekommen!" antwortete Ludak.

Die Tochter, welche draußen stand und horchte, stieß ihren Mann an und sagte:

„Glaubst du nun, was ich gesagt habe? Jetzt hat sie das Kind gefressen und morgen kommen wir an die Reihe."

Indeß konnten sie für den Augenblick nichts thun. Als sie ihr Zelt aufgestellt und Alles in Ordnung gebracht hatten, kam Stalo und sein ältester Sohn zum Besuch, um den langen Winterabend mit Plaudern hinzubringen. Während man nun über Dies und Jenes schwatzte, fragte Stalo seinen Schwiegersohn gleichsam in aller Vertraulichkeit:

»Kåsses le tu kassamus naker? — Wann schläfst du am festesten?"

Der junge Lappe that, als merkte er nicht den eigentlichen Zweck dieser Frage, und antwortete ganz ruhig:

„Wenn die Morgenröthe sich zeigt, schlafe ich am Besten."

Dann fragte er seinerseits den Schwiegervater:

„Wann schläfst du am Besten?"

»Kask ija pali! — Um Mitternacht!" antwortete Stalo.

Nachdem nun so Beide einander ausgefragt, schieden sie; Stalo und sein Sohn kehrten in ihre Hütte heim und die jungen Eheleute blieben im Zelte zurück. Um Mitternacht aber, wo Stalo im tiefsten Schlafe liegen sollte, standen sie auf und flohen in aller Stille auf demselben Wege, den sie gekommen waren. Der Mann zog voran mit der Renthierheerde, während die Frau eine Strecke weit von dem Zelte, welches sie hatten stehen lassen, zurückblieb, um zu sehen, was ihr Vater zur Zeit der

Morgenröthe vornehmen würde; auch hatte sie der Sicherheit wegen eine Stainak, oder gelte Renthierkuh (eine solche wird nämlich für ganz besonders schnell und ausdauernd gehalten) vor ihren Schlitten gespannt und wartete nun so hinter einer großen Tanne, welche ihr Mann quer über den Weg geworfen hatte.

Als die Morgenröthe sich zeigte, kam Stalo mit seinem ältesten Sohne aus der Hütte, beide mit Spießen bewaffnet; sie eilten nach des Lappen Zelt und stachen an verschiedenen Stellen durch die Leinwand, da wo sie eben vermutheten, daß die Schläfer im tiefsten Schlafe lägen, wobei der Sohn noch jedes Mal hinzufügte:

»Ta le maga tjåkkai, ta le obba tjåkkai! — Das ging in des Schwagers Herz! — Das ging in der Schwester Herz!"

Bald nachher kam Ludak, die Blutsaugerin, mit einem Trog und rief:

»Alle, ti manatjak, mallatsid kålkåtallo! — Liebe Kinder, lasset das Blut nicht fortlaufen!"

Sie wollte wohl Würste daraus machen. Nun rief Stalo's Tochter hinter der Tanne hervor:

»Taste le ain obba tjåkke! — Hier ist noch der Schwester Herz!"

Da sagte Stalo:

»Na, juobe matav! — Das konnte ich mir wohl denken!" Worauf er und seine Frau der Tochter nachzulaufen anfingen.

Da sie aber bald merkten, daß sie die Stainak nimmer einholen würden, fing der Stalo an zu rufen:

„Warte, mein Kind, warte, mein Kind! Ich will dir einen Schatz als Mitgift in den Schlitten werfen; so warte doch, mein Kind!"

Nun hielt die Tochter das Renthier an und wartete, bis der Vater die Hände nach dem Schlitten ausstreckte; in dem nämlichen Augenblicke aber hieb sie ihm mit einer Axt, die sie

bei sich führte, die Finger ab und fuhr dann im gestreckten Lauf davon. Stalo wies die Stümpfe seiner Frau, welche nachgelaufen kam, und rief:

»Pånne, pånne kä! — Mutter, Mutter, sieh her!"

„Das konnte ich mir wohl denken, daß du nicht mit ihr fertig wirst", antwortete Ludak; „ich will es selbst versuchen".

Nun fing sie an nachzulaufen und zu rufen:

„Warte, warte, Tochter, ich habe hier einen raren Schatz, den du als Mitgift bekommen sollst; so warte doch nur ein Bischen!"

Die Tochter hielt wiederum an und wartete, bis die Alte den Schlitten anfaßte, dann aber hieb sie auch ihr mit der Axt die Finger von den Händen, so daß Schatz und Finger in den Schlitten fielen, worauf sie wieder das Renthier peitschte und im vollen Galop den Spuren der Herde nachjagte.

Lange aber hörte man noch Stalo und seine Frau hinterher rufen:

»Tjaske, tuona häppo, mo kadsa kaskosid! — Wirf die Fingerstümpfe zurück, du schamlose Höllenbrut!"

Dies war das Ende.

Stalo zog den Alten aus der Quelle, nahm ihn auf die Schultern, trug ihn heim und hängte ihn im »reppen raige« d. i. dem Rauchloch über dem Feuer auf, damit er aufthaue. Unterdessen arbeitete Stalo an einem großen Trog, den er vor der Thür der Hütte stehen hatte, und worein er das Fleisch des Alten zu legen gedachte. Stalo's drei Söhne standen ebenfalls vor der Thür und sahen dem Vater bei der Arbeit zu. Der Trog war bald soweit fertig, daß er nur mehr mit dem Trogbeil (einem eigenen Eisen, das wie eine Hacke aussieht) ein wenig abgeputzt zu werden brauchte. Dieses Werkzeug befand sich aber in der Hütte drinnen. Deshalb sagte Stalo zu seinem ältesten Sohne:

„Ah, geh hinein und hole mir das Trogbeil!"

Der Bursch ging und suchte das Beil, konnte es aber nicht finden, da der Alte, der im Rauchloch hing, dasselbe zu sich genommen hatte.

Da sagte Stalo zu seinem nächstältesten Sohne:

„Geh du um das Beil, vielleicht kannst du es finden!"

Auch er ging und suchte, fand aber nichts. Endlich sagte Stalo zu seinem jüngsten Sohne, der noch ein kleiner Knabe war:

„Geh du hinein und suche, du findest es ganz sicher!"

Der Knabe ging hinein und suchte. Aber auch er fand das Beil nicht, — doch konnte er sich nicht enthalten, nach dem Alten zu sehen, der im Rauchloch hing, und da er bemerkte, daß der Alte mit dem einem Auge blinzelte, lief er eiligst wieder hinaus und rief:

»Påres Patto tjalmeh gal jilladek! — Die Augen des alten Patto rollen!"

Stalo antwortete: »Suddomen le de! — Na, so beginnt er aufzuthauen!"

Nun mußte Stalo selbst hineingehen, um das Beil zu suchen; inzwischen aber hatte der Alte sich vom Rauchloche herabgelassen und stand mit der Axt in der Hand hinter der Thür. Sowie Stalo den Kopf zur Thür hinein steckte, bekam er einen

Hieb in's Genick, daß er niederstürzte und liegen blieb. Da ergriffen die Söhne Stalo's die Flucht.

Während all dies vorging, war Stalo's Weib nicht zu Hause gewesen. Der alte Patto wollte auch an ihr Rache nehmen. Er zog Stalo's Kleider an und zerstückelte den Körper Stalo's. Hierauf machte er Feuer an, setzte den Topf an dasselbe und kochte einen Theil von dem Fleische des Stalo, um damit die Alte zu tractiren, wenn sie nach Hause kam.

Des Abends kam denn auch Stalo's Weib, und da sie ziemlich dumm und dabei sehr kurzsichtig ist, braucht man sich nicht zu verwundern, daß sie meinte, Stalo selbst sei es, der bei dem Topfe stehe.

Als es Nachtmahlzeit wurde, schöpfte Patto das Fleisch aus dem Topfe und gab der Alten ihren Theil, während er ihr mittheilte, daß sie nun endlich einen fetten Bissen erhalten habe, nämlich keinen anderen als den alten Patto-Poadnje selbst. Die Alte aß ein Stück, prüfte den Geschmack und sagte dann:

»Kåktes tat males njadda tego tattak etja? — Woher kommt es, daß das Fleisch schmeckt, als ob es von dir selbst wäre?"

Der Alte entgegnete:

»Vaipa mon tjet-tjeram tjakkaliv. the jå taste! — Ich schnitt mich in den kleinen Finger, daher kommt es!"

Da das Weib durch diese Erklärung beruhigt war, ließ er es sich an dem Stalofleische satt essen. Hierauf begann er sie auszufragen:

»Gonnes mun rutta le? — Wo hab' ich denn mein Geld aufbewahrt?"

„Weißt du es nicht mehr?" antwortete das Weib, ein wenig verwundert. »Boasso balje duogen! — Unter dem Boasso-Sparren". *)

---

*) Boasso heißt der innerste oder hinterste Theil der lappländischen Hütte gegenüber der Thür, wohin man die Gefäße und Speisen gibt, dann der Ehrenplatz, Hochsitz daselbst.

„Wo liegt das Geld meines ältesten Sohnes?“ fragte er wieder.

„Unter dem mittleren Sparren!“

„Wo ist das Geld des zweitältesten Sohnes?“

„Unter dem Thürsparren!“

„Wo ist das Geld meines jüngsten Sohnes?“

„Unter dem Hauklotz im Boasso!“

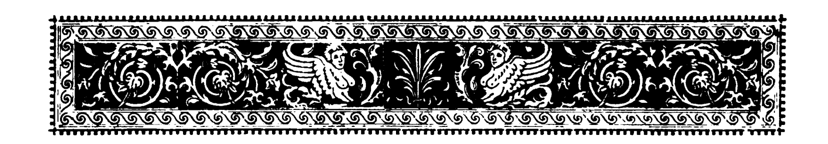
„Wo ist dein Geld!“

„Unter der Thürschwelle!“

Nun erhob sich Patto-Poadnje und zeigte ihr, wer er war. Das alte Stalo-Weib suchte rasch nach ihrem Eisenrohr, welches Patto-Poadnje in's Feuer gesteckt hatte.

„Dort liegt es im Feuer!“ sagte Patto-Poadnje.

Das Stalo-Weib ergriff dasselbe und setzte es an den Mund; sie verschluckte aber nur Glut und Asche, verbrannte sich so die Eingeweide und lag bald todt auf dem Boden.



XXXIII.

Das Stalomädchen.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Es war einmal ein Ehepaar aus dem Stalogeschlecht, welches zwei Kinder hatte, einen Sohn und eine Tochter. Nun trug es sich zu, daß ein Mangel an Lebensmitteln eintrat, weshalb die Eltern daran dachten, eines von den Kindern zu schlachten und zu verzehren; nur konnten sie sich nicht darüber einigen, ob es der Sohn oder die Tochter sein sollte. Der Mann wollte den Sohn schonen und sagte deshalb zu der Frau:

»Im mon juoksa guoddejam! — Ich schlage meinen Bogenträger nicht todt!"

Die Frau dagegen wollte die Tochter geschont sehen und rief deshalb mit zorniger und kreischender Stimme:

»Im mon snaldo bådnjejam! — Ich schlage meine Spinnerin nicht todt!"

Die Tochter, welche vor der Thür stand und horchte, hörte diese Unterhaltung, sowie auch, daß schließlich die Mutter nachgeben mußte und sie selbst (die Tochter) dem Tode geweiht war. Sie ergriff daher die Flucht und kam zu einer Lappenhütte, wo man sie fragte, wer sie wäre und woher sie käme.

„Ach", antwortete sie, „ich bin geflohen, um mir mein Leben zu retten; meine Eltern wollten mich auffressen! Möchtet

Ihr nicht so freundlich sein, mich als Wasserträgerin anzunehmen?" (Dies ist aber der niedrigste Dienst bei den Lappen.)

Sie gingen darauf ein. Das Stalomädchen verblieb bei ihnen und wurde späterhin die Frau des Sohnes vom Hause.

Nach einigen Jahren bekam Letzterer Lust, seine Schwiegereltern, die Stalofamilie, zu besuchen und zugleich zu erfahren, ob er nicht einige Mitgift erlangen könne. Seine Frau suchte ihm zwar von seinem Beginnen abzurathen, indem sie meinte, wenn er hinginge, würde er gewiß aufgefressen; allein er wollte nicht glauben, daß das Verlangen nach Menschenfleisch bei den Stalo's so groß wäre.

„Ich habe ja Renthiere", sagte er, „und werde ihnen ein fettes Thier geben; so lange also das vorhält, brauchen sie uns nicht zu verzehren."

„Doch, doch!" antwortete die Frau; „du wirst schon sehen wie es geht."

So begaben sich denn die jungen Eheleute mit Sack und Pack nach der Wohnstätte Stalo's und hatten auch ihr kleines Kind, ein einjähriges Knäblein, bei sich. Sie wurden sehr freundlich empfangen, und der Lappe gab seinem Schwiegervater alsbald ein feistes Renthier, so daß es also an frischem Fleisch nicht mangelte. Auch die Schwiegermutter schien sich über die Angekommenen sehr zu freuen; sie nahm das Enkelchen aus der Wiege, küßte es und sprach:

„Liebe Tochter, ich kann wohl unterdeß das Kind halten, während Ihr das Zelt aufstellt?"

Die Tochter hatte freilich keine rechte Lust, ihrer Mutter das Kind anzuvertrauen, konnte jedoch nichts dagegen einwenden.

Ludak (das Staloweib), die Blutsaugerin, ging ohne Verzug in ihre Hütte, drehte dem Kinde den Hals um und fing an, es aufzufressen. Ein jüngerer, erst nach der Schwester Flucht geborener Sohn Stalo's, welcher dabei stand und seiner Mutter

zusah, bekam auch Lust, von dem Fleische, das sie verzehrte, zu kosten und verlangte welches zu wiederholten Malen.

»Ninnes, Ninnes, vadde munjen njeputjen tjalmatjest! — Mamma, Mamma, gib mir etwas von meines Schwestersohns Auge!“

„Morgen sollst du deiner Schwester Brüste zu kauen bekommen!“ antwortete Ludak.

Die Tochter, welche draußen stand und horchte, stieß ihren Mann an und sagte:

„Glaubst du nun, was ich gesagt habe? Jetzt hat sie das Kind gefressen und morgen kommen wir an die Reihe.“

Indeß konnten sie für den Augenblick nichts thun. Als sie ihr Zelt aufgestellt und Alles in Ordnung gebracht hatten, kam Stalo und sein ältester Sohn zum Besuch, um den langen Winterabend mit Plaudern hinzubringen. Während man nun über Dies und Jenes schwatzte, fragte Stalo seinen Schwiegersohn gleichsam in aller Vertraulichkeit:

»Kåsses le tu kassamus naker? — Wann schläfst du am festesten?“

Der junge Lappe that, als merkte er nicht den eigentlichen Zweck dieser Frage, und antwortete ganz ruhig:

„Wenn die Morgenröthe sich zeigt, schlafe ich am Besten.“

Dann fragte er seinerseits den Schwiegervater:

„Wann schläfst du am Besten?“

»Kask ija pali! — Um Mitternacht!“ antwortete Stalo.

Nachdem nun so Beide einander ausgefragt, schieden sie; Stalo und sein Sohn kehrten in ihre Hütte heim und die jungen Eheleute blieben im Zelte zurück. Um Mitternacht aber, wo Stalo im tiefsten Schlafe liegen sollte, standen sie auf und flohen in aller Stille auf demselben Wege, den sie gekommen waren. Der Mann zog voran mit der Renthierheerde, während die Frau eine Strecke weit von dem Zelte, welches sie hatten stehen lassen, zurückblieb, um zu sehen, was ihr Vater zur Zeit der

Morgenröthe vornehmen würde; auch hatte sie der Sicherheit wegen eine Stainak oder gelte Renthierkuh (eine solche wird nämlich für ganz besonders schnell und ausdauernd gehalten) vor ihren Schlitten gespannt und wartete nun so hinter einer großen Tanne, welche ihr Mann quer über den Weg geworfen hatte.

Als die Morgenröthe sich zeigte, kam Stalo mit seinem ältesten Sohne aus der Hütte, beide mit Spießen bewaffnet; sie eilten nach des Lappen Zelt und stachen an verschiedenen Stellen durch die Leinwand, da wo sie eben vermutheten, daß die Schläfer im tiefsten Schlafe lägen, wobei der Sohn noch jedes Mal hinzufügte:

»Ta le maga tjåkkai, ta le obba tjåkkai! — Das ging in des Schwagers Herz! — Das ging in der Schwester Herz!"

Bald nachher kam Ludak, die Blutsaugerin, mit einem Trog und rief:

»Alle, ti manatjak, mallatsid kålkåtallo! — Liebe Kinder, lasset das Blut nicht fortlaufen!"

Sie wollte wohl Würste daraus machen. Nun rief Stalo's Tochter hinter der Tanne hervor:

»Taste le ain obba tjåkke! — Hier ist noch der Schwester Herz!"

Da sagte Stalo:

»Na, juobe matav! — Das konnte ich mir wohl denken!" Worauf er und seine Frau der Tochter nachzulaufen anfingen.

Da sie aber bald merkten, daß sie die Stainak nimmer einholen würden, fing der Stalo an zu rufen:

„Warte, mein Kind, warte, mein Kind! Ich will dir einen Schatz als Mitgift in den Schlitten werfen; so warte doch, mein Kind!"

Nun hielt die Tochter das Renthier an und wartete, bis der Vater die Hände nach dem Schlitten ausstreckte; in dem nämlichen Augenblicke aber hieb sie ihm mit einer Axt, die sie

bei sich führte, die Finger ab und fuhr dann im gestreckten Lauf davon. Stalo wies die Stümpfe seiner Frau, welche nachgelaufen kam, und rief:

»Pånne, pånne kä! — Mutter, Mutter, sieh her!"

„Das konnte ich mir wohl denken, daß du nicht mit ihr fertig wirst", antwortete Ludak; „ich will es selbst versuchen".

Nun fing sie an nachzulaufen und zu rufen:

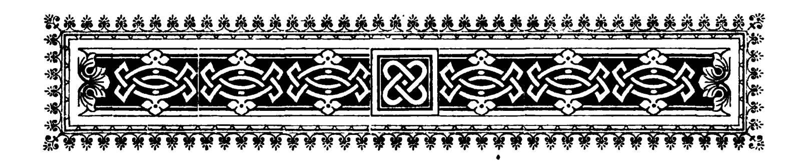
„Warte, warte, Tochter, ich habe hier einen raren Schatz, den du als Mitgift bekommen sollst; so warte doch nur ein Bischen!"

Die Tochter hielt wiederum an und wartete, bis die Alte den Schlitten anfaßte, dann aber hieb sie auch ihr mit der Axt die Finger von den Händen, so daß Schatz und Finger in den Schlitten fielen, worauf sie wieder das Renthier peitschte und im vollen Galop den Spuren der Herde nachjagte.

Lange aber hörte man noch Stalo und seine Frau hinterher rufen:

»Tjaske, tuona häppo, mo kadsa kaskosid! — Wirf die Fingerstümpfe zurück, du schamlose Höllenbrut!"

Dies war das Ende.



XXXIV.

Stalo und die Lappenbrüder Sodno.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Es waren einmal zwei Brüder, die Sodno hießen, und dieselben besaßen eine große Renthierherde. Sie hatten eine einzige Schwester, Namens Lyma, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, mußte Lyma die Renthierherde hüten. Mehrere Meilen von den Brüdern Sodno aber wohnten drei Brüder vom Stalogeschlechte zusammen mit ihrer alten Mutter.

Eines Tages, während die Sodnobrüder auf der Jagd waren, kamen die Stalobrüder und nahmen Lyma sammt der ganzen Herde mit sich. Bevor sie aber das Lappenmädchen fortführten, befestigte dieses heimlich das Ende eines Zwirnknäuels an der Hütte. Den Zwirn ließ sie längs des Weges hinter sich herlaufen und als der Knäuel abgewickelt war, nahm sie Renthiermist, den sie in einem Sacke verborgen hatte, und ließ den Weg entlang kleine Klümpchen davon hinter sich fallen, damit die Brüder sehen könnten, wohin sie und die Herde gekommen wären.

Als die Brüder von der Jagd zurückkamen, fanden sie die Hütte leer und da sie sahen, daß Alles geraubt worden war, konnten sie sich leicht denken, daß es Staloleute gewesen sein müßten, welche die Schwester sammt der Herde geraubt hätten.

Da die Räuber auch nicht den kleinsten Bissen Speise im Hause zurückgelassen hatten, blieb den Sodnobrüdern nichts Anderes übrig, als denselben so rasch als möglich nachzusetzen, und so machten sie sich denn, geleitet von dem Faden und dem Renthiermiste, auf den Weg, um möglicher Weise an den Stalobrüdern Rache zu nehmen.

Am dritten Tage Abends kamen sie dahin, wo die Stalobrüder wohnten. Sie wagten es nicht, dieselben in offenem Kampf anzufallen, sondern mußten mit List vorgehen. Sie kletterten deshalb auf einen Baum dicht bei einer Quelle, wo die Staloleute Wasser zu holen pflegten, und dachten sich, daß sie auf diese Weise vielleicht mit ihrer Schwester sprechen oder derselben einen Wink geben könnten, wenn die Stalo's sie ausschickten, um von der Quelle Wasser zu holen.

Des Abends, als es klarer Mondschein war, kam auch wirklich die Schwester zur Quelle. Die Brüder gaben ihre Anwesenheit dadurch zu erkennen, daß sie die Mützen schwenkten, so daß sich der Schatten derselben auf den Schnee bewegte. Nun schrieben sie der Schwester genau vor, was sie thun sollte, um ihnen behilflich zu sein, sie und die Renthierherde zu befreien und an den Stalo's Rache zu nehmen.

„Du weißt," sagten sie, „daß, wenn Stalo sein Essen nicht ganz reinlich zubereitet findet, er dasselbe nicht anrührt, sondern den Hunden vorwirft. Wenn nun Stalo den Topf an's Feuer gestellt und das Fleisch eine gute Weile gekocht hat, so tritt wie aus Versehen auf das Ende eines der Scheite unter dem Topfe, so daß derselbe sich so weit neigt, daß etwas Suppe herausfällt und dadurch ein wenig Asche in den Topf hineinspritzt. Du weißt, daß Stalo keine Speise berührt, in welche Asche gekommen ist; er wird dir darum wahrscheinlich befehlen, den Topf zu nehmen, ihn hinauszutragen und das ganze Essen den Hunden vorzuwerfen. Du bringst denselben jedoch uns; wir haben schon drei Tage keinen Bissen Speise zu uns genommen."

Lyma that, wie ihr die Brüder gesagt hatten, und es ging Alles nach ihrer Erwartung. Als der älteste Stalo bemerkte, daß Asche und Kohle in den Topf gerathen sei, befahl er dem Lappenmädchen, denselben hinauszutragen, den Inhalt den Hunden zu geben und wieder frisches Wasser zum Kochen von der Quelle zu holen.

Lyma brachte das Fleisch den Brüdern, welche ihr nun weitere Verhaltungsmaßregeln gaben. Sie sagten:

„Wenn du zum zweiten Male gekocht hast und der älteste der Stalobrüder sich anschickt, zu Bette zu gehen, so stelle dich, als ob du seine Bewerbung nicht länger mehr zurückweisen wolltest, ja laß' dich zu dem Bette führen und scherze mit ihm, so daß du ihn dahin bringst, das Eisenhemd auszuziehen, mit welchem er bekleidet ist. Wenn du von ihm das Eisenhemd erhalten hast, so leg' es heimlich zum Feuer hin, damit es recht heiß werde. Für das Uebrige werden schon wir selbst sorgen."

Lyma that, wie die Brüder ihr befohlen hatten. Sie hatte früher vor ihrem Freier, dem ältesten Stalobruder, offenbare Abscheu gezeigt; diesen Abend jedoch stellte sie sich, als ob sie ihren Sinn geändert hätte. Stalo war über ihr verändertes Benehmen sehr erfreut und leistete keinen Widerstand, als sie ihm das Eisenhemd auszuziehen versuchte. Er meinte, daß sie jetzt anfange, vertraulich zu werden.

Nun näherten sich die Sodnobrüder dem Hause. Die Stalo's hatten an diesem Tage einige Renthierochsen von der Weide heimgeholt und sie dicht an der Hauswand festgebunden, um sie am nächsten Tage zu schlachten. Die Brüder ergriffen die Stiere bei den Geweihen und stießen sie mit Gewalt zusammen, so daß man in der Hütte einen Lärm hörte, als ob die Thiere draußen einander stießen und sich an den Stricken würgten. Dies erregte sogleich die Aufmerksamkeit des ältesten Stalo und er befahl dem Jüngsten, hinauszugehen und die Thiere von einander zu trennen, damit sie einander nicht erwürgten.

Dieser ging; er war aber kaum vor die Thüre hinausgekommen, als er unter den Streichen der Sodnobrüder fiel, ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Und die Sodnobrüder begannen wieder mit den Renthieren Lärm zu machen. Da sagte Stalo zu seinem zweiten Bruder:

„Der Junge kann wohl die Thiere nicht losmachen; da mußt schon du hinausgehen und ihm helfen!"

Auch dieser ging, fiel aber gleichfalls augenblicklich und lautlos zu Boden, wie der Andere. Die Renthiere hörten noch immer nicht auf, einander zu stoßen. Da sagte Stalo:

„Es ist doch sonderbar, daß sie die Thiere nicht von einander sollten trennen können! Ich muß schon selbst aufstehen und hinausgehen!"

Nun wollte Stalo sein Eisenhemd anziehen; dasselbe war aber am Feuer ganz heiß geworden und so mußte er ohne das Eisenhemd hinausgehen. Die Sodnobrüder wußten nicht genau, ob Stalo durch die gewöhnliche, vordere Thüre hinauskommen oder etwa durch die niedrige Hinterthüre kriechen würde. Deshalb hatte der älteste Sodno seinen Bruder bei der Hinterthür postirt, damit Stalo dem mörderischen Eisen nicht entgehen sollte, wenn er auch den Einfall bekäme, durch die niedrige Hinterthür zu kriechen.

Stalo, der wahrscheinlich Verdacht zu schöpfen begann, da seine beiden Brüder nicht wieder zurückkamen, kroch auch wirklich durch die Hinterthüre hinaus. Dies hörte der älteste Sodno und eilte sogleich seinem Bruder zu Hilfe; aber Stalo hatte bereits den Todesstreich empfangen und erhob sich nicht mehr.

Das alte Staloweib, die Mutter der drei Brüder, hatte, während all' dies vorging, geschlafen und wußte von nichts, was da geschehen war. Die Brüder Sodno zogen nun die Kleider der beiden jüngsten Stalo an und gingen in die Hütte. Sie wollten nur noch wissen, wo die Stalo's ihre Schätze verborgen hatten.

Als es des Morgens licht zu werden begann, näherte sich der jüngste Sodno der Alten und legte seinen Kopf in ihren Schooß, damit sie ihm Läuse suche. Plötzlich bekommt er gleichsam einen kindischen Einfall, fällt ihr in die Rede und frägt:

„Sag' mir, liebe Mutter, wo liegt denn das Silber meines ältesten Bruders verborgen?"

„Weißt du es nicht?" fragte die Alte etwas verwundert über die Unwissenheit des Burschen.

„Nein, ich bin so vergeßlich!"

„Es liegt ja unter der Thürschwelle!"

Hierauf schwieg er wieder eine Weile, dann fragte er auf's Neue:

„Und wo ist denn das Silber meines mittleren Bruders, liebe Mutter?"

„Weißt du das auch nicht?" rief die Alte, beinahe aufgebracht.

„Ach ja! ich hab' es wahrlich vergessen!"

„Es liegt unter dem Hauklotz!"

Wieder schwieg der Sodno eine Weile, dann aber fragte er neuerdings:

„Mutter, liebe Mutter! ach sag' mir, wo mein eigenes Silber ist!"

Da wurde die Alte ernstlich böse und langte nach einer Ruthe, um dem Jungen für seine unverzeihliche Vergessenheit Eins auf den Rücken zu geben. Aber Sodno wußte sie doch wieder zu besänftigen und erfuhr schließlich, daß des jüngsten Stalo Silber gerade unter dem Platze lag, wo die Alte saß.

Nun hatten sie alles erfahren, was sie wünschten.

„Liebes Mütterchen," sagte nun Lyma, welche beim Feuer saß, „weißt du wohl auch, wer es ist, mit dem du sprichst?"

„Was," rief die Alte, „das wird doch nicht ein Sodno sein?"

„Ja, es ist einer!" antwortete das Mädchen.

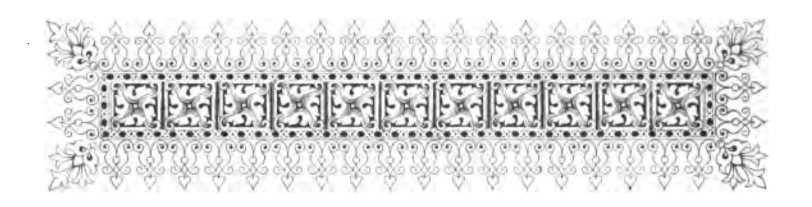
Erschreckt suchte die Alte nach ihrem eisernen Rohre, mit dem sie ihren Opfern das Blut auszusaugen pflegte. Aber das Zauberrohr war verschwunden. Lyma hatte es heimlich in's Feuer gesteckt.

„Wo ist mein eisernes Rohr?" rief die Alte.

„Sieh' dort liegt es, Mütterchen!" antwortete Lyma und zeigte nach der Feuerstätte.

Das alte Staloweib ergriff das glühende Rohr und schluckte durch dasselbe Asche und glühende Kohle, so daß ihre Eingeweide verbrannten und sie auf der Stelle todt war.

Nun gruben die Sodnobrüder nach den Silberschätzen, fanden deren alle drei, nahmen sodann die Schwester und die Renthierherde mit sich und reisten wieder zurück nach ihrem eigenen Heim.



XXXV.

Der genarrte Stalo.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Ein Aschenputtel hatte sich einmal auf die eine oder andere Weise verirrt und war zu dem Wohnsitze eines Stalo gekommen. Dieser Stalo besaß Haus, Küche und Schafe. Derselbe pflegte immer, wenn er solch eines kleinen Wechselbalges von einem Lappenjungen habhaft wurde, ihn einige Zeit bei sich zu behalten, um ihn zu mästen, bevor er ihn verspeiste. So gedachte er es auch mit diesem zu machen. Der Aschenputtel ersann indessen eine List, den Stalo blind zu machen. Er stellte sich nämlich, als ob er außerordentlich scharfsichtig wäre, und gab vor, daß er allerlei merkwürdige Dinge in weiter Entfernung sehe. Stalo versuchte, in dieselbe Richtung zu stieren, konnte aber nichts entdecken.

„Höre, mein Junge“, sagte Stalo, „wie bist du denn so scharfsichtig geworden?“

„Ja, das ist so“, antwortete der Aschenputtel, „ich ließ mir einmal einen Tropfen Blei in die Augen tröpfeln, und davon bin ich so scharfsichtig!“

„Ah, was du nicht sagst“, meinte der Stalo; „komm', Lieber, und gieße auch mir ein wenig geschmolzenes Blei in die Augen; ich möchte ebenfalls so scharfsichtig werden wie du“.

„Ja", sagte Aschenputtel, „ich will es gerne thun; aber du hältst es wohl nicht aus, denn es schmerzt ein wenig!"

„Nicht aushalten?" meinte Stalo, „ich werde Alles aushalten, wenn ich nur so scharfsichtig werde wie du, Bursch!"

Aschenputtel mußte so gleichsam gegen seinen Willen dem Stalo Blei in die Augen gießen. Er ließ den Stalo sich auf den Rücken legen und goß zuerst in dessen eines Auge Blei. Stalo wehklagte, sagte aber gleichwol:

„Beeile dich, mein Lieber, und gieße rasch auch in das andere Auge Blei!"

Der Junge that es.

„Nun wirst du," sagte Aschenputtel, „eine zeitlang blind sein, bis die Augen die Verwandlung durchgemacht haben; hernach aber wirst du sehr scharfsichtig sein."

So lange der Stalo blind war, sollte der Junge die Sorge für den Haushalt auf sich nehmen. Er suchte sich unter den Schafen des Stalo einen fetten Widder aus und schlachtete denselben. Hierauf nahm er Stalo's alten Hund und schlachtete auch diesen. Des Abends kochte er für sich fettes Schaffleisch in dem einen Topfe, in dem anderen Topfe aber kochte er Hundefleisch für den Stalo, und als Alles gesotten war, stellte er dem Stalo in einem Troge das Hundefleisch vor, während er sich selbst hinsetzte und von dem fetten Schaffleisch aß.

Der Stalo hörte nun, wie der Bursch mit gutem Appetit und Behagen seine Mahlzeit verzehrte, während er selbst das zähe Hundefleisch kaum beißen konnte.

„Höre, Junge", sagte Stalo zum Aschenputtel, »koktes tun njalbme fal snjaiska, ja mun njalbme fal stauka, stauka? Woher kommt es, daß dein Mund schmatzt und schnalzt, während mein Mund nur knarrt?"

Der Aschenbuttel fand darauf irgend eine Antwort und Stalo mußte sich damit begnügen.

Es dauerte indessen nicht lange, so sah Stalo ein, daß er von dem Burschen zum Besten gehalten worden war, denn die versprochene Scharfsichtigkeit wollte sich durchaus nicht einstellen. Er war und blieb blind. Nun dachte er darüber nach, wie er sich rächen und dem Jungen seinen Betrug ordentlich heimzahlen könnte. Eines Tages endlich bat er denselben, in den Schafstall zu gehen, um die Schafe zu zählen.

„Das kann ich ja thun", sagte Aschenputtel und ging hinein.

Aber obgleich der Stalo blind war, kam er doch sogleich nach und stellte sich in der Thüre auf.

„Aha!" dachte der Stalo, „jetzt habe ich dich in der Falle! du sollst meinen Klauen nicht entrinnen!"

Aber Aschenputtel ließ sich auch nicht so leicht entmuthigen.

„Laß nun alle meine Schafe heraus!" sagte Stalo, „aber eins nach dem andern, meinen großen Widder zuletzt!"

„Ja, ja" sagte der Bursch, „es soll so geschehen!"

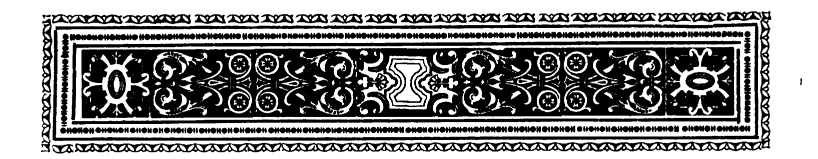
Hierauf ließ er die Schafe, eines nach dem andern, zwischen den Füßen Stalo's, der mitten in der Thüre stand, zum Stalle hinaus; den großen Widder aber schlachtete er und zog ihm das Fell ab. Als endlich die Reihe an diesen gekommen wäre, hüllte der Bursch sich in das Fell und ging auf allen Vieren zwischen den Beinen des Stalo's zum Stalle hinaus.

„Aha!" sagte Stalo, „da ist mein prächtiger, großer Widder!" und klopfte dem vermeintlichen Thier auf den Rücken.

Endlich sagte Stalo: „Komm nun selber heraus, mein Junge!"

Da rief Aschenputtel im Freien:

„Ich bin ja schon längst heraußen!"



XXXVI.

Andras Bäive.

(Aus Varanger).

Vor vielen Jahren lebte ein Vogt auf Vadsö, der so gräulich stark und so flink zu Fuße war, daß ihm Niemand nahe kommen konnte. Aber zur selben Zeit lebte ein Berglappe, der unter seinen Leuten ebenfalls den Ruf hatte, sehr stark und flink zu Fuße zu sein. Der Name des Lappen war Andras Bäive. Der Vogt hatte sehr viel von diesem Andras gehört, und als er einmal nach Vadsö kam, begann er denselben zu reizen, damit er auf verschiedene Art seine Stärke zeige; unter Anderem forderte er ihn auch auf, zu versuchen, ob er über ein achtruderiges Boot springen könne, das eben auf dem Strande umgekippt war und getheert wurde.

Andras war gern bereit, sich zu versuchen, wenn der Vogt es auch thun wollte. So giengen sie denn eine Wette ein um sehr viel Geld. Derjenige, welcher so hoch über das achtruderige Boot hüpfen würde, daß die Verbrämung seines Wamses den Kiel nicht berührte, sollte gewinnen.

Zuerst sprang Andras Bäive und die Verbrämung seines Wamses berührte den Kiel nicht. Hierauf sprang der Vogt; dieser streifte den Kiel ein wenig. Da spuckte Andras aus und sagte:

„Du kamst diesmal wohl zu kurz, Vogt! Du hast Theer auf dein Wams bekommen!"

Der Vogt wurde zornig und drohte mit den Worten:

„Du wirst schon noch einmal deine Beine anstrengen müssen, Andras Bäive!"

Für diesmal jedoch trennten sie sich.

Im nächsten Frühjahre wanderte Andras mit seinen Renthieren nach einem Fjord auf der Westseite von Vadsö, der Bieccavuodna oder Persfjord heißt. Dem Vogt war dies bekannt und als Andras wohlbehalten nach dem Persfjord gekommen war, machte der Vogt sich zu einem Stalo, nahm seinen Sohn und seinen Hund mit sich und ruderte fort nach dem Persfjord.

Als der Vogt in den Fjord hineinkam, sah er Andras in der Nähe der See spazieren gehen. Da verwandelte sich der Vogt in ein Schiffs-Wrakstück und als Andras dies gegen den Strand hinein treiben sah, ging er ganz zur See hinab, um genauer zu untersuchen, was es sei. Aber während er hier stand und das Wrakstück betrachtete, das dem Strande immer näher kam, wurde er plötzlich von einer ganz eigenen Furcht befallen, die immer mehr zunahm, so daß er endlich, so schnell er konnte, vom Strande fortlief. In dem Augenblicke aber, als er zu laufen begann, ergellte ein Pfiff, wie nur ein Stalo zu pfeifen pflegt. Andras sah nun ein, daß es der Vadsövogt sein müsse, der sich zum Stalo gemacht hätte und ihn verfolge. Es fiel ihm nun auch ein, daß der Vogt ihm gedroht, „du wirst schon noch einmal deine Beine anstrengen müssen, Andras Bäive!"

Andras, der in der Zauberkunst ebenfalls nicht unwissend war, wünschte sich nun die Füße eines wilden Renthierstieres. Er bekam dieselben auch und mit ihnen lief er ein gutes Stück, bis er stehen blieb, um sich nach dem Stalo umzusehen. Aber als er stehen blieb, hörte er den Stalo ziemlich weit vor sich pfeifen und zwar gerade in der Richtung, wohin er lief.

Nun wünschte sich Andras die Füße eines wilden Renthierkalbes; denn wenn ein wildes Renthierkalb in dem Alter ist, daß es zum ersten Male die Haare zu verlieren beginnt, ist es so flink im Laufen, daß kein Thier ohne Flügel dasselbe einholen kann. So bekam er denn die Füße eines wilden Renthierkalbes und lief damit ein großes Stück weiter. Als er wieder stehen blieb, um sich nach dem Stalo umzusehen, pfiff dieser weit hinter ihm.

Nun lief Andras nach einer Gegend, wo er wußte, daß sich zwei kleinere Seen mit einem schmalen Sunde dazwischen befanden. Mitten im Sunde war ein Stein; da aber das Wasser ganz still floß und der Stein etwas unter dem Wasser lag, konnte ihn niemand sehen. Andras jedoch wußte genau, wo er sich befand, lief dahin, sprang hinaus auf den Stein und von diesem hinüber auf die andere Seite des Sundes. Dann lief er noch ein Stück, bis er mitten vor den einen der beiden Seen gekommen war. Hier begann er dann zu juchzen und zu rufen, damit der Stalo hören sollte, wo er war. Der Stalo hörte es auch und lief dem Laute nach. Als er zu dem entgegengesetzten Ufer kam, gerade dem Andras gegenüber, rief dieser ihm zu:

„Hüpfe nun auch du hier herüber, wie ich es gethan habe!"

„Ich kann nicht da hinüber hüpfen!" antwortete der Stalo.

„Pfui, schäme dich!" rief Andras, „du getraust dich nicht da herüber zu hüpfen, was doch jeder Schwächling von einem Lappen zusammenbringt!"

Da wurde der Stalo zornig und sprang zu, plumpste aber mitten in den See hinein. Nun wollte Andras ihn todtschießen, während er an's Land schwamm. In der alten Zeit gebrauchten die Lappen Bogen und die Pfeilspitze bestand aus einem Lummenschnabel. Als Andras das erste Mal schoß, schnellte sich Stalo so hoch empor, daß der Pfeil zwischen seinen Füßen hindurchflog. Hierauf zielte Andras mitten auf die Stirne und schoß zum zweiten Male; aber Stalo sprang wieder so hoch, daß der Pfeil zwischen den

Füßen hinein sprang. Das dritte Mal wählte Andras den obersten [illegible] zum Ziele und traf den Stalo in den Unterleib. Dieser konnte noch bis an's Ufer schwimmen, hatte aber doch seinen Rest bekommen und sterbend sagte er zu Andras:

„Du mußt mir versprechen, daß du mich geziemend begraben wirst, und wenn du das gethan hast, kannst du dich nach dem Peisfjord zu meinem Boote begeben und nehmen, was mir gehört, den Hund kannst du erschlagen, meinen Sohn aber sollst du nicht tödten, Andras!“

Andras begrub den Stalo, wie dieser es begehrt hatte, und erschlug den Hund. Denn ein Stalohund ist von solcher Art, daß, wenn derselbe das Blut seines Herrn zu lecken bekommt, der Stalo wieder lebendig wird. Deshalb hat auch ein Stalo immer seinen Hund mit sich. Andras nahm zuerst all das Gut, welches sich im Boote vorfand, entfernte die Ruder daraus und stieß dann das Boot mit dem Knaben in's Meer hinaus, so daß es ganz und gar dem Winde überlassen war. Hierauf lief er wieder heim und als er in die Hütte kam, warf er sich auf sein Lager und rief:

„Ja, es hätte nicht besser ausgehen können!“

Andras hatte einen Bruder. Als er eingeschlafen war, ging nun dieser Bruder hinaus, nahm ein Holzscheit und schlug damit [illegible] an die Wand, gerade dort, wo Andras' Kopf lag. Andras [illegible] im Schlafe auf und rief:

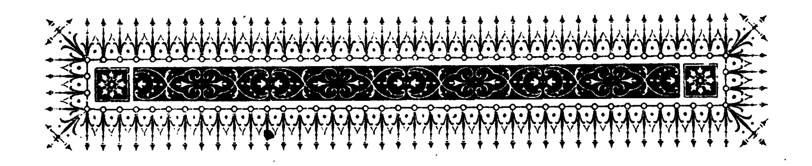
„Ja, [illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

*



XXXVII.

Der furchtsame Stalo.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Ein Aschenputtel hatte sich einmal verirrt und war zu dem Wohnsitze eines Stalo gekommen. Der Stalo behielt denselben einige Zeit bei sich, um ihn zu mästen. Als er fand, daß derselbe fett genug sei, schickte er ihn eines schönen Tages hinaus in den Wald, um einen Bratspieß zu holen. Aschenputtel ging; da er aber Argwohn faßte und sich nicht erklären konnte, wozu der Stalo jetzt den Bratspieß brauche, brachte er nur einige feuchte und krumme Weidenäste aus dem Walde nach Hause.

„Das taugt zu nichts", sagte Stalo; „hole mir bessere Spieße!"

Aschenputtel ging, kam jedoch abermals mit einigen krummen Weidenzweigen zurück.

„Gibt es keine besseren im Walde?" fragte Stalo.

„Nein", sagte Aschenputtel, „ich kann keine besseren finden!"

„So muß ich schon selbst gehen", sagte darauf Stalo.

Während nun Stalo sich anschickt, selbst in den Wald zu gehen, frägt Aschenputtel:

»Agjam, agjam, maste don ænemusat balak? Liebes Väterchen, wovor fürchtest du dich am Meisten?

»Sjuda guolest! Vor dem Zischfische*)!" antwortete Stalo.

Während Stalo im Walde war, um sich einen Bratspieß zuzuhauen, nahm Aschenputtel die nassen Weidenzweige und warf sie in's Feuer. Hierauf drehte er einige schwarze Wollfäden zusammen und band sie um Stalo's Silbersack. Die Weidenzweige, welche im Feuer lagen, begannen bald zu sieden und zu zischen, als ob es ein ganzes Schlangennest wäre.

Als nun Stalo vom Walde heimkam, sagte Aschenputtel: »Agjam, agjam, gula sjuda guole! Väterchen, Väterchen, höre, der Zischfisch!"

Stalo horchte auf, und als er das Sieden der feuchten Weidenzweige auf dem Feuer hörte, erschrak er so sehr, daß er glaubte, das ganze Haus wäre voll von Schlangen. Er sprang sogleich auf und griff nach dem Silbersack, um zu fliehen. In diesem Augenblicke aber rief Aschenputtel:

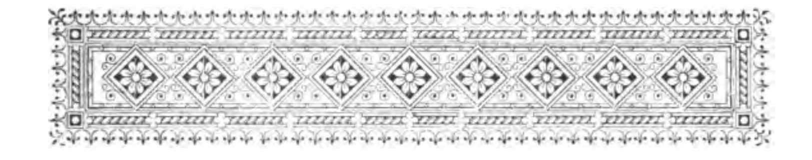
„Väterchen, sieh', sieh', die Schlangen haben sich in deinen Silbersack festgebissen!"

Als Stalo auf den Silbersack blickte und die schwarzen Wollfäden sah, die Aschenputtel an demselben befestigt hatte, glaubte er, es wären Schlangen, die daraus hervorkröchen. Er schleuderte den Sack von sich, sprang zur Thür und rief:

„Nun hüpfe ich von Gipfel zu Gipfel!"

So rettete Aschenputtel sein Leben und alles Silber und Gut Stalo's ging in sein Eigenthum über.

*) Unter „Zischfisch" verstehen die Lappländer die Schlange. (Vgl. oben S. 132.)



XXXVIII.

Die Stalo-Braut.

(Aus Ibestad).

Es war einmal ein Stalo, der um ein Lappenmädchen freite. Der Vater des Mädchens wagte für's Erste nichts anderes zu thun, als zu versprechen, daß Stalo dasselbe erhalten solle, und ihm außerdem für die Ehre zu danken, die ihm erwiesen würde. Bei sich selbst aber dachte er sich, daß daraus wohl nichts werden dürfe. „Kommt Zeit, kommt Rath!“ meinte er. Vor der Hand waren sie einig geworden über einen bestimmten Tag, an dem Stalo kommen und die Braut holen sollte. Der Tag kam und Stalo kam ebenfalls. Inzwischen hatte der Lappe einen Holzstock zurechtgemacht und demselben die Kleider der Tochter angelegt. Einen ganz neuen Rock hatte er genommen, eine neue Haube, einen Silbergürtel um den Leib, neue Schuhe (Komagar) und neue Schuhbänder. Als Alles in Ordnung war, lehnte er die Puppe in sitzender Stellung in einen Winkel des Zeltes, den Kopf mit einem dichten Schleier (bäitalidne) bedeckt, wie eine lappische Braut ihn zu tragen pflegt.

Als der Stalo erschien und sah, daß die Braut im Winkel saß und ihre besten Kleider trug, war er darüber sehr erfreut und ging bald wieder mit seinem Schwiegervater hinaus, um die Renthiere in Empfang zu nehmen, die er als Mitgift erhalten sollte.

Inzwischen hielt die Tochter sich mit einer Anzahl angespannter Renthiere hinter einer Anhöhe dicht beim Zelte verborgen, Als nun Stalo seine Renthiere erhalten hatte und damit beschäftigt war, eines davon für das Nachtmahl zu schlachten, schlich der Lappe sich zu seiner Tochter hin und fort gings in rasender Geschwindigkeit über die Berge.

Als Stalo das Renthier geschlachtet hatte, ging er wieder zu seiner „Nanna" oder Braut hinein und sagte zu ihr:

„Nun, mein liebes Bräutchen, setze doch jetzt den Topf an's Feuer!"

Nanna rührte sich nicht.

„Ah, Nanna ist noch geschämig!" dachte sich Stalo, „ich muß es schon selbst thun!"

Als es im Topfe schon eine Weile gekocht hatte, sagte er wieder:

„Na, Nanna, du mußt nun die Markknochen spalten!"

Nanna rührte sich nicht.

„Nanna ist noch geschämig, ich muß es selbst thun!" sagte Stalo.

Als das Fleisch fertig gekocht war, sagte er abermals:

„Komm nun, Nanna, und richte das Fleisch an!"

Aber Nanna war noch immer geschämig und rührte sich nicht.

„Muß es dann schon selbst thun!" dachte sich Stalo.

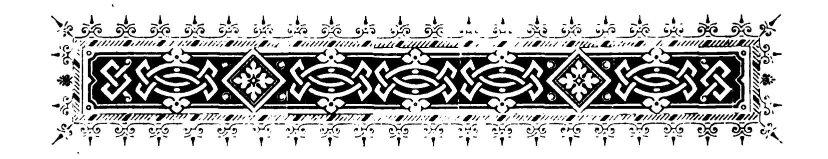
Als er das Fleisch angerichtet hatte, lud er Nanna ein, mit ihm zu speisen; Nanna war aber noch immer geschämig. So speiste er denn allein. Als er gegessen hatte, bat er die Braut, sie möchte das Bett machen.

„Na, wenn du schon gar so geschämig bist, Nanna, so will ich auch das noch selber thun! .... Also Nanna, komm nun und leg dich zu mir!"

Nein, wie geschämig sie war!

„Dann muß ich dich schon selbst holen!" dachte Stalo und ging hin zur Braut; aber was fand er?

Als er nach seiner Nanna griff, entdeckte er, daß es ein Holzstock war. Hierüber wurde er so erbost und wüthend, daß er im bloßen Hemde aus dem Zelte lief und dem Lappen über Hügel und Felsen nachsetzte. Aber das war nun schon zu spät. Ein abscheuliches Wetter trat auch noch ein mit Schneegestöber und grimmiger Kälte und bald begann Stalo so jämmerlich zu frieren wie ein Hund. Endlich erschien der Mond auf dem Horizonte. Als Stalo ihn erblickte, glaubte er, daß der Lappe Feuer gemacht hätte, und eilte wieder weiter, so schnell er konnte. Allein, bevor er das vermeintliche Feuer erreichte und sich daran erwärmen konnte, ermüdete er und war nicht mehr im Stande, weiter zu gehen. Er stieg auf den Wipfel einer Fichte und erfror hier. Dies war sein Ende.



XXXIX.

Stalo-Hochzeit.

(Aus Ofoten.)

Ein Stalo kam einmal an einen Ort, wo ein Lappe sein Zelt aufgeschlagen hatte. Der Lappe hatte eine Tochter, und als Stalo dieselbe erblickte, gefiel sie ihm so gut, daß er fragte, ob sie seine Schwiegertochter werden wolle; er hätte einen erwachsenen Sohn, der jetzt heiraten sollte.

Das Mädchen antwortete nichts, der Vater durfte aber nicht „Nein" sagen; er mußte versprechen, daß die Tochter Stalo's Schwiegertochter werden solle. Hierauf einigten sie sich, wann die Hochzeit stattfinden sollte, und Stalo zog wieder seiner Wege.

Als die festgesetzte Zeit herankam, ließ der Lappe dem Stalo, der eine Tagreise weit hinter einem Berge wohnte, sagen, daß er mit Weib und Sohn zur Hochzeit kommen möge. Der Lappe hatte seine beiden Söhne mit Renthieren abgeschickt, um die Stalofamilie zu holen, und ihnen aufgetragen, den Weg nördlich um den Berg oder auf der „Nachtseite" desselben zu nehmen, dem Stalo jedoch, wenn er sie frage, welchen Weg sie genommen hätten, zu sagen, daß sie auf der „Sonnenseite" gekommen seien.

Der Stalo träumte in derselben Nacht, daß, wenn diejenigen die ihn zur Hochzeit abholten, auf der Nachtseite des Berges

kämen, dies ein Unglück bedeute. Als daher die Söhne des Lappen auf Stalo's Frage, welchen Weg sie genommen hätten, beide antworteten: „Auf der Sonnenseite!" war Stalo sehr vergnügt und empfing sie auf das Freundlichste. Hierauf machten sie sich: er, seine Nanna und sein Sohn, der jetzt heiraten sollte, bereit, um den Lappen zu folgen. Sie nahmen auch Speisen für das Hochzeitsmahl mit sich und die ganze Gesellschaft nahm den Weg über die Sonnenseite des Berges.

Unterdessen hatte der Lappe mit seinen Leuten auf einem See ganz in der Nähe seiner Hütte ein Loch in's Eis gehauen, die Oeffnung aber wieder sorgfältig mit Schnee überdeckt. Auch hatten sie mehrere große Holzknüppel zurecht gelegt und diese ebenfalls rings um das Loch unter dem Schnee verborgen.

Nun kam also der Stalo mit Weib und Sohn in Gesellschaft der beiden Söhne des Lappen angefahren und die Hochzeit nahm ihren Anfang. Es wurden zwei Renthiere geschlachtet und zwei Kessel an's Feuer gegeben. Als das Fleisch lange genug gekocht hatte, nahm der älteste Sohn des Lappen den einen Kessel vom Feuer, trug ihn in's Boasso hin, setzte sich und nahm denselben auf die Kniee.

Als Stalo dieses Wagstück von Seite des Sohnes des Lappen sah, wollte er, daß sein eigener Sohn sich nicht weniger abgehärtet zeigen sollte, und sagte deshalb zu ihm:

„Nimm nun du den anderen Kessel vom Feuer und setze dich damit, wie es der Lappenbursch gethan hat!"

Der Sohn des Stalo war jedoch nicht an solche Dinge gewohnt wie der Sohn des Lappen. Als er den vollen Kessel vom Feuer genommen hatte und sich damit im Boasso niedersetzte, schüttete er eine ziemliche Menge kochenden Wassers auf sich, so daß es über Brust und Magen, ja bis auf den Unterleib hinab rann. Stalo, der dies sah, fragte:

„Verbranntest du dich, mein Junge?"

„Ah, es ist nicht so schlimm!“ antwortete der Sohn.

Hierauf begann man zu speisen; aber der Sohn des Stalo war nicht im Stande, etwas zu essen. Er hatte sich ärger verbrannt, als man glaubte. Er verließ die Gesellschaft, begab sich in die Speisekammer des Lappen, legte sich hier nieder und jammerte. Die Braut folgte ihm und setzte sich an seine Seite.

Da er nicht wieder zurück kam, begann Stalo ängstlich zu werden und sagte:

„Vielleicht hat der Junge sich doch stark verbrannt!“

Hierauf ging er selbst nach der Speisekammer, um zu hören, wie es mit dem Sohne stünde.

„Na, wie steht's denn mit dem Burschen?“ fragte er das Lappenmädchen, das in der Thüröffnung saß.

„Ach, er schläft jetzt!“ antwortete sie.

Daraus erkannte ihr Vater, der ebenfalls mitgekommen war, daß es mit dem Burschen vorbei war; Stalo hingegen schöpfte keinen Verdacht. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, fragten sie Stalo, ob er nicht Lust hätte, mit ihnen auf den See hinauszufahren, um sich mit verschiedenen Spielen zu vergnügen, wie [illegible] bei den Lappen im Gebrauch [illegible]. Stalo hatte nichts dagegen einzuwenden.

Nach einer Weile [illegible] Stalo [illegible] das Spiel zu [illegible]

»Simme-sammas*), du wirst morgen mein Frühstück sein!"

Hierauf erwischte er einen Zweiten:

»Simme-sammas, dich werde ich morgen zum Mittagsmahl haben!"

Es gelang ihm, noch einen Dritten zu ergreifen.

»Simme-sammas,« sagte Stalo wieder, „jetzt hab' ich auch Einen für das Nachtmahl bekommen!"

Hierauf liefen sie wieder herum, riefen, lachten und unterhielten sich. Stalo sprang ihnen nach, lief aber dabei schnurgerade in das Loch im Eise. Im selben Augenblicke schwangen die Lappen auch schon die Knüppel, um auf Stalo's Kopf loszuschlagen, so stark sie konnten. Stalo schrie und rief nach seiner „Nanna", daß sie ihm zu Hilfe käme.

Während dies aber auf dem Eise vorging, saßen die Lappenweiber oben im Zelte und beschäftigten das Staloweib auf eine andere Art. Sie hatten dasselbe dahingebracht, daß es seinen Kopf in den Schooß eines Lappenweibes legte, und während nun dieses der Alten Läuse suchte, lösten die anderen ihr die langen Haarflechten auf und banden die Haarbüschel an den Zeltstangen fest. Hierauf stellten sie sich, als bewunderten sie in hohem Grade all' die verschiedenen Dinge, welche die Stalofrau an ihrem Gürtel hängen hatte, und darunter fanden sie auch ihr »ruovdebocce« oder eisernes Rohr, womit sie den Leuten Blut und Leben aussaugt. Sie lösten dasselbe heimlich vom Gürtel los und steckten es in's Feuer, so daß es glühend heiß wurde.

Plötzlich hörte die Stalofrau die Stimme ihres Mannes vom Eise unten und fragte die Lappenweiber:

»Hissogos dobbe læ vai hasso? — Was gibt es, Spaß oder Schlägerei?"

---

*) Ein Ausdruck des Wohlbehagens, der auf deutsch nicht wiedergegeben werden kann.

»Hisso! Es ist nur Spaß!" antworteten die Lappenweiber.

Hierauf legte sie sich wieder in den Schooß des Lappenweibes und ließ sich von demselben ihren Kopf weiter lausen. Aber plötzlich hörte sie wieder ganz deutlich, daß Stalo rief:

»Nanna, Nanna, buvte ruovdebocce! Liebste, Liebste, komm' mit dem eisernen Rohr!"

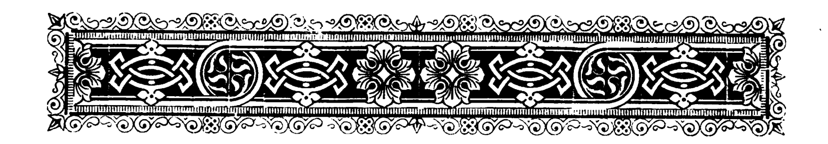
Nun konnte sie nicht länger im Zweifel sein. Stalo mußte sich in Lebensgefahr befinden. Entsetzt hierüber sprang sie auf und bemerkte in ihrem Schrecken nicht einmal, daß sie sich die Haarbüschel ausriß, welche an die Zeltstangen befestigt waren. Sie schlug einen ungeheuren Lärm und suchte überall ihr eisernes Rohr, das unter den anderen Gegenständen an ihrem Gürtel hätte hängen sollen. Es war verschwunden.

„Wo ist mein Eisenrohr? Wer hat mir mein Eisenrohr genommen?" fragte sie die Weiber.

Die Weiber zeigten nach dem Feuer und sagten:

„Dort liegt es im Feuer!"

Die Alte stürzte auf das Feuer zu, ergriff das glühende Eisenrohr und führte es an den Mund; aber statt Menschenblutes sog sie Asche, Feuer und Gluth in sich, so daß ihre Eingeweide verbrannten und sie todt zu Boden stürzte. Zur selben Zeit zerschmetterten die Männer Stalo's Kopf unten auf dem Eise. So endete diese Hochzeit.



XL.

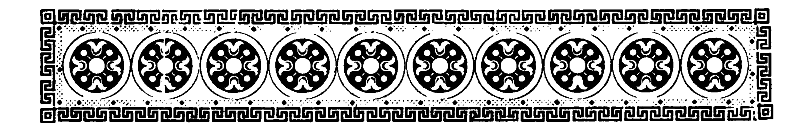
Stalo beim Biberfang.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Stalo hatte ein Garn aufgestellt, um Biber zu fangen, und in einiger Entfernung ein Feuer angezündet, worauf er sich bei demselben auskleidete und zur Ruhe legte. Um aber zu wissen, wann ein Biber ins Garn käme, und ihn packen zu können, ehe er sich wieder losmachte, hatte er eine Schnur an das Garn gebunden und an das andere Ende, welches bei ihm an dem Feuer lag, eine Schelle befestigt, die ihn davon in Kenntniß setzen und nöthigenfalls aus dem Schlafe aufwecken sollte.

Ein Lappe hatte aber diese Vorrichtung wahrgenommen, und als nun Alles in Ordnung war und Stalo sich niedergelegt, ging der Lappe hin und zog an der Schnur. Stalo eilte nackt nach dem Garn, fand jedoch nichts. Inzwischen war der Lappe nach dem Feuer gelaufen und hatte alle Kleider Stalo's hineingeworfen, daher dieser bei seiner Zurückkunft dieselben verbrannt fand und sich darüber ärgerte, daß er vor lauter Eile die Kleider ins Feuer geschoben. Er setzte sich indeß nieder und wärmte sich so lange, bis die Schelle von Neuem erklang, worauf er wieder zum Garn lief, aber darin ebenso wenig einen Biber fand wie das erste Mal.

Das Schlimmste war, daß, als er zurückkam, das Feuer nicht mehr brannte und er nun jämmerlich zu frieren begann, in welcher Noth er endlich zu dem Monde ging, der eben über den Horizont heraufkam und ihm zurief: „Sieh, Vater, wie dein Sohn friert!" wobei er die Hände emporstreckte; aber es half nichts, er erfror trotz alledem.



XLI.

Zwei Lappenmädchen vermählen sich mit Stalo's.

(Aus dem schwedischen Lappland).

Zwei Lappenmädchen hatten sich mit zwei Brüdern aus dem Stalogeschlechte vermählt. Die eine dieser Stalofrauen hatte ein Kind bekommen, die andere nicht. Nach Verlauf einiger Jahre bekamen die beiden Stalo-Brüder Lust, ihre Frauen aufzufressen. Der eine der Brüder sagte deshalb eines Tages zu dem anderen:

»Kåsses ton, vieljam, tun stainak-ronoha? — Wann gedenkst du, Bruder, deine unfruchtbare Renthierkuh zu essen!"

Der andere Bruder antwortete:

„De mon, dego ton miesse-altoha! — Sobald du deine Renthierkuh sammt Kalb aufissest, werde auch ich meine unfruchtbare Kuh essen!"

Diese verblümte Rede scheinen die Frauen indessen doch verstanden zu haben. Wenigstens flüchtete sich die kinderlose und wollte auch, daß die andere das Gleiche thue, diese aber antwortete, daß sie es nicht über's Herz bringen könnte, ihr Kind zu verlassen.

Nun machte sich der Stalo, dessen Weib entflohen war, auf den Weg, um dieselbe zu verfolgen. Er nahm seinen Hund mit sich, damit er ihre Spur ausfindig mache. Als nun die Frau bemerkte, daß Stalo, ihr lieber Mann, sie bald erreichen würde,

kletterte sie auf einen großen Baum. Allein der Hund, der ihrer Spur nachlief, blieb unter dem Baume stehen und bellte auf sie wie auf ein Eichhörnchen. Es war daher für Stalo nicht schwer, sie zu entdecken. Er hetzte den Hund auf sie und sagte:

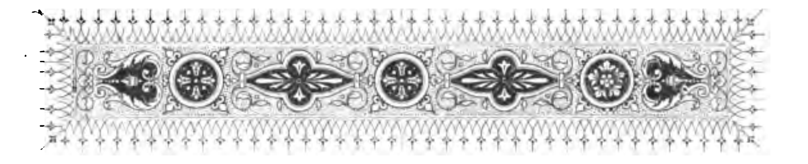
„Hoc, hoc, pænnam, buoide bitte balkkan! Huß, huß! Hund, du sollst dafür einen Fettklumpen als Belohnung erhalten."

Stalo nahm nun seine Axt und begann den Baum zu fällen. In dieser Noth rief das Lappenweib:

„Pätet pædnagatjak, kæita i le attje, edne pakka liema tjuokkat vaddam! Kommt, kleine Hunde, denen Vater und Mutter niemals eine warme Suppe gegeben haben!"

Da kamen Bären, Wölfe, Luchse, Füchse und alle Arten von Thieren aus dem Walde und zerrissen Stalo und seinen Hund.

Es war also etwas Zauberei, was damals das Lappenweib vor den Zähnen Stalo's befreite.



XLII.

Das Stalo-Thal.

(Aus Lyngen).

In Lyngen's Kirchspiel liegt ein Thal, ungefähr eine Meile innerhalb des Marktplatzes Skibotn, auf der linken Seite des Storfjords. Die Eigenthümer des Hofes Storeng sollen in alter Zeit, bevor dieses Thal bewohnt wurde, Weiden für ihr Vieh daselbst gehabt haben. Eines Tages nun, als ein junges, schönes Lappenmädchen im Thale die Thiere hütete, kam ein Stalo dahin und freite um das Mädchen, und als dasselbe nicht sogleich „Ja" sagte, drohte er, daß er es mit Gewalt entführen werde. Zu schwach, um sich zur Wehr zu setzen, blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm Herz und Hand zu versprechen, sie hoffte aber doch noch, daß sie durch die eine oder andere List gerettet werden könne, wenn Zeit und Gelegenheit käme. Sie bat Stalo so lange, daß er ihr erlaubte, nach Hause zu gehen, um, wie sie vorgab, einiges von ihrem unentbehrlichen Kram und ihre Festkleider zu holen. Stalo aber drohte ihr, daß er alle Thiere erschlagen würde, wenn sie nicht so schnell als möglich zurückkäme.

Als das Mädchen nach Hause kam, gab es große Bestürzung und Schrecken auf dem Hofe; denn reiste dasselbe fort, so fürchteten sie, daß sie es niemals wiedersehen würden, und hielt es sein Versprechen nicht, so verloren die Lappen die Herden,

die ihr ganzes Hab und Gut ausmachten. Das Mädchen faßte Muth und vertrauend auf ihre ausgedachte List wollte sie wie eine zweite Judith ihr Leben wagen für ihre geliebte Herde. Sie packte ein Bündel Kleider zusammen, legte den schönsten Rock an und schnallte den hübschest-gestickten Gürtel um ihre schmale Taille. Hierauf hängte sie Beil, Messer und Nähzeug an ihren Gürtel, putzte ihre Haube mit den buntesten Bändern auf, nahm frisches Queckgras, das sie in ihre besten Schuhe stopfte, und steckte endlich noch einen großen Knäuel von Bindfaden in die Tasche. So ging sie von dannen und hinauf durch das Thal zu dem Orte, wo ihr barscher Freier sie bereits voll Ungeduld erwartete. Erfreut, seine schöne Braut wieder zu sehen, reichte Stalo ihr seine rechte Hand und so wanderten sie längs des mit dichtem Walde bewachsenen Thales dahin.

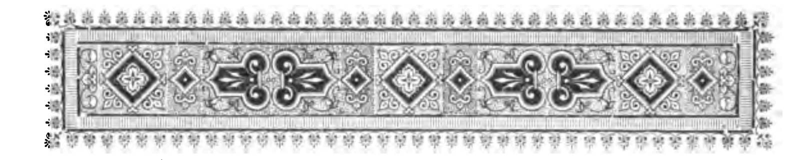
Das Mädchen ließ sogleich den Knäuel fallen, behielt aber das eine Ende des Fadens in der Hand. Als Stalo hierüber seine Verwunderung ausdrückte, gab sie vor, daß sie dadurch den Knoten des Fadens bekäme. Als sie annahm, daß der Knäuel abgewickelt sei, ließ sie das Ende des Fadens los, ohne daß ihr Verehrer es bemerkte und Verdacht schöpfte. Nun begann sie Stücke der äußeren feinen Rinde bald von diesem, bald von jenem Baume abzuschälen, während sie weiter durch das Thal gingen; auf Stalo's Frage, warum sie dies thue, antwortete sie, daß sie die feine Rinde sammle, um Feuer damit anzumachen, wann sie ausruhen und Mahlzeit halten würden.

Endlich kamen sie zu einer waldlosen Ebene, wo Stalo stehen blieb und sich setzte. Das Mädchen machte alsbald Feuer mit der gesammelten Rinde, trug trockenes Holz zusammen und legte dasselbe auf das Feuer. Nachdem sie gegessen hatten, überschüttete Stalo das Mädchen mit Liebkosungen und zeigte sich seiner jungen Braut gegenüber so heiter, daß seine Barschheit in zärtliche Liebe verwandelt schien. Er bat sie flehentlich, daß sie in seinen Armen ausruhen möchte; aber sie weigerte sich

dessen mit weiblicher Schamhaftigkeit, so lange das Feuer noch brenne, versprach jedoch, daß sie sich, sobald das Feuer verlöscht wäre, allen seinen Wünschen fügen wollte, da er so besonders gut gegen sie sei. Vertrauend auf seine Stärke und hingerissen von Liebe, legte er seinen Kopf in ihren Schooß und bat sie, auf demselben eine Jagd nach Wild anzustellen.

Nach früherer Verabredung war inzwischen der Dienstherr des Mädchens, begleitet von mehreren Nachbarn, der Spur des Stalo gefolgt. Geleitet von dem Bindfaden und den bezeichneten Birkenbäumen, fanden sie bald zu dem Aufenthaltsorte des Liebespaares und kamen unbemerkt so nahe, daß sie den Wink des jungen Mädchens beobachten konnten. Sowie dieses an Stalos schwerem Athem bemerkte, daß derselbe in tiefen Schlaf gefallen sei, gab sie ihnen ein Zeichen. Sie schlichen sich heimlich an und versetzten Stalo, der mit dem Gesichte im Schooße des Mädchens lag, einen so wuchtigen Hieb auf den Rücken, daß er sogleich todt war.

Den Riesenleib des Stalo legten sie unter einen großen Stein, den sie hierauf mit einer Menge kleinerer Steine bedeckten, so daß weder von dem Leibe noch von dem großen Steine etwas sichtbar war. Die Lappen wollen wissen, daß man einmal vor vielen Jahren in dem Steinhaufen nachgegraben und dabei menschliche Gebeine von ungewöhnlicher Größe gefunden habe. Der Stein heißt noch heute Stalo-gædge (Stalo-Stein) und das Thal wird von den Lappländern Stalo-vagge (Stalo-Thal), von den Norwegern aber Skogspeiderdal (Waldspäherthal) genannt.



XLIII.

Stalo und der reiche Paal.

(Aus Lyngen.)

Ein Stalo kam auf seinen Streifzügen einmal über das Nordnäs-Gebirge hinab, auf der östlichen Seite des Storfjords (in Lyngen), wurde aber noch rechtzeitig von den Bewohnern des Nordnäs-Hofes bemerkt, so daß sie die Flucht ergreifen und alle Boote, die sich am Strande befanden, mit sich nehmen konnten. Stalo hatte somit kein Fahrzeug, mit dem er über den Fjord hätte setzen können; in Ermangelung eines Bootes machte er sich ein Floß und begann nun mit diesem über den Fjord zu rudern.

Als die Bewohner auf der westlichen Seite des Fjords Stalo auf dem Floße daherkommen sahen, bemächtigte sich ihrer großer Schrecken; ein Mann jedoch auf dem Hofe Örvig, Namens Paal, der seines Reichthums wegen „der reiche Paal" genannt wurde, hatte den Muth, ihm entgegen zufahren. Er nahm Fischzeug mit sich in das Boot und ruderte Anfangs herum, als ob er Kohlfische fangen wollte.

Als Stalo sich gerade gegenüber dem Hofe Karnäs dem Lande näherte, rief der reiche Paal ihm zu und fragte ihn, wohin er sich begeben wolle und was der Zweck seiner Reise sei. Stalo antwortete, indem er seinerseits fragte, ob ihm bekannt sei, wo der reiche Paal wohne.

„Ja", entgegnete der reiche Paal, „ich weiß es recht gut; was willst du denn von ihm?"

„Ich möchte versuchen, wer der Stärkere von uns beiden ist," antwortete Stalo. „Wenn ich ihn überwinde, soll sein Reichthum mir gehören; gewinnt aber er, so bekommt er das ganze Silber, welches ich besitze."

„Das wird dir ein Leichtes sein, ihn zu überwinden," sprach der reiche Paal, „denn er ist mehr reich als stark."

Voll Freude hierüber, bat nun Stalo den Fischer, ihm den Ort zu zeigen, wo der reiche Paal wohne. Die Sonne stand gerade mitten drinnen über dem Fjord.

„Dort gerade unter dem Sonnenauge!" antwortete der reiche Paal.

Da die Sonne dem Stalo gerade ins Gesicht schien, konnte er das Land nicht gut sehen und mußte daher mit den Händen die Augen beschatten, um den Ort finden zu können. Dies bemerkte Paal; er nahm schnell seinen Bogen zur Hand und schoß dem Stalo einen Pfeil durch die Schultern. Hierauf bemächtigte er sich des Gürtels Stalo's und all der köstbaren silbernen Gegenstände, welche an demselben hingen. Den Leichnam brachte er nach Skogholm, legte ihn unter vorspringendes flaches Gestein und überdeckte das Ganze mit einem Haufen kleinerer Steine. Auch hier behaupten die Lappen, daß ihre Voreltern menschliche Gebeine gefunden hätten. Der Hof, auf dem Paal wohnte, heißt noch heutigen Tages „der Paalsplatz."



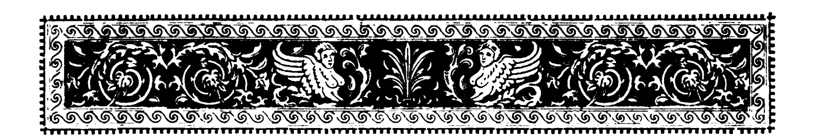
XLIV.

Vuolab.

Mit einem Stalo hatte auch Vuolab zu thun, der älteste Sohn des Peter Beive oder Päiviä, des Stammvaters des berühmten Sonnengeschlechtes (vgl. oben S. 29 ff.). Vuolab, dessen Name ebenfalls als Geschlechtsname vorkommt, war berühmt wegen seiner Stärke und seiner Geschwindigkeit im Laufen. Er konnte einen Wolf und ein wildes Renthier im Laufe einholen und tödtete einmal einen Bären nur mit den Händen.

Als Vuolab sich mit Stalo in den Kampf einließ, begann dieser, wie gewöhnlich, damit, daß sie schwere Steine aufhoben. Der Stalo unterlag und floh nach dem Eismeere; aber Vuolab verfolgte ihn. Der Stalo sprang über den Neidenfluß, Vuolab ihm nach; bald war er eingeholt und wurde nun von Vuolab getödtet. Dieser aber kehrte mit reicher Beute an Silber nach Hause zurück.

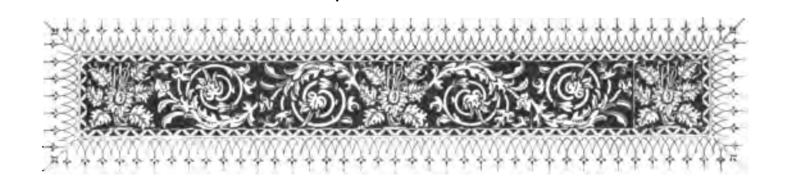




Vierte Abtheilung.

Historische Sagen.





Die historischen Sagen der Lappländer drehen sich so gut wie ausschliesslich um Kämpfe der Vorfahren mit benachbarten Völkerschaften. In denselben spielen „die Tschuden" (lappisch: Tschudek) die Hauptrolle. Mit dem Namen „Tschuden" bezeichnen die älteren russischen Annalen allgemein die im russischen Reiche lebenden finnischen Völkerschaften. In den Sagen der Lappländer jedoch wird darunter zunächst jener einst weitverbreitete, vorzüglich aber im heutigen Gouvernement Olonez und an den südlichen Küsten des Weißen Meeres ansässig gewesene finnische Volksstamm verstanden, mit dem sich die Lappen wegen seiner Räubereien wahrscheinlich in Fehde befunden hatten, noch bevor sie vom mittleren und nördlichen Finnland vertrieben worden waren. Als sich dann die Karelen (lappisch: Garjelak oder Karjelak) zwischen die Tschuden und die Lappen, die ursprünglich Nachbarn waren, hineindrängten, setzten dieselben während ihres Vordringens die Räubereien der alten Tschuden fort und wurden deshalb von den Lappen »Garjel Tschudek« oder auch schlechthin »Tschudek« genannt. Später unternahmen auch die Russen Raubzüge nach Lappland, und da der Name »Tschudek« (Sing. Tschutte) bald die allgemeine Bedeutung „Feinde" angenommen hatte, die er noch in der heutigen Sprache der Lappländer hat, ging derselbe auch auf die Russen über, welche »Ruossa Tschudek« benannt wurden. Gegen Süden endlich versteht man unter »Tschudek« auch die ersten eindringenden Schweden, so z. B.

in Sorsele, wo ihr Name Tschüre = Tschüde ausgesprochen wird*).

Als Nachkommen der alten Tschuden werden von einigen Gelehrten — wohl kaum mit Recht — die heutigen Wepsen oder Wessen und die Woten oder Watländer bezeichnet, welche beiden Völkchen von den Russen „Tschuden" genannt werden. Die Wepsen sind ein kleines Volk von etwa 16.000 Seelen, das sozusagen von Sjögren wieder entdeckt worden ist**). Sie wohnen in zwei Gruppen, einer nördlicheren längs der südwestlichen Küste des Onega vom Ausfluß des Flusses Swir aus demselben bis gegen die Stadt Petrozawodsk hin, und einer südlicheren an den oberen Verzweigungen des Ojat, eines Nebenflusses des Swir, bis beinahe zur westlichen Küste des Bĕlozero. Den ihm von den Russen beigelegten Namen „Tschuden" — zum Unterschiede von den Woten gewöhnlich Nord-Tschuden genannt — hat dieses Volk zum Theile auch selbst angenommen. Die Woten, ein noch kleineres Volk, befinden sich weiter im Westen in einigen Dörfern des nordwestlichsten Ingermanlands; sie nennen sich selbst Vadjalaiset, von den Finnen werden sie Vatjalaiset, von den Russen — wie oben bemerkt — jetzt Tschuden, in den alten Chroniken dagegen Водь, Wod' genannt. In früheren Zeiten erstreckten sie sich viel weiter und waren vielleicht die ältesten Bewohner mindestens eines großen Theiles von Ingermanland; aber sie wurden nach und nach immer mehr zurückgedrängt***).

Daß die alten Tschuden, von deren Existenz auch noch zahlreiche vorhistorische Grabstätten — die sogenannten „Tschudengräber" oder »Kurgane« — zeugen, wirklich Streifzüge über

*) Vgl. J. A. Friis »Lappiske Eventyr og Folkesagn«, S. 110 ff., und O. Donner „Lieder der Lappen", S. 16.

**) Vgl. Sjögren „Gesammelte Schriften", I, S. 468 ff.

***) W. Thomsen „Ueber den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen", S. 15 ff.

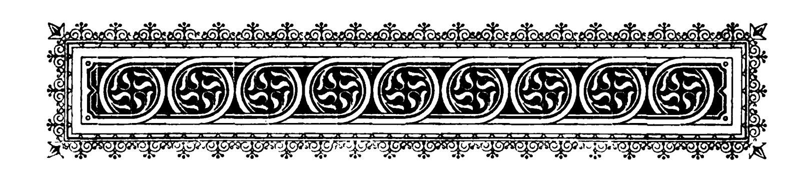
das Weiße Meer nach dem heutigen Russisch-Lappland unternommen haben, ist aus dem Grunde wahrscheinlich, weil man bei den Lappen auf der Halbinsel Kola besonders zahlreiche Sagen über dieselben findet. (Sie leben übrigens auch noch in der Sage der Samojeden, Karelen u. s. w. fort; ja im Norden des ganzen russischen Reiches hört man noch von diesem längst verschollenen Volke — auch „die Wunderlichen" und „die Weißäugigen" genannt — dem man selbst die an den europäischen Gehängen des Uralgebirges in der permischen Formation auf Kupfer betriebenen, unzählig vielen alten Baue, die „wunderlichen Arbeiten", zuschreibt; auch in den am Flusse Mesen gelegenen zahlreichen kleinen Ortschaften finden sich noch heutigen Tags Ringe, ausgegrabene Münzen u. dgl., welche von den Weißäugigen herrühren sollen; vgl. H. u. K. Aubel „Ein Polarsommer", Leipzig 1874, S. 190 ff.) Nicht vollkommen gewiß ist es, ob diese Tschuden auch in Finnisch-Lappmarken und Norwegisch-Finnmarken hineinstreiften; man sollte es wenigstens wegen mehrerer Ortsnamen glauben. So gibt es einen hohen Berg, nicht weit von der Enare-Kirche, welcher heute noch »Tschudivarre« heißt und der seinen Namen davon bekommen haben soll, daß in alter Zeit die Tschuden sich dort aufhielten und von dem Berge aus das umliegende Land in Augenschein nahmen. In Torneå Lappmarken, erzählt L. Laestadius, findet sich ein Thal, das »Tschudi-korsa«, d. h. Tschuden-Thal, heißt. Ebenso wird Kistrand in Norwegisch-Finnmarken »Tschudi giedde« genannt, was auf Norwegisch gewöhnlich mit „Russemark" übersetzt zu werden pflegt. Da nämlich sowohl die Karelen als auch die Russen den Namen Tschudek erbten, so können die Ortsnamen ebensogut von Zusammenstößen mit Räuberhorden dieser Nationen herrühren. — Mit diesen herumstreifenden Schaaren von Tschuden und Karelen haben die Lappen ordentliche Kämpfe bestanden, zum Theile sogar in gesammelten großen Massen. Die Zeit, zu welcher die Lappen den Plünderungen

dieser Räuberhorden vom Osten her ganz besonders ausgesetzt waren, wird noch jetzt »Tschudi aigge« oder »vainoi aigge« (voina bedeutet auf Russisch: Krieg), d. h. die Tschuden- oder Kriegs-Zeit, genannt. Sie mußten sich damals in Erdhöhlen verbergen, um nicht entdeckt zu werden. Der Rauch wurde durch einen langen, schmalen Gang weit fort geleitet, um die Bewohner nicht zu verrathen. Innerhalb sieben Jahre unternahmen die Karelen 178 Einfälle in Finnmarken, welche so häufig aufeinander folgten, daß eine alte Sage erzählt, es sei zwischen den einzelnen derselben nicht längere Zeit verstrichen, als daß man eine Renthierfleisch-Suppe fertig kochen konnte, und es sei nur ein Mann in Alten und einer in Varanger am Leben geblieben. Kein Wunder darum, daß diese Einfälle eine eigene Epoche in der Geschichte der Lappen bilden, von der an sie eine neue Zeitrechnung begannen*).

Was den historischen Werth dieser Sagen betrifft, so ist derselbe sehr gering; wohl „werfen sie ein dunkles Licht zurück über eine ferne Vorzeit, worin dieses einst vielleicht zahlreiche, wenn auch niemals mächtige, so doch friedliebende Volk der Lappen mit anderen mächtigeren, besser bewaffneten und kriegerischen Nationen, wie Tschuden, Karelen, Russen und Skandinaven, zusammengestoßen sind" (Friis); allein es mangelt denselben jede Spur einer localen Färbung und jede Individualität. Ueberall in Lappland werden Localitäten gezeigt, wo der Feind von dem schlaueren Lappen entweder in einen brausenden Wasserfall oder in eine tiefe Bergkluft hinuntergestürzt, oder auch auf einer einsamen Insel gelassen, oder sonst durch allerlei hinterlistige Kniffe um's Leben gebracht wird**). Die Zahl dieser Sagen ist eine sehr große, doch ist in denselben nur wenig Abwechslung; es seien deshalb nur die von Friis in seine Sammlung aufgenommenen hier mitgetheilt.

---

*) Friis, a. a. O. **) O. Donner, a. a. O.



XLV.

Sagen aus Jokonga in Russisch-Lappland.

1.

In der Tschudenzeit lebte ein Mann, der einen Sohn und eine Tochter besaß. Eines Tages hatte er im Walde zu thun; als er im Begriffe war, fortzugehen und schon die Hütte verlassen hatte, sagte er zu Sohn und Tochter, die am Flusse spielten:

„Geht hinein Kinder und sagt eurer Mutter, daß sie, so lange ich fort bin, keine Späne hinaustragen und in den Fluß werfen soll!“

Hierauf ging er fort. Aber sei es nun, daß die Kinder ihrer Mutter ausrichteten, was der Vater ihnen aufgetragen, oder sei es, daß sie es nicht thaten, genug, die Mutter trug kurze Zeit darauf einen ganzen Arm voll Späne aus der Hütte und warf dieselben in den Fluß. Sodann kam sie wieder zurück und dachte an keine Gefahr.

Die Kinder spielten wieder am Ufer. Weit unten am Flusse aber hatte eine Horde von Tschuden ihr Lager aufgeschlagen. Als nun einer von diesen aus dem Flusse Wasser holte, bemerkte er, daß Späne mit dem Strome herabgetrieben kamen.

„Es giebt Leute weiter oben am Flusse!“ sagte er, als er wieder zur Feuerstelle zurückkehrte.

„Woher weißt du das?“ fragten ihn die Anderen.

„Es kommen Späne mit dem Strome herab!"

Hierauf brachen sie auf und wanderten längs des Flußufers stromaufwärts, bis sie an den Ort kamen, wo die Lappenhütte stand. Die Kinder spielten noch am Ufer. Einer der Tschuden ging auf die Kinder zu und fragte:

„Was macht ihr da, Kindlein?"

Der Knabe und das Mädchen fürchteten sich aber und ergriffen die Flucht; sie liefen zur Mutter hinein und riefen:

»Anna, anna, narod puedi! Mutter, Mutter, es kommen Leute!"

Die Alte ging hinaus, grüßte die Männer und sagte:

„Seid doch so gut, ihr fremden Männer, und kommt in die Hütte herein!"

Hierauf setzte sie den Kessel an's Feuer, kochte Speise und lud die Männer ein, zu essen.

„Seid doch so gut und eßt, fremde Männer; verschmäht es nicht, wenn ihr Lust habt!"

„Ist der Hausherr nicht daheim?" fragten die Tschuden.

„Er kommt gleich" antwortete die Alte.

Die Kinder waren wieder hinausgegangen und spielten vor der Thüre. Nun kam der Hausherr zurück. Der Knabe lief ihm entgegen und sagte:

„Vater, was sind denn das für Leute, die gekommen sind?"

„Leute!" rief der Vater erschreckt; „so hat die Mutter Späne in den Fluß geworfen?"

„Ja, die Mutter hat Späne hinausgetragen und in den Fluß geworfen".

„Na, was sie gethan hat, das hat sie gethan!" sagte der Mann.

Mit diesen Worten ging er selbst in die Hütte hinein und begrüßte die Fremden:

„Willkommen, fremde Männer! weßhalb eßt ihr nicht? Kommt und eßt, meine Gäste! verschmäht es nicht, wenn ihr Lust habt!"

Hierauf begann er selbst zu essen und nun aßen die Tschuden auch. Als sie gegessen hatten, sollten sie sich schlafen legen. Bevor sie sich aber niederlegten, ergriffen sie den Mann und banden ihn an die Thürschwelle fest. Sodann begaben sie sich zur Ruhe und schliefen.

Als sie eine Weile geschlafen hatten, erwachte einer von ihnen und zwar der größte der Tschuden und sagte zu dem Manne:

„Na, du Mann, hast du gut geschlafen? Was hat dir denn geträumt?"

„Lieber Freund" sagte der Mann, „wie sollte ich angenehme Träume haben können, da ich hier angebunden liege? Aber sag' du, Bester, der du bei meiner Frau geschlafen hast, was hat denn dir geträumt!"

„Ah, ich . . . ich träumte, daß acht Raben kamen und mir die Augen aushackten! Aber was träumtest du?"

„Ich träumte", antwortete der Mann, „daß ein Rabe acht anderen Raben die Augen aushackte!"

„Ah, Dummheiten!" meinte der Tschude, „ein Rabe hackt dem andern nicht die Augen aus!"

Hierauf schlief der Tschude wieder weiter. Als derselbe in tiefem Schlafe lag, streckte der Mann sich so weit vor, daß er einen Säbel erreichen konnte, den die Tschuden abgelegt hatten. Mit diesem durchschnitt er seine Bande, stand auf und hieb nun einem Tschuden nach dem andern den Kopf ab, bis er mit allen fertig war. Sodann nahm er ihnen die Geldgürtel ab, trug die todten Körper an's Ufer hinab und warf sie in den Fluß. Als er zurückkam, begann er mehrere lange Holzstecken zuzuschneiden.

„Was schnitzest du denn da, Vater?" fragte der Knabe.

„Speiler, um das Fell von einer alten Renthierkuh und einem einjährigen Kalbe aufzuspeilern" sagte der Vater.

„Nein, Vater!" sagte der Knabe, „das ist nicht wahr, du hast mich zum Besten!"

„Ich habe dich nicht zum Besten!“ entgegnete der Vater, „geh’ hinein und sag’ deiner Mutter, sie soll zu mir heraus kommen“.

Als die Alte hinauskam, ergriff sie der Mann und speilerte sie an die Wand der Hütte. Hierauf nahm er die Tochter bei der Hand, ließ sie aber wieder frei und ging auf und ab, als ob er unschlüßig sei, was er thun sollte. Sodann ergriff er die Tochter wieder und speilerte auch sie an die Wand indem er sagte:

„Wo deine Mutter ist, da kannst auch du sein!“

Der Knabe heulte und weinte.

„Du brauchst nicht zu weinen“ sagte der Vater, „du darfst bei mir bleiben“.

Hierauf ging er wieder in die Hütte hinein und begann zu essen; als er fertig war, stand er auf und ging zum Ufer hinab. Hier nahm er ein Boot und ruderte nach der anderen Seite hinüber. Sodann zog er das Boot an’s Land und wanderte mit dem Knaben weiter. Sie gingen und gingen, bis sie in das Dorf kamen, und hier lebten sie nun die übrige Zeit hindurch.

2.

Es lebte einmal ein Mann mit seinem Weibe. Sie bekamen einen Sohn, sie bekamen zwei Söhne, sie bekamen drei Söhne; endlich bekamen sie auch eine Tochter. So lebten sie eine Zeit lang mit ihren Kindern.

Eines Tages gingen die Söhne auf die Jagd. Der Vater blieb wie gewöhnlich daheim und ahnte nicht, daß irgend eine Gefahr drohen könnte. Was geschieht? Die Söhne waren noch nicht lange fort, als die Hunde zu bellen begannen; es mußten also fremde Leute kommen. Der Mann eilt hinaus und sieht zu seinem Schrecken, daß es Tschuden waren. Da blieb nun nichts Anderes übrig, als sich entgegenkommend und gastfrei zu zeigen. Er sagte deshalb zu ihnen:

„Seid so gut, ihr fremden Männer, und kommt in die Hütte herein, um euch auszuruhen!"

Die Tschuden krochen denn auch in die Hütte hinein.

„Setzt euch, ihr Reisenden, setzt euch!" lud der Lappe sie ein.

Zu seinem Weibe aber sagte er:

„Lauf schnell in die Speisekammer, Weib, und hole Speisen für die Fremden!"

Das Weib eilte fort; der Mann konnte ihr jedoch unbemerkt Etwas ins Ohr flüstern, was zur Folge hatte, daß sie nicht wieder zurück kam. Als er eine Weile gewartet hatte, sagte er zu seiner Tochter:

„Lauf' auch du schnell in die Speisekammer, Tochter, und hilf deiner Mutter!

Die Tochter verließ ebenfalls die Hütte, kam aber auch nicht wieder zurück. So war der Mann ganz allein bei seinen Gästen zurückgeblieben. Nachdem wieder eine Weile vergangen war, sagte er zu denselben, als ob er über das lange Ausbleiben seiner Frau und Tochter ungehalten wäre:

„Wartet ein wenig, liebe Gäste, ich muß schon selbst nach der Speisekammer gehen, um ein Essen für euch zu holen!"

Als er aber hinausgegangen war, sperrte er von außen die Thüre ab. Hierauf nahm er einen langen Spieß, kroch damit auf das Dach der Hütte und blickte durch das Rauchloch in dieselbe hinein, um zu sehen, was die Tschuden nun anfangen würden.

Es schien, daß sie seine List sogleich bemerkt hatten, denn sie riefen alsbald zu ihm hinaus:

„Ha, alter Fuchs, du hast uns hintergangen; wenn du aber nicht alsogleich aufsperrst, so sollst du den Stock zu kosten bekommen!"

Hierauf begannen sie auf Thür und Wände los zu stoßen und zu hämmern. Allein der Lappe war auch nicht unthätig. Er stach durch das Rauchloch mit seinem langen Spieße einen Tschuden nach dem anderen todt, bis er mit allen fertig war. Sodann ging er in die Speisekammer, um nach Weib und Tochter zu sehen.

„Na, Alter!“ sagte das Weib, „wie ist es dir denn gegangen, wo sind denn die Tschuden?“

„Alle habe ich sie niedergemacht, Weib, alle, alle; nicht Einer ist am Leben geblieben!“

In diesem Augenblick kamen die Söhne von der Jagd heim und wußten natürlich nichts von dem, was inzwischen vorgegangen war.

„Weshalb seid ihr denn alle in der Speisekammer und nicht in der Hütte?“ fragten die Söhne.

„Geht nur hinein in die Hütte, meine Söhne, ihr werdet drinnen etwas Seltenes zu sehen bekommen!“ sagte der Vater.

Die Söhne gingen zur Hütte und öffneten die Thür. Was sahen sie? Der Vater hatte Tschuden getödtet. Sie liefen nun sogleich wieder zu ihrem Vater zurück und riefen:

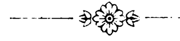
„Wie listig du gewesen sein mußt, Vater! Wie hast du sie denn alle miteinander tödten können?“

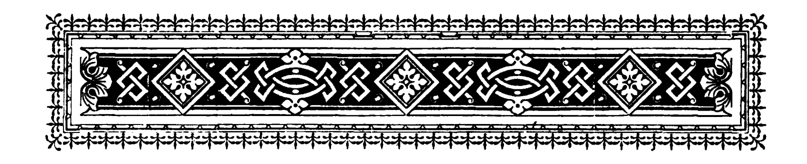
„Wenn der Tod droht, meine Söhne, dann kommt die Klugheit!“

„Du hast ein großes Wunderwerk verrichtet, Vater! Aber was sollen wir jetzt mit ihnen anfangen?“

„Zieht sie zum Flusse hinab und werft sie hinein!“

Sie nahmen nun die Leichen und zogen sie zum Flusse hinab. Früher aber lösten sie ihnen die Geldgürtel ab, stachen ihnen die Gedärme auf und warfen sie dann alle miteinander in den Fluß. Hierauf gingen sie zur Hütte zurück und lebten dort, wie sie früher gelebt hatten.





XLVI.

Sagen von karelischen Räuberhorden.

1.

Eine Lappenfrau, welche eines Abends ihr Kind baden wollte, hatte zu diesem Zwecke einen Kessel vor sich stehen, der mit Wasser angefüllt war. Als sie nun im Begriffe stand, das Kind in den Kessel zu setzen, erblickte sie zu ihrem Entsetzen im Wasser das Bild eines Mannskopfes mit einem Hute. Dasselbe verschwand zwar augenblicklich, als sie jedoch abermals in's Wasser blickte, sah sie wieder dieselbe Erscheinung. Sie wußte nun, daß ein Mann durch das Rauchloch in die Hütte hineinschaute und daß sein Bild es war, das sich im Wasser abspiegelte. Sie weckte ganz leise ihren Mann und theilte ihm ihre Beobachtung mit. Dieser griff sogleich nach seinem Bogen, spannte ihn und legte den Pfeil zurecht.

Als nun der Mann abermals durch das Rauchloch schaute, schoß ihm der Lappe den Pfeil mitten in die Stirne, so daß man deutlich hören konnte, wie er über das Dach hinabkollerte und zu Boden fiel. Der Lappe wagte es jedoch nicht, sogleich hinauszugehen, um nachzusehen, aus Furcht, daß noch mehr Männer draußen sein könnten. Des Morgens aber fand man den Mann todt, mit dem Pfeile in der Stirn, auf dem Boden liegen.

Der Lappe dachte sich gleich, wie es auch wirklich der Fall war, daß dieser Mann als Späher ausgeschickt worden sei und daß der übrige Trupp von Feinden sich irgend anderswo in der Umgegend aufhalten müsse. Es vereinigten sich daher mehrere Lappen, sie verfolgten die Spur und überrumpelten die Karelen, während sie im Walde rings um einen Scheiterhaufen herum lagen und schliefen. Sie wurden sämmtlich erschlagen. Von der damals gewonnenen Beute soll aber noch etwas erhalten sein, nämlich eine Art von Kesseln, welche Karjela skalo genannt wird. Dieselben sind aus Messing, und die Lappen sagen, daß sich an diese Karjela skalo niemals Grünspan ansetze.

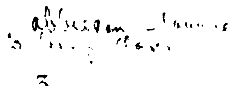
2.

Ein Trupp Karelen war einmal durch Lappmarken hinauf gekommen, um nach Norwegen hinüber zu ziehen. Sie hatten sich eines Lappen bemächtigt, den sie zwangen, ihnen als Wegweiser zu dienen. Derselbe hatte ihnen gesagt — und so ist es ja auch in Wirklichkeit — daß der Abstieg sehr schwierig wäre und sie daher dicht hinter ihm folgen müßten. Der Lappe, der die Oertlichkeit genau kannte, lief auf Schneeschuhen voraus und hatte eine Fackel in der Hand, da es ein finsterer Abend war. Als er nun gegen einen steilen Abhang zu gefahren kam, machte er plötzlich eine Wendung nach der Seite und schleuderte die Fackel in die Tiefe hinaus. Die Nachkommenden, welche dem Lichte der Fackel folgten, fuhren sämmtlich über den Abhang hinaus, stürzten in die Tiefe und wurden zerschmettert.

Am nächsten Tage zog der Lappe über das Gebirge hinab und schoß aus Stolz und Freude über seine That einen Pfeil in die Wand der ersten Hütte, zu der er kam. Dies wurde schlecht oder als ein feindliches Zeichen aufgenommen und man wollte den Lappen ergreifen. Dieser aber forderte die Leute auf, ihm zu folgen und zu sehen, was für ein Werk er verrichtet

habe; es würde ihnen dann wohl Anderes in den Sinn kommen, als ihn schlecht zu behandeln. Nachdem man sich mit eigenen Augen von der That des Lappen überzeugt hatte, wurde dieser denn auch, wie man sich denken kann, sehr gut behandelt und belohnt.

Dieselbe Sage wird auch in Torneå Lappmarken erzählt, jedoch mit einer kleinen Abweichung. Nach dieser Version soll es ein reicher Lappe gewesen sein, der seinen Renthieren die Haare abgesengt hatte, so daß die Karelen sich nicht weiter um dieselben kümmerten, da sie so häßlich und mager aussahen. Sie zwangen hingegen den Lappen, ihnen als Wegweiser nach Norwegen hinüber zu dienen. Sie fuhren alle zusammen mit Renthieren, die hinter einander zu einer sogenannten Raide verbunden waren; nur der Lappe fuhr mit einem freien Renthiere und mit einer Fackel im Schlitten voraus. Die Fackel warf er in die Tiefe eines Abgrundes und das ganze Gefolge stürzte in denselben hinab, während er selbst mit seinem Renthiere nach der einen Seite hin abbog und weiter fuhr.



3.

Ein anderes Mal war ein großer Schwarm von Karelen nach Lappland gekommen und hatte sein Lager in einem Thale in Torneå Lappmarken aufgeschlagen. Dieselben hatten einen Anführer, der am ganzen Körper mit Kupfer bekleidet war. Dadurch war er so steif, daß er selbst keine Speise zu sich nehmen konnte, sondern sich von einem Diener das Essen in den Mund geben lassen mußte. Während einer solchen Mahlzeit nun schoß ein Lappe, Namens Issak (ein Sohn des Päiviä), der ein ausgezeichnet flinker Bogenschütze war und sich ganz nahe an das Lager der Karelen herangeschlichen hatte, mit einem Pfeile nach dem Anführer und traf zufällig den Gabel-

Mel, als der Diener eben im Begriffe war, dem Anführer Speise in den Mund zu stopfen. Der Stoß des Pfeiles bewirkte, daß die Gabel dem Anführer in den Hals fuhr, so daß er sofort todt zu Boden stürzte. Die Karelen, welche den Pfeil nicht sahen, erschlugen zuerst den Diener, von dem sie glaubten, daß er an dem Tode des Anführers Schuld trage, und begannen schließlich über einander herzufallen. Hierbei fiel einer nach dem andern durch die Pfeile, welche der Lappe im Dunkel der Nacht auf sie abschoß.

4.

Eine andere Streifpartie von Karelen war zur Sommerszeit nach Torneå Lappmarken hinaufgekommen. Sie hatten ebenfalls einen Lappen aufgegriffen, den sie zwangen, ihnen den Weg zu anderen Lappen zu zeigen. Dieser Lappe hieß Lavrekas, oder auf Finnisch Laurukainen, und von seinen Thaten erzählen mehrere Sagen, die bald nach Torneå Lappmarken, bald nach Kemi Lappmarken, bald nach Enare verlegt werden. Der Inhalt ist in allen Sagen beiläufig derselbe, nämlich folgender:

Die Karelen ruderten einmal irgendwo auf ihrem Marsche in mehreren Booten über einen See. Ermüdet von der Anstrengung des Ruderns, landeten sie auf einer kleinen Insel, um auszuruhen. Zwei von ihnen sollten wachen und Wacht halten, während die übrigen schliefen. Endlich schliefen aber auch die Wächter ein. Da ersah der Lappe seinen Vortheil. Er stieß alle Boote — es waren ihrer neun an der Zahl — vom Ufer ab und sprang selbst in das letzte. Als der Lappe sich in Sicherheit sah, begann er die Karelen zu rufen und hieß sie aufstehen. Da aber diese merkten, daß sie auf der Insel ohne Brot, ohne Waffen und ohne Proviant, welche Dinge sich sämmtlich in den Booten befanden, zurückgelassen waren, begannen sie den Lappen, der auf dem See dahinruderte, zu rufen:

„Laurukainen, Laurukainen, erbarme dich unser!"

Aber Laurukainen war hartherzig; er fühlte wenigstens kein Mitleid mit den Karelen. Da wollten es einige von diesen versuchen, durch Schwimmen das Festland zu erreichen. Aber der Lappe ruderte auf sie zu und schlug Alle mit einer Keule todt, die auf diese Weise fortzukommen versuchten, die übrigen aber verhungerten endlich, da sie keine Speise hatten. Einige sollen bis zum neunten Tage, und ein Weib, welches sie mit sich hatten, bis zum zehnten Tage gelebt haben.

Auf welchem See sich dies zugetragen hat, weiß man nicht bestimmt anzugeben, aber aus der Menge von Menschengebeinen, welche auf einer kleinen Insel im Sarisjärvi, nahe bei Muonioniska, gefunden worden sind, hat man vermuthet, daß es hier gewesen sei, wo die Karelen Hungers sterben mußten.

5.

Die Lappen in der Kaitom-Gegend (in Luleå Lappmarken) wissen von einer Feldschlacht zu erzählen, die ihre Vorfahren über die Russen und Karelen gewonnen haben sollen; aber die Zeit, zu der dies vorging oder wie lange es nun her ist, wissen sie nicht anzugeben. Es heißt, daß eine Partie Russen oder, nach Anderen, Karelen, sich nach Lappmarken hinauf begeben habe. Durch den unerwarteten Ueberfall eines Lappendorfes bekamen sie eine ansehnliche Beute an Geld und Renthieren. Begierig nach noch mehr Beute, streiften sie auf allen Wegen herum, wo Lappen hausten, indem sie sich im Winter der Schneeschuhe bedienten.

Da die Lappen einen allgemeinen Untergang ihres Stammes zu befürchten begannen, hatten sie sich endlich in großer Anzahl gesammelt und einen Anführer gewählt. Als sie nun in eine Gegend kamen, wo sie vermutheten, daß der Feind sich bald dort zeigen würde, gebrauchte der Anführer folgende

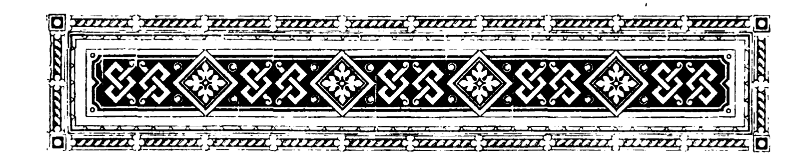
Kriegslist: er ließ zuerst eine große Menge schwerer Baumstämme auf einen hohen Berg bringen, sodann den Schnee um den ganzen Berg herum gut niedertreten, und nachdem dies geschehen war, den Schnee mit Wasser begießen, so daß der ganze Berg bis zu seinem Gipfel mit Eis bedeckt wurde. Hierauf ließ er Stufen in's Eis hauen sowie Wege oder Fußsteige von allen Ecken und Seiten herstellen, damit der Feind ja gewiß zu dem vermuthlichen Lager der Lappen hinfinden sollte.

Es ging auch Alles nach Wunsch des Anführers. Als die Karelen kamen, hatte derselbe seine ganze Mannschaft auf dem obersten Abhange des Berges aufgestellt, der von allen Seiten ziemlich weit gesehen werden konnte. Sowie aber der Feind, der alsbald über die eingehauenen Stufen hinaufzusteigen begann, die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, ließen die Lappen plötzlich die Baumstämme los und zerschmetterten damit den größten Theil der Karelen bis auf einige wenige, die sie später tödteten. Nur zwei kamen mit dem Leben davon; doch hatte der Eine einen Arm, der Andere einen Fuß verloren. Diesen wurde erlaubt, heimzureisen, um ihrem Volke zu berichten, was für ein Ende ihre Kameraden genommen hätten.

Für die Anzahl der Erschlagenen haben die Lappen keine andere Schätzung als den Bericht, daß die Feuerstähle, die man bei den getödteten Karelen gefunden und auf die Stränge der Holzbogen gefädelt hat, zweieinhalb Bogenstränge füllten. Da nun aber jeder Strang auf diesen Bogen im Allgemeinen eine gute Klafter lang ist, so muß es eine ganz ansehnliche Schaar gewesen sein.

Man zeigt noch ein tiefes Thal, das sich in den Berg einschneidet, durch welches die Lappen das Wasser hinauf gebracht haben sollen; ebenso zeigt man gewisse Stellen auf der Nordseite des Berges, wo ein besserer Graswuchs ist als an anderen Stellen, und man gibt vor, daß das Blut der erschla-

genen Karelen diese Plätze fruchtbarer gemacht habe. Der Berg selbst heißt noch heutzutage, nach dem karelischen Anführer, Käppovarre. Er liegt ungefähr vier Meilen nördlich von Gellivarre und ist der einzige Berg in der Gegend, der noch im Monat Juli Schnee und Eis auf seinen höchsten Punkten hat



XLVII.

Der Familienname Tschudda.

(Aus Koutokäino).

Ueber den Ursprung des Familiennamens Tschudda haben die Lappen in Koutokäino folgende Erzählung:

Ein Lappe und sein Sohn, ein halberwachsener Bursch, blieben während eines ganzen Sommers im Gebirge, um auf einigen Seen zu fischen, während hingegen die übrigen Berglappen, wie gewöhnlich, mit ihren Renthierherden nach der Seeküste zogen. Eines Tages, als sie auf einem kleineren See draußen waren, sagte der Bursch, der bei den Rudern saß, während der Vater an dem Netze zog:

„Vater, sieh, es sind Leute am Ufer!"

Der Vater sah auf und bemerkte zu seiner Verwunderung, daß nicht nur an einer einzigen Stelle Leute waren, sondern daß sich um den ganzen See herum Menschen vertheilt hatten und er so völlig umzingelt war. Daß es nicht Verwandte oder Freunde waren, die ihn besuchen wollten, wußte er recht gut; denn in der Gegend, wo er dem Fischfang oblag, fand sich nicht eine einzige Menschenseele auf viele Meilen im Umkreis. Es mußten folglich »Ruossa-Tschudek« oder russische Tschuden sein, die einen ihrer Raubzüge unternahmen. Die Lage des Lappen war eine verzweifelte; er blieb darum eine Weile draußen auf dem Wasser, wo er für's Erste in Sicherheit war, da die

Tschuden kein Boot hatten. Aber endlich mußte er ja doch an's Land; als es nun Abend wurde, faßte er Muth, ergriff die Ruder und ruderte schnell dem Ufer zu.

Der Lappe war ein ungewöhnlich großer Mann und stand in dem Rufe nicht nur stark, sondern auch klug und verständig zu sein. In dem Augenblicke, als er und sein Sohn an's Land gesprungen waren, nahm der Vater das Boot, welches ganz klein und leicht war, in beide Hände und hob es so spielend in die Luft, als ob es nur ein großer Trog gewesen wäre. Er wollte damit den Tschuden zeigen, daß man mit ihm nicht spaßen dürfe. Diese ließen sich auch durch diese Probe ungewöhnlicher Stärke so weit abschrecken, daß er unangetastet in sein »darfe-goatte« oder seine Dorfhütte hinauf gehen durfte, die ganz in der Nähe des Ufers lag. Dieselbe war ganz klein und niedrig und hatte eine so enge Thüröffnung, daß nur ein Mann auf einmal hineinkriechen konnte. Er machte sogleich Feuer, setzte den Kessel daran und schnitt einen Theil von dem fettesten Fische hinein, den er an diesem Tage gefangen hatte. Salz jedoch hatte er nicht im Kessel.

Dem Knaben gab der Lappe einen gespannten Bogen in die Hand, damit er auf die Thüröffnung Acht gebe und sagte zu ihm so laut, daß man es draußen recht gut hören konnte, er solle dem Erstbesten, der es versuche, sich in die Hütte einzuschleichen, den Pfeil mitten in die Stirn schießen. Für sich selbst legte er einen schweren Knüppel zurecht.

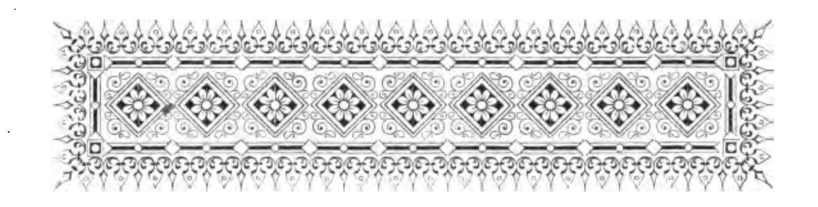
Als es im Kessel zu kochen anfing und der Fisch Fett absetzte, begann der Lappe das Fett zusammenzublasen und es in eine hölzerne Schale zu schöpfen. Als die Schaale voll war, setzte er sich hin und stierte unverwandt in's Fett. Er blickte weder zur Thüre hin noch zum Rauchloch empor, sondern legte nur etwas mehr Holz auf's Feuer und stierte fortwährend in die Schale hinein, gerade so, als ob Alles nur auf das ankäme, was er in derselben sähe. Endlich war der rechte Augenblick

gekommen — die Schale war ganz voll von Tschudengesichtern. Die Tschuden lagen nämlich rings um das Rauchloch beisammen und schauten in die Hütte hinein, um zu sehen, was der Riesenlappe unternehme, und ihre Gesichter spiegelten sich ganz deutlich im Fett in der Schale ab.

Ohne aufzusehen oder zu erkennen zu geben, daß er etwas bemerkte, nahm nun der Lappe den Kessel vom Feuer und schüttete, bevor noch die Tschuden, welche durch das Rauchloch niederschauten, den geringsten Argwohn schöpften, das ganze Fett in's Feuer. Im selben Augenblick schlug eine gewaltige Feuerzunge empor und leckte den Tschuden derartig um die Augen, daß sie, versengten Fliegen gleich, über das Dach der Hütte hinabtaumelten. Gleichzeitig ergriff der Lappe seinen Knüppel, schlich hinaus und begann nun im Finstern die ganz- und halbblinden Tschuden so tüchtig zu bearbeiten, daß keiner von ihnen mehr das Tageslicht erblickte.

Wegen dieser Heldenthat erhielt der Lappe den Zunamen „Tschudda“ und denselben hat seine Familie noch immer beibehalten bis auf den heutigen Tag.





XLVIII.

Der Lappenkönig und die russischen Tschuden.

(Aus Koutokäino.)

Der König der Lappen oder Samen befand sich einmal — es war in der sogenannten »vainoi aige« oder Kriegszeit — auf der Wanderung in den Bergen um Koutokäino. Da stieß er plötzlich auf einen Trupp russischer Tschuden. Sie kannten ihn jedoch nicht, sondern fragten:

„Kennst du den Lappenkönig und weißt du, wo er sich aufhält?"

„O ja" antwortete der Lappenkönig, „ich kenne ihn sehr gut und kann euch auch Bescheid über ihn geben!"

Bei sich selbst aber dachte er, daß sie den Lappenkönig schon zur rechten Zeit kennen lernen sollten.

„Na," sagten die Tschuden, „wenn du ihn kennst und weißt, wo er zu finden ist, so führe uns zu ihm!"

„Das würde gefährlich sein," sagte der Lappenkönig, „denn er hat viele Leute bei sich! Aber das ist einerlei; was gebt ihr mir, wenn ich ihn zu euch bringe?"

Um so besser, dachten die Tschuden und versprachen ihm Gold und Gut, wenn er den Lappenkönig ihrer Gewalt überliefern würde. Es wurde nun mit den Tschuden die bestimmte Abrede getroffen, daß sie auf einem See, der sich in der Nähe befand,

zusammentreffen sollten. Es war aber Winter und der See war mit blankem Eise bedeckt.

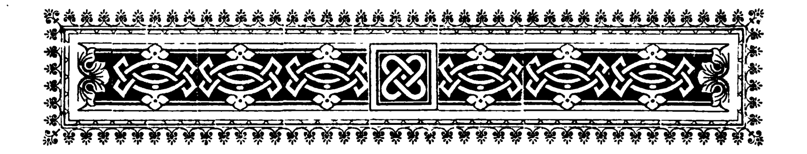
„Wenn ihr nun," sagte der König, „den Lappenkönig mit seinen Leuten auf der anderen Seite des Sees ans Ufer kommen seht, so könnt ihr von dieser Seite kommen und trefft dann mitten auf dem Eise zusammen."

So zog denn der König seines Weges und die Tschuden schlugen auf dem Platze, wo sie sich befanden ihr Lager auf, um die Ankunft des Lappenkönigs abzuwarten. Der König aber eilte zu seinen Zelten, sammelte seine Leute und hieß sie alle ihre „Skalkomagar" anziehen — es ist das eine Art lappischer Schuhe, an denen die haarige Seite nach auswärts gekehrt ist; mit diesen Schuhen liefen sie nicht Gefahr auszugleiten und konnten schneller auf dem Glatteise laufen als die Tschuden, welche gewöhnliche Schuhe trugen; ebenso befahl er ihnen, sich lange Knüppel zuzuhauen, um sich zu vertheidigen. Endlich wählte er sich einen langen Baumstamm, dem er die Zweige abstutzen und die Rinde abschälen ließ. So brachen sie denn mit den Knüppeln und dem langen Baumstamm auf, um den Feinden entgegen zu ziehen.

Als der Lappenkönig mit seinen Leuten an das Ufer des Sees kam, wo die Tschuden bereits warteten, begaben diese sich sogleich von der entgegengesetzten Seite auf das Eis hinaus.

Als sie sich aber der Seite näherten, wo noch der Lappenkönig mit seinen Leuten stand, rollten diese plötzlich den Baumstamm mit großer Schnelligkeit auf das Glatteis hinaus, und zwar gerade gegen die Füße der Tschuden. Die Tschuden purzelten in Folge dessen übereinander und der König und seine Leute fielen rasch mit ihren Knüppeln über dieselben her. Einige Tschuden versuchten wohl an das Ufer zu entfliehen, aber die Lappen rollten ihnen den Baumstamm nach, so daß sie wieder übereinander purzelten, und schlugen sie hierauf mit ihren Knüppeln todt.

Auf diese Weise vernichtete der Lappenkönig damals einen Trupp Tschuden.



XLIX.

Anika.

(Aus Russisch-Lappland.)

Gleich östlich vom Jakobsflusse in Süd-Varangen ragt eine große Halbinsel in's Eismeer hinaus, welche die „Fischerinsel" genannt wird. Auf der Ostseite derselben befindet sich eine ganz kleine Insel, welche den Namen Anikijef trägt. Der Ort ist ein ausgezeichneter Fischplatz und die Insel in alten Zeiten sowohl von Fischern wie von Walfischfängern häufig besucht worden. Davon zeugt eine Menge von Namen mit Jahreszahlen, welche sich auf einem flachen Schieferfels auf der Insel eingehauen finden. Ueber den Ursprung des Namens dieser Insel erzählen die Lappen in jener Gegend nachstehende Sage, die auch unter den Russen im Gouvernement Archangel allgemein bekannt ist.

Vor vielen, vielen Jahren mußten Alle, welche bei der Fischerinsel fischten, von ihrer Ausbeute einem Seeräuber oder Viking, der Anika hieß, Abgabe entrichten. Dieser Anika fand sich jedes Frühjahr mit Schiff und Mannschaft ein und zwang den Fischern mit Gewalt den zehnten Theil ihres Fanges ab. Während des Winters hingegen war er dort nie zu sehen und Niemand wußte, wo er sich zu dieser Jahreszeit aufhalte. Die

allerersten Fischer aber, die im Frühling dahin kamen, konnten sicher sein, daß sie Anika's Schiff schon dort antrafen und Anika selbst am Strande spazieren ging, um sie zu empfangen. Selbst Diejenigen, welche ihren Aufenthaltsort an anderen Stellen der Fischerinsel als in der Bucht bei Anikijef hatten, mußten hier anlegen, um ihren Tribut zu entrichten. Gaben sie denselben nicht freiwillig, so nahm Anika ihn mit Gewalt, und man konnte dann froh sein, wenn man überhaupt mit dem Leben davon kam.

Anika war doch auch wieder nicht ohne eine gewisse Ritterlichkeit. Er gab nämlich den Schiffern jedes Jahr Gelegenheit, sich durch einen Zweikampf von dieser Abgabe zu befreien. Jedesmal im Frühjahre, wenn alle Fischer angekommen waren, versammelte er dieselben und fragte sie, ob Jemand einen Zweikampf mit ihm wagen wolle. Da aber Anika größer und stärker war als ein gewöhnlicher Mensch, hatte Niemand den Muth, sich in einen Kampf mit ihm einzulassen. Deshalb wagte es auch Niemand, ihm die Abgabe von der Fischausbeute zu verweigern. Diese Plage dauerte bereits viele Jahre hindurch.

Eines Tages kam ein junger Bursch zu einem viermännigen Boote, das eben im Begriffe stand, den Hafen bei Anikijef zu verlassen, um auf Fischfang auszugehen. In der Hast, mit der die Fischer fortzukommen trachteten, bemerkten sie den jungen Menschen gar nicht; dieser jedoch grüßte höflich den Anführer und sagte:

„Nehmt mich mit auf den Fischfang, Kameraden, ich will euch als Ködergeber (der den Köder an die Angelhaken der Fischleine steckt) dienen!"

Der Anführer betrachtete den Jungen, konnte sich aber nicht erinnern, denselben früher schon gesehen zu haben. Er antwortete, daß sie bereits einen Ködergeber, wie auch einen Leineneinzieher und einen Ruderer hätten, und daß es daher unbequem sein würde, wenn ihrer noch mehr im Boote

wären. Aber der Bursch hörte nicht auf, den Anführer zu bitten, so daß dieser endlich sagte:

„Na, wenn du schon so große Lust hast, mitzukommen, so bleib' meinetwegen da! Mach' ein Kreuz, verrichte dein Gebet und steig' zu uns in's Boot!"

Der Bursch that dies und sie fuhren ab. An diesem Tage waren sie ganz besonders vom Glücke begünstigt, so daß das Boot in kurzer Zeit mit Fischen angefüllt war und sie daher wieder zurückfahren konnten; sie mußten aber, wie gewöhnlich, zuerst auf Anikijef anlegen, um einen Theil der Fische an Anika abzuliefern. Als sie auf der Insel landeten, warfen sie die Fische an's Land, um dieselben zu säubern. Diese Arbeit wurde dem jungen Burschen übertragen, der dieselbe in der gewöhnlichen Weise verrichtete. Er schnitt zuerst die Köpfe ab, nahm hierauf die Eingeweide heraus und spaltete zuletzt den ganzen Fisch auseinander. Allein die Arbeit ging ihm so schnell von der Hand, daß die Anderen ihm ganz erstaunt zusahen.

Als er mit Allem fertig war, zog er seine ledernen Handschuhe aus und bat den Ruderer, dieselben auszuwaschen. Dieser that dies auch und gab sie ihm dann zurück. Aber der Bursch fand, daß der Ruderer aus denselben das Wasser nicht ordentlich ausgepreßt habe. Er nahm sie deshalb selbst und rang sie aus; aber unter seinen Händen gingen sie sogleich in Stücke, als ob es ein schleißiger Fetzen gewesen wäre. Die Bootsmannschaft, welche diese Probe ungeheurer Stärke sah, begann zu ahnen, daß der Junge kein gewöhnlicher Mensch sei. In diesem Augenblicke kam der Riese auf sie zugeschritten.

„Hört, ihr Leute dort," schrie er, „weshalb bringt ihr mir heute nicht die Abgabe von eurem Fange?"

„Du scheinst mir wahrhaftig ein recht komischer Kauz zu sein," antwortete der junge Kamerade der Fischer, indem er sich gegen Anika umkehrte; „was willst du denn hier? Du bist da

nicht zu den Richtigen gekommen; schau, daß du fortkommst, sonst . . . !“

„Wa — was? Ha, ha, ha!“ lachte Anika, „ich sehe, daß du mich nicht kennst; pack' dich nur selber fort, sonst hau' ich dich zu Boden, daß du dich nie wieder erheben wirst!“

Der Bursch lachte, als ob er sich vor den Drohungen des Anika durchaus nicht fürchte, und ging schnurgerade auf ihn zu.

„Ah ha, kleiner Freund,“ schrie Anika, „ich sehe, daß es dir nicht an Muth fehlt; ich glaube beinahe, daß du die Absicht hast, dich mit mir zu schlagen!“

„Ja wohl, ich fürchte mich gar nicht vor dir!“ entgegnete der Junge.

Es wurde nun oben auf der Insel ein Ort ausgewählt, wo der Kampf stattfinden sollte. Der Platz wurde mit einem Steinzaune eingehegt und die beiden Kämpfenden sollten wie bei einem gewöhnlichen Zweikampfe oder Holmgange den Ring nicht verlassen. Der Kampf aber sollte auf die besondere Weise geschehen, daß jeder der Kämpfenden dreimal hinter einander sich auf die Hände stellen und seinen Gegner mit den Füßen auf die Brust schlagen sollte.

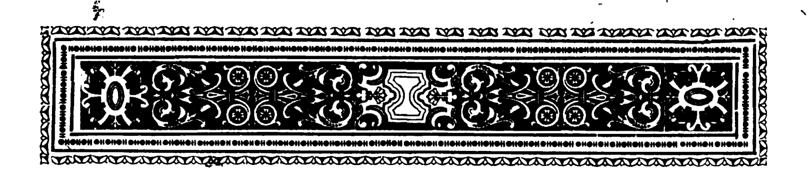
Der junge Bursch mußte sich zuerst den Schlägen des Riesen aussetzen und stellte sich daher mitten im Steinringe auf. Anika stellte sich auf die Hände, ging rund wie ein Rad auf den Burschen zu und schlug ihn mit den Beinen mitten auf die Brust. Aber der Bursch rührte sich nicht vom Flecke. Anika ging einige Schritte zurück und machte einen neuen Rundsprung. Der Junge that einen Schritt nach rückwärts, blieb aber doch aufrecht stehen. Beim dritten Schlage wich der Junge eine Klafter weit zurück, erhielt sich aber gleichwohl innerhalb des Ringes auf den Beinen.

Nun war die Reihe an Anika, den Schlägen des jungen Menschen Stand zu halten. Dieser that dasselbe, was Anika gethan hatte; er stellte sich auf die Hände und schlug

den Riesen auf die Brust. Aber dieser wich schon auf den ersten Schlag eine Klafter weit zurück, nahm jedoch seinen Platz wieder ein. Nach dem zweiten Schlag taumelte er drei Klafter und nach dem dritten gar sieben Klafter weit zurück und blieb todt außerhalb des Steinringes liegen. Die Fischer gruben innerhalb des Ringes, wo der Kampf stattgefunden hatte, ein Grab. In dieses wurde Anika gelegt und ein großer Stein über ihm aufgerichtet. Hierauf ging der räthselhafte junge Mann mit Denjenigen, die dem Kampfe beigewohnt hatten, wieder zum Strande hinab, versammelte hier alle Fischer um sich und sagte zu ihnen:

„Dankt nun Alle Gott! Euer Feind existirt nicht mehr, und von nun an soll es Niemand mehr wagen, euch bei eurer Fischerei zu beeinträchtigen. Gott sei mit euch! Lebt wohl!“

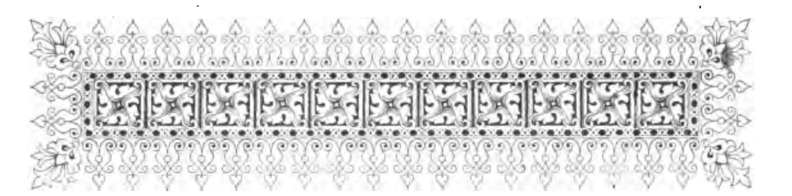
Nach diesen Worten verschwand er aus ihren Augen und Niemand weiß, woher er kam oder wohin er ging. Aber oben auf der Fischerinsel, ein Stück vom Hafen entfernt, sollen sich nach Aussage der Lappen auf einem ebenen Platze noch Spuren von dem Steinringe finden, wo der Kampf abgehalten wurde und der Riese Anika seinen Tod fand.



L.

Peter Beive.

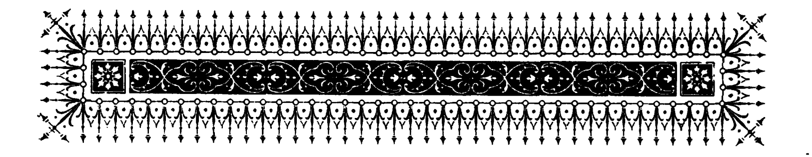
Peter Beive (Bäive) oder Paal, auch Päiviö oder Päiviä genannt, der Stammvater des gleichnamigen Geschlechtes (vgl. S. 29, 155 u. 178 ff.), der in der Nähe des Enare-Sees gewohnt haben soll, war mit seinem ganzen Hause ein eifriger Verehrer seines „Seite“. Als nun einmal viele Renthiere von einer Seuche dahingerafft wurden und alle Opfer, die man den Göttern zur Abwendung der Krankheit dargebracht, vergebens waren, begaben sich Beive und seine Söhne zu dem Götzenbilde, nahmen trockenes Holz mit sich, schmückten das Bild und brachten demselben ein großes Opfer von Fellen, Köpfen und Geweihen der umgekommenen Thiere dar, wobei Alle auf die Kniee fielen und das Seite anriefen, es möge ein Zeichen geben, aus dem sie schließen könnten, daß der Gott, dem sie opferten, wirklich ein lebendiger Gott sei. Da aber kein solches Zeichen geschah, standen sie auf und verbrannten das Bild, das in der ganzen Gegend hoch verehrt war. Hierüber erbittert wollten die heidnischen Nachbarn Beive das Leben nehmen; er aber antwortete: „Laßt die Götzen selbst sich an mir rächen!“ Von dieser Zeit an wurden Beive und sein ganzes Geschlecht eifrige Anbeter des wahren Gottes. Er verbrannte alle Götzenbilder, die er finden konnte, und schickte seinen ältesten Sohn Vuolab nach Enare, um sich dort niederzulassen und alle Götzenbilder zu verbrennen, die sich dort fanden.



Fünfte Abtheilung.

Vermischte Sagen und Märchen.





LI.

Der Knabe, die Meerfrau und Ritter Roth.

(Aus Lyngen.)

Es war einmal ein König, der eine lange Seereise unternehmen mußte. Er ließ seine Gemahlin daheim; dieselbe war aber in der Hoffnung, ohne daß der König etwas davon wußte. Er war nicht lange gesegelt, als das Schiff auf eine Scheere lief und so fest sitzen blieb, daß die ganze Mannschaft dasselbe nicht wieder frei machen konnte. Als alle Versuche vergeblich waren, kam eine Meerfrau auf die Oberfläche des Wassers und sagte zum Könige:

„Du kommst nicht los, wenn du nicht versprichst, mir das Kind zu geben, welches deine Frau während deiner Abwesenheit auf die Welt bringen wird."

Der König versprach es; das Schiff wurde wieder frei und segelte weiter.

Als der König heim kam, hatte seine Frau ein männliches Kind geboren. Der Knabe wuchs heran, wurde groß und stark und es näherte sich die Zeit, da die Meerfrau kommen sollte, ihn zu holen. Um nun diesem Schicksale zu entgehen, wollte er auf Wanderung gehen. Er steckte drei Brode und drei Branntweinflaschen zu sich, welche seinen Proviant bilden sollten, und machte sich auf den Weg. Als es gegen Abend ging, suchte er sich einen Platz aus, wo er die Nacht über ruhen könnte, und

legte sich nieder, um zu schlafen. Plötzlich hörte er einen eigenthümlichen Lärm in der Luft. Er bekam Furcht und erhob sich von seinem Lager. Da kam ein Löwe zu ihm heran und sagte:

„Was machst du hier, junger Mensch?"

„Ich flüchte mich vor der Meerfrau!" antwortete der Bursch.

„Gib mir etwas zu essen!" sagte der Löwe.

Der Knabe holte ein Brod und eine Branntweinflasche hervor; hierauf verspeisten sie zusammen das Brot und tranken Branntwein und dann legten sie sich nieder und schliefen nebeneinander. So kam der nächste Morgen.

„Hau mir die eine Ohrenspitze ab!" sagte der Löwe, „und wenn du in Noth geräthst, so wünsche, daß du zu einem Löwen werdest!"

Hierauf zog jeder von ihnen seines Weges. Der Bursch wünschte, daß er zu einem Löwen werden möchte. Das wurde er denn auch und so sprang er diesen Tag auf vier Füßen. Des Abends wünschte er wieder Mensch zu sein und legte sich als solcher zur Ruhe. Wieder hörte er einen sonderbaren Lärm in der Luft. Diesmal erschien ein Bär, welcher den Burschen ebenfalls ansprach und sagte:

„Was machst du hier, junger Mensch?"

„Ich flüchte mich vor der Meerfrau!"

„Gib mir etwas zu essen!" sagte der Bär.

Der Bursch holte wieder ein Brod und eine Branntweinflasche hervor und hierauf verspeisten sie zusammen das Brot und tranken den Branntwein. Sodann legten sie sich nebeneinander nieder, um zu schlafen. Am nächsten Morgen sagte der Bär:

„Hau mir die eine Ohrenspitze ab und wenn du in Gefahr geräthst, so wünsche, daß du zu einem Bären werdest!"

Der Bursch that dies auch sogleich und lief diesen Tag als Bär herum. Des Abends, als er sich wieder zur Ruhe gelegt hatte, sauste es abermals in der Luft und es kam eine Hummel geflogen; dieselbe sagte zu dem Burschen:

„Was machst du hier, junger Mensch?“

„Ich flüchte mich vor der Meerfrau!“

„Gib mir etwas zu essen!“ sagte die Hummel.

Der Bursch holte sein letztes Brod und seine letzte Branntweinflasche hervor; hierauf aßen und tranken sie zusammen und legten sich dann auch zusammen nieder, um zu schlafen. Des Morgens sagte die Hummel:

„Reiße mir ein Haar aus einem Flügel und wenn du in Noth geräthst, so wünsche, daß du zu einer Hummel werdest!“

Der Bursch that dies auch sogleich und hierauf flogen sie Beide fort, Jedes nach einer anderen Richtung. Als es Abend wurde, glaubte der Knabe in weiter Ferne einen großen Steinhaufen zu sehen. Er flog dahin und wünschte wieder Mensch zu sein. Der Steinhaufen war aber eine große Stadt und dieselbe ist ihm nur wie ein Steinhaufen vorgekommen, weil er eine Hummel war.

Der Bursch begab sich nach der Königsburg, ging hinein und setzte sich im Vorsaale nieder. Hier hörte er von den Dienstleuten, daß der König eine Tochter habe, die durchaus keine männliche Person sich wollte vor Augen kommen lassen. Als es Abend wurde, wollten die Mädchen dem Burschen ein Bett bereiten.

„Ist nicht nöthig“, sagte der Bursch, „ich kann recht gut auf der Bank hier schlafen; ich bin es nicht besser gewohnt!“

„Nein, es geht nicht an, daß du hier schläfst“, meinten die Mädchen, „wir müssen schon ein Bett für dich bereiten!“

Aber der Bursch wollte dies durchaus nicht zugeben, sondern legte sich auf die Bank nieder. Als Alles zur Ruhe gegangen war, wünschte der Bursch, daß er zu einer Hummel werde, und flog in die Bodenkammer hinauf, wo die Königstochter lag. Eine Wache stand vor der Thür. Als er durch das Schlüsselloch in die Kammer gekommen war, verwandelte er sich wieder in einen Menschen. Da begann die Königstochter laut zu schreien:

„Hier ist ein Mann, hier ist ein Mann!"

Die Wache stürzte in die Kammer hinein; in demselben Augenblicke aber verwandelte der Bursch sich wieder in eine Hummel und war verschwunden.

„Es war soeben ein Mann hier im Zimmer!" sagte die Königstochter noch ganz erschrocken zur Wache.

Die Wache durchsuchte alle Winkel, fand jedoch Niemand und entfernte sich wieder. Sie hatte aber kaum das Zimmer verlassen, als der Bursch abermals in einen Menschen verwandelt war und auf das Bett der Königstochter zuging.

„Hier ist ein Mann, hier ist ein Mann!" schrie die Königstochter noch jämmerlicher als früher.

Die Wache eilte wieder in die Kammer hinein, aber im selben Augenblicke saß auch schon der Bursch als Hummel auf der Fensterscheibe.

„Jetzt war er wieder hier!" sagte die Königstochter an allen Gliedern zitternd.

„Ei, Unsinn", sagte die Wache, „wenn ein Mann hier wäre, müßten wir ihn doch auch sehen! Wenn du noch einmal wegen nichts schreist, nehmen wir dir das Leben!"

Mit diesen Worten verließen die Wächter wieder die Kammer. Der Bursch verwandelte sich abermals in einen Menschen und stand mitten im Zimmer. Die Königstochter wagte es nicht mehr, die Wache zu Hilfe zu rufen, und der Bursch ging zu ihr hin und setzte sich auf den Rand des Bettes. Auch jetzt getraute sich die Königstochter keinen Laut von sich zu geben. Der Bursch legte sich nun zu der Königstochter in's Bett. Sie stieß ihn zwar von sich, er blieb jedoch ruhig liegen. Bald begann der Bursch zur Königstochter freundliche Worte zu sprechen und ihr zu schmeicheln. Anfangs wollte sie ihn durchaus nicht anhören; nach und nach begann sie aber doch zu antworten und schließlich wurden sie recht gute Freunde und gelobten einander ewige Treue. Nun erzählte die Königstochter

auch, daß ihr Vater in drei Tagen in den Krieg ziehen müsse; sein Schwert sei aber in ihrem Zimmer verborgen und derjenige, der es hier holen könne, werde sie zur Frau erhalten. Beim Abschiede sagte der Bursch:

„Wenn ich von dem Kriege, in den auch ich mit deinem Vater ziehen werde, nicht mehr zurückkehre, dann nimm eine Violine und geh' jeden Abend zum Strande hinab und spiele, daß alle Seekobolde vom Grunde des Meeres heraufkommen!"

Nach drei Tagen zog der König mit allen seinen Leuten in den Krieg. Er vergaß jedoch sein Schwert und bemerkte dies erst, nachdem er schon ein langes Stück Weg zurückgelegt hatte. Er sprach daher zu seinen Leuten:

„Derjenige, der mir mein Schwert aus der Kammer meiner Tochter holen kann, bekommt meine Tochter zur Frau und erhält nach meinem Tode auch das Reich!"

Da machten sich Ritter Roth, der Bursch und viele Andere auf, um das Schwert zu holen. Der Bursch wünschte, daß er zu einem Löwen werde, und langte viel früher in der Königsburg an als irgend Einer der Uebrigen. Als er dahin gekommen war, verwandelte er sich in eine Hummel und flog in die Kammer der Königstochter, wo das Schwert hing. Er nahm dasselbe zu sich und sagte zur Königstochter:

„Vergiß nicht, was zu thun ich dich gebeten habe!"

Da nahm die Königstochter ihren goldenen Ring und zerbrach ihn in zwei Stücke. Die eine Hälfte gab sie dem Burschen, die andere Hälfte behielt sie selbst. Hierauf zog der Bursch wieder fort und als er bereits eine gute Strecke des Rückweges hinter sich hatte, begegnete er dem Ritter Roth und allen Anderen, die noch um die Wette nach der Königsburg liefen. Ritter Roth versuchte dem Burschen das Schwert abzulocken. Der Bursch aber war nicht so dumm, ihm dasselbe einzuhändigen, sondern zog weiter; da wurde er aber durstig und legte sich auf den Boden, um aus einem See zu trinken. In diesem

Augenblicke ergriff ihn die Meerfrau. Er war verschwunden. Ritter Roth aber, der an dem See vorbeikam, fand das Schwert und brachte es dem Könige.

Der Krieg nahm einen guten Ausgang und der König kam endlich wieder in sein Reich zurück. Als seine Tochter sah, daß der Bursch sich nicht im Gefolge befand, wurde sie sehr betrübt. Sie sollte nun die Gemahlin des Ritters Roth werden, obschon sie versicherte und behauptete, daß derselbe niemals in ihrer Kammer gewesen und daß nicht er es sei, der das Schwert geholt habe. Es half jedoch nichts; sie mußte sich in den Willen ihres Vaters fügen und die Hochzeit sollte sogleich abgehalten werden.

Am ersten Tage des Hochzeitsfestes nahm die Königstochter des Abends eine Violine, ging damit zum Strande hinab und begann zu spielen.

„Höre, Höre!" sagte die Meerfrau unten auf dem Grunde des Meeres zu dem Burschen, „höre, deine alte Geliebte spielt!"

„Ich kann nichts hören", sagte der Bursch, „es ist Wasser in meinen Ohren! Hebe mich höher hinauf, damit auch ich hören kann!"

Die Meerfrau nahm ihn auf ihre Schultern und hob ihn bis zur Mitte der Meerestiefe empor.

„Hörst du jetzt?"

„Nein", sagte der Bursch, „es ist Wasser in meinen Ohren, ich kann nichts hören; hebe mich höher empor!"

Die Meerfrau hob ihn bis an die Oberfläche des Wassers empor.

„Hörst du jetzt?"

„Nein", sagte der Bursch, „es ist noch immer Wasser in meinen Ohren! Hebe mich noch höher empor!"

Die Meerfrau hob ihn bis an's trockene Land hinauf.

„Hörst du jetzt?"

„Noch nicht", sagte der Bursch, „warte ein wenig, bis das Wasser aus meinen Ohren geflossen ist!"

In diesem Augenblicke verwandelte er sich in eine Hummel und flog in die Rocktasche der Königstochter hinein. Er war nun für die Meerfrau verschwunden, die Königstochter aber fühlte, daß etwas in ihre Tasche gekommen sei und ging wieder nach Hause. Unterwegs wurde der Bursch wieder zum Menschen und die Königstochter nahm ihn mit sich in die Gaststube. Hier erzählte sie, daß ein Mann gekommen sei, der die merkwürdigsten Kunststücke machen könne. Sie forderte den Ritter Roth auf, zu versuchen, wer von ihnen Beiden das größere Kunststück fertig bringe.

„Mach' dich zu einem Löwen!" sagte die Königstochter zu Ritter Roth.

Der Ritter drehte und wendete sich und geberdete sich so häßlich als möglich; aber dabei blieb es auch; ein Löwe wurde er nicht.

„Mach' dich zu einem Bären!" sagte die Königstochter.

Ritter Roth begann sich wieder zu geberden, so schlimm er nur konnte; aber er wurde doch kein Bär.

„Mach' dich zu einer Hummel!" sagte die Königstochter.

Ritter Roth begann zu sumsen und zu schnurren; aber eine Hummel wurde er doch nicht.

„Mach' nun du dich zu einem Löwen!" sagte die Königstochter zu dem Burschen.

Der Bursch wünschte es nur und wurde sogleich zu einem fürchterlich großen Löwen, so daß alle Hochzeitsgäste vor Entsetzen davonliefen. Der Löwe stürzte auf Ritter Roth los und würde denselben in Stücke zerrissen haben, wenn die Königstochter nicht gesagt hätte:

„Werde wieder zu einem Menschen!"

Der Bursch wurde wieder zum Menschen.

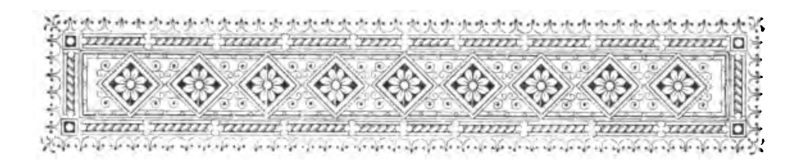
„Mach' dich nun zu einem Bären!" sagte die Königstochter.

Der Bursch that es und wollte wieder auf den Ritter Roth losstürzen. Der König und alle seine Leute wunderten sich und waren ganz erstaunt über all' das und wußten nicht, was sie denken, glauben oder thun sollten.

„Werde wieder zu einem Menschen!" sagte die Königstochter und augenblicklich stand der Bursch wieder als Mensch mitten unter ihnen. Nun begann der König eine Ahnung zu bekommen, daß es vielleicht doch der Bursch sein könnte, der das Schwert geholt hatte, und nicht der Ritter Roth.

„Ja, so ist es auch!" sagte die Königstochter, „er und kein Anderer hat das Schwert gehabt und zeig' nun die Hälfte des Ringes vor, die du erhieltest, als du es holtest!"

Der Bursch zog die eine Hälfte des Ringes hervor und die Königstochter kam mit der anderen Hälfte, und der König versuchte und fand, daß beide Theile zusammenpaßten. Da wurde Ritter Roth gehängt, der Bursch aber bekam die Königstochter.



LII.

Das alte Weib und der Teufel.

(Aus Utsjok.)

Es war einmal ein Mann, der hatte ein Weib, welches so böse war, daß selbst der Teufel nicht mit ihr fertig werden konnte. Eines Tages waren sie Beide draußen in einem Moor, um Moltebeeren zu sammeln. Im Moor war ein großes Loch, das tief in die Erde hinabging, und rings um das Loch herum standen die herrlichsten Beeren. Während sie nun am Rande des Loches Beeren sammelten, nahm der Mann die gute Gelegenheit wahr und gab der Alten einen Puff, daß sie kopfüber in die Tiefe hinabstürzte und nicht wieder zum Vorschein kam.

Es dauerte indessen nicht lange, so war der Mann des Alleinseins müde. Er begann seine That zu bereuen und wünschte sich das Weib wieder zurück. Er fing an, Weidenruthen zu flechten und setzte diese Arbeit drei Jahre lang fort. Als er nun glaubte, daß es genug sein dürfte, verband er die Weiden zu einem Seile, nahm einen großen Stein und befestigte denselben an dem Ende des Seiles. Hierauf ging er in das Moor hinaus und ließ das Weidenseil mit dem Steine in das Loch hinab. Es dauerte aber viele Tage, bis der Stein endlich in der Tiefe angelangt war. Nun begann der Mann das Seil wieder heraufzuziehen. Es war sehr schwer, aber er zog und zog und ließ nicht nach. Endlich

kam der Stein zum Vorscheine und mit ihm — ja, was glaubt ihr wohl? — der Teufel selber! Dieser sagte zu dem Manne:

„Hab' Dank, du guter Mann, daß du mich heraufgezogen und so von der schrecklichen Alten befreit hast. Sie war so böse, daß selbst der Teufel nicht mit ihr auskommen konnte. Nun will ich dir aber etwas sagen und das ist, daß ich jetzt nach einem Handelsplatze gehe und dort in einen Kaufmann fahre und ihn plage. Du kannst dann nachkommen, und wenn du von den Leuten erzählen hörst, daß den Kaufmann der Teufel plage, dann sagst du:

„Ich bin im Stande, den Teufel auszutreiben, wenn man mir zweihundert Rubel giebt."

Gesagt, gethan. Der Mann bekam seine zweihundert Rubel von dem einen Kaufmann, dann dreihundert von einem anderen und fünfhundert von einem dritten; denn der Teufel fuhr von dem einen zu dem anderen und der Mann folgte ihm überall nach, und der dritte Kaufmann war der reichste.

„Bist du nun zufrieden mit der Bezahlung?" fragte der Teufel.

„O ja," antwortete der Mann, „und ich bin schon genug dafür belohnt, daß ich dich heraufzog und von dem bösen Frauenzimmer befreit habe, mit dem wir Beide nicht fertig werden konnten."

„Gut!" sagte der Teufel, „dann hast du hier nichts mehr zu suchen, sondern kannst deiner Wege gehen, wohin du willst."

Der Mann reiste gleichwohl nicht so schnell ab, als der Teufel gedacht hatte, und dieser plagte unterdessen einen Kaufmann ein wenig auf eigene Rechnung. Der Zufall wollte es, daß der Mann und der Teufel wieder einander begegneten.

„Na, bist du denn noch nicht abgereist?" sagte der Teufel; „es ist wohl am besten, du schaust, daß du weiter kommst, sonst könnte es dir schlimm ergehen!"

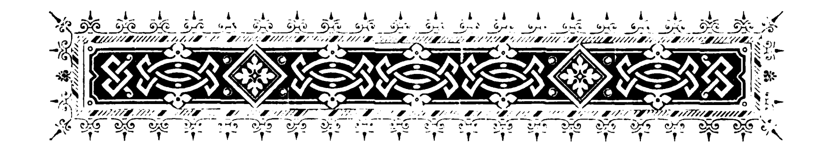
Der Mann wußte keinen anderen Rath, als nach der Festung zu laufen und die Soldaten zu bitten, daß sie alle Kanonen laden

und eine nach der anderen abfeuern sollten. Hierauf traf er abermals mit dem Teufel zusammen.

„Ja bist du denn noch immer nicht fortgekommen?“ fragte der Teufel.

„Hörst du nicht, wie es donnert?“ fragte seinerseits der Mann. „Nun ist die böse Alte wieder aus dem Loche heraufgestiegen, und sie ist es, die mit solchem Gedonner daher kommt, um dich zu holen!“

Der Teufel rannte, so schnell er konnte, davon, fuhr wieder durch das Loch hinab zu der bösen Alten und dort ist er noch bis auf den heutigen Tag.



LIII.

Der Bauerssohn, der Königssohn und die Schwester der Sonne.

(Aus Tanen.)

Es waren einmal ein Königssohn und ein Bauerssohn. Sie waren Spielgenossen und hatten von dem Könige jeder einen Bogen erhalten, mit dem sie Pfeile in die Luft schossen, um zu sehen, wessen Pfeil am höchsten gehe. Einmal nun, als sie sich wieder auf diese Weise unterhielten und Beide zugleich in die Luft schossen, geschah es, daß, als die Pfeile niederfielen, auf der Spitze des einen Pfeiles eine Schwanzfeder einer goldenen Henne steckte. Darüber kam es nun zu einem Streite. Der Königssohn behauptete, daß es sein Pfeil sei, auf dessen Spitze die goldene Feder stak, der Bauerssohn aber behauptete, daß es vielmehr der seinige sei, und der Bauerssohn hatte dieses Mal Recht. Da sie sich nicht einigen konnten, gingen sie zum Könige und erzählten ihm, wie Alles zugegangen war. Als der König dies hörte, sagte auch er, daß der Pfeil, auf dessen Spitze die Schwanzfeder war, seinem Sohne gehöre. Der Bauernknabe gab jedoch nicht nach, sondern behauptete noch immer, daß es sein Pfeil sei. Schließlich erzürnte der König und sagte zu dem Knaben:

„Nun, so lassen wir es gelten, daß es dein Pfeil ist; wenn es aber schon dein Pfeil ist, so soll es dir auch erlaubt

sein, die goldene Henne zu holen, welcher eine Feder an ihrem Schwanze fehlt, und holst du sie nicht, so gilt es dein Leben."

Dem Knaben wurde bänglich zu Muthe; er wußte nicht, wo in aller Welt er nach der goldenen Henne suchen sollte. Aber es blieb ihm keine andere Wahl übrig, als sich auf die Wanderung zu machen, schon allein aus dem Grunde, um dem Zorn des Königs zu entgehen. So machte er sich denn einen Sack mit Proviant zurecht und zog fort, obschon er nicht wußte, welchen Weg er einschlagen sollte.

Als er einen Tag lang gegangen war und die Nacht anbrach, legte er sich zur Ruhe, wobei ihm der Proviantsack als Kopfkissen diente. Er hatte jedoch nicht lange geschlafen, als er dadurch erwachte, daß Jemand an dem Proviantsacke zog. Der Knabe richtete sich auf, und als er sich umsah, entdeckte er, daß es ein Fuchs war, der an dem Sacke zog.

„Wohin willst du reisen?" fragte der Fuchs.

„Ah, ich habe mich auf den Weg gemacht, um eine goldene Henne zu suchen, die eine Feder aus ihrem Schwanze verloren hat!" sagte der Knabe, „aber ich weiß nicht, wo ich die Henne finden werde."

„Ich werde dir den Weg zeigen", sagte der Fuchs. „Siehst du, dort weit im Osten ist eine schöne Jungfrau, welche die „Schwester der Sonne" (Bæivas oabba) oder die „Morgenröthe" genannt wird. Sie hat drei goldene Hühner auf ihrem Hof."

So zogen denn der Knabe und der Fuchs weiter und wanderten zusammen den ganzen Tag: der Fuchs voraus, der Knabe hinterdrein. Als der Abend kam, legten sie sich zur Ruhe und schoben ihre Proviantsäcke als Kissen unter den Kopf. Um die Mitternachtszeit begann der Fuchs zu winseln und sich vor dem Knaben sehr aufgeregt zu geberden.

„Herr Vetter!" sagte der Fuchs, „da ist Jemand, der mir den Proviantsack wegziehen will!"

Als der Knabe sich umsah, bemerkte er, daß ein Mensch ganz nahe bei ihnen stand.

„Wohin wollt ihr denn, ihr Beide?“ fragte der Mann.

Der Knabe und der Fuchs erzählten, wohin sie wollten, und als der Mann dies hörte, erbot er sich, bei ihnen zu bleiben und ihnen behilflich zu sein. So reisten sie denn nun alle Drei weiter: der Fuchs voraus, der Mann und der Knabe hinterdrein. Endlich kamen sie zu dem Schlosse der Sonnenschwester, wo sich die goldenen Hühner befinden sollten. Vor dem Thore blieben sie stehen und berathschlagten lange, wer von ihnen zuerst hineingehen sollte.

„Ich will es zuerst versuchen, hineinzugehen und die Henne zu stehlen!“ sagte der Fuchs.

Aber dem Knaben gefiel es nicht, daß der Fuchs zuerst hineingehen sollte.

„Ich will selbst gehen!“ sagte der Knabe.

„Du wirst nicht ohne Verdrießlichkeiten davonkommen!“ meinte der Fuchs.

„O, es wird mir nichts geschehen!“ entgegnete darauf der Knabe.

„So geh' denn“, sagte der Fuchs, „aber irre dich nicht; nimm nur diejenige Henne, bei der du siehst, daß ihr eine Schwanzfeder fehlt!“

Der Knabe ging in den Hof hinein, erblickte sogleich die drei goldenen Hühner und sah auch, daß einem derselben eine Feder im Schwanze fehlte. Es gelang ihm, die Henne ohne Weiteres zu ergreifen, und er ging mit derselben nach dem Thore zu. Als er aber schon in der Nähe desselben war, entdeckte er, daß eine Thür, die in ein Zimmer innerhalb des Hofes führte, ein wenig offen war.

„Warum soll ich nicht hingehen und mich ein wenig umsehen?“ dachte sich der Knabe.

Er ließ die Henne wieder laufen, ging langsam näher, sah sich um und entdeckte, daß die Schwester der Sonne in einem Bette im Zimmer lag und schlief. Hierauf ging er wieder hinaus, ergriff die Henne und wollte zum Thore hinaus.

„Warum soll ich nicht auch das Angesicht der Schwester der Sonne betrachten?“ dachte der Knabe.

Er ließ die Henne laufen, ging wieder in das Zimmer hinein und sah, daß das Angesicht der Schwester der Sonne unbeschreiblich schön war. Er ging wieder hinaus, ergriff die goldene Henne und schritt auf das Thor zu.

„Warum soll ich die Schwester der Sonne nicht küssen, da sie doch schläft und so schön ist“? dachte der Knabe und blieb stehen.

Er ließ die Henne abermals laufen, stahl sich in das Zimmer hinein und küßte die Schwester der Sonne. Als er aber wieder hinaus kam und die Henne ergreifen wollte, war diese so scheu geworden, daß sie sich durchaus nicht fangen ließ. Als er ihr nachlief, begannen alle Hühner zu schreien und von diesem Lärm erwachte die Schwester der Sonne; sie kam zur Thür und sagte zu dem Knaben:

„Du darfst meine goldene Henne nicht nehmen, es sei denn, daß du meine Schwester holst, welche von Riesen geraubt und weit, weit fortgeführt worden ist!“

Der Knabe wurde betrübt und ging hinaus und erzählte seinen Kameraden, wie es ihm im Hofe drinnen ergangen sei, und daß er die goldene Henne erst dann nehmen dürfe, wenn er die Schwester der Sonnenschwester, „die Abendröthe“, geholt habe, welche von Riesen geraubt und weit, weit fortgeführt worden sei.

„Ich wußte es ja, daß du nicht ohne Verdrießlichkeit davon kommen würdest“, sagte der Fuchs.

Hierauf reisten sie weiter. Der Fuchs war wieder derjenige, der den Weg weisen sollte. Als sie mehrere Tage lang gewandert waren und sich der Riesenburg näherten, sagte der Fuchs:

„Wenn wir bei der Riesenburg angelangt sind, müßt ihr Beide wieder draußen bleiben, während ich hineingehe und das Mädchen hole. Wenn ich dann mit ihr herauskomme, müßt ihr sie allsogleich ergreifen und so schnell, als ihr könnt, mit ihr davoneilen. Ich selbst werde wieder hineingehen und die Riesen aufzuhalten versuchen, so daß sie nicht merken, was mit dem Mädchen geschehen ist."

Nach dieser Verabredung gingen sie weiter und kamen zur Riesenburg. Der Fuchs, der dort ein alter Bekannter war, schlüpfte leicht hinein. Als er hinein kam, tanzten die Riesen eben mit dem Mädchen und, als sie den Fuchs sahen, riefen sie:

„Komm' und mache ein Tänzchen mit uns, alter Fuchs!"

Der Fuchs war gern dazu bereit, als er aber eine Weile getanzt hatte, sagte er zu den Riesen:

„Erlaubt mir nun, daß auch ich einmal das Mädchen in meine Arme nehme und mit ihm tanze!"

Die Riesen überließen das Mädchen dem Fuchs; in demselben Augenblick blies aber der Fuchs die Lichter aus und eilte mit dem Mädchen durch die Thür hinaus zu seinen Kameraden, die draußen warteten. Selbst sprang er sogleich wieder hinein. Die Riesen waren damit beschäftigt, Feuer anzublasen; aber kaum daß es ihnen gelang, Licht zu machen, blies der Fuchs es wieder aus.

„Hu, hu! wo ist das Mädchen?" brüllten die Riesen.

„Das Mädchen ist hier in meinen Armen!" sagte der Fuchs.

Auf diese Weise hielt er die Riesen so lange auf, bis er annehmen konnte, daß seine Kameraden bereits fünf bis sechs kleine Berge hinter sich hatten. Dann sprang er selbst auch davon und rief den Riesen zu:

„Das Mädchen ist hier, kommt und nehmt es!"

Die Riesen erbitterten sich rasend gegen den Fuchs und liefen ihm nach. Der Fuchs aber nahm nicht den Weg, den seine Kameraden gezogen waren, sondern lief auf's Gerathewohl hinaus in die Wildniß so weit und so lange, daß er endlich ermüdete und ausruhen mußte. Er legte sich zu einem Kreise geschmiegt nieder, den Schweif über die Nasenspitze, und schlief ein. Als er im besten Schlafe war, kamen die Riesen. Der Fuchs war so müde und schlief so fest, daß sie ihn beinahe zertreten hätten, bevor er sie bemerkte. Er sprang nun wieder nach einer anderen Richtung davon und lief so lange, bis er wieder genöthigt war, sich kreisrund niederzulegen und auszuruhen. Doch da kamen abermals die Riesen und der Fuchs mußte sich neuerdings auf die Beine machen und lief so lange, bis der Tag zu grauen begann. Als sich aber die Morgenröthe auf dem Horizonte zeigte, blieb der Fuchs stehen und wartete auf die Riesen. Als sie auf ihn losstürzten, zeigte er gegen Osten und rief:

„Seht, da kommt die Schwester der Sonne!"

Die Riesen erhoben ihre Augen zu der Morgenröthe und wurden alle in steinerne Säulen verwandelt. Nun zog der Fuchs weiter und suchte die Spur seiner Kameraden, und als er diese wieder eingeholt hatte, reisten sie alle Vier zusammen zurück zu dem Schlosse der Schwester der Sonne. Hier gab es Jubel und Freude, und der Knabe wurde natürlicherweise sehr freundlich aufgenommen, da er die verschwundene Schwester zurückbrachte. Die goldene Henne, nach der er ausgezogen war, erhielt er sogleich; aber das war noch nicht Alles. Die Schwester der Sonne versprach, daß sie nach einiger Zeit selbst dahin kommen werde, wo der Knabe wohne, seine Gemahlin werden und bei ihm wohnen wolle. Aber die Schwester der Sonne war so, daß es von ihr leuchtete wie von einem strahlenden Sterne, und wenn sie in ein Haus kam, es so hell darin wurde, wie am lichtesten Tage, wenn es auch früher so dunkel war wie die

Nacht. Sie schlossen einen Bund der Treue mit einander und einigten sich darüber, zu welcher Zeit die Schwester der Sonne kommen sollte.

Als nun der Knabe erlangt hatte, wonach er ausgezogen war, und außerdem noch von der Schwester der Sonne das Versprechen erhalten hatte, daß sie seine Gemahlin werden wolle, reiste er mit seiner Begleitung. Auf dem Heimwege blieb der Mann wieder dort, wo er zu den beiden Anderen gestoßen, und der Fuchs blieb ebenfalls dort, von wo er zu dem Knaben gekommen war. So wanderte der Knabe nun allein dahin. Als er heim kam, ging er zum Könige und überbrachte ihm die goldene Henne, welcher eine Feder im Schwanze fehlte. Hierauf erzählte er auch, daß er heirathen und eine solche Frau bekommen werde, daß es im Hause von ihr leuchte wie von dem hellsten Licht. Der König antwortete darauf:

„Wenn es sich nicht so verhält, wie du sagst, sollst du lebendig in ein brennendes Theerfaß geworfen werden!“

Der Knabe versicherte, daß es wahr sei, und erzählte außerdem, an welchem Tage und zu welcher Stunde seine Braut, der Verabredung gemäß, die sie vor ihrer Trauung getroffen, kommen würde, um sich mit ihm zu vermählen. Als aber die festgesetzte Zeit mit Riesenschritten heranzunahen begann, fing der Bursch an, ängstlich und besorgt zu werden; denn der König hatte bereits das Theerfaß angezündet, in das er lebendig geworfen werden sollte, wenn seine Braut, die Schwester der Sonne, nicht zur bestimmten Zeit erschiene. Die Stunde rückte heran, das Theerfaß flammte und der Bursch war bis zum Tode betrübt und angsterfüllt. Er wußte keinen anderen Rath auf dieser Welt, als sich niederzuwerfen und den allmächtigen Gott anzurufen, daß er ihm Erlösung schenke von dem schmählichen Tode in einem brennenden Theerfasse.

Als die Angst des armen Burschen ihren Höhepunkt erreicht hatte, kamen Leute gelaufen, welche erzählten, daß man

weit draußen auf dem Meere ein großes Schiff mit vollen Segeln auf die Stadt zu kommen sehe. Niemand wußte noch, was das Schiff in seinem Schooße barg. Die Stunde, zu der die Schwester der Sonne kommen oder der Bursch in das Theerfaß geworfen werden sollte, war verstrichen. Aber der König sagte, man solle noch warten, bis das Schiff weiter gesegelt sei; er wollte nicht, daß der Bursch jetzt verbrannt würde, damit der abscheuliche Geruch sich nicht in der Stadt verbreite, so lange das Schiff im Hafen läge.

Das Schiff segelte in den Hafen herein, und bald erfuhr man, daß es der Schwester der Sonne gehöre, welche gekommen sei, um den Bauernburschen zu heirathen, wie sie es ihm versprochen hatte. Sie ging auch sogleich zu der Hütte, wo ihr Bräutigam beinahe leblos von Sorge und Angst lag.

„Kennst du mich?“ fragte die Schwester der Sonne.

„Nein, ich kenne dich nicht!“ antwortete der Bursch.

„Küsse mich!“ sagte die Schwester der Sonne.

Der Bursch küßte sie.

„Kennst du mich noch nicht?“

„Nein“, antwortete der Bursch, „ich kenne dich nicht!“

Nun mußte die Schwester der Sonne selbst erzählen, daß sie seine verlobte Braut sei, welche jetzt komme, um Hochzeit mit ihm zu halten.

Auch der König erfuhr jetzt, daß die Schwester der Sonne gekommen sei; er ließ das Theerfaß auslöschen und ging hin, um zu sehen, ob das wirklich wahr sei, was der Knabe von ihr erzählt hatte, daß es nämlich in dem Hause, in welchem sie sich befinde, ganz hell werde. Als er in die Hütte des Bauernburschen kam, sah er, daß es drinnen ebenso licht war, wie mitten am Tage. Der König versuchte nun die Schwester der Sonne zu überreden, daß sie statt des Bauernburschen lieber seinen Sohn heirathen möchte; aber die Schwester der Sonne war taub gegen alle seine Reden und Bitten. Sie wollte den Bauernburschen haben

und am nächsten Tage sollte Hochzeit gehalten werden. Am nächsten Tage aber, als die Trauung vorgenommen werden sollte, sagte der Vater des Burschen, daß dieselbe nur in Gegenwart des Königs stattfinden dürfe. Als aber der König kam, sagte dieser:

„Ihr dürft nicht früher Hochzeit halten, als bis der Bursch drei Dinge ausgeführt hat, und das Erste ist, daß er an einem Tage alle Bäume fällen muß, die in meinem Walde stehen!"

Damit war es für diesen Tag mit der Hochzeit vorbei. Der Bursch wußte nicht, wie er den Befehl des Königs ausführen sollte, aber die Schwester der Sonne sagte zu ihm:

„In meinem Schranke befindet sich eine Axt, geh' und hole sie und begib dich damit in den Wald und hau' einen Baum um. Wenn er fällt, sage: ‚So falle der ganze Wald!' Drei von den Spänen aber, die zu Boden fallen, wenn du den Baum umhaust, hebe auf und stecke sie in deine Tasche."

Der Bursch that, wie die Schwester der Sonne ihm befohlen hatte; der erste Baum fiel, dann auch alle übrigen. Drei Späne aber hob er auf und steckte sie in die Tasche.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Stelle einen Baum auf, salbe ihn und sprich: „„So sollen sich alle Bäume des Waldes aufrichten!““

Der Bursch that dies, und der Wald stand wieder da, wie er früher dagestanden hatte.

Am Morgen des dritten Tages begannen sie abermals mit der Hochzeit; aber auch diesmal konnte die Trauung nicht stattfinden, ohne daß der König dabei sein sollte. Als er geholt worden, sagte er:

„Der Bauernbursch darf nicht eher heirathen, als bis er eine Schlange mit drei Köpfen erschlagen hat, die sich im See vor meinen Fenstern aufhält!“

Dem Burschen wurde angst und bange, er wußte, daß die Schlange ein entsetzliches Thier war, welches er durch eigene Stärke und eigene Hand nicht überwinden konnte. Aber seine Braut wußte auch diesmal Rath.

„Geh' hinaus auf mein Schiff“, sagte sie zu ihrem Bräutigam, „und hole mein Schwert. Geh' hierauf zum See und wirf die Späne in's Wasser. Nimm dann das Boot und rudere mitten auf den See hinaus. Wenn die Schlange auftaucht, hau' nach ihr mit dem Schwerte; du wirst ihr alle drei Köpfe auf einmal abhauen. Hau' dann auch die Spitze von jeder Zunge ab und geh' am nächsten Morgen damit in die Küche des Königs. Wenn der König Morgens in die Küche hinaus kommt, dann sprich zu ihm:

„„Hier bring' ich dir ein Morgenopfer zur Vergeltung dafür, daß du mir drei Morgenopfer gebracht hast!““ Wirf dann die Zungenspitzen hin und eile fort zum Schiffe; hüte dich aber, zurückzusehen!“

Der Bauernbursch that, wie ihm seine Braut befohlen hatte. Aus den Spänen, welche er in den See warf, wurde ein Boot. Mit diesem ruderte er bis in die Mitte hinaus, und als die Schlange ihren Kopf erhob, schlug er ihr alle drei Köpfe auf Einmal ab. Hierauf hieb er auch die Spitze der

Zungen ab und ging damit am nächsten Morgen nach der Küche des Königs. Als der König in die Küche hinaus kam, sagte der Bursch:

„Gnädigster König! du hast mir drei Morgenopfer dargebracht, dafür bringe ich dir hier ebenfalls ein Morgenopfer!"

Gleichzeitig warf er die Zungenspitzen hin und lief sodann davon, fort, hinab zum Schiffe. Aber er strauchelte auf dem Wege und fiel so, daß er dabei zufällig nach rückwärts blickte. Da sah er, daß weder die Stadt noch die Königsburg mehr vorhanden waren. Alles war von den Zungenspitzen vernichtet worden. Und als er nach dem Schiffe blickte, war es so weit draußen im Hafen, daß er es kaum mehr sehen konnte.

Da stand er nun wieder ganz allein und wußte nicht, was er anfangen sollte. Betrübt machte er sich auf die Wanderung, ohne zu wissen wohin. Als er einen Tag lang gewandert war, sah er gegen Abend an einem kleinen Erdhügel Rauch aufsteigen. Er ging auf den Erdhügel zu und rief:

„Lieb' Mütterlein, lass' mich hinein!"

Die Gieddagäts-Alte ließ den Burschen in die Hütte hinein, und als er drinnen war, fragte er sie:

„Kannst du mir nicht Bescheid geben über die Schwester der Sonne?"

„Nein, das kann ich nicht!"

Der Bursch wollte wieder gehen; aber beim Fortziehen gab die Alte ihm einen Brief, bat ihn, denselben zu ihrer nächstältesten Schwester mitzunehmen, und sagte:

„Wenn du anfängst, müde zu werden, nimm den Brief heraus und schüttle die Blätter!"

Der Bursch wanderte weiter und als er einen langen Weg zurückgelegt hatte und wieder müde zu werden begann, fiel ihm ein, was die Alte von dem Briefe gesagt hatte. Er zog ihn hervor, schüttelte die Blätter und sogleich verschwand

alle Müdigkeit. Hierauf wanderte er wieder weiter und kam abermals zu einem Erdhaufen, von welchem Rauch aufstieg.

„Lieb' Mütterlein, lass' mich hinein!" rief der Bursch wie früher.

Die Gieddagäts-Alte ließ ihn hinein.

„Hier schickt dir deine älteste Schwester einen Brief!" sagte der Bursch.

Die Alte nahm den Brief in Empfang und dankte dem Burschen für seine Mühe.

„Du kannst mir wohl keinen Bescheid über die Schwester der Sonne geben?"

„Nein, ich weiß keinen Bescheid!" sagte die Alte; als aber der Bursch gehen wollte, gab sie ihm einen Brief mit an ihre jüngste Schwester und sagte:

„Wenn du müde wirst, so zieh' den Brief heraus und schüttle die Blätter!"

So zog denn der Bursch weiter, bis er abermals aus einem Erdhügel Rauch aufsteigen sah.

„Lieb' Mütterlein, lass' mich hinein!" rief der Bursch auch diesmal.

Die Gieddagäts-Alte ließ ihn hinein.

„Sieh, hier ist ein Brief von deiner nächstälteren Schwester!" sagte der Bursch. „Weißt du mir nicht Bescheid zu geben über die Schwester der Sonne?"

„Ja," antwortete die Alte, „sie wohnt auf dem Banka-Schlosse und ihr Vater hat neulich eine große Niederlage im Kriege erlitten, weil du mit seinem Schwert verschwunden bist, und die Schwester der Sonne selbst liegt beinahe im Sterben vor Gram und Kummer. Aber wenn du zu ihr kommst, nimm eine Stecknadel und stich ihr in die Handfläche hinein, und wenn dann ein Blutstropfen hervorkommt, sauge denselben auf. Es wird dann besser mit ihr werden und sie wird dich wieder erkennen. Bevor du

aber in's Banka-Schloß kommst, werden dir noch viele wunderbare Dinge begegnen!"

Als die Gieddagäts-Alte dem Burschen diesen Bescheid gegeben hatte, reiste er weiter. Er war nicht lange gegangen, so traf er zwei Brüder, die sich um ein Kleidungsstück stritten.

„Worüber streitet ihr denn, gute Leute?" fragte der Bursch.

„Unser Vater hat uns ein Kleidungsstück hinterlassen, welches die Eigenschaft hat, daß Einen, wenn man es anzieht, Niemand sehen kann", sagten sie. „Darum streiten wir!"

„Laßt es mich für einen Augenblick sehen", sagte der Bursch, „dann werde ich euch sagen, wer es behalten soll!"

Die Brüder überließen dem Burschen das Kleidungsstück, er aber hatte dasselbe kaum in den Händen, als er es umwarf und verschwand, so daß sie ihn nicht mehr sahen. — Hierauf wanderte er weiter und begegnete zwei Leuten, die sich um ein Tischtuch zankten.

„Weßwegen zankt ihr denn?"

„Wegen eines Tuches", antworteten die Brüder, „das die Eigenschaft hat, daß, wenn es auf den Tisch gebreitet wird, der Tisch sich augenblicklich mit den köstlichsten Gerichten bedeckt!"

„Laßt mich das Tuch besehen", sagte der Bursch, „dann werde ich entscheiden, wer es behalten soll."

Als der Bursch das Tuch in den Händen hatte, machte er sich unsichtbar und verschwand. — Hierauf wanderte er abermals weiter und traf Zwei, die wegen eines Stockes stritten.

„Weshalb zankt ihr euch? fragte der Bursch."

„Wegen eines Stockes", antworteten die Brüder, „der die Eigenschaft hat, daß man mit dem einen Ende Menschen erschlagen und mit dem anderen Ende dieselben wieder lebendig machen kann."

„Zeigt mir den Stock", sagte der Bursch, „dann werde ich entscheiden, wer ihn behalten soll!"

Als die Brüder den Stock ihm hinreichten, hütete er sich wohl, denselben an dem Ende anzufassen, welches sie ihm entgegenhielten es war nämlich das Ende, welches tödtete. Er bat, daß er das andere Ende anfassen dürfe, und als er den Stock in der Hand hatte, machte er sich unsichtbar und verschwand.

Endlich traf er Zwei, die sich um ein Paar Schuhe stritten.

„Worüber streitet ihr denn?“ fragte der Bursch.

„Ueber ein Paar Schuhe, welche die Eigenschaft haben, daß, wenn man sie trägt und sich nach irgend einem Ort wünscht, man augenblicklich dort ist.“

„Laßt auch mich sie versuchen“, sagte der Bursch, „dann werde ich bestimmen, wer sie behalten soll!“

Als er die Schuhe erhielt, legte er sie an und rief:

„Ich möchte auf dem Banka-Schlosse sein!“

Sogleich war er dort und fand die Schwester der Sonne beinahe sterbend vor Kummer. Aber er nahm eine Stecknadel und stach sie damit in die Handfläche, so daß ein Blutstropfen hervorkam. Diesen saugte er auf, und sogleich kam die Schwester der Sonne wieder zu sich und erzählte ihm nun, wie es ihr und ihrem Vater von der Zeit an ergangen war, als sie von ihm getrennt wurde.

„Aber das Schlimmste von Allem“, sagte sie, „ist, daß mein Vater große Verluste im Kriege erlitten hat, weil du mit seinem Schwerte verschwunden bist.“

„Wo liegen die Todten?“ fragte der Bursch, „ich muß hin und sie sehen!“

Sie zeigte ihm den Weg und der Bursch ging auf das Schlachtfeld, wo die Gefallenen lagen, und machte sie mit dem Stocke alle wieder lebendig. Da gab es denn Freude und Fröhlichkeit auf dem Banka-Schlosse und hierauf hielten sie Hochzeit und lebten glücklich ihr ganzes Leben lang.



LIV.

Die Tochter des Beivekönigs.

(Aus Tanen.)

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne. Den jüngsten nannten die Leute Gudnavirus (d. h. Aschengräber, Aschenputtel), weil er am liebsten beim Herde lag und in der Asche herumwühlte. Der Mann hatte eine große Scheune, die mit Korn angefüllt war; gegen den Herbst hinaus merkte er aber, daß Jemand von seinem Korn aß, ohne daß er entdecken konnte, wer oder was es war.

Eines Tages nun sagte der Bauer zu seinem ältesten Sohne, er möchte doch einmal Nachts in der Scheune Wache halten. Der Sohn begab sich auch des Abends dahin; als es aber tiefer in die Nacht hineinging, hörte er ein Getöse in der Luft und darüber bekam er solche Furcht, daß er wieder in die Hütte zurückkehrte und sich niederlegte. Am nächsten Abend ging der nächstälteste Sohn in die Scheune, um dort Wache zu halten; aber es erging ihm nicht besser als seinem ältesten Bruder. Als es auf Mitternacht ging, hörte auch er ein Getöse und Sausen und gerieth darüber in solchen Schrecken, daß er auf und davon lief und wieder in die Hütte zurückkehrte.

Am dritten Abend ging Aschenputtel in die Scheune; er setzte sich hinter ein Gitterwerk aus Eisenstangen, welches in einem Winkel stand, und blieb hier auf der Lauer. Er hatte nicht

lange hier gesessen, als er ein Getöse und ein Sausen in der Luft hörte, aber in Furcht gerieth er deshalb nicht. Als der Lärm am größten war, kamen drei weiße Schwäne aus der Luft herabgeflogen und setzten sich auf den Kornhaufen. Hierauf legten sie ihr Federkleid ab und siehe da — es waren drei Jungfrauen; eine von ihnen und zwar die jüngste und schönste hatte ihr Federkleid abseits von dem der anderen gelegt. Aschenputtel schlich leise und unbemerkt dahin, nahm dasselbe mit raschem Griffe und verbarg es hinter dem eisernen Gitter.

Die drei Jungfrauen machten sich über das Korn her und als sie nach einer Weile fertig waren, gingen sie zu ihren Federkleidern; die beiden ältesten fanden dieselben auch und legten sie an und flogen wieder dahin, woher sie gekommen waren; die jüngste aber fand das ihrige nicht. Sie mußte bleiben, wo sie war, und begann nun zu weinen und zu rufen:

„Wenn du ein Mann bist, der du mein Federkleid genommen hast, so komm' hervor, damit ich mit dir sprechen kann; ich will dir Gut in Ueberfluß geben!" —

„Wenn du ein Weib bist, das du mein Federkleid genommen hast, so komm', lass' mich mit dir sprechen; ich will dir Reichthum in Ueberfluß geben!" —

„Wenn du ein lediger Mann bist, der du mein Federkleid genommen hast, so komm' hervor, damit ich mit dir reden kann: ich will geloben, dein Weib zu werden!"

Da erhob sich Aschenputtel hinter dem eisernen Gitter und kam hervor und fragte:

„Wessen Tochter bist du?"

„Ich bin die Tochter des Beivekönigs", antwortete das Mädchen. „Willst du mir nicht das Federkleid zurückgeben?"

„Nein!" sagte der Bursch, „nicht eher, als bis du mir gelobt hast, mein Weib zu werden, und mir ein Pfand darauf gibst!"

Das Mädchen hatte einen goldenen Ring und auf dem Ringe standen die Namen ihres Vaters und ihrer Mutter, sowie ihr eigener Name. Diesen Ring gab sie ihm als Pfand, daß sie sein Weib werden wolle, und hierauf bekam sie das Federkleid wieder zurück. Als sie dasselbe erhalten hatte, sagte sie dem Burschen Lebewohl und versprach nach Verlauf eines halben Jahres wieder zu kommen. Hierauf flog sie fort.

Am nächsten Morgen fragte der Vater den Aschenputtel:

„Nun, bist du dahinter gekommen, wer oder was unser Korn aufzehrt?"

„Es hat weiter keine Noth mehr", sagte der Aschenputtel, „Niemand wird es wieder anrühren!"

Der Vater bekam auf diese Weise nicht zu wissen, wie die Sache eigentlich zusammenhing, und kümmerte sich auch nicht weiter darum.

Nach Verlauf eines halben Jahres erschien nun aber die Tochter des Riesenkönigs, um den Burschen mit einem Schiffe abzuholen, das in der Luft flog.

„Sieh nur zu, daß du fertig wirst, dann reisen wir", sagte das Mädchen zu seinem Bräutigam.

„Ich kann nicht reisen, bevor ich nicht in der Königsburg gewesen bin und die Erlaubniß des Königs erhalten habe", sagte der Bursche.

„Geh nicht dahin", sagte das Mädchen, „er gibt dir einen Befehl, den du nicht ausführen kannst, und vielleicht kann auch ich dir nicht helfen."

Aber Aschenputtel ging gleichwohl zum König und sagte zu ihm:

„Lebe wohl, gnädigster König, ich reise jetzt fort, um mich mit der Tochter des Riesenkönigs zu vermählen."

„Du darfst nicht früher fortziehen, bevor du nicht alle Bäume gefällt hast, die in meinem Walde stehen."

Der Bursch ging zu seiner Braut und klagte ihr:

„Nun hat mir der König einen Befehl gegeben, den ich nicht ausführen kann!“

„Ja, warum wolltest du nicht auf das hören, was ich dir gesagt habe?“ sagte die Braut.

Sie gab ihm jedoch eine Axt und sagte:

„Geh' hinaus in den Wald, hau' einen kleinen Baum um, und wenn er fällt, so sprich: „„Möchten doch alle Bäume des Waldes fallen, wie dieser kleine Baum jetzt fällt!““

Der Bursch that dies und es fielen alle Bäume des Waldes zu Boden.

„Mach' dich nun fertig“ sagte die Braut wieder, „dann reisen wir!“

„Ich kann nicht reisen, bevor ich dem König Lebewohl gesagt habe“, sagte der Bursch.

„Geh' nicht zum König!“ sagte seine Braut, „er gibt dir einen Auftrag, der so schwer auszuführen ist, daß ich dir vielleicht nicht helfen kann.“

Der Bursch ging trotzdem zum König und sagte zu ihm:

„Lebe wohl, gnädigster König, nun habe ich alle Bäume in deinem Walde gefällt und jetzt möchte ich reisen!“

Da sagte der König:

„Du darfst nicht früher reisen, bevor du nicht jeden Baum wieder in der Wurzel aufgerichtet hast, der in meinem Walde ist!“

Der Bursch ging wieder zu seiner Braut und klagte ihr seine Noth.

„Ja, warum wolltest du mir nicht glauben, als ich dir sagte, daß du einen solchen Befehl erhalten werdest, daß ich dir vielleicht nicht helfen kann?“ sagte die Braut.

Sie gab ihm gleichwohl eine kleine Flasche und sagte:

„Geh' zu dem Baume, den du gefällt hast, bestreiche ihn mit dieser Salbe, richte ihn in der Wurzel auf und sprich: „„Möchte doch der ganze Wald sich aufrichten wie dieser Baum!““

Der Bursch that dies und der Wald stand wieder da wie er früher war.

„Mach' dich nun fertig", sagte die Braut wieder zu dem Burschen, „dann reisen wir!"

„Ich kann nicht reisen", sagte der Bursch, „bevor ich dem König Lebewohl gesagt habe!"

„Geh' nicht zum König!" bat die Braut, „du bekommst einen solchen Befehl, daß ich dir gar nicht mehr auf dieser Welt helfen kann!"

Aber der Bursch ging gleichwohl zum König und sagte:

„Lebt nun wohl, gnädigster König, ich habe jetzt jeden einzelnen Baum in deinem Walde wieder aufgerichtet und möchte nun reisen!"

„Du darfst nicht früher reisen", sagte der König, „als bis du mir einen goldenen Lasso bringst, der sich im Reiche der Finsterniß befindet!"

Der Bursch ging zu seiner Braut und erzählte ihr, was der König ihm befohlen habe.

„Ja, warum wolltest du mir nicht glauben, als ich dir sagte, daß du einen solchen Auftrag bekommen werdest, daß auch ich dir nicht helfen kann?" sagte die Braut.

Hierauf nahm sie Abschied von dem Burschen und rief aus:

„Nun sehen wir uns auf dieser Welt gewiß niemals wieder!"

Sie ging sodann zu ihrem Schiff und dasselbe flog wieder dahin zurück, woher es gekommen war. Aschenputtel aber machte sich auf den Weg nach dem Reiche der Finsterniß. Zuerst wanderte er so lange, bis das Licht von der Sonne dieser Welt aufhörte. Hierauf begann das Licht des Mondes und er wanderte so lange, als das Mondlicht dauerte. Dann kam das Licht der Sterne und er wanderte so lange, als das Sternenlicht

dauerte. Als auch dieses aufhörte, kam er in das Reich der Finsterniß. Hier fand er sogleich den goldenen Lasso, von dem es weithin leuchtet.

Er schlang den Lasso um seinen Arm und machte sich auf den Rückweg. Zuerst kam er zu dem Lichte der Sterne, und als dieses aufhörte, kam er zu dem Lichte des Mondes, und als auch dieses aufhörte, kam er zu dem Lichte der Sonne.

Als er weiter wanderte, sah er zwei Riesenknaben, die sich schlugen. Aschenputtel ging zu ihnen hin und sagte:

„Weshalb schlägt ihr euch denn?"

„Wir haben einen Hut geerbt, und wir schlagen uns darum, wer denselben haben soll!"

„Von welcher Art ist denn dieser Hut?"

„Es ist ein Hut, der die Eigenschaft hat, daß man, wenn man denselben auf den Kopf setzt, unsichtbar wird", antworteten die Riesenknaben.

„Weshalb sollt ihr euch schlagen?" sagte Aschenputtel, „es ist nicht schön von Brüdern, sich zu schlagen; zeigt mir den Hut, dann werde ich euch sagen, wer ihn haben soll!"

Aber in dem Augenblicke, als Aschenputtel den Hut in die Hand bekommen hatte, setzte er denselben auf und — war verschwunden.

Als er wieder eine Weile gewandert war, sah er zwei Riesenknaben, die sich um ein Paar Stiefel schlugen, welche von der Beschaffenheit waren, daß man, wenn man dieselben an den Füßen hatte, mit jedem Schritte eine Meile zurücklegte.

„Erlaubt mir, daß ich die Stiefel ein wenig probire", bat der Bursch.

Sie erlaubten es ihm; in dem Augenblicke aber, als er die Stiefel erhalten hatte, setzte er den Hut auf und war ihren Augen entschwunden. Er aber zog ganz ruhig die Stiefel an und wanderte weiter.

Er war noch nicht viele Meilen gegangen, als er wieder zwei Riesenknaben antraf, die sich wegen eines Stockes schlugen.

„Was ist denn Besonderes an diesem Stocke da?“ fragte Aschenputtel.

„Derselbe hat die Eigenschaft“, sagten die Riesenknaben, „daß, wenn man mit dem einen Ende auf Lebende zeigt, dieselben sterben, und wenn man mit dem anderen Ende auf Todte zeigt, diese wieder lebendig werden.“

„Laßt auch mich diesen Stock sehen!“ bat Aschenputtel.

Als er den Stock in Händen hatte, setzte er den Hut auf und — verschwunden war er.

Hierauf wanderte er wieder weiter und kam zur Wohnung einer Gieddagäts-Alten.

„Guten Tag, Mütterchen!“ sagte Aschenputtel, „du weißt wohl nicht, wo das Reich des Beivekönigs ist?“

„Nein“, antwortete das Zauberweib, „aber ich werde meine Vögel zusammenpfeifen, vielleicht weiß es einer von ihnen oder kann es doch erfahren.“

Hierauf ging sie hinaus und pfiff die Vögel zusammen, und als alle beisammen waren, fragte sie dieselben, wo sich das Reich des Beivekönigs befinde; aber keiner der Vögel wußte Bescheid. Nun schickte sie einen alten Adler fort, daß er alle Länder durchfliege und das Reich des Beivekönigs suche. Der Adler durchflog alle Länder, kam aber wieder zurück, ohne das Reich des Beivekönigs gefunden zu haben.

„Durchfliege nun alle Meere“, sagte das Zauberweib, „und wenn du nichts findest, so versenge ich dir die Federn!“

Der Adler durchflog alle Meere, aber auch hier fand er das Reich des Beivekönigs nicht.

„Durchfliege nun den ganzen Himmel, und wenn du zum dritten Mal zurückkommst, ohne das Reich des Beivekönigs gefunden zu haben, so brenne ich dich!“

Der Adler durchflog den ganzen Himmel und fand nun endlich das Reich des Beivekönigs außerhalb des Mondlichtes. Er kam hierauf zurück und sagte:

„Nun habe ich das Reich des Beivekönigs gefunden!"

„Wo?" fragte das Zauberweib; „ist es weit von hier?"

„Außerhalb des Mondlichtes!" antwortete der Adler; und dahin sollte der Adler dem Burschen den Weg zeigen.

„Lebe wohl, Mütterchen!" sagte der Bursch und ging; als er aber in das Vorhaus hinauskam, fiel ihm ein, daß sein Kopf grindig war. Er kehrte wieder um und fragte:

„Weißt du kein Mittel gegen den Grind, Mütterchen?"

„Stecke den Kopf in den Kessel hinein, der draußen im Vorhaus steht", sagte das Zauberweib.

Der Bursch that dies und wurde so schön wie ein Prinz und seine Haare glänzten wie das pure Gold. Hierauf zogen er und der Adler fort. Der Bursch lief und der Adler flog; aber der Bursch kam schneller vorwärts als der Adler, und der Bursch erreichte das Ufer des großen Meeres früher als der Adler. Als der Adler nachkam, flog er langsam nieder, um auszuruhen.

„Bist du im Stande, mich zu tragen?" fragte der Bursch.

„Ja, ich bin es im Stande", antwortete der Adler und sagte dann:

„Geh nun, und hole drei Steine vom Strande: einen von der obersten Fluthgrenze, einen von dem mittleren Fluthpunkte und den dritten von der untersten Ebbegrenze".

Als der Bursch mit den Steinen kam, sagte der Adler:

„Setze dich auf meinen Rücken, und wenn ich anfange müde zu werden, so wirf einen Stein in's Meer!"

Hierauf flog der Adler davon und flog so lange, bis er müde wurde.

„Wirf nun den Stein von der obersten Fluthgrenze in's Meer hinab!"

Der Bursch that dies und der Stein wurde zu einer Insel, auf welche der Adler niederflog um auszuruhen. Sowie er wieder fortflog, sank die Insel in's Meer. Als der Adler wieder müde wurde, warf der Bursch den Stein von dem mittleren Fluthpunkte und das dritte Mal den letzten von der untersten Ebbegrenze in's Meer. Von der letzten Insel aus flog der Adler bis zum jenseitigen Strande des großen Meeres. Von hier kehrte er sodann zurück und der Bursch wanderte weiter nach der Burg des Beivekönigs.

Als er in die Nähe der Burg kam, sah er, daß die Königstochter an einer Quelle außerhalb der Burg stand und Wäsche wusch. Ein kleines Söhnlein, das sie bekommen hatte, war auch bei ihr; es saß am Rande der Quelle und schaute in's Wasser hinein. Da stellte sich der Bursch hinter den Sohn und lüftete den Riesenhut, so daß der kleine Knabe das Bild des Burschen im Wasser neben seinem eigenen sah. Das Söhnlein lief zur Mutter hin und sagte, daß es seinen Vater in der Quelle drinnen gesehen habe.

„Ja, einen Vater hast du wohl", sagte die Königstochter, „aber du wirst ihn nie in deinem Leben zu sehen bekommen!"

Hierauf nahm sie den Knaben bei der Hand und ging mit ihm wieder hinauf in die Königsburg. Aschenputtel folgte ihnen und als die Königstochter in ihr Zimmer gekommen war, fing sie an, vor einem großen Spiegel ihr Haar zu kämen. Aschenputtel stellte sich hinter sie und lüftete ein wenig den Hut. Verwundert wendete die Königstochter sich um, sah aber nichts. Wieder begann sie ihr Haar zu kämen und abermals lüftete Aschenputtel ganz wenig den Hut; als sie sich aber umwendete, war nichts zu sehen. Zum dritten Male begann sie ihr Haar zu kämen und zum dritten Male lüftete Aschenputtel den Hut. Die Königstochter sah deutlich das Bild im Spiegel; als sie sich

jedoch neuerdings umwendete und wieder nichts sah, fing sie an zu weinen und rief:

„Weshalb zeigst du dich nicht vor mir, wenn du es bist, mein Bräutigam, den ich dreimal im Spiegel gesehen habe?"

Da nahm der Bursch den Hut ab und die Königstochter fiel nun dem Geliebten um den Hals, küßte ihn und sagte:

„Niemals hätte ich geglaubt, daß ich dich noch einmal auf dieser Welt sehen sollte; aber nun muß ich es wohl glauben, da ich dich in meinen Armen halte! Aber wie kommst du denn hieher?"

Nun erzählte der Bursch, wie Alles zugegangen war, und sagte zu seiner Braut:

„Geh nun hinein zu deinem Vater; inzwischen entferne ich mich ein Stück weit von der Burg und komme dann wieder zurück!"

Die Königstochter stellte sich an's Fenster und blickte hinaus.

„Sieh Vater, da kommt ein Fremder!" sagte nach einer Weile die Tochter.

„Geh hinaus und lade ihn ein, zu uns zu kommen!" sagte der König.

Die Tochter that dies. Da trat der Bursch ein, schön wie ein Prinz, und sagte:

„Guten Tag, gnädigster König!"

Der König hieß ihn sich setzen und sagte:

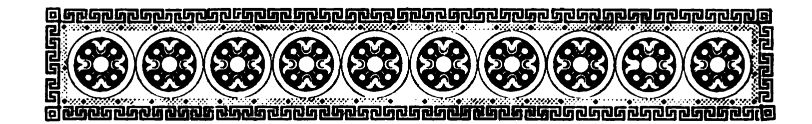
„Du bist vielleicht derjenige, der meine Tochter hätte heirathen sollen?"

„Ja, der bin ich!" sagte der Bursche.

„Du bekommst aber meine Tochter nicht früher", sagte der König, „als bis du alle Soldaten wieder zum Leben erweckt hast, die ich im Kriege verloren habe!"

Das war für den Burschen, der den Riesenstock besaß, ebenso leicht gethan, als es gesagt war.

Sie hielten nun Hochzeit und dieselbe dauerte drei Tage lang. Man aß, trank und tanzte und Kanonen wurden abgefeuert. Es war auch ein Spaßvogel dabei, der mich verleitete, an der Mündung einer Kanone vorbeizuspringen; aber in dem Augenblicke, als ich vorbeisprang, feuerte er dieselbe los und so bin ich hiehergekommen. Und nun bin ich hier und sie sind dort, und daher weiß ich nichts mehr davon, wie es ihnen später ergangen ist. Vielleicht leben sie noch, vielleicht sind sie auch schon gestorben.



LV.

Der arme Bursch, der Teufel und die goldene Burg.

(Aus Karasjok.)

Es war einmal ein armer Mann und ein reicher Mann, welche Nachbarn waren, und der arme war dem reichen Nachbar sehr viel schuldig. Eines Tages ruderten beide auf die See hinaus, um zu fischen. Der Reiche war von Glück begünstigt. Er hatte in kurzer Zeit sein Boot mit Fischen angefüllt und ruderte wieder an's Land. Der Arme blieb noch lange draußen auf der See, konnte aber nicht einen einzigen Fisch bekommen. Endlich mußte auch er wieder ans Land; während er aber auf der Heimfahrt begriffen war, stieß das Boot auf den Grund und gleichzeitig hörte man unter dem Boote eine Stimme, welche sprach:

„Wenn du mir dasjenige versprichst, was dein Weib unter dem Herzen trägt, sollst du ebenso reich werden wie dein Nachbar!"

Der Mann versprach es.

„Wirf nun die Angelschnur aus!" sagte die Stimme wieder.

Der Mann that dies und es biß nun sogleich ein Fisch an. Derselbe war sehr schwer, endlich aber brachte der Mann ihn doch herauf, und als sein Kopf über den Rand des Bootes kam, rollte eine Menge von Goldmünzen aus seinem Munde. Der Mann warf abermals die Schnur aus und fing sogleich einen zweiten Fisch. Dieser gab keine Goldmünzen mehr von sich, aber im Laufe einer halben

Fluthzeit (3 Stunden) hatte er das Boot ganz mit Fischen angefüllt; der Fischer ruderte nun ans Land und ging heim.

Als er nach Hause kam, sah er eine Menge kostbaren Gutes im Hause liegen. Er fragte seine Frau, woher all dies gekommen sei, aber dieselbe wußte keinen Bescheid. Sie hätte eine Weile geschlafen, sagte sie, und als sie erwachte, hätte sie all dies vorgefunden. Nun ging er zu seinem Nachbar und zahlte ihm seine Schuld auf einmal voll aus. Der reiche Mann wurde ängstlich und dachte, daß er das Geld gestohlen haben müsse. Er sah in allen seinen Laden nach, konnte aber nicht entdecken, daß ihm etwas fehle.

Als der Mann zu seiner Frau zurückkam, erzählte ihm diese, daß sie guter Hoffnung sei. Der Mann hatte davon keine Ahnung gehabt, aber es verhielt sich nun gleichwohl nicht anders, und als die Zeit um war, brachte sie ihren Erstgeborenen zur Welt.

Als der Knabe acht Jahre alt geworden war, schickten die Eltern ihn zu dem Geistlichen in die Schule. Er war sehr groß für sein Alter und lernte leicht. An dem Tage, wo der Knabe sein fünfzehntes Jahr vollendete, kam der Teufel in einem Boote, das wie eine grüne Feuerflamme aussah, dahergerudert, um den Knaben zu holen. Als sie das Boot daher kommen sahen, begann der Geistliche einen Brief zu schreiben, den der Knabe mit sich nehmen sollte. Hierauf ging der Knabe zum Strande hinab, dem Teufel entgegen, und als dieser zu ihm sagte: „Komm nun, mein Junge, mit mir hinaus in das Boot!“ hielt der Knabe dem Teufel den Brief entgegen.

Der Teufel wagte es nicht, ihn zu ergreifen, solang er den Brief in der Hand hielt. Er kratzte sich den Kopf und war ganz böse.

„Der Henker hole den Pfaffen,“ sagte der Teufel, „der schuld daran ist, daß ich den Jungen nicht mitnehmen kann! Nimm das Boot dort und fahre mit mir hinaus auf die See!“

Der Geistliche stand am Strande und sah zu.

„Nimm nur das Boot und rudere mit ihm hinaus auf die See!“ sagte der Geistliche.

Als sie auf die See hinausgekommen waren, erhob sich sogleich ein furchtbares Unwetter, so daß der Knabe das Boot vor dem Winde dahintreiben lassen mußte. Der Teufel wollte nun, daß der Knabe in sein Boot herüber komme; aber so oft der Teufel sich näherte, hielt ihm jener den Brief entgegen.

Hierüber wurde der Teufel endlich so erbost, daß er wieder wie eine grüne Feuerflamme dahin ging, woher er gekommen war. Der Knabe aber trieb noch weiter vor Wind und Wetter dahin.

Endlich kam er zu einem Lande, welches er gar nicht kannte; aber dicht am Strande lag eine Königsburg, welche wie Gold glänzte. Der Knabe ging durch das Thor, über welchem sich die Inschrift in Goldbuchstaben befand, und gelangte in die Küche. Das Küchenmädchen verbat ihm laut zu sprechen, weil die Herrin drinnen schlafe. Aber der Bursch ging doch weiter und kam in die nächste Kammer. Das Kammermädchen verbot ihm ebenfalls laut zu sprechen, weil die Herrin im nächsten Zimmer liege und schlafe. Aber der Bursche ging trotzdem weiter, bis hinein zur Hausfrau selbst, und sah, daß sie noch schöner war als das Küchen- und als das Kammermädchen. Sie sprachen hierauf eine Weile mit einander, und es dauerte nicht lange, so wurden sie einig, daß sie einander heirathen wollten. Der Bursch sagte jedoch, er müsse, bevor dies geschehen könne, seinen Vater und seinen Pflegevater, den Geistlichen, besuchen. „Wenn ich nur wüßte“, fügte er hinzu, „wie ich reisen muß, um sie wieder anfzufinden.“

„Das hat keine Noth,“ sagte die Braut. „Hier an meinem Finger habe ich einen Ring, der die Eigenschaft hat, daß man sich damit erwünschen kann, was man will und wohin man will!“

Der Bursch nahm den Ring von dem Finger seiner Braut, steckte ihn an seine eigene Hand und wünschte sich zu seinem Vater und Pflegevater, dem Geistlichen, zurück. Augenblicklich war er dort. Er erzähte ihnen nun Alles, was er erlebt hatte, von

der Zeit an, da er sie verlassen hatte; aber Niemand wollte ihm glauben. Er zeigte ihnen den Ring, den er an dem Finger hatte, aber sie wollten ihm auch jetzt noch nicht glauben. Spät am Abend, als sie bei dem Geistlichen genachtmahlt hatten, konnte der Bursch sich nicht länger zurückhalten, obschon seine Braut es ihm strenge verboten und gesagt hatte: „Du darfst mich nicht dahin wünschen, wo du mit den Deinigen bist!" Er wollte durchaus die Zauberkraft das Ringes zeigen und sagte:

„Es möge nun das Küchenmädchen kommen und den Tisch abräumen!"

Sogleich erschien das Küchenmädchen von der goldenen Burg, nahm den Teller weg, der vor dem Burschen stand, und verschwand wieder.

Als es Zeit war, zu Bette zu gehen, sagte der Bursch wieder:

„Es möge nun das Kammermädchen kommen und mein Bett machen!"

Sogleich erschien das Kammermädchen und machte das Bett. Der Bursch ging zu Bett und wünschte:

„Es möge nun meine Braut kommen, um an meiner Seite zu ruhen!"

Sogleich erschien auch die Braut; sie nahm den Burschen um den Hals und küßte ihn. Aber gleichzeitig zog sie auch den Ring von seinem Finger, ging wieder hinaus und Niemand sah sie wieder. Der Bursch begann sich bald so mächtig nach seiner Braut zu sehnen, daß er seinen Vater und Pflegevater verließ und sich auf die Wanderung begab, um die goldene Burg wieder aufzufinden. Zuerst kam er zum König der Fische:

„Guten Tag, Väterchen!" sagte der Bursch, „du kannst mir wohl keine Auskunft geben, wo die goldene Burg liegt?"

„Nein, ich weiß keinen Bescheid", sagte der König der Fische; „aber ich will alle meine Fische zusammenrufen, vielleicht weiß einer von ihnen Bescheid!"

Er pfiff alle seine Fische zusammen, aber keiner von ihnen konnte über die goldene Burg Auskunft geben. Es war jedoch der Seewolf*) noch nicht gekommen; endlich kam auch der.

„Weshalb kommst du so spät?" fragte der König.

„Der Fischotter hatte mich erwischt", sagte der Seewolf; „deshalb wurde ich aufgehalten; ich bin ihm nur mit genauer Noth ausgekommen!"

Aber auch der Seewolf konnte über die goldene Burg keine Auskunft geben. So zog denn der Bursch weiter und kam zum König der Vögel.

„Guten Tag, altes Väterchen!" sagte der Bursch, „kannst du mir keine Auskunft über die goldene Burg geben?"

„Nein", sagte der König der Vögel, „ich weiß keinen Bescheid, ich will aber die Vögel zusammenrufen!"

Hierauf pfiff er die Vögel zusammen, aber keiner wußte etwas über die goldene Burg zu berichten. Der Schwan kam zuletzt. Er hatte Eier gelegt, und Menschen hatten bei seinem Neste eine Schlinge angebracht, in der er hängen geblieben war. Mit genauer Noth hatte er sich losmachen können. Aber als er endlich kam, wußte auch er nichts über die goldene Burg zu berichten.

Der Bursch zog wieder weiter auf seiner Wanderung und wußte selbst nicht, wohin er kommen würde. Während er so dahin ging, stieß er auf zwei Riesenknaben, die sich eben schlugen. Er trat zu denselben hin und fragte:

„Weshalb schlagt ihr euch denn? Es scheint, als ob ihr Brüder wäret; aber wenn es der Fall ist, weshalb schlagt ihr euch denn?"

„Ja, wir sind Brüder", sagten die Beiden, „und wir schlagen uns wegen eines Mantels und eines Paars Schuhe, die wir von unserem Vater geerbt haben."

---

*) Anarrhichas lupus.

Der Bursch, welcher pfiffig und gut erzogen war, fragte was denn so Besonderes an den Schuhen und dem Mantel sei.

Ja, die Schuhe seien von der Art, daß man, wenn man sie an den Füßen habe, mit einem einzigen Hüpfer dahin kommen könne, wohin man wolle, und der Mantel habe die Eigenschaft, daß man unsichtbar werde, wenn man ihn trage.

„Ah, leiht mir Beides für einen Augenblick", bat der Bursch, „damit ich versuchen kann, ob es wahr ist oder nicht!"

Die Riesenknaben wollten ihr Erbe nicht gerne dem Burschen anvertrauen, den sie ja gar nicht kannten, ließen sich aber schließlich doch überreden, da der Bursch versprach, daß er nur ein ganz kleines Stückchen weit hüpfen wolle, nur so weit, damit er einen Versuch machen könne. Der Bursch hatte jedoch Schuh und Mantel kaum angelegt, als er auch schon mit einem Sprung bis zur goldenen Burg hüpfte. Hier sah er ein großes vergoldetes Schiff im Hafen liegen. Bald erfuhr er auch, daß es ein Königssohn sei, dem das Schiff gehöre, und daß der Königssohn gekommen sei, um die Eigenthümerin der goldenen Burg zu freien.

Der Bursch ging unsichtbar in die Königsburg hinein und sah und hörte, wie der Königssohn um seine Braut freite. Er hielt sich jedoch verborgen, bis es Zeit war, schlafen zu gehen. Als seine Braut zu Bette ging, legte der Königssohn sich an ihre Seite.

Wie er nun aber seine Braut küssen wollte, versetzte ihm der Bursch einen Fußtritt auf den Mund. Der Königssohn konnte nicht begreifen, was ein solches Benehmen zu bedeuten habe. Er versuchte es nochmals; allein er bekam abermals einen Stoß von dem harten Riesenschuh, den der Bursch an den Beinen hatte.

„Weshalb gibst du mir einen Fußtritt?" fragte der Königssohn, ganz entsetzt über die unzarte Aufführung seiner Braut.

„Ich gebe dir doch keinen Fußtritt?“ sagte die Königstochter; aber der Bursch, der hinter der Braut lag, lachte im Stillen und versetzte dem Königssohne gleich noch einen Tritt, so daß derselbe erbittert auf und davon lief und zu seinem vergoldeten Schiffe eilte. Er habe von dieser Werbung mehr als genug, fand er, und segelte wieder nach Hause.

Der Bursch stand ebenfalls auf und ging hinaus, aber nur, um seine Riesentracht abzulegen. Hierauf kam er wieder herein und begann mit der Königstocher zu sprechen.

„Was war das für ein fremder Mann, der hier war, während ich fort gewesen?“ fragte der Bursch.

„Es war ein Königssohn, der mich freien kam!“ sagte die Braut.

„Nun, weshalb hast du ihn nicht genommen?“

„Ja, ich würde ihn schon genommen haben“, sagte die Königstochter, „aber er bekam Furcht vor mir!“

„Weshalb bekam er denn Furcht vor dir?“

„Ich weiß nicht, was es war; aber während wir nebeneinander lagen, behauptete er, daß ich ihm, statt ihn zu küssen, einen Fußtritt auf den Mund gegeben hätte. Er sprang voll Zorn auf und lief davon und ich wollte ihm nicht nachgehen; denn ich wußte, daß ich ihm nicht das Geringste zu Leide gethan habe.“

Hierauf begannen sie wieder ihr altes Liebesgespräch; es wurde Hochzeit gehalten und der Bursch wurde der Hausherr über die goldene Königsburg.



LVI.

Der Bursch, der beim König diente.

(Aus Tanen.)

Es war einmal ein Bursch, der bei einem König diente. Derselbe hatte dem König schon so viele Dienste geleistet, daß dieser ihm schließlich seine Tochter zur Frau versprach. Als aber die Hochzeit stattfinden sollte, reute es den König doch und er sagte zu dem Burschen:

„Du bekommst meine Tochter nicht früher, als bis du vom Grunde des Meeres einen goldenen Becher heraufgeholt hast, den ich verloren habe!"

Der Bursch wußte nichts Besseres zu thun, als zur Gieddagäts-Alten zu gehen und dieselbe um Rath zu fragen.

„Wer klopft an meine Thür?" fragte das Zauberweib.

„Ich bin es!" sagte der Bursch; er wußte, daß sie ihn an der Stimme erkenne.

„Was für ein Anliegen hast du?" fragte die Alte.

„Ich soll den goldenen Becher des Königs aus dem Meeresgrunde heraufholen. Kannst du mir keinen Rath geben?"

„Geh' hinaus auf's Feld", sagte die Alte, „und trenne Alles, was zusammenhängt!

Der Bursch ging von dannen und es dauerte nicht lange, so sah er zwei Lummen, die mit dem Schnabel zusammenhingen

und nicht von einander loskommen konnten. Da trennte sie der Bursch von einander.

„Wohin willst du gehen?" fragten die Lummen.

„Ich soll einen goldenen Becher, den der König verloren hat, vom Meeresgrunde heraufholen, und weiß mir nicht zu helfen", sagte der Bursch.

„Da du gut gegen uns gehandelt und uns von einander getrennt hast, wollen **wir** dir helfen", sagten die Lummen.

Sie tauchten Beide dreimal unter; aber erst das dritte Mal konnten Sie den goldenen Becher finden; sie übergaben ihn dem Burschen und dieser brachte ihn dem König:

„Hier hast du deinen goldenen Becher, den ich vom Grunde des Meeres heraufgeholt habe!"

„Du bekommst trotzdem meine Tochter noch nicht", antwortete der König, „bevor du nicht alle wilden Thiere des Waldes in meiner Burg zusammenbringst!"

Der Bursch ging wieder zur Gieddagäts-Alten und klopfte an die Thür.

„Ich bin es!" antwortete der Bursch.

„Was willst du?"

„Ich soll alle wilden Thiere des Waldes in die Königsburg zusammenbringen!

„Geh' hinaus auf's Feld", sagte die Alte, „und trenne Alles, was zusammen hängt!"

Der Bursch ging fort und sah bald zwei Wölfe, die mit den Schwänzen zusammen hingen und sich nicht von einander losmachen konnten. Der Bursch befreite sie von einander.

„Wohin willst du gehen?" fragten die Wölfe.

„Ich soll alle wilden Thiere des Waldes in die Königsburg zusammenbringen und weiß mir nicht zu helfen!"

„Da du uns geholfen hast", sagten die Wölfe, „so müssen auch wir dir wieder helfen!"

Der Bursch setzte sich und inzwischen trieben die Wölfe alle Arten von wilden Thieren für ihn zusammen. Hierauf jagten sie dieselben vereint in die Königsburg.

„Du bekommst meine Tochter noch immer nicht", sagte der König; „sondern erst, wenn du meinen Feind, den Riesen, tödten und mir sein Schwert bringen kannst, sollst du sie erhalten!"

„Das ist der gewisse Tod", sagte der Bursch; „aber ich will es gleichwohl versuchen!" und er eilte rasch wieder zur Gieddagäts-Alten.

„Was willst du?"

„Ich soll dem Riesen das Leben nehmen!"

„Geh' und biete dich ihm als Diener an, dann wird sich Rath finden!" Der Bursch that dies.

„Brauchst du einen Knecht", sagte der Bursch, „so kannst du mich haben!"

„Warum nicht?" meinte der Riese.

„Was wollen wir zuerst in Angriff nehmen?" fragte der Bursch.

„Ah", sagte der Riese, „ich möchte gern' Balken zuhauen, um mir ein Haus zu erbauen!"

So gingen sie denn in den Wald, hieben einen großen Balken zu und sollten nun denselben mit sich nehmen. Früher aber hieb sich der Bursch noch eine lange Stange zu und machte das eine Ende derselben so scharf wie eine Ahle.

„Was willst du mit der Stange?" fragte der Riese.

„Sie dir in die Augen stechen, wenn du dich umsiehst", sagte der Bursch.

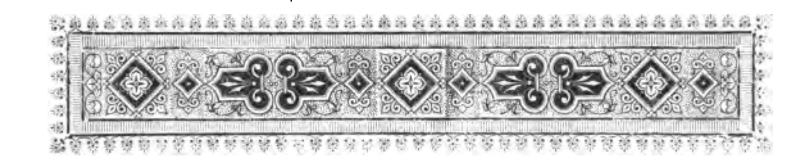
Der Riese erfaßte nun den Balken und zog ihn hinter sich her; der Bursch aber setzte sich rittlings auf das hintere Ende.

„Ah, oh, das ist schwer!" stöhnte der Riese.

„Schwer ist es?" sagte der Bursch; „ich, der ich doch so klein bin, finde durchaus nicht, daß es so schwer ist; aber du,

du bist groß, und hast trotzdem nicht mehr Kraft in dir als ein altes Weib!“

Der Riese zog, so daß er Blut spuckte; aber auch jetzt noch schien es dem Burschen, daß es viel zu langsam vorwärts gehe. Endlich kamen sie des Abends dahin, wo das Haus erbaut werden sollte. Der Riese war müde und legte sich zur Ruhe. Mitten in der Nacht stand der Bursch auf und stach dem Riesen mit der Stange, die er zugespitzt hatte, die Augen aus. Hierauf lockte er ihn auf einen hohen Berg und stürzte ihn von hier in einen See hinein, so daß er ertrank. Dann nahm er dessen Schwert und ging zum König. Nun war nichts mehr zu thun. Die Hochzeit wurde abgehalten, der Bursch bekam das halbe Reich, und als der König starb, erhielt er das ganze.



LVII.

Iwan, Kupiška's*) Sohn.

(Aus Akkala in Russisch-Lappland.)

Es lebte einmal ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Eltern starben und hinterließen große Besitzungen, sowie einen Hund. Die Güter sollten gemeinschaftlich sein, der Hund aber dem Sohne gehören. Da verkauften die Kinder die Güter und schenkten das Geld der Kirche. Hierauf theilten sie die Kleider und reisten auf's Gerathewohl hinaus in die weite Welt. Der Hund begleitete sie. Sie wanderten dahin durch Wald und Feld, über Berge und Thäler, deren Namen sie nicht kannten, sie setzten über Seen und Flüße, deren Furten sie nicht kannten, aber sie kamen doch vorwärts. Endlich gelangten sie zu einem großen Hause mitten im Walde; dasselbe war leer. Sie gingen hinein und legten sich darin zur Ruhe. Sie waren aber nicht lange drinnen gewesen, als drei große, häßliche Räuber kamen, denen dieses Haus gehörte. Da sagte die Schwester ganz verzagt zu dem Bruder:

„Ich fürchte mich so sehr, ich fürchte mich so sehr!"

„Ah, fürchte dich nicht, es wird uns nichts geschehen!" sagte der Bruder, und er begann auch sogleich mit dem ältesten der Räuber zu ringen. Als der Hund sah, das es seinem Herrn

---

*) Kupez, russisch = Kaufmann.

schlecht ging, sprang er hinzu und biß den Räuber so stark in den Fuß, daß er rücklings zu Boden fiel. Hierauf packte er denselben bei der Kehle und biß ihn todt. Es kam nun die Reihe an den nächstältesten Räuber; und auch diesem erging es nicht besser als dem ersten. Nun sollte der Jüngste an die Tour kommen. Da begann die Schwester zu weinen und zu jammern. Der Hund sprang auf ihn zu, um ihn zu beißen, aber in demselben Augenblick hielt die Schwester den Hund zurück.

„Lieber Bruder, tödte den Jüngsten nicht!“ bat die Schwester.

„Warum nicht?“ fragte der Bruder.

„Er ist so jung! Du kannst ihn ja binden und dann kann ich mit ihm sprechen, wenn ich allein zu Hause bin, während du draußen auf der Jagd bist!“

So banden sie ihn denn. Am nächsten Morgen stand der Bruder zeitlich auf und ging auf die Jagd. Die Räuber hatten drei Pferde. Eines davon, welches Flügel hatte, nahm er und ritt hierauf fort. Als aber der Bruder fort war, löste die Schwester dem Räuber die Bande. Der Räuber war ein schöner Mann und bald wurden sie einig, daß sie Mann und Weib werden wollten.

„Aber was wird mein Bruder dazu sagen?“ meinte die Schwester.

„Wir nehmen ihm das Leben!“ sagte der Räuber. Und sie beschloßen auch wirklich, dem Bruder das Leben zu nehmen.

„Das Schlimmste ist der Hund!“ meinte der Räuber. „Aber höre nur! Wenn dein Bruder zurückkommt, so sage ihm, daß du krank bist und daß du nicht gesund werden könntest, wenn du nicht Bärenmilch bekämest.“

Als der Bruder sich dem Hause näherte, band die Schwester wieder den Räuber, legte sich sodann auf das Bett und jammerte und klagte.

„Was fehlt dir? Bist du nicht gesund, Schwester?" fragte der Bruder.

„Nein, ich bin so krank, ach, so krank!" jammerte die Schwester.

„Was für eine Arznei hast du denn nothwendig?"

„Es gibt nur ein Mittel, das mir helfen kann", sagte die Schwester; „aber man findet es nur weit, weit von hier. Hinter zwei Meeren ist ein drittes Meer. Draußen auf diesem Meere ist eine Insel, auf der Insel befindet sich ein Bär und dieser Bär hat Junge und Milch in seinem Euter. Ein wenig von dieser Milch kann mich gesund machen."

Der Bruder ruhte die Nacht über aus; aber zeitlich am nächsten Morgen stand er auf, nahm sein fliegendes Pferd und flog über Länder und Meere dahin. Der Hund war ebenfalls mit und saß rückwärts auf dem Pferde. So kam er zu der Insel. Der Bär lief ihm sogleich entgegen, aber Iwan schlug mit seinem Stock nach demselben und der Hund biß und zerfleischte ihn, so daß er gar bald um das Leben bitten mußte.

„Erschlag' mich nicht, Iwan Kupiska's Sohn!" bat der Bär; „was du haben willst, magst du nehmen, aber nimm mir nicht das Leben!"

„Ich brauche nicht dein Leben, ich brauche nur deine Milch!" sagte Iwan.

Hierauf bekam er Milch und außer der Milch bekam er auch eines von den Jungen des Bären. Er reiste sogleich mit der Milch, dem Hunde und dem Bärenjungen heim. So hatte er nun zwei Diener.

Als die Schwester den Bruder in weiter Ferne kommen sah, band sie den Räuber wieder und legte sich auf das Bett. Hierauf kam der Bruder mit der Bärenmilch.

„Das ist doch des Teufels mit dem Bruder, daß der Bär ihn nicht zerrissen hat!" dachte die Schwester und in ihrem

Aerger darüber nahm sie die Milch und goß sie weit über den Boden hin aus.

Am nächsten Morgen ging der Bruder wieder auf die Jagd mit seinen zwei Dienern, dem Hunde und dem Bären. Als er fort war, löste die Schwester dem Räuber abermals die Bande und sie berathschlagten nun neuerlich, wie sie dem Bruder das Leben nehmen könnten. Am allerwenigsten wußten sie Rath wegen des Hundes.

„Stelle dich wieder krank!" sagte der Räuber.

Als der Bruder zurückkam, hatte die Schwester den Räuber wieder gebunden, und sie selbst lag auf dem Bette und jammerte wie früher:

„Ich bin so krank, ach, so krank!"

„Was für eine Arznei hast du nothwendig?" fragte der Bruder.

„Reise wieder nach der Insel zurück!" sagte die Schwester. „Auf der Insel ist ein Wolf, der Junge hat, und Wolfsmilch ist das Einzige, was mir helfen kann!"

Am nächsten Morgen reiste Iwan zeitlich auf dem fliegenden Pferde, mit dem Bären und dem Hunde hinten drauf, fort. Sowie er zu der Insel kam, stürzte der Wolf ihm entgegen; aber Iwan schlug ihn mit seinem Stock, so daß er um Gnade bitten mußte.

„Tödte mich nicht, Iwan Kupiska's Sohn!" bat der Wolf. „Alles, was du haben willst, sollst du erhalten; nur schone mein Leben!"

„Ich brauche dein Leben nicht, ich brauche nur deine Milch!" sagte Iwan.

„Nimm so viel du willst!" sagte der Wolf.

Er bekam nun Wolfsmilch und außerdem eines von den Jungen des Wolfes, so daß er jetzt drei Diener hatte. Als er sich dem Hause näherte, band die Schwester den Räuber und

legte sich auf's Bett. Hierauf kam der Bruder mit der Milch zu ihr.

„Teufelsbruder, den auch der Wolf nicht zerrissen hat!" dachte die Schwester und in ihrem Aerger schüttete sie die Milch weit über den Boden hin aus.

Am nächsten Morgen begab sich der Bruder mit seinen drei Dienern auf die Jagd. Der Hund spürte auf, der Wolf jagte und der Bär tödtete. Als er Abends heimkam, lag die Schwester wieder auf dem Bette und jammerte wie früher:

„Ich bin so krank, ach, so krank!"

„Was für eine Arznei hast du nothwendig?" fragte der Bruder.

„Weit von hier sind zwei Berge", sagte die Schwester, „die sich bald öffnen, bald wieder schließen. Zwischen den Bergen sind zwei Katzen, ein Männchen und ein Weibchen. Das Weibchen bäckt Kuchen und das Männchen streicht Butter darauf. Verschaffe mir die Kuchen, dann werde ich gesund!"

Am nächsten Morgen zeitlich reiste der Bruder mit seinen drei Dienern auf dem Rücken des Pferdes — zuerst der Bär, dann der Wolf und zuletzt der Hund — wieder ab. Es dauerte nicht lange, so kamen sie zu dem Berge und gerade in diesem Augenblicke öffnete er sich und tief unten in einer Kluft saßen zwei Katzen und bucken Kuchen. Das Pferd machte einen Sprung und eins, zwei, drei waren sie alle miteinander unten. Iwan ergriff augenblicklich die Kuchen und das Pferd sprang wieder mit ihm hinauf; aber der Bär, der Wolf und der Hund kamen nicht auf das Pferd hinauf, und die Berge schloßen sich über ihnen. So mußte er ohne sie heimreisen. Die Schwester und der Räuber waren sehr erfreut, als sie sahen, daß der Bruder allein nach Hause kam.

„Nun wollen wir ihn tödten!" sagte der Räuber, und als Iwan eintrat, war der Räuber seiner Fessel entledigt und sagte zu ihm:

„Geh hin und heize in der Badestube ein!"

Iwan willigte ein und ging sogleich dahin. Aber während er damit beschäftigt war, die Badestube zu erwärmen, kam ein Rabe dahergeflogen.

„Woher kommst du?" fragte Iwan.

„Von den Bergen, die sich öffnen und schließen!"

„Was gibt es Neues?"

„Der Bär, der Wolf und der Hund leben noch!"

„Was treiben sie?"

„Sie graben einen Weg unter dem Berge; um wieder zu dir her zu kommen!"

Als die Badestube erwärmt war und Iwan sich auf die Bank im Dampfe niedergelegt hatte, kam der Räuber, um die Thüre zu verammeln und die Badestube in Brand zu stecken. Aber gerade in dem Augenblicke, als er sie anzünden wollte, kamen der Hund, der Bär und der Wolf, überfielen den Räuber und zerrißen ihn. Hierauf ging der Bruder zu seiner Schwester hinein und sagte:

„Dreimal hast du Anschläge gemacht, mich zu tödten, dreimal sind sie dir mißlungen; denn siehe, ich lebe noch! Aber nun verlasse ich dich auf immer!"

Er nahm hierauf den Hund, den Bären und den Wolf mit sich und zog zu Fuß von dannen. Die Schwester blieb allein zurück und alles, was die Räuber besessen hatten, auch die Pferde überließ Iwan ihr. Er ging und ging, bis er endlich zu einer Stadt kam. Er betrat dieselbe und wanderte durch die Straßen der Stadt. In einem Fenster saß ein Kaufmann. Der Kaufmann sah, daß der Fremde der Sohn eines besseren Mannes sein müsse, und lud denselben zu sich ein. Als er eine Weile mit ihm gesprochen hatte, bat ihn der Kaufmann, daß er bei ihm bleiben möge. Iwan blieb und der Kaufmann gewann ihn so lieb und hatte solche Freude an ihm, daß er weder essen noch trinken konnte, wenn Iwan nicht dabei war. Er liebte ihn, als ob er sein eigener Sohn gewesen wäre, und schließlich gab er ihm seine einzige Tochter zur Ehe. Eines Tages fragte er Iwan:

„Hast du keine Geschwister?"

„Ja, ich habe eine einzige Schwester", antwortete Jwan, „aber sie ist weit, weit von hier!"

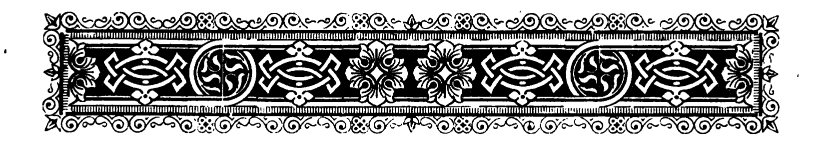
„Bringe sie hieher!" sagte der Kaufmann.

Den Tag darauf bestieg Jwan ein Pferd und ritt fort, um die Schwester zu holen. Nach langem Suchen fand er wieder zurück zu dem Hause im Walde, wo sie ganz allein wohnte. Hierauf nahm er die Schwester, die drei Pferde und alles Gut mit sich zu dem Kaufmann, seinem Schwiegervater. Die Schwester blieb bei ihnen; sie konnte es aber nicht vergessen, daß der Bruder den Tod des jungen Räubers, ihres Geliebten, verursacht hatte, und suchte noch immer nach einer Gelegenheit, ihm das Leben zu nehmen. Eines Tages endlich fand sich eine solche und sie stieß dem Bruder ein Messer mitten in's Herz, so daß er todt zusammenstürzte.

Der alte Kaufmann klagte und jammerte lange Zeit über den Verlust seines theuren Schwiegersohnes. Er ließ ihn unter seinem Fenstern begraben, um ihn auch nach dem Tode so nahe als möglich bei sich zu haben. Als der Hund, der Bär und der Wolf merkten, daß ihr Herr verschwunden war, weinten sie alle lange. Aber der Wolf fand das Grab und begann zu graben. Der Bär kam auch dazu und nahm die Leiche aus dem Sarge. Sodann kam der Hund und als dieser Jwans Wunde beleckt hatte, wurde Jwan, der Sohn Kupiska's, wieder lebendig. Der Alte war vor Freude ganz außer sich, als er seinen Schwiegersohn wieder lebendig vor sich sah.

„Weshalb hast du mich getödtet?" fragte der Bruder seine Schwester.

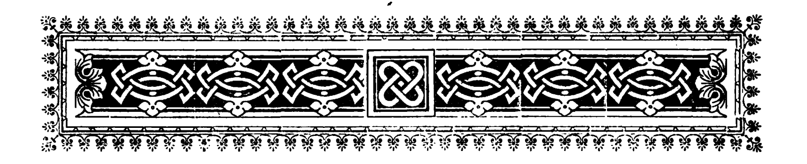
„Weshalb hast du meinen Geliebten getödtet?" antwortete sie. Hierauf wurde die Schwester zum Tode verurtheilt und in dem Grabe ihres Bruders begraben; Jwan aber, der Sohn Kupiska's, lebte noch lange und glücklich.



Anhang.

Räthsel und Sprichwörter.





Räthsel und dunkle Reden
(Arvadusak und sevdnjis sarnek).

Höher als alle Berge und niedriger als das Haidekraut?
Der Fußsteig.

Es wandert immer und hat eine kleine Bürde auf dem Rücken; dennoch wird es niemals müde? Der Spinnrocken.

Ehe der Vater halbfertig, ist der Sohn schon im Walde?
Der Rauch.

Am Tage im Gefängniß, in der Nacht frei?
Die Zehen.

Es hackt Tag und Nacht, bekommt aber doch nie einen Span?
Eine Glocke (Renthierschelle) oder das Augenlid.

Abwärts gewendet voll, aufwärts gewendet leer?
Eine Haube.

Wer ist der Allerweiseste in der Welt?
Der Besemer (Waagestange mit Haken und Schiebegewicht).

Es steht auf dem Wipfel mit der Wurzel nach oben? oder: Wipfel unten, Wurzel oben? Der Kuhschweif.

Fuß aus Stein, Seiten aus Zwirn und Kopf aus Holz?
Ein Netz.

Das Todte zieht Lebendige aus dem Walde?
Ein Kamm.

Eine Jungfrau sitzt am Rande der Quelle, hat eine Kappe auf dem Kopfe? Eine (nicht ganz aufgesprungene) Engelwurz.

Ohne Deckel und ohne Boden und doch angefüllt mit rohem Fleisch?
Ein Fingerring.

Es geht Tag und Nacht, findet aber niemals die Thüre?
Eine Uhr.

Was hat Platz in einem Mausloch, kann sich aber in einem Ochsenstand nicht wenden? Ein Stab.

Was ist das? Wenn es in ein Loch hineinkriecht, kommt es in drei Löchern auf einmal zum Vorschein?
Jemand, der einen Päsk (eine hemdähnliche Jacke, die über den Kopf angezogen wird) anzieht.

Was ist das, welches zum Fluße geht um sich zu waschen und die Eingeweide zu Hause läßt?*) Ein Kissen.

Was ist das für ein lebendes Wesen, das dem Menschen am nächsten ist?
Eine Laus.

Es wandert durch den Wald und verliert den Schweif im Walde; was ist das? Eine Nadel.

Es ißt mit dem Mund und scheißt mit dem Nacken?
Ein Hobel.

Vier Geschwister; sie gucken jedes in ein Loch hinab?
Die Spitzen der Zeltstangen.

Du siehst es wohl, kannst es aber nicht fassen?
Der Rauch.

Jemand sieht nach unten, das Wasser aber rinnt bergauf?
Ein Pferd, das trinkt.

Es hackt jemand, es fallen Späne, doch hört man nichts?
Der Schnee.

Das vordere Ende wie ein Nägel, die Mitte wie ein Faß und das hintere Ende wie ein Reisig-Besen? Das Pferd.

Ein Haken nach aufwärts, ein Haken nach abwärts und eine Krümmung in der Mitte? Ein Kesselhaken.

---

*) Lappisch: Mi dat lä, mi jokki manna båsadet ja guođđa siskelusaid vissui? Statt „guođđa" liest O. Donner: guodda = trägt; dann ist zu übersetzen: Was ist das, welches zum Fluß geht um sich zu waschen und die Eingeweide nach Hause trägt? Ein Eimer.

Eine Scharbe fliegt über das Meer; Blut tropft von den Flügeln?
Ein Boot, das gerudert wird.

Ein schwarzes Pferd trabt Tag und Nacht dahin, die Zugstränge aber bewegen sich niemals? Ein Fluß.

Wann kann man hundertjährige Greise sehen, die einen Kopf haben, der nur eine Nacht alt ist? Wenn es schneit; denn dann haben die Baumstümpfe einen Kopf, der nur eine Nacht alt ist.

Klein wie ein Ei und doch ist es nicht möglich, darin auf den Grund zu sehen? Das Herz des Menschen.

Kaum dicker als ein Lachsnetz-Zwirn, aber den Tag sieht es niemals?
Das Mark in einem Baume.

Wer ist der kleine Mann,
Neigt sich vor und stellt sich an,
Als ob er stehlen wollte,
Obgleich er 's niemals kann?
Die Schnellwage.

Was ist schwarz wie ein Priester, springt wie ein Pferd, und hundert Männer können es nicht zäumen? Der Floh.

Es kommt eine Tonne aus fremdem Land,
Sie hat weder Kimmen noch Spund oder Band,
Enthält aber zweierlei Arten von Bier?
Ein Ei.

Was scheint kleiner zu sein als ein Licht, ist aber größer als ein Haus und kostet mehr als Dänemark und Schweden?
Ein Stern.

Wer schreit Tag und Nacht ohne davon heiser zu werden?
Der Wasserfall.

Klein und leicht, tanzt auf einer Fläche, zottig wie ein Schaf, hat aber nicht ein Haar? Das Instrument, mit dem dünnes Fladenbrod auf der Oberfläche gerieft wird.

Was ist das? Am Tage ist es voll Fleisch und Blut, in der Nacht jedoch steht es leer da und gafft? Das Schuhwerk.

Was geht über des Menschen Verstand?
Was auf seinem Kopfe geht.

Was ist das? Man spricht am wenigsten darüber, nimmt es aber am öftesten in die Hand? Die Handhabe an der Thür.

Was hat mehr Wunden als der Bauer Haare auf dem Kopf?
Der Hauklotz.

Wo ist es am dünnsten zwischen warm und kalt?
Im Fenster.

Wo ist es am dünnsten zwischen Leben und Tod?
Im Boote, wenn man auf der See ist.

Der Vater ist nicht kniehoch, der Sohn aber reicht in die Höhe des Himmels. Was ist das? Das Feuer und der Rauch.

Nenne eine großbauchige Mutter, die drei kopflose Kinder hat?
Der Kessel mit seinen drei Füßen.

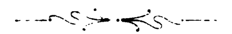
Wo findet man mehr als hundert Schwestern, welche in einem Gürtel tanzen? Im Fladenbrodriefer.

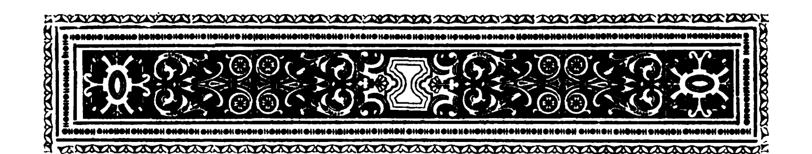
Was nimmst du lieber: dasjenige, was die Mutter in die Ecke stellt oder eine gebratene Schlange?
Die Mutter stellt den Käse in die Ecke, um ihn zu trocknen, der Fisch wird gebraten.

Was nimmst du lieber: dasjenige, welches durch den eingefriedeten Weideplatz hüpft, oder dasjenige, welches hinter dem Gebüsch lauert?
Der Frosch hüpft durch den Weideplatz, der Hase lauert hinter dem Gebüsch.

Was ist dir lieber: dasjenige, welches durch den eingefriedeten Weideplatz kriecht, oder dasjenige, welches sich durch denselben bricht?
Die Schlange kriecht durch den Weideplatz, das Schwein bricht sich durch denselben.

Was ist krumm gewachsen und krumm gemacht, gekalkt, gegerbt, geschmiedet und geschmiert? Die Bugsiel.





Sprichwörter u. sprichwörtliche Redensarten
(Sadnevajasak).

Gib dem Hunde und höre schlimme Worte (habe Undank)!

Besser ein Häutchen (das Magere) in der Hand als das Fett im Walde.

Besser ein Schnitt in den Mund als eine Wunde auf dem Kopf.

Besser ist fortziehen als in Ruhe liegen.

Dieser Mann hat mehr Ränke als Sehnen.

Wer lange Federn hat, fliegt hoch.

Am Strande ist man freilich weise, wenn auf der See ein Schaden geschieht.

In einem Rabenneste kann man auch ein Schwanenei finden.

Tiefes Wasser hat schlammigen Grund.

Ein angenehmer Begleiter verkürzt den Weg.

Die eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus.

Das eine Jahr ist nicht des anderen Bruder.

Die Scham beißt nicht mehr seine Wange.

Eine Eichhörnchen-Klaue beißt nicht mehr seine Stirne (d. h. er ist außer sich vor Freude oder Kummer).

Der Tag ist nicht so lang, daß nicht die Nacht käme.

Du sollst keinen augenlosen Kauf machen (nicht die Katze im Sacke kaufen).

Zwei Weise können im Reden gegen einen thörichten Lappen nicht aufkommen.

Ein böser Freund ist besser als ein guter Unbekannter.

Neun Weise können einem Thoren nicht den Mund zustopfen.

Nicht alle Brüder haben an derselben Mutterbrust gesogen.

Gott gibt schlimmen Kühen keine Hörner.

Großsprecherei erschreckt niemand und Geschwätz füllt keinen Magen.

Höflich gegen alle, aber mit niemand Umstände machen.

Die Kuh, welche am meisten brüllt, gibt am wenigsten Milch.

Alle Schweine sind im Finstern schwarz.

Der vorderste Finger kommt zuerst in den Mund.

Staat gemacht muß werden, wenn auch nur auf einem Schlitten.

Ist die Armuth groß, so sind wir glücklicher Weise unser viele, um sie zu tragen.

Wenn Gott die Mutter nimmt, nimmt er den Vater (d. h. wenn die Mutter stirbt, vergißt der Vater oft seine Pflicht gegen seine Kinder).

Niemand ist so lang, daß er nicht höher gemacht zu werden braucht, und niemand so kurz, daß er nicht gebogen zu werden braucht.

Sachte und gut
Ein Leides nie thut;
Heftig und schlecht
Ist Niemandem recht.

Selbstgethan ist wohlgethan.

Der Krähe gefallen ihre Jungen am Besten.

Der Haken, der gut werden soll, muß bei Zeiten gebogen werden.

Neue Besen kehren immer gut, aber die alten reinigen besser die Fugen.

Bleibe und wohne in deinem Lande, wenn du dort auch nur dünnen Wasserbrei zu essen hast.

Wer Zangen hat, verbrennt sich nicht die Hände.

Aus dem Wege, Bauern, es kommt eine Kuh angefahren!

Hat man den Hund gelitten, muß man auch seinen Schwanz leiden.

Spuck in die Hände und pack besser an!

Wenn es auf den Geistlichen regnet, tröpfelt es auf den Küster.

Die Lüge reitet, die Wahrheit schreitet, kommt aber doch zur rechten Zeit an.

Was voll thut, muß nüchtern bezahlen.

Wer weiß, wo der Hase seinen Weg nimmt, sagte der Knecht, und legte die Schlinge auf das Dach des Badezimmers.

Hab' ich keine Fische gefangen, so hab' ich doch noch meine Würmer, sagte der Finne, der im Brunnen angelte.

Das war ein Schuß, der traf, sagte derjenige, welcher nach einem todten Huhn schoß.

Deine Sünde, o Welt, bedenke, sagte Lars Jansson, als er in die Mistgrube fiel.

Es war ein wunderliches Thier, sagte das Mädchen von der Ziege.

Langsam kommt man weit, sagte der Tatar, welcher auf bloßer Erde in Schneeschuhen ging.

Der Kessel braucht den Topf nicht schwarz machen zu wollen, denn sie sind ja doch beide schwarz.

Es geht, aber es geht langsam, sagte der, welcher mit dem Ochsen fuhr.

Hab' Geduld, sei fromm und gut, sagte Emanuel Person, als er den Heukorbwagen zog.

Frisches Wasser das hier, sagte der Geistliche, der aus einer Schöpfkanne Branntwein trank.

Ich wußte ja, daß sich ein Nagel finden werde, sagte der, welcher eine Predigt las und einen Nagel in dem Buche fand.

Das war Kaffee, der schmeckte, sagte das alte Weib, als es Lauge trank.

Lustig! sagte das Mädchen, welches über ein Wespennest tanzte.

Pfui Teufel! sagte der, welcher Tinte trank.

Frischer Muth in der Seele des Lappen! sagte der Knabe, der Prügel bekam.

Rasch vorwärts! sagte der, welcher über die Thürschwelle fiel.

Du hättest nicht dahin gehen sollen; du wußtest ja, daß du kein Wasserthier bist, sagte der Bauer, als die Ziege in den Brunnen gefallen war.

Stark! sagte der Lappe, als er Scheidewasser trank.

Hier war nichts mehr zu nehmen, sagte der Dieb, der die Thüre nahm.

Schönes Kind! sagte der Pfarrer, der ein Ferkel taufte.

Ich kenne die Wolle, sagte jener, der die Sau schor.

Nun kann man sehen, sagte die Alte, welche sich die Augenbrauen abschor.

Unsere Zeit ist ganz flüchtig hier, sagte das alte Weib, welches auf einem Mühlstein fuhr.

Mir kann es gleichgiltig sein, sagte der, welcher einen Korb erhielt.

Hohes Haus und niedriges Licht, große Schüssel und wenig Speise folgt oft aufeinander.



Isländische Märchen.

[By Jón Árnason]

Aus den Originalquellen übertragen

von

Jos. Cal. Poestion.



Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

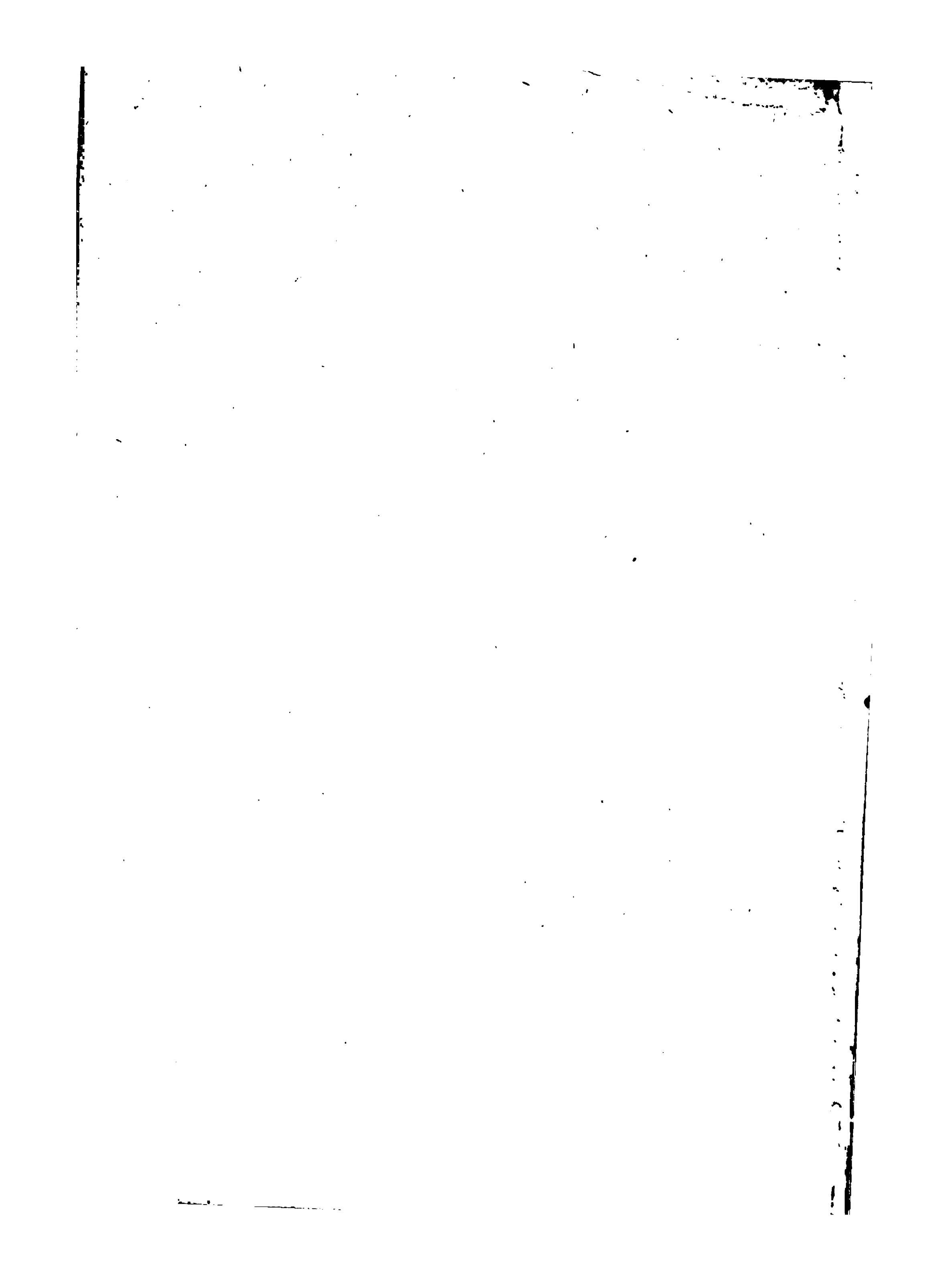
1884.

Meiner theuren Gattin

Marie

für treue und aufopfernde Liebe

gewidmet.



Vorwort.

Indem ich dem deutschen Publikum eine Sammlung isländischer Märchen vorlege, möge es mir gestattet sein, einige Bemerkungen über das Volk, dem dieselben angehören, vorauszuschicken.

Das traurige, abgeschiedene Eisland im nördlichen Ocean lenkt ja nur selten die Blicke der übrigen Welt auf sich. Obwohl an Größe das Königreich Baiern übertreffend und in alter Zeit ein blühender Freistaat, spielt die merkwürdige, jetzt zu Dänemark gehörige Insel außerhalb Skandinaviens doch keinerlei Rolle im Weltverkehr. Den meisten Gebildeten ist Island nur bekannt und interessant wegen seiner Naturwunder, welche immer Gelehrte und Neugierige angelockt und beredte Schilderer gefunden haben. Allein die Aufmerksamkeit und das Interesse der Besucher blieb auch fast nur auf diese Phänomene allein concentrirt; die sonstige Beschaffenheit dieses Eilandes, die socialen, wirthschaftlichen und culturellen Verhältnisse auf demselben fanden nur selten gebührende Beachtung und ernstes Studium durch die Fremden. Die ungeheuren Gletscher und Eisfelder, welche einen großen Theil der Insel bedecken — der Vatnajökull oder Klofajökull im Südosten des Landes erstreckt sich allein über einen Flächenraum von 150 Quadrat-Meilen —, die Stein- und Lavawüsten, welche zusammen über 120 Quadrat-Meilen einnehmen, schrecken den hastenden Schritt des fremden Wanderers zurück oder hemmen ihn auch durch unüberwindliche Hindernisse. Schwer ist es auch für den Ausländer das Volksleben kennen zu lernen, da die einzelnen Gehöfte weit von einander entfernt sind und nur an

den wenigen Hauptorten und Handelsplätzen ein engeres Zusammenleben sich entfaltet. Ueberdies sind die Reisenden, welche Island besuchen, zumeist der Landessprache nicht mächtig und auch mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes nicht vertraut, und somit ganz außer Stande, die Nationaleigenschaften des letzteren und die weniger nach Außen sich zeigenden Seiten seines Lebens und Treibens richtig zu erkennen und zu beurtheilen. Die Berichte über Island und seine Bewohner leiden daher gewöhnlich an großer Unzuverläßlichkeit und lauten denn auch nicht selten widersprechend, so daß die wahren Verhältnisse des Landes unbekannt bleiben. Mir ist von neueren deutschen Islandfahrern nur ein Mann bekannt, der diesen Bedingungen ganz entsprochen hat; es ist dies der namhafte Münchener Rechtsgelehrte und ausgezeichnete Kenner der altnordischen Zustände: Professor Conrad Maurer. Derselbe hat die Insel zweimal zu wissenschaftlichen Zwecken bereist und Land und Leute wie kein Zweiter in neuerer Zeit kennen gelernt. Von ihm erfuhren wir denn auch, daß das Leben auf Island trotz der Armuth, Unwirthlichkeit und Traurigkeit des Landes keineswegs so freudlos, der Volkscharakter keineswegs so trüb sei, als Beides in den Berichten so mancher Reisenden dargestellt wird. Es ist wahr, das isländische Temperament ist cholerisch-melancholisch und Ruhe und Ernst ist ein Hauptzug des ganzen Volkes; der düstere Charakter des Landes und seines Klimas hat in Verbindung mit dem entschwundenen Ruhme der Vorfahren einen tiefen Eindruck auf den Geist der Isländer gemacht. Besonders den Fremden gegenüber legt der Bewohner Islands eine Verschlossenheit an den Tag, die oft mißverstanden wird, aber ganz natürlich erscheint, wenn man bedenkt, daß sich der Reisende fast nie mit den Leuten in ihrer Landessprache verständigen kann. Man hat oft auch in jüngster Zeit den Isländern aus diesem Grunde sogar den Vorwurf der Stumpfsinnigkeit gemacht — eine Ungerechtigkeit, welche den Kenner dieses intelligenten Volkes geradezu empören muß.

Ich will es versuchen, auf Grund und mit Benützung der Berichte C. Maurer's (vergl. Germania, Vierteljahrschrift für

deutsche Alterthumskunde, XIV. Bd., S. 97 ffg.) und der zuverläßlichsten neuesten Daten, die ich zumeist aus isländischen Schriften selbst sowie aus brieflichen Mittheilungen isländischer Freunde schöpfe, eine flüchtige Skizze über das Leben und die Lebensbedingungen auf Island zu entwerfen.

Island, welches einen Flächenraum von 1867 Quadrat-Meilen umfaßt, ist jetzt von rund 70.000 Menschen bewohnt. (Die Volkszählung vom 1. October 1880 ergab eine Bevölkerungszahl von 72.440 Köpfen, während am 1. October 1870 nur 69.763 Seelen gezählt wurden). Trotz der immer sich mehrenden Auswanderungen nach Amerika hat also die Zahl der Bevölkerung in der letzteren Zeit um ein Beträchtliches zugenommen. In den zehn Jahren von 1870 bis 1880 sind beinahe um die Hälfte mehr Menschen geboren als gestorben. Der Grund dieser raschen Vermehrung liegt in der großen Heirathslust der Isländer, welche nachgerade zu einer Plage einzelner Gemeinden geworden ist, indem sich arme Leute verheirathen, die für ihre Nachkommenschaft wenig Sorge tragen können. Dennoch ist beinahe ein Fünftel aller Kinder unehelich geboren.

Die Hauptsubsistenzmittel der Isländer sind im Allgemeinen die Viehzucht und die Fischerei; beides ist so ergiebig, daß die Insel eine viel größere Volksmenge ernähren könnte. Den mit der Viehzucht verbundenen Landbau zur Gewinnung von Heu betreiben mehr als 50.000 Menschen; doch steht der Grasanbau, von dem das Wohl der Bauern fast allein abhängt, noch auf einer sehr niedrigen Stufe, obschon in den letzteren Jahren nach dieser Richtung hin einige Fortschritte gemacht wurden. Wenn man bedenkt, daß es nur beiläufig 20 Quadrat-Meilen Grasland gibt, und dieses nur schlecht bebaut ist, davon aber doch alles Vieh im Winter lebt, so kann man ersehen, daß bei einem rationellen Betriebe des Landbaues, und namentlich durch Urbarmachung weiteren Landes für den Grasanbau, noch viel mehr Vieh fortkommen und daher auch mehr Menschen auf der Insel leben könnten. Besondere Sorgfalt wird jetzt nur den Grasgärten vor den Höfen, den sogenannten „tún" zugewendet,

welche denn auch ausgezeichnetes, fettes Heu geben; dieselben umfassen jedoch zusammen nur 3—4 Quadrat-Meilen im ganzen Lande. Getreide, Hülsenfrüchte und so mancherlei andere Nahrungsmittel producirt das Land so gut wie gar nicht, und auch Gartenbau findet sich nur vereinzelt; am meisten baut man noch Kartoffeln, welche gut gedeihen, weniger Kohl. Der Kartoffelbau wird besonders im Südlande betrieben. Zierpflanzen u. dgl. werden außer in Reykjavík und in geringer Anzahl in Akureyri nur äußerst selten angetroffen. Die Anzahl der Hausthiere ist in neuerer Zeit viel geringer als im Alterthum. Es gibt jetzt nur wenig Höfe auf der Insel, wo sich zwanzig Kühe befinden, während in der alten Zeit 40, 60 ja oft über 100 Kühe auf einem einzigen Hofe nicht selten waren. Die Rinder werden immer mehr durch die Schafe verdrängt, was im Interesse der Bevölkerung umsomehr zu beklagen ist, als die Kühe auf Island wegen des guten fetten Futters eine vorzügliche Milch geben und überdies nicht so vielen ungünstigen Zufällen ausgesetzt sind wie die Schafe. Die Milch dient theils zur directen Nahrung, theils wird sie zur Bereitung von Butter, seltener auch von Käse verwendet. Den Haupternährungszweig der Isländer bildet aber, wie schon angedeutet, die Schafzucht. Das isländische Schaf gehört zu der im Norden Europas verbreitetsten Species: O, vis brachyura borealis; doch gibt es auf der Insel selbst wieder mehrere nicht wesentlich (hauptsächlich bezüglich der Qualität der Wolle) von einander verschiedene Arten. Die Gebirgsschafe z. B. haben in der Wolle langes, grobes, flachsähnliches Haar. Man zählte zuletzt nach der ausgeführten Wolle 800.000 Schafe auf Island. Die Schafzucht selbst ist in den verschiedenen Theilen des Landes verschieden und hängt von localen Verhältnissen ab. Das Galtvieh wird im Sommer auf die Hochweiden getrieben und hier sich selber überlassen. Nicht selten geschiebt es denn, daß Thiere im Schnee zu Grunde gehen; aber auch die Fluth rafft manches Stück von den am Meeresstrande gelegenen Weiden hinweg. Diese Verluste sind jedoch noch gering im Vergleiche mit denjenigen, welche ver-

schiedene Krankheiten unter den Thieren verursachen. Nicht nur die Wolle, sondern auch die Bälge mit und ohne Wolle werden exportirt, desgleichen Talg. Die Schafmilch wird vorzüglich zur Bereitung von Butter und Käse verwendet. In den letzteren Jahren hat man auch begonnen lebende Schafe, zumeist nach England, auszuführen.

Von anderen häuslichen Nutzthieren sind noch zu nennen: Ziegen; sie kommen jedoch nur an einzelnen Orten vor; Schweine, in alter Zeit häufig, finden sich jetzt nur an den Hauptorten und Seeplätzen; Geflügel, besonders Hühner trifft man namentlich an den Handelsorten an. — Ueberreich ist Island an Pferden, welche nicht nur zum Reiten, sondern auch zu jeder Art von Transport verwendet werden. Die isländischen Pferde sind klein und zottig, gutmüthig, kräftig, ausdauernd, sicher und nicht freßgierig; sie bleiben Sommer wie Winter im Freien und gehen dann auch oft zu weit, so daß in harten Jahren viele verhungern.

Der zweitwichtigste Nahrungszweig der Isländer ist, wie schon erwähnt, die Fischerei in süßem wie in salzigem Wasser sammt dem Seehundsfange. Hierbei haben sie freilich an den Engländern, Dänen, Franzosen u. s. w. überlegene Concurrenten. Der Häringsfang wird an den Küsten Islands gegenwärtig besonders von den Norwegern eifrig betrieben. Die Isländer haben es nicht verstanden, diese reiche Hilfsquelle ergiebig auszunützen; doch hätten sie es auch nicht vermocht, da es ihnen an den hiezu nöthigen Capitalien fehlt. — Eine andere, wenngleich weit weniger ergiebige Erwerbsquelle bietet in verschiedenen Gegenden die Jagd auf Säugethiere wie auf Vögel. Die Schneehühner bilden sogar einen nicht unbedeutenden Exportartikel. Die industrielle Production beschränkt sich wesentlich auf die Verarbeitung der Schafwolle, sowie auf den Betrieb einiger weniger und auch nicht besonders ergiebiger Schwefelgruben. Handwerker gibt es, außer in den größeren Orten, auf der Insel nur wenige, was bei der Zerstreutheit der einzelnen Höfe, welche oft Meilen weit von einander entfernt sind, begreiflich ist. Der isländische Bauer muß daher auch sein eigener Zimmermann und Tischler,

Schmied und Sattler u. s. w. sein. Der Handel, welcher so lange Zeit fast ganz darniederlag und in den Händen der Dänen war, beginnt sich jetzt doch allmählig zu heben. Ausgeführt werden: Wolle, Talg, Butter, Fleisch, Felle, Fische, Federn, Dunen, Schafe, Pferde, Schneehühner u. s. w.; eingeführt: Getreide, Salz, Steinkohlen, Theer, Eisen und Eisenwaaren, Bauholz, Kleider, Leinwand, Putzwaaren, Branntwein, Tabak, Kaffee, Zucker und viele andere nothwendige oder überflüssige Dinge.

Der wirthschaftliche Betrieb des isländischen Bauern ist demnach ein sehr abwechselnder, aber auch oft ein sehr beschwerlicher. So ist z. B. die Heuarbeit, welche in die zweite Hälfte des Juli und die erste Hälfte des August zu fallen pflegt, eine überaus mühsame, zumal wo der Boden naß oder nicht gut geebnet ist, oder wo die Wiesen weit abliegen und somit ein langer Transport auf Pferdesrücken erforderlich wird; höchst beschwerlich und zugleich gefährlich ist ferner der Betrieb der Fischerei in den Zeiten, da die großen Fischzüge an der Süd- und Westküste ankommen (beiläufig vom Anfange Februar bis Anfangs Juni reichend); endlich ist auch der Dienst des Schafhirten das ganze Jahr hindurch ein harter, da er gerade im schlimmsten Unwetter, im Winter wie im Sommer, seinen Thieren am meisten nachzugehen hat. Noch schlimmere Beschwerden legt den Isländern die Unbill des Klimas auf, indem durch lange, harte Winter oft Mißernten, durch Eisblockaden Abschließung einzelner Gegenden von jedem Verkehr mit anderen Orten, durch Kälte und Stürme Verluste am Viehstand und in Folge dessen, wie es erst kürzlich wieder der Fall war, Hungersnoth und epidemische Krankheiten herbeigeführt werden.

Da es der Insel gänzlich an Bauholz fehlt, desgleichen an Lehm zur Bereitung von Ziegeln, ja selbst an Kalk zu Mörtel, ist es begreiflich, daß auch die Wohnungen der Isländer äußerst primitiv beschaffen sind. Die meisten Gebäude sind denn auch einzig aus wechselnden Lagen von Rollsteinen und Rasenstreifen aufgebaut, und da auch Brennholz auf Island so gut wie gar nicht vorhanden ist — bekanntlich gibt es auf dieser Insel keine

Waldungen, sondern nur Birken- oder Weidengebüsche —, so muß beim Bau der Hütten darauf gesehen werden, daß dieselben durch möglichst hermetischen Verschluß nach Außen hin im Vereine mit der Körperwärme der eng zusammengepreßten Bewohner die Erwärmung eines Ofens ersetzen. Denn außer den Einwohnern der Haupt- und Handelsorte können nur Wenige sich den kostspieligen Luxus eines Ofens, etwa gar eines eisernen, erlauben.

So ist denn das Leben auf der Insel nicht gerade angenehm und freundlich — nach unseren Begriffen nämlich. Der Isländer selbst ist hingegen ganz anderer Ansicht. Er fühlt sich mit den elenden Hütten zwischen rauhen Lavaströmen, an der tobenden See und auf schwarzen Klippen bei der dürftigsten Nahrung so zufrieden, daß er getrost im Sprichworte behauptet: „Island ist das beste Land, welches die Sonne bescheint" (Ísland er hið besta land sem sólin skínür upp á). In der Fremde befällt ihn ebenso wie den Schweizer das schmerzlichste Heimweh. Die isländischen Dichter werden nicht müde, in den schwungvollsten Liedern und kunstreichsten Gedichten ihr Vaterland zu besingen, „das uralte Eisland, die geliebte Muttererde, das schöne Felsenweib" zu feiern. Auch fehlt es den Isländern durchaus nicht an verschiedenen Annehmlichkeiten des Lebens — natürlich wieder in ihrem Sinne. Abgesehen von dem höchsten Maße individueller Freiheit, dessen man auf Island wie nirgends sonst in einem civilisirten Lande genießt, gibt es im Leben der Isländer allerlei Vergnügungen, welche ihnen das beschwerdenvolle Dasein freudvoll und heiter gestalten. Da gibt es Festlichkeiten aller Art bald für den häuslichen Kreis, bald für die ganze Gemeinde, und der genügsame Sinn dieses Volkes weiß die verschiedensten Verrichtungen und Arbeiten mit Scherzen und munteren Gebräuchen zu würzen. Die in alter Zeit so beliebten einheimischen Tänze (víkivakar) sind freilich bereits verschwunden und auch der eigenartige Ringkampf (glíma) ist nur mehr an einigen Orten im Gebrauch. Dagegen bildet noch immer das Wettreiten, wie auch schon das Spazierreiten, ein besonderes Vergnügen der Isländer. In neuester Zeit wendet man auch dem Gesange, der früher nur selten zu hören war, und, da Jeder auf eigene Faust und ohne

auf die Uebrigen zu achten fortsang, nichts weniger als melodisch klang, eine größere Pflege zu. Das Volkslied, zumal das einheimische, ist im Ganzen nur wenig gepflegt; hingegen sind auf Island eine Menge von Volkssagen, Märchen, Schwänken und Reimen in Umlauf, in denen sich ein gesunder Sinn und frischer Humor ausspricht. Eine Reihe der verschiedenartigsten Spiele verschafft Kurzweil in müßigen Stunden und bei Zusammenkünften, so z. B., wenn man von den aus dem Auslande importirten Karten- und Brettspielen absehen will, auch manche sehr alte, specifisch isländische, wie das Godenzabel (goðatafl), welches aus zwei Würfeln und 32 Steinen besteht, und das St. Olafszabel («tafl Ólafs konungs helga»), welches mit 30 Steinen, 15 schwarzen und 15 weißen, gespielt wird. Auch das bereits in sehr alter Zeit im Norden und besonders auf Island beliebte Schachspiel, welches die Isländer stets mit großer Meisterschaft spielten, wird noch heutzutage, wenn auch nicht mehr so allgemein, getrieben, und es gibt noch jetzt sehr viele und zwar ganz eigenthümliche, zumeist höchst complicirte Arten, von denen nur die bemerkt werden mag, daß man den König so viel Mal matt setzt, als es geht. Ueberhaupt sind die hervorragendsten Vergnügungen und Spiele geistiger Natur. Schon die Kinder üben sich in geistigen Turnieren. So ist es, nur um ein Beispiel anzuführen, ein beliebtes Kinderspiel, daß man sich in der Kenntniß und schlagfertigen Anwendung einer möglichst großen Anzahl von Liedern zu überbieten versucht. Aber auch die Erwachsenen finden noch immer, wenn auch vielleicht nicht mehr in demselben Maße wie früher, ein Vergnügen darin, schier endlose Reimdichtungen (Rímur) zu recitiren. Eine beliebte Unterhaltung der Isländer ist ferner das Improvisiren von Versen, worin dieses Volk, wie wir aus den alten Sagas ersehen können, von jeher ein besonderes Geschick besaß.*) Das Leben ist also für die ein-

*) Lebendige Schilderungen der meisten dieser Unterhaltungen finden sich in der kürzlich erschienenen, von mir übersetzten Erzählung des Isländers J. Th. Thóroddsen „Jüngling und Mädchen", Berlin 1883. Vgl. darüber auch mein demnächst erscheinendes Buch „Zur isländischen Volkskunde", worin sich diese Seite des isländischen Volkslebens auf das Ausführlichste behandelt finden wird.

geborenen Bewohner Islands durchaus nicht reizlos und auch die Gemüthsart und der Volkscharakter der Isländer zeigt sich bei genauer und aufmerksamer Beobachtung ihrer Aeußerungen und ihrer Gewohnheiten keineswegs so verschlossen und melancholisch, als man bis auf die neueste Zeit so oft behaupten gehört hat. Im Gegentheile, man findet bei näherer Bekanntschaft mit ihnen einen hohen Grad von Frohsinn und Lebhaftigkeit vorherrschend und zwar nicht selten unter Umständen, wo sie von nicht geringem äußeren Mangel und großer Trübsal gedrückt werden. Ihr Charakter ist der einer arglosen Offenheit, einer frommen Ergebenheit und einer steten Munterkeit des Gemüthes, verbunden mit einer Stärke des Verstandes und einer Schärfe des Geistes, wie man sie selten in anderen Gegenden der Welt antrifft.

Geradezu als ein culturgeschichtliches Phänomen muß der wissenschaftliche Sinn und literarische Geist der Isländer bezeichnet werden — ein Erbe ihrer weltberühmten Vorfahren, deren staunenerregende literarische Leistungen wohl jedem Gebildeten bekannt sind. Man dürfte auf Island kaum ein Kind von neun Jahren finden, welches nicht mit Fertigkeit lesen und schreiben, ja auch rechnen kann. Die meisten jungen Leute, besonders die Knaben, erhalten eine höhere, nicht wenige sogar eine gelehrte Ausbildung, und zwar im Lande selbst. Wo die localen Verhältnisse des Wohnortes den Besuch einer Schule unmöglich machen, übernimmt der Hausvater den Elementarunterricht der Kinder und die Unterweisung der Dienstleute in nützlichen Kenntnissen. Was in der Schule nicht gelernt werden konnte, wird durch Selbststudium erworben. Schon der Engländer Henderson, welcher sich in den Jahren 1814 und 1815 in Island aufhielt und die ganze Insel bereiste, erzählte, daß es dort gar nichts Ungewöhnliches sei, junge Leute, welche sich nie mehr als einige Meilen von ihrem Geburtsorte entfernt hatten, Stellen aus griechischen und lateinischen Schriftstellern hersagen zu hören; auch sei er kaum je in eine Hütte gekommen, wo er nicht irgend Jemand angetroffen hätte, der fähig war, sich mit ihm über Gegenstände zu unterhalten, welche man in anderen Gegenden

von Europa als weit über die Fassungskraft von Leuten desselben Standes ansehen würde, und gemeine Isländer verriethen bei vielen Gelegenheiten eine Bekanntschaft mit der Geschichte und Literatur anderer Völker, die wirklich Erstaunen errege. Neuere Reisende berichten von gleichen Beobachtungen. Die liebste Zerstreuung ist dem Isländer noch immer, vornehmlich in der traurigen Winterszeit, das Lesen und Abschreiben der alten Sagas. In Folge der letzteren Beschäftigung besitzen viele Isländer eine Handschrift, die an Schönheit mit der der besten Kalligraphen in anderen Theilen Europas wetteifern könnte. Wie groß aber die Vorliebe und Freude an dem Lesen der alten Erzählungen ist, mag unter Anderm die Thatsache beweisen, daß, als vor etwa 50 Jahren die Kopenhagener Gesellschaft für altnordische Literatur zur Herausgabe einer Sammlung solcher Erzählungen aus dem Mittelalter (der „Fornmannasögur") schritt, sich unter den Bauern, Fischern, Knechten und Mägden auf Island eine so große Theilnahme durch Subscription auf das zwölfbändige, kostspielige Werk kundgab, daß man eine entsprechende Erscheinung kaum bei den vermöglichen und gebildeten Bewohnern irgend eines andern Landes finden dürfte. Noch rührender beweist diese Liebe zum Lesen und Anhören der alten Geschichten bei den Isländern, daß sie bis in die letzten Jahrhunderte die Feier- und Fasttage dadurch für besonders ernst und für Zeiten der Enthaltsamkeit von weltlichem Genusse bezeichneten, daß sie an ihnen keine Sagas lasen. Da die isländische Sprache sich bekanntlich seit tausend Jahren fast unverändert erhalten hat, macht sie die Lectüre der alten Schriften selbst denen, die nur Elementarunterricht genossen haben, möglich. Viele, selbst die schlichtesten Leute, besitzen daher oft eine Kenntniß der reichen heimischen Literatur, welche unglaublich ist; ja man kann unter den gesellschaftlich unansehnlichsten Persönlichkeiten nicht selten geradezu gelehrte Männer finden. Als Professor Maurer auf Island nach Abschriften einer Saga suchte, wurde er an den „als Dichter weit herum bekannten Zimmermeister", den „hochbegabten Olafr Briem", und später an einen Buchbinder, Jon

Borgfirdingr, einen „in der Geschichte und Literatur seiner Heimat sehr bewanderten Mann", gewiesen, der nachher bei all seinem sonstigen Ansehen einen Posten als Polizeidiener in Reykjavik bekleidete. Auf seiner weiteren Suche nach Handschriften der betreffenden Saga kam Maurer auch auf die kleine Insel Flatey im Breidifjördr und traf dort den alten Gisli Konradsson, den Vater des berühmten Gelehrten Conrad Gislason. Er erzählt von ihm: „Von Haus aus ein schlichter Bauer, hatte derselbe doch durch fleißige Arbeit ein ungewöhnliches Maß von Kenntnissen sich erworben, zufolge deren er sich bei seinen Landsleuten eines hohen Ansehens erfreute. Eine Reihe von Werken hatte er verfaßt oder doch aus dem Dänischen übersetzt oder nach dänischen Vorlagen bearbeitet; er hatte aber auch über isländische Geschichte, Stammtafeln, Volkssagen u. dgl. Vieles gesammelt, und zumal eine große Zahl von Sagen und anderen Quellenschriften eigenhändig abgeschrieben."

Ein glänzendes Zeugniß für den wissenschaftlichen Sinn der Isländer sind deren öffentliche Bildungsanstalten. Das, wie schon gesagt, rund 70.000 Seelen zählende, zum größten Theile aus Bauern, Fischern und Dienstknechten bestehende und auf einen Flächenraum von 1867 Quadratmeilen vertheilte Völkchen besitzt außer mehreren Volksschulen (darunter drei ausschließlich für Mädchen) eine Realschule, eine sechsclassige Lateinschule, („gelehrte Schule"), eine theologische Anstalt und eine medicinische Schule. Die beste von diesen Schulen ist die Lateinschule, welche ausgezeichnete einheimische Lehrkräfte besitzt und gegenwärtig unter der Leitung des trefflichen Gelehrten Jón Thorkelsson steht. Die in jüngster Zeit mit besonderer Sauberkeit ausgestatteten Jahresberichte enthalten außer den Schulnachrichten regelmäßig eine höchst werthvolle wissenschaftliche Publication (seit 1879 ein „Supplement zu isländischen Wörterbüchern" vom Director Thorkelsson). Dem vergangenen Sommer ausgegebenen Programme zufolge wurden an dieser Anstalt im Schuljahre 1882/83 folgende Gegenstände gelehrt: Isländisch, Dänisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Latein, Griechisch, Religion, Geschichte,

Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Gesang, Zeichnen und Turnen. Die jungen wohlhabenderen Leute, welche sich dem höheren Lehrfach oder dem Jus widmen oder auch gediegenere medicinische und theologische Kenntnisse, als die Anstalten der Insel solche vermitteln können, erwerben wollen, gehen nach absolvirter Lateinschule an die Universität Kopenhagen, zuweilen auch nach Deutschland, wo sie sich fast immer durch die Schnelligkeit ihrer Auffassung, ihren unermüdlichen Fleiß und ihre unersättliche Wißbegierde vor allen ihren Mitschülern auszeichnen. Wie ich aus den Verhandlungen des im Sommer 1881 versammelten Althings ersehe, wollen die Isländer jetzt auch eine förmliche „Hochschule" haben, eine Quasi-Universität für Juristen, Theologen und Mediciner, welche die neuzuschaffende juridische Facultät mit dem Pastoral-Seminar als theologische und der Aerzteschule als medicinische Facultät vereinigen soll. Es ist freilich sehr zweifelhaft, ob die dänische Regierung auf diesen Wunsch eingehen wird. An weiteren Bildungsanstalten befinden sich auf Island mehrere öffentliche Bibliotheken. Die größte davon ist die Stiftsbibliothek zu Reykjavik, welche 15.000 Bände besitzt; dieselbe gehört der ganzen Insel, denn deren Bewohner haben sämmtlich zu ihrer Entstehung und Bereicherung beigetragen, indem die Regierung eine Subscription eröffnete und die Einwohner Bücher und Geld gaben. Sie ist wöchentlich an einem bestimmten Tage geöffnet und sämmtliche Bewohner der Insel können daraus auf mehrere Monate und selbst auf ein Jahr Werke entlehnen, wodurch die Anstalt zu einer reichlich fließenden Quelle zur Verbreitung intellectuellen Lebens auch für die entlegensten Gegenden der Insel wird. Die nächstgrößte Bibliothek besitzt die Lateinschule, welche auch andere wissenschaftliche Sammlungen hat; kleinere Bibliotheken befinden sich in Akureyri und Isafjördur. Außerdem gibt es an verschiedenen Orten Lesevereine.

Eine wichtige Rolle im geistigen Leben auf Island spielen auch mehrere Vereine zur Verbreitung gediegener Schriften und nützlicher Kenntnisse. Der wichtigste, schon im Jahre 1816 ge-

gründete Verein ist die „Isländische Literaturgesellschaft", welche den Zweck verfolgt, „durch Herausgabe isländischer Werke die Sprache und Literatur der Isländer zu sichern und dadurch den geistigen Interessen des isländischen Volkes nicht minder als seinem nationalen Selbstgefühle eine kräftige Förderung zu verleihen". Die Gesellschaft besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine ihren Sitz in Kopenhagen, die andere in Reykjavik auf Island hat, und publicirte bereits eine stattliche Anzahl der trefflichsten Werke aus der alten und modernen isländischen Literatur. Eine sehr ersprießliche Thätigkeit entwickelt ferner der noch junge „Verein der Volksfreunde", welcher es sich zur Aufgabe macht, populär-wissenschaftliche Schriften zur Bildung und Aufklärung des Volkes herauszugeben. Endlich ist noch der „Alterthumsverein" zu nennen, welcher sich vor zwei Jahren constituirte und die Auffindung und Erhaltung isländischer Antiquitäten bezweckt; derselbe steht in Verbindung mit dem archäologischen Museum zu Reykjavik und hat erst jüngst ein interessantes Jahrbuch veröffentlicht.

Natürlich hat Island auch seine Zeitungen, und zwar dermalen nicht weniger als sechs (darunter eine medicinische!), welche in der Regel zweimal monatlich in sauberer Ausstattung erscheinen. Dieselben sind von großer Wichtigkeit für die heimische Literatur, da durch sie so manche kostbare Arbeit von dichterischem oder wissenschaftlichem Werthe publicirt wird, die sonst nie das Tageslicht erblicken würde. Den Druck besorgen die fünf Buchdruckereien der Insel, aus denen außer den gelehrten auch die dichterischen und schöngeistigen Werke hervorgehen, die alljährlich die moderne National-Literatur der Isländer bereichern; denn das winzige Völkchen besitzt seine eigene originelle, an glänzenden Erzeugnissen reiche Literatur, welche nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ die literarische Production so manchen europäischen Volkes von 20- bis 70facher Ueberzahl übertrifft. Gleichwohl ist diese Literatur, deren Hauptstärke in der Lyrik liegt, in Deutschland, wie überhaupt außerhalb Islands, beinahe unbekannt. Ich habe die neue isländische Literatur in der

kurzen Einleitung zu meiner Uebersetzung der Erzählung „Jüngling und Mädchen" von Jón Thórdarson Thóroddsen mit einigen Strichen skizzirt und gedenke demnächst ausführlicher darüber zu handeln. Die Uebersetzung der genannten Erzählung ist der erste Versuch, der in Deutschland gewagt wurde, die neuisländische Literatur auch bei uns bekannt zu machen, und ich kann bereits mit Freuden constatiren, daß derselbe nicht mißlungen ist.

Immer war Island auch eine Heimstätte der Volksdichtung, insbesondere der Sagen- und Märchendichtung, für die ja die Geschichte, sowie die localen und socialen Verhältnisse des Landes einen ausgezeichneteren Boden als irgend anderswo darbieten. Das Anhören und Erzählen der alten Sagen und Märchen, die bald in der kräftigen, knappen Prosa, bald in kunstreichen Versen und Reimen vorgetragen werden, bildet ja, wie schon oben bemerkt nebst der Lectüre der Sagas noch immer die Lieblingsunterhaltung der Isländer an den langen Winterabenden. Das Märchen ganz besonders ist auf Island so alt wie die Geschichte der Insel selbst, welche mit dem Jahre 874, dem Zeitpunkt der beginnenden Besiedlung Islands durch Norweger, ihren Anfang nimmt.

Die Vorliebe der Isländer für das Märchenhafte macht sich denn auch schon frühzeitig in der Literatur geltend, und wir besitzen eine ganze Reihe isländischer Erzählungen (Sagas), welche theils märchenhafte Episoden und Verschleierungen geschichtlicher Verhältnisse enthalten, theils geradezu als reine Märchen erscheinen. Ich erinnere diesbezüglich nur an die Örvaroddssaga, an die Sagas von Ketill Haeng Grim und Lodinkinni, an die Kjalnesingasaga, an die Saga von Bard Snaefellsaß u. A. Obwohl uns von den in frühester Zeit auf Island umlaufenden eigentlichen Volksmärchen keine genauen Proben erhalten sind, wissen wir doch, welches die beliebtesten Stoffe von solchen waren — dieselben nämlich, welche noch heute in den meisten isländischen Märchen behandelt sind. Die Sverrissaga, welche vom Abte Karl Jónsson († 1212) zu Ende des

12. Jahrhunderts begonnen und von Styrmir dem Weisen um die Mitte das 13. Jahrhunderts überarbeitet und vollendet wurde, vergleicht die Schicksale ihres Helden (des Königs Sverrir † 1202) auf seiner Fahrt nach Vermaland mit den Erzählungen alter Sagen über die Geschichte von Königskindern, welche von ihren Stiefmüttern verhext waren (Fornmannasögur VIII. S. 18). In dem Prologe, welchen ungefähr um dieselbe Zeit der Mönch Oddur zu seiner Lebensgeschichte des Königs Olaf Tryggvason schrieb, heißt es, es sei besser, diese Geschichte zu hören, als die Stiefmuttermärchen, wie sie die Hirtenbuben einander erzählen, von denen Niemand wisse, was Wahres daran sei, und in denen immer der König am Uebelsten wegkomme. Stiefmuttermärchen (stjúpusögur) sind auch die meisten Märchen, welche noch heute auf der Insel sich im Umlauf befinden und unverkennbar das Gepräge hohen Alterthums an sich tragen. Die Stiefmütter der isländischen Märchen sind in der Regel menschenfressende Unholdinnen, welche in wunderschöner Gestalt — zumeist als Königswitwen auftreten, deren Gemahl von Vikingern erschlagen wurde, und auf diese Weise einen verwitweten König dahin bringen, sie zu heirathen, worauf sie dann die Kinder des Königs — gewöhnlich die Königstochter — verfolgen, aussetzen, ermorden oder verzaubern, um dem eigenen Kinde an deren Stelle zu verhelfen. Die böse Stiefmutter wird schließlich immer entlarvt und der gerechten Strafe zugeführt. Die Märchen von den Königen und Königskindern könnten auf den ersten Blick als fremdländische und erst später importirte Producte erscheinen, da es ja auf Island niemals Könige gegeben hat; bei genauerem Zusehen ergibt sich jedoch gerade dieses Vorkommen von großen und kleinen Königen in den Märchen als ein triftiges Moment für die Constatirung des hohen Alters derselben. Die Ansiedler Islands kamen aus Norwegen, wo es zahlreiche „Kleinkönige" (smákonungr; dasselbe Wort begegnet in den Märchen!) gab, bis Harald der Haarschöne im Jahre 872 der Herrlichkeit derselben für immer ein Ende machte, und eben dadurch den Anlaß zur Besiedelung Islands gab, indem die norwegischen Großen

und wohlhabenden Bauern sich nicht dem Usurpator beugen wollten. Aus Norwegen also nahmen die Besiedler Islands mit ihren sonstigen Erinnerungen an die alten Verhältnisse und Sagen der Heimat auch die Märchen von den Königen und Königskindern mit hinüber auf die abgelegene Insel, wo dieselben sich durch Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag — wenn auch natürlich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern mit neuen, oft genug fremden Zügen durchsetzt — erhalten haben. Auch das stereotype Auftreten der Vikinger sowie mannigfache andere echt altnordische Züge in diesen Märchen sind Beweise des hohen Alters derselben.

Außer den Stiefmuttermärchen gibt es noch eine ziemliche Anzahl anderer Märchen, namentlich solcher, welche sich dem Schwanke nähern. Auch in diesen finden sich gar manche alterthümliche Züge bewahrt. Auffallend ist es hingegen, daß in den isländischen Märchen verhältnißmäßig wenig Anklänge an die specifisch altnordischen Mythen vorkommen, obschon es deren geradezu frappirende gibt. Häufiger finden wir Verwandtschaft mit deutschen Märchenstoffen, ohne daß von einer Uebertragung weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin zu denken ist, so daß also die Quelle ursprünglich eine gemeinsame, urgermanische, beziehungsweise indogermanische war. Ueber die Verwandtschaft einzelner isländischer Märchen oder Züge aus denselben einerseits mit altnordischen Mythen, andererseits mit deutschen Märchenstoffen hat Konrad Maurer ausführlicher gehandelt in seinem vortrefflichen, jedem Freunde Islands auf das Nachdrücklichste zu empfehlenden Werke: „Isländische Volkssagen der Gegenwart" (Leipzig 1860), S. 276 ff. und in „Germania" IX. Bd., S. 241 ff.

Später haben auf Island auch fremde Märchen Eingang und Aufnahme beim Volke gefunden (so z. B. unsere Sage von der getreuen Griseldes), nachdem bereits im 14. Jahrhundert gelehrte Männer wieder norwegische Bischof Jón Haldórsson (der in Paris studirt und in den Jahren 1322—1339 das Bisthum Skálholt auf Island inne hatte) und Andere ausländische Märchen, Schwänke und Ritterromane durch Uebersetzung aus dem Latei-

nischen, Griechischen und Französischen schriftlich nach Island verpflanzt hatten. Diese Märchen, die in Hugo Gering einen vortrefflichen kritischen Herausgeber gefunden*), kommen für uns nicht in Betracht.

Die vorliegende Sammlung enthält nur isländische Originalmärchen, die noch heute im Munde des Volkes leben; mit einziger Ausnahme von Nr. XVIII (das Pferd Gullfaxi und das Schwert Gunnfjöður), welches ich der Güte meines isländ. Freundes Prof. Steingrimr Thorsteinsson verdanke, habe ich dieselben Jón Arnason's zweibändigem Sammelwerke isländischer Volkssagen und Märchen (Íslenzkar Þjóðsögur og Æfintýri. 2 Bde. Leipzig 1862—64) und zwar dem 8. Abschnitte entnommen. Jón Arnason gewährte mir freundlichst die Benützung seiner Sammlung, die ja ein Gemeingut aller Isländer ist. Es konnten indessen nicht alle Märchen des Abschnittes in die deutsche Sammlung herübergenommen werden, da einige derselben oft nichts Anderes sind als Variationen eines und desselben Stoffes, andere deutlich fremden Ursprung verrathen. Auch sonst mußte öfter freier vorgegangen werden, z. B. gleich bei dem ersten Märchen (Fertram und Isol, die lichte), von dem Arnason mehrere Varianten mittheilt, aus denen die Lücken der Hauptrecension ergänzt werden mußten, u. dgl. mehr. Da dem Sammler die Märchen aus den verschiedensten mündlichen wie schriftlichen Quellen zuflossen, entstand eine gewisse Ungleichheit in der Art der Erzählung, die sich zuweilen störend bemerkbar macht; in solchen wie in mehreren anderen Fällen wäre wohl freiere, vielleicht poetischere Bearbeitung am Platze gewesen; ich wagte es indessen nicht, andere als die allernothwendigsten Veränderungen vorzunehmen; denn freiere oder poetische Bearbeitungen der Volkssagen geschehen nur zu häufig auf Kosten der Natürlichkeit und des frischen Reizes des Originals.

*) Íslendzk Æventýri. Isländische Legenden, Novellen und Märchen. Herausgegeben von Hugo Gering. I. Band. Text. Halle 1882. — Hieher gehört auch die Clarus Saga, die von G. Cederschiöld mit lateinischer Uebersetzung herausgegeben wurde. Lund 1879.

Auch in anderer Hinsicht glaubte ich mich an der Ursprünglichkeit der Märchen nicht vergreifen zu dürfen. Es geht nämlich einerseits ein kindlich-naiver anderseits ein derb-humoristischer, aber gesunder Zug durch alle diese Märchen; ungescheut und mit kindlicher Offenheit wird darin über Verhältnisse und Dinge gesprochen, die wir verfeinerte Menschen nur zart anzudeuten pflegen. Diese Ehrlichkeit und Geradheit des Ausdruckes tilgen oder auch nur verblümen zu wollen, hieße nicht nur den Märchen einen guten Theil ihrer charakteristischen Eigenart rauben, sondern sich an dem gesunden, beneidenswerthen Natursinn eines braven Volkes versündigen. Ueber ausdrücklichen Wunsch der Verlagshandlung habe ich es unterlassen, die einzelnen Märchen mit Anmerkungen zu begleiten. Es hätten sich deren eine solche Fülle ergeben, daß sie den Text ungebührlich belastet und dem ganzen Buche ein gelehrtes Aussehen gegeben haben würden, was gegen den Zweck dieser Publication gewesen wäre. Vielleicht finde ich anderwärts Gelegenheit die überreichliche Ausbeute, welche die isländischen Märchen für die Culturgeschichte des Nordens und die vergleichende Märchenkunde gewähren, passend zu verwerthen.

Was die Uebersetzung der vorliegenden Märchen betrifft, so war dieselbe mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Arnason hat dieselben größtentheils nach der mündlichen Erzählung von Bauern, Fischern, Knechten, Mägden, überhaupt Leuten aus der niedrigsten Volksklasse, aufgezeichnet und nachträglich nur wenig oder gar nicht verändert; obwohl nun alle Isländer ziemlich gut sprechen, haben sich in diese Erzählungen doch Ausdrücke eingeschlichen, die in der Schriftsprache nicht gebräuchlich und grammatikalisch wie syntaktisch ziemlich gewagt sind. Für einen Fremden, der wie ich die ohnehin ungemein schwierige isländische Sprache in der Studierstube erlernt hat, sind solche Ausdrücke mitunter ganz unverständlich; ich wandte mich in solchen Fällen mehrmals an meine isländischen Freunde um Auskunft; selbst ihnen erschien aber bisweilen eine „Stelle" dunkel. Die Wörterbücher ließen mich nicht nur bei solcher Gelegenheit, sondern

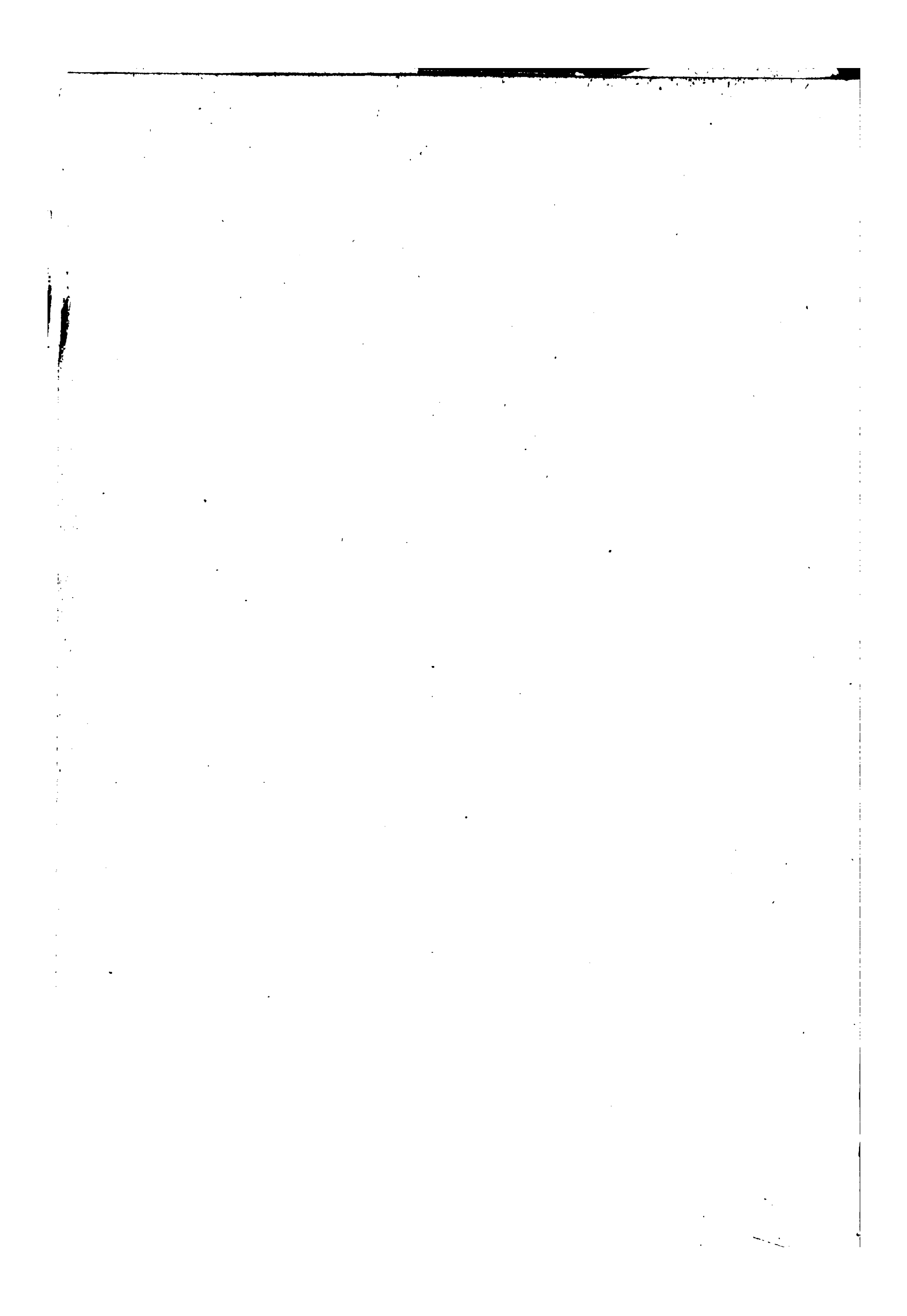
überhaupt sehr häufig im Stich, da dieselben fast nur die alte und die Schriftsprache berücksichtigen. Die besten Dienste leistete mir noch das alte „Lexicon islandico-latino-danicum“ von Björn Haldorsson, dann erst das „Oldnordisk Ordbog“ von Eirik Jónsson und in dritter Linie das kostspielige „Icelandic-English Dictionary“ von Cleasby-Vigfússon. Ein isländisch-deutsches Wörterbuch existirt bis jetzt nicht, denn Möbius' „Altnordisches Glossar“ bleibt bei all seiner Vortrefflichkeit eben nur ein Glossar zu einer bestimmten Anzahl altnordischer Prosatexte. Wo also Kundigere finden sollten, daß meine Uebersetzung nicht sinngetreu ist, mögen sie in Anbetracht der bezeichneten Schwierigkeiten Nachsicht üben.

Möchten die „Isländischen Märchen“ bei dem deutschen Publikum einen freundlichen Empfang finden! Daß für derartige Producte der Volksdichtung bei den Deutschen noch Sinn und Interesse vorhanden ist, bewies die glänzende Aufnahme, welche erst jüngst einer ähnlichen Publication meines Freundes Dr. F. S. Krauß zu Theil geworden ist. Er veröffentlichte „Sagen und Märchen der Südslaven“.

Deutsche! Ihr werdet den duftigen Strauß, der Euch hier aus der Volksdichtung eines wackeren nordgermanischen Bruderstammes dargeboten wird, nicht zurückweisen!

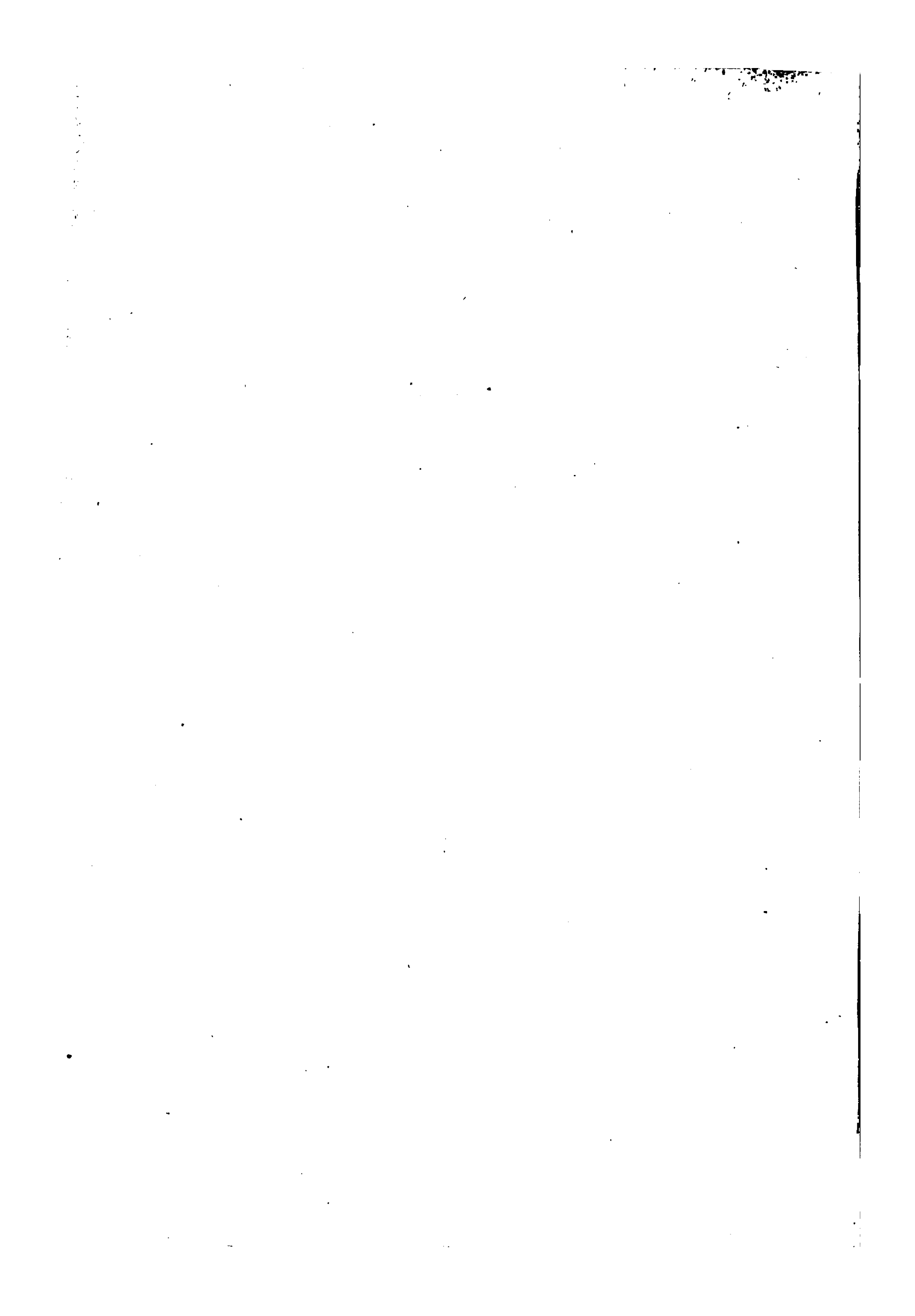
Wien, den 19. November 1883.

J. C. Poestion.



Inhalt.

Isländische Märchen.



I. Fertram und Isol, die lichte.

Es ereignete sich nichts Merkwürdiges, was man hören oder erzählen könnte, wenn man sich nicht auf's Lügen oder Stehlen verlegen will; und ich möchte nicht, daß dies bei meiner Erzählung der Fall sei. Doch würde ich, wenn es darauf ankommen sollte, solches nicht sparen, aber ich kann nicht lügen, denn die Lüge kam erst sieben Jahre später, als dieses sich ereignete. — Hinaus aus dem Hofe und südlich vom Hofe, und so ist es auch in unserer Zeit und selten lügt derjenige, welcher erzählt.

Es herrschte einmal ein König über ein Land; wie er aber hieß, und welches Land dies war, wird nicht berichtet. Er war verheirathet und hatte eine Tochter Namens Isol, welche sehr schön war.

In demselben Reiche war ein Herzog, welcher einen Sohn besaß, der Fertram hieß; dieser wurde am Hofe des Königs auferzogen und spielte oft mit der Königstochter, als sie beide jung waren, und sie liebten einander sehr. Als sie aber älter wurden, verlobten sie sich mit Willen ihrer Eltern.

Da trat nun ein Ereigniß ein, welches Allen ein großes Unglück dünkte. Die Königin wurde krank und starb; der König trauerte sehr über den Tod der Königin und saß lange auf ihrem Grabhügel. Endlich gingen seine Minister zu ihm und stellten ihm vor, daß ihm dies nichts helfe, und daß er die Regierung des Reiches nicht vernachlässigen dürfe, da sonst der ganze Staat in Unordnung gerathe; sie erboten sich zugleich außer Landes zu fahren und eine Frau für ihn zu suchen, die seiner würdig wäre. Durch ihre Vorstellungen brachten sie ihn

auch endlich dahin, daß er seine Einwilligung dazu gab, und sie bat, Schiffe für die Reise auszurüsten und so viele Leute mitzunehmen, als sie wünschten. Dies thaten sie denn auch so schnell sie konnten.

Sie segelten ab und hatten am ersten Tage günstigen Fahrwind. Später aber bekamen sie starken Nebel; sie verloren die Richtung und irrten nun während des ganzen Sommers auf dem Meere umher. Endlich erblickten sie vor dem Steven etwas Dunkles. Sie steuerten darauf los und fanden Land. Sie verließen die Schiffe und durchwanderten das Land nach allen Richtungen, bis sie entdeckten, daß dasselbe eine Insel sei.

Endlich fanden sie auch ein schönes Haus. Ein Mann stand in der Thüre desselben und spaltete Holz. Zwei Weiber saßen in der Nähe auf Stühlen; die eine von ihnen war schon bejahrter, die andere dagegen noch ganz jugendlich. Die ältere war eben damit beschäftigt, sich mit einem goldenen Kamme zu kämmen, und das Haar hatte dieselbe Farbe wie der Kamm. Sie strich sich die Haare aus dem Gesichte, als sie die Leute kommen hörte; diese grüßten sie freundlich und fragten, wie so es komme, daß nur so wenig Leute auf der Insel seien. Das ältere Weib antwortete ihnen ebenfalls sehr freundlich und fragte sie, was sie hieher führte. Die Abgesandten des Königs erzählten ihr nun Alles, was sich zugetragen hatte.

„Aehnlich ist es auch uns ergangen", sagte das Weib, „denn ich habe neulich meinen König verloren; es kamen Vikinger in's Land und die erschlugen ihn; ich aber flüchtete hieher mit meiner Tochter und diesem Knecht, den Ihr hier seht! Die Leute des Königs baten dieselbe, mit ihnen zu ziehen und die Königin ihres Königs zu werden. Sie lehnte jedoch diesen Antrag mit großem Danke ab; „denn er ist ja nur ein ganz kleiner König", meinte sie; „der aber, welchen ich hatte, war König über zwanzig gekrönte Könige; ich würde es für eine Schande für mich halten, sein Weib zu sein".

Die Abgesandten des Königs drangen nur noch mehr in sie, daß sie mit ihnen ziehe, und so ließ sie sich endlich doch dazu bewegen; sie schenkte dem Knechte das Haus mit Allem, was sich darin befand, und segelte sammt ihrer Tochter mit den Leuten des Königs ab. Sie bekamen guten Wind und die Fahrt dauerte nur wenige Tage.

Als der König die Schiffe von der Ferne erblickte, ließ er sich in einem goldenen Wagen zum Strande hinab fahren. Die Königin mußte sich neben ihn in den Wagen setzen, und er fühlte sogleich große Liebe zu ihr. Sie fuhren in die Stadt und es wurde ein großartiges Hochzeitsfest veranstaltet, zu welchem alle Großen in den benachbarten Ländern und Reichen eingeladen worden waren. Es wurde viel getrunken und die Gäste erhielten kostbare Geschenke, so daß diejenigen, die ganz arm gekommen waren, als Reiche von dannen gingen. Sie kehrten nun alle wieder nach Hause zurück, die Königin aber trat in alle Würden und Rechte ein, welche ihr gebührten.

Die Tochter der Königin hieß Isol, wie die Königstochter; den Leuten schien dieselbe nicht so schön zu sein wie diese, und sie unterschieden daher die beiden, indem sie jene Isol die schwarze, diese Isol die lichte nannten.

Die Königstochter wohnte in einem Thurme und hatte viele Dienerinnen; es werden jedoch nur zwei mit Namen genannt: Eya und Meya, welche zunächst hinter der Königstochter gingen und sie immer begleiteten, wenn sie ausging, um sich durch einen Spaziergang in einem Obstgarten zu erlustigen.

Bald nach der Hochzeit sagte die Königin zu dem Könige, es dünke ihr gut, daß er ein wenig seine Länder bereise. Der König hatte nichts dagegen einzuwenden, rüstete sogleich eine große Flotte aus und segelte fort. Er nahm auch Fertram auf diese Reise mit und es gab da einen schmerzlichen Abschied zwischen ihm und seiner Braut Isol.

Als die Flotte abgesegelt war, kam eines Tages die Königin zur Königstochter und fragte dieselbe mit großer Freundlichkeit, ob sie nicht mit ihr in den Wald hinausgehen wolle, um sich zu erlustigen. Isol war gern dazu bereit und folgte auch sogleich mit ihren beiden Dienerinnen Eya und Meya der Königin. Auch Isol, die schwarze, schloß sich ihnen an. Sie gingen nun scherzend und fröhlich in den Wald und lustwandelten in demselben. Da kamen sie zu einer großen und tiefen Grube, vor welcher sie stehen blieben. Ehe sich's aber die Königstochter und ihre beiden Dienerinnen versahen, stießen die Königin und ihre Tochter die drei Mädchen in die Grube und lachten darüber ganz unmäßig. Die Königin sagte dabei: „Das ist nun so gut gekommen. Statt daß Du, Isol, Du lichte, Fertram zum Manne bekommst, wird ihn nun Isol die schwarze bekommen."

Mutter und Tochter deckten die Grube zu, kehrten, erfreut über ihre That, in die Stadt zurück und legten heimlich Feuer an den Thurm, in welchem die Königstochter gewohnt hatte, so dass derselbe niederbrannte.

Die Königin ließ nun ihre Tochter die Kleider der Königstochter anlegen und alle Leute glaubten, sie sei Isol, die lichte. Wenige aber sprachen davon, daß die Tochter der Königin nicht mehr gesehen wurde; denn es gab nicht viele, welche glaubten, daß viel Gutes an ihr gewesen sei. Von den Mädchen in der Grube aber ist zu erzählen, daß Eya und Meya Hungers starben. Isol jedoch hatte von ihrer Mutter am Todtenbette eine goldene Scheere sowie einen Gürtel erhalten, welcher jeden, der ihn trug, vor dem Hungertode bewahrte. Da die Mutter ihr gesagt hatte, daß sie sich nie von diesen Dingen trennen dürfe, hatte sie dieselben auch jetzt bei sich und starb daher nicht. Mit der Scheere aber machte sie sich Stufen und gelangte so endlich aus der Grube. Sie kam an eine offene Stelle im Walde und überlegte nun hier, wohin sie sich begeben solle. Endlich entschloß sie sich in die Stadt zurückzukehren und sich so zu verkleiden,

daß sie nicht erkannt werde. Sie verfertigte sich ein Kleid aus Baumblättern, legte dasselbe an und begab sich in die Stadt. Sie ging in die Küche der Königsburg, nannte sich Näfrakolla, und bat die Kochfrau um einen Bissen Speise, da sie sehr hungrig war; zugleich erbot sie sich, derselben Kleider auszubessern und neue anzufertigen. Die Frau war damit einverstanden. Näfrakolla aber war so geschickt im Nähen, daß die Leute sich nicht erinnern konnten, jemals so hübsche Handarbeit gesehen zu haben.

Es kam nun der König von seiner Reise zurück und mit ihm auch Fertram. Die Königin und ihre Tochter gingen ihnen bis zum Strande entgegen, und sie fuhren hierauf alle in goldenen Wagen in die Stadt. Fertram und der König fragten erstaunt, wo denn Isol geblieben sei. Die Königin erzählte, daß bald nach ihrer Abfahrt der Thurm, in welchem Isol wohnte, sammt dieser verbrannt sei, und daß das Feuer wohl durch unvorsichtiges Gebahren ihrer Dienerinnen mit Feuer oder Licht entstanden sei. Diese Nachricht erfüllte Fertram mit größter Traurigkeit. Die Königin reichte ihm jedoch einen Trank und bat ihn zu trinken, und als er getrunken hatte, geschah ihm das Wunderbare, daß er sich gar nicht mehr an Isol, seine Braut, erinnerte. Nun suchte ihn die Königin zu bestimmen, daß er ihre Tochter zum Weibe nehme, und endlich versprach er es ihr auch und es wurde der Tag der Hochzeit bestimmt. Die Braut sollte nun die Hochzeitskleider für sich und den Bräutigam verfertigen. Da kam sie aber in große Verlegenheit, denn sie war nicht im Stande ein Kleid zu nähen. An Stoff und Zugehör hätte es ihr nicht gefehlt, allein sie war mehr gewöhnt, sich mit Knechten abzugeben, als weibliche Handarbeiten zu lernen.

In ihrer Verlegenheit ging sie zur Kochfrau und bat dieselbe, ihr einen Rath zu geben. Diese erzählte, daß sich ein Weib, Namens Näfrakolla, bei ihr aufhalte, welches vortrefflich Kleider

zu verfertigen verstehe. Die Tochter der Königin war darüber sehr erfreut, holte den Stoff und das Zugehör für die Kleider und begab sich sogleich zu Näfrakolla und bat sie, daß sie ihr die Kleider verfertigen möge. Näfrakolla willigte auch ein und machte alle Kleider.

An dem Morgen als die Hochzeit stattfinden sollte, kam die Tochter der Königin zu ihrer Mutter und sagte ihr, daß sie in eine üble Lage gerathen sei, denn es sei nun die Stunde gekommen, das Kind zu gebären, mit dem sie schwanger gehe, und dessen Vater Kolur, ihr alter Knecht, sei.

„Ich kann Dir aus dieser Verlegenheit helfen", sagte die Königin; „in der Küche hält sich ein Mädchen, Namens Näfrakolla, auf; geh zu ihr und bitte sie, daß sie sich statt Deiner auf die Brautbank setze".

„Glaubst Du nicht, daß sie schwatzhaft sein wird?" fragte Isol.

Die Königin entgegnete, sie werde schon Sorge tragen, daß dieselbe nicht mehr spreche, als sie, die Königin, wolle.

Isol begab sich nun in die Küche und bat Näfrakolla, daß sie an ihrer statt bei der Hochzeitsfeier erscheinen möge, da sie selbst daran verhindert sei. Näfrakolla willigte ein und begab sich zur Königin. Diese begann alsbald ihr die Brautkleider anzulegen. Als sie ihr aber die Reitärmel anzog, sagte Näfrakolla:

„Gut passen die Aermel
Der Eignerin Arme."

Die Königin sagte, Alle wüßten ja, daß sie dieselben genäht habe. Hierauf wurden ihr die Handschuhe gegeben; da sagte sie:

„Ich weiß es gar wohl,
Welche Finger sie nähten."

Die Königin sagte dasselbe wie früher, und bat Näfrakolla, nicht so über Alles zu schwatzen.

Man ritt nun in den Wald hinaus, um sich zu unterhalten. Als sie an den Ruinen des niedergebrannten Thurmes vorüberkamen, sagte Näfrakolla:

„Früher warst du schön und rein,
Jetzt bist du schwarz mein Kämmerlein!“

Fertram fragte sie, was sie gesagt habe; sie aber gab keine Antwort. Als sie dann zu einem Bache kamen, sagte Näfrakolla:

„Nun bin ich gekommen zum Lindenbaum,
Wo sich Fertram und Isol, die lichte,
Treue geschworen für alle Zeit,
Und er wird sie wohl halten auch heut!“

Fertram fragte sie wieder, was sie gesagt habe. Sie aber schwieg. Sie ritten nun weiter, bis sie zu der tiefen Grube kamen. Da sagte Näfrakolla wieder, indem sie in die Grube blickte:

„Hier liegen Eya und Meya,
Meine beiden Kammermädchen;
Ich entkam durch die Goldscheere meiner Mutter.“

Abermals fragte sie Fertram, was sie gesprochen habe; sie aber wollte keine Antwort geben.

Nun kehrte man wieder nach Hause zurück. Da ging das Pferd der vermeintlichen Braut durch; diese sagte dabei:

„Springe nur, springe nur, Skurbein!
Allein wirst du schlafen heut' Nacht,
Und ein junger König wird dann werden.“

Wiederum fragte sie Fertram, was sie gesprochen habe; aber Näfrakolla schwieg auch jetzt.

Hierauf kamen sie in die Stadt zurück. Isol war bereits wieder nach Hause gekommen. Sie und Näfrakolla wechselten die Kleider und kein Mensch wußte davon, als die Königin selbst. Diese fragte ihre Tochter, was sie mit dem Kinde gethan habe.

„Ich habe es gegessen, liebe Mutter!“ sagte sie.

„Das war recht, liebe Tochter“, entgegnete die Königin.

Als es nun Abend geworden war, begaben sich die Leute zur Ruhe. Der Bräutigam hatte sich bereits in's Bett gelegt, und die Braut war eben damit beschäftigt, sich rasch zu entkleiden. Als sie aber zu dem Bräutigam in's Bett steigen wollte, sagte dieser:

„Warte noch ein wenig; Du kommst mir nicht früher in das Bett, bevor Du mir nicht sagst, was Du gesprochen hast, als Dir die Aermel angezogen wurden".

„Ich glaube nicht, daß ich etwas Besonderes gesagt habe; ich erinnere mich nicht mehr daran", antwortete Isol; „aber ich kann die Königin fragen, was es gewesen ist".

Sie ging nun zu ihrer Mutter und fragte, was das abscheuliche Mädchen gesagt habe, als ihr die Aermel angezogen wurden, bevor sie fortritt.

Die Königin sagte ihr, sie habe gesagt:

„Gut passen die Aermel
Der Eignerin Arme."

Sie begab sich mit dieser Antwort hinein zu ihrem Bräutigam und theilte sie ihm mit. Hierauf sagte sie:

„Jetzt will ich aber hinauf zu Dir".

Der Bräutigam entgegnete jedoch:

„Nein, Du wartest noch; was sagtest Du, als Du die Handschuhe anzogst?"

„Daran erinnere ich mich nicht mehr; es wird wohl nichts Merkwürdiges gewesen sein", erwiderte sie.

„Du wirst es mir aber sagen", entgegnete er, „sonst kommst Du mir nicht herauf in's Bett."

Sie ging nun wieder zu ihrer Mutter und fragte sie, was das Mädchen gesagt habe, als es die Handschuhe anzog.

Die Königin sagte es ihr:

„Ich weiß es gar wohl,
Welche Finger sie nähten."

Hierauf begab sie sich mit dieser Antwort zu dem Bräutigam und sagte sie ihm. Zugleich wollte sie wieder in das Bett hinauf; er aber wehrte es ihr und fragte sie:

„Was hast du gesagt, als wir an den Ruinen des niedergebrannten Thurmes vorbeiritten?“

„Daran erinnere ich mich nicht mehr; es wird wohl nichts Besonderes gewesen sein“, sagte sie.

„Du wirst es mir aber sagen“, entgegnete Fertram, „sonst kommst du mir nicht in's Bett.“

Sie ging nun abermals zu ihrer Mutter, und fragte sie, was das Mädchen gesagt habe, als sie an den Ruinen des niedergebrannten Thurmes vorheiritten.

Die Königin sagte es ihr:

„Früher warst du schön und rein,
Jetzt bist du schwarz, mein Kämmerlein.“

Mit dieser Antwort ging sie wieder zum Bräutigam hinein und sagte sie ihm. Hierauf wollte sie durchaus zu ihm in's Bett, denn es war ihr schon sehr kalt geworden. Fertram aber sagte:

„Nicht früher, bevor Du mir sagst, was Du sprachest, als wir zur Linde und zur Grube kamen und bei der anderen Gelegenheit, als Dir das Pferd nach Hause durchging.“

„Daran erinnere ich mich nicht mehr“, sagte sie, „ich denke aber, es wird nichts Besonderes gewesen sein.“

„Du wirst es mir doch sagen“, sprach er.

Sie lief nun abermals zu ihrer Mutter und fragte darnach.

Die Königin sagte es ihr; als sie zur Linde kamen, sprach Näfrakolla:

„Nun bin ich gekommen zum Lindenbaum,
Wo sich Fertram und Isol, die lichte,
Treue geschworen für alle Zeit,
Und er wird sie wohl halten auch heut.“

Als sie zur Grube kamen, sprach sie:

„Hier liegen Eya und Meya,
Meine beiden Kammermädchen;
Ich entkam durch die Goldscheere meiner Mutter.“

Als aber das Pferd mit ihr durchging, sagte sie:

„Springe nur, springe nur, Skurbein,
Allein wirst du schlafen heut' Nacht,
Und ein junger König wird dann werden."

Sie kam mit dieser Antwort zurück und erzählte dem Bräutigam Alles und wollte nun zu ihm hinauf in's Bett.

In Fertram aber begannen gar viele und schlimme Ahnungen aufzusteigen und es kam ihm wieder die Erinnerung an seine rechte Braut zurück. Da nahm er das Schwert, das oben an der Bettstatt hing, und durchbohrte damit die falsche Braut, indem er sagte, es solle sich nun erfüllen, daß er diese Nacht allein schlafe. In diesem Augenblicke kam die Königin und sah was da vorging. Da wurde sie zu einer Unholdin. Rasch durchbohrte Fertram auch sie mit dem Schwerte und sie starb daran. Es wurde nun sogleich nach Näfrakolla gesandt und sie mußte Alles erzählen, was sich zugetragen hatte. Da freute sich der König sehr, daß er von dieser Unholdin befreit war, und das Festmahl wurde auf's Neue begonnen;

Da gab's auf den Tischen
Gepfefferte Pfauen,
Gesalzne Seefische,
Mimjam und Timjam
Und multum salve.
Da ward getrunken
Primet und Klaret
Und Wein Garganus.
Goldkisten man zog auf den Boden,
Die Gäste erhielten Geschenke;
Reich zogen jene von dannen,
Die ganz arm waren gekommen.
Fertram ward König, als jener starb;
Sie hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter,
Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

II. Kohlensteiß auf dem Steckenpferd.

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte. Sie hatten drei Töchter; die älteste hieß Signy, die zweite Asa und die dritte Helga. Die beiden ältesten Schwestern, Signy und Asa, hatten glückliche Tage im Vergleich zu Helga; denn die Eltern liebten sie sehr und erfüllten ihnen alle ihre Wünsche. Helga hingegen hatte sich nur geringer Liebe von ihren Eltern zu erfreuen und mußte alle die Geschäfte verrichten, welche am unangenehmsten und beschwerlichsten waren, und die auch die alte Mutter nicht verrichten wollte. Sie mußte alle grobe Arbeit thun, in der Küche sein, mit der Mutter das Essen bereiten und Alles putzen und reinigen, was in der Hütte der Reinigung bedurfte. Die älteren Schwestern hielten sich von all' dem ferne; im Winter saßen sie wie zwei Prinzessinen im Zimmer auf einer Bank; im Sommer aber sonnten sie sich im Freien, gingen in schönen Kleidern spazieren und dachten an nichts Anderes als an ihren Putz.

Gleichwohl beneideten sie Helga; denn obschon sie nur in Lumpen gehüllt war, die gröbsten Arbeiten verrichten mußte und keine andere Ruhestätte hatte als den Aschenhaufen draußen in der Küche, so erschien sie doch Allen als die schönste der Schwestern und dies ärgerte die beiden anderen sehr.

Da kam einmal ein wohlgekleideter und hübscher Mann und freite um Signy. Sowohl den Eltern wie auch Signy selbst gefiel der Mann, und da sie fanden, daß dies eine ansehnliche Partie sei, gaben sie ihr Jawort dazu. Der Mann zog hierauf sogleich mit Signy fort; sie waren aber noch nicht weit von der Hütte entfernt, als er seine Gestalt wechselte und zu einem Riesen mit drei Köpfen wurde. Er fragte nun Signy: „Wünschest Du, daß ich Dich trage oder daß ich Dich ziehe?"

Signy wählte, was das Angenehmere war, und sagte, sie wünsche daß er sie trage. Er ließ sie sich nun auf einen seiner Köpfe setzen und trug sie so hinein in seine Höhle. Hier führte er sie in einen Keller, band ihr die Hände auf den Rücken, schlang ihre Haare um eine Stuhllehne und ging hierauf fort und sperrte den Keller zu.

Kurze Zeit nachher kam wieder ein Mann zu dem Alten und seinem Weibe und freite um Asa; er war vornehm gekleidet und hatte, nach der Meinung der Eltern, das Aussehen eines wohlhabenden Mannes; außerdem gefiel er auch Asa. Es wurde daher beschlossen, daß der Mann sie zum Weibe bekommen solle und derselbe zog mit ihr fort vom väterlichen Hause.

Sie waren noch nicht weit von der Hütte entfernt, als dieser Mann zu einem schrecklich großen Riesen mit drei Köpfen wurde; er stellte dieselbe Frage an Asa, welche er auch an ihre Schwester Signy gerichtet hatte, und es geschah genau dasselbe, was schon früher von ihrer Schwester und ihm erzählt worden ist.

Es kam nun zum dritten Male ein Mann in die Hütte der alten Leute und hielt um die Hand ihrer Tochter an. Es war dies ein stolzer und ansehnlicher Mann. Die alten Leute aber baten ihn, er möge doch mit solchen Reden aufhören, „denn wir haben nun keine Tochter mehr zu vergeben, wir haben schon alle verheirathet, die wir hatten." Der Mann bestand jedoch nur noch eifriger auf seiner Werbung; sie hätten gleichwohl noch eine Tochter, die nicht verheirathet sei, meinte er.

Die alten Leute gaben endlich zu, daß sie allerdings noch eine Tochter besäßen; aber es falle ihnen nicht ein, zu glauben, daß irgend ein Mensch Liebe zu derselben fassen könne, denn sie sei ein häßliches Ding und dabei das nichtswürdigste Geschöpf der Welt. Der Mann aber bestand nur um so mehr auf seiner Werbung und bat, daß er das Mädchen sehen dürfe.

Helga wurde aus der Küche herbeigerufen und dem Fremden gezeigt; dieser drang in die alten Leute, ihm ihre

Tochter nicht länger zu verweigern. Wenn er sie schon durchaus haben wolle, so hätten schließlich auch sie nichts dagegen, meinte endlich der Vater; um Helga's eigene Meinung aber wurde nicht gefragt.

So zog denn der Mann mit Helga fort und als sie ein kurzes Stück Weges zurückgelegt hatten, verwandelte er sich, wie früher, zu einem Riesen und ließ Helga dieselbe Wahl wie ihren Schwestern; sie entschied sich dafür, gezogen zu werden, und es wird nichts Weiteres von ihnen gemeldet, bis sie in der Höhle des Riesen ankamen.

Da sagte der Riese zu Helga:

„Nun sollst Du alle häuslichen Arbeiten hier verrichten, die Höhle fegen und reinigen, mein Essen bereiten, mir in Allem an die Hand gehen und mein Bett machen."

So verging einige Zeit. Während des Tages besorgte Helga alle häuslichen Arbeiten in der Höhle, des Abends und Morgens aber bediente sie den Riesen. Dieser brachte regelmäßig den Tag mit Jagen und Fischen zu; des Abends trug er seinen Fang heim, der entweder aus Fischen oder Vögeln bestand, und ging sodann an seine Mahlzeit, bei der er nicht gerade die feinsten Manieren an den Tag legte.

Bevor er des Morgens vom Hause fortging, gab er Helga jedesmal, was sie brauchte. Sie bemerkte jedoch, daß der Riese immer selbst zu seinen Behältern und Verschlägen ging und sie nie dabei zusehen ließ; auch nahm er jedesmal, wenn er die Höhle verließ, seine Schlüssel mit sich. Das einzige lebende Geschöpf, von dem Helga wußte, daß es sich außer ihr noch in der Höhle aufhalte, war ein winzig kleiner Hund, welcher ihr gehörte und an dem sie viel Vergnügen hatte. Sie bemerkte aber, daß er immer, wenn sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, oder sich nicht mit ihm abgab, davon lief, jedoch wieder zurückkam wenn sie ihn rief, wenngleich nicht augenblicklich. Sie schloß daraus, daß er sehr weit von der Höhle fortlaufe.

Eines Tages begann Helga die Höhle zu untersuchen und stieß dabei auf eine versperrte Thüre, vor welcher der Hund lag. Sie schaute durch das Schlüsselloch, und es schien ihr, daß sie zwei Mädchen sehe, welche je auf einem Stuhle saßen, und es kam ihr der Gedanke, ob dies nicht ihre beiden Schwestern sein könnten. Da wurde sie sehr betrübt über das harte Loos, welches dieselben hier erleiden mußten, obschon ja die Schwestern selbst sie in früherer Zeit nicht besser behandelt hatten.

Als der Riese des Abends heimkam, war Helga sehr munter und gesprächig und trieb allerlei Scherze mit ihm, während er bei seiner Mahlzeit saß. Sie fragte ihn unter Anderem auch, wie er mit ihrer Arbeit und Wirthschaft in der Höhle zufrieden sei. Er sei damit ganz zufrieden, sagte er, und sie sprachen lange zusammen, bis sie ihn endlich fragte, wie sie selbst ihm gefalle. Der Riese sagte, sie gefalle ihm sehr gut; er habe sie ja auch deshalb geholt, weil er wußte, was für ein hübsches Weib sie sei. Da sagte Helga:

„Wenn Du etwas Besseres mit mir beabsichtigt hättest, als daß ich Deine Magd sei, würdest Du nicht so mißtrauisch gegen mich gewesen sein und mir gewiß erlaubt haben, in Deiner Höhle überall und zu allen Verschlägen und Behältnissen herumzugehen, und dann hätte ich mich auch an Deinem Reichthum erfreuen können; aber Du hältst Alles vor mir verschlossen, hast mir selbst Alles vorgegeben, was ich brauchte, und mir niemals erlaubt von Deinem Eigenthum freien Gebrauch zu machen."

Es sei richtig, was sie da sage, meinte der Riese; er hätte ihr niemals seine Schlüssel gegeben; „aber dies that ich, weil ich Dich auf die Probe stellen wollte. Nun will ich Dir nicht länger verbergen, daß ich bald unsere Hochzeit zu feiern gedenke, und deshalb sollst Du nun auch die Schlüssel zu allen meinen Behältern und Verschlägen in Empfang nehmen, und über Alles verfügen können, was mir gehört. Nur einen Verschlag sollst Du

nicht aufsperren, wenn auch einer von den Schlüsseln im Bunde zum Schlosse paßt, und ich rathe Dir, daß Du Dich wohl in Acht nehmest, dies zu thun."

Helga nahm den Schlüsselbund in Empfang und sagte:

„Nun hast Du brav gehandelt; nicht nur weil Du mich nicht betrügen willst, sondern auch weil Du mir erlaubst mit Deinem Eigenthum frei zu schalten und zu walten Aber nun naht ja auch die Zeit, wo es sich für mich geziemt, mit der Einrichtung in Deinem Hause etwas näher bekannt zu werden, als dies bis jetzt der Fall war. Da Du, wie Du sagst, im Sinne hast, recht bald die Hochzeit mit mir zu halten, glaube ich, daß es nicht schaden wird, die Höhle gründlich zu reinigen und das Eine oder Andere an einen passenderen Platz zu geben; und ich will gleich morgen an diese Arbeit gehen."

Sie begaben sich hierauf zur Ruhe und schliefen die Nacht hindurch.

Am nächsten Tage ging der Riese wieder wie gewöhnlich fort; Helga aber begann nun in seinen Verschlägen und Behältern nachzusehen. Nachdem sie dies sonst überall gethan, ging sie auch zu der Thüre, vor welcher der Hund oft lag, und versuchte den einzigen Schlüssel, den sie noch nicht gebraucht hatte, und den zu benützen der Riese ihr verboten hatte. Die Thür öffnete sich sogleich und als Helga in diesen Raum eintrat, fand sie ihre beiden Schwestern, welche halb verhungert, ausgezehrt und verkommen waren. Sie löste dieselben von ihren Banden los und erfrischte sie, so gut es ihr möglich war.

Nun erzählten sie Helga ihr Leben bei dem Riesen; er habe sie, sagten sie, zur Ehe zwingen wollen; da sie sich aber dazu nicht willig zeigten, habe er sie in diese abgelegene Höhle gesperrt und ihnen nur so viel Nahrung vergönnt, als sie brauchten, um kümmerlich ihr Leben fristen zu können. Als Helga dies gehört hatte, sagte sie:

„Da gilt es unversäumt Rath zu schaffen und ich habe im Sinne Euch von hier fort zu bringen, wie es auch mir selbst später ergehen möge. Ich habe mir ausgedacht, Euch durch den Riesen zu Vater und Mutter nach Hause tragen zu lassen und zwar in einem Sacke, den ich mit alten Fischhäuten und den Mahlzeitüberresten des Riesen ausfüllen will."

Hierauf nahm sie einen großen Sack, ließ die Schwestern in denselben hineinsteigen und füllte ihn dann rings herum mit den Speiseüberresten des Riesen aus. Nachdem sie damit fertig war, stellte sie den Sack hinten an die Wand der Höhle.

Als der Riese des Abends nach Hause kam, stellte sich Helga, als ob sie sehr traurig und betrübt wäre, und er drang daher in sie, um zu erfahren, was ihr fehle. Sie aber sagte, ihre Traurigkeit komme daher, daß sie von ihrem Tagewerke ermüdet sei, sowie auch daher, daß sie wisse, wie ihre Eltern kaum einen Bissen Nahrung im Hause hätten, während sie hier im Ueberflusse lebe. Dem Riesen gingen diese Klagen zu Herzen und er sagte, daß er da leicht Hilfe schaffen könne. Darauf entgegnete Helga:

„Ich habe heute schon darüber nachgedacht, wie Du mit dem geringsten Schaden für Dich selbst der Noth meiner Eltern abhelfen könntest, und ich glaube nämlich, daß Du wohl kaum die Ueberreste vermissen wirst, welche immer von Deinem Frühstück und Deinem Nachtmahl zurückbleiben, und die bisher unter dem übrigen Kram in der Höhle herumgelegen sind; ich habe sie zusammengesucht und Einiges davon in diesen Sack da gegeben, der, wenn er auf eine leichte Art zu meinen Eltern gebracht werden könnte, für dieselben eine leichte Versorgung sein würde. Aber nun ist der Sack so schwer geworden, daß ich ihn nicht heben kann; und dennoch enthält er nicht die Hälfte von diesen Ueberresten. Da hoffe ich, daß Du mir den Gefallen erweisen und diesen Sack morgen zu meinen Eltern bringen wirst; auf diese Weise hilfst Du nicht nur ihnen in ihrer Noth,

sondern befreist mich auch von der Mühe und Arbeit, welche Deine Speiseüberreste mir tagtäglich verursachen. Aber ich verbiete Dir auf das Strengste, daß Du etwas im Sacke berührst oder darin umwühlst; und Du sollst ja nicht glauben, daß ich es nicht sehen oder wissen würde; denn ich sehe durch Wälder Höhen und meine Höhle. Auch kannst Du sicher sein, daß es aus der Heirath mit mir nichts werden wird, wenn Du meinem Befehle nicht gehorchst."

Der Riese versprach, ihr in Allem zu gehorchen und jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, und sagte hierauf:

„Nun sollst Du Alles fertig machen für unsere Hochzeit, welche morgen stattfinden wird."

Sodann bezeichnete er ihr all' die Dinge, welche für das Hochzeitsmahl nothwendig seien, und sie fand, daß es nicht wenige waren. Er kam auch mit einem Bündel herbei, das er aufband und aus dem er dann ein Brautkleid hervorzog; er bat Helga, dasselbe anzuziehen, sobald sie mit den Vorbereitungen zu dem Mahle fertig sei; denn es müsse schon Alles bereit sein, wenn die Hochzeitsgäste ankämen, sagte er. Wenn er ihren Eltern den Sack bringe, werde er auch gleich die Gäste einladen. Helga antwortete ihm, er könne ganz ruhig sein, es werde schon Alles bereit sein, wenn die Gäste kämen, und sie that, als ob ihr sehr daran gelegen sei, daß die Hochzeit so bald als möglich stattfinde. Hierauf sprachen sie nicht weiter zusammen und legten sich schlafen.

Am nächsten Morgen stand der Riese zeitlich auf, nahm den Sack auf den Rücken und trabte damit fort zu der Hütte der Eltern seiner Braut. Als er ein gut Stück Weges von der Höhle weg zurückgelegt hatte, ward ihm der Sack so schwer, daß er denselben von der Schulter nahm, um sich auszuruhen. Er hatte kaum sein Bürde abgelegt, als die eine der Schwestern sagte:

„Ich sehe durch Wälder, Höhen und meine Höhle!"

Da meinte der Riese, daß Helga ihn sehe, und er sagte:

„Nein, nicht will in den Sack ich sehen
Und sollt' auch brechen mir der Rücken;
Ein scharfes Auge hat meine Helga,
Sie kann durch Wälder, Höhen und ihre Höhle blicken."

Aber er wurde bald zum zweiten Male müde und fand den Sack ungewöhnlich schwer; er setzte ihn deshalb wieder auf die Erde nieder; als er nun abermals sprechen hörte: „Ich sehe durch Wälder, Höhen und meine Höhle", wiederholte er seine früheren Worte und setzte die Wanderung fort. Dasselbe geschah, als er zum dritten Male ausruhte; er hörte und entgegnete dasselbe, wie das erste Mal. Hierauf kam er ohne weiteren Zwischenfall zu der Hütte und überlieferte den alten Leuten den Sack.

Nun müssen wir erzählen, daß Helga daran ging die Höhle zu reinigen und die Vorbereitungen für das Hochzeitsmahl zu treffen, wie der Riese ihr anbefohlen hatte. Sie beeilte sich, so sehr sie konnte, und deckte den Tisch. Als sie mit Allem fertig war, was sie zu thun hatte, nahm sie einen Knüttel, den sie in der Höhle fand, legte demselben ihren Brautanzug an, und stellte ihn dahin, wo sie glaubte, daß ihr eigener Platz beim Mahle sein würde. Hierauf schwärzte sie ihr Gesicht mit Ruß, wälzte sich mit ihren Kleidern in Kohle und Asche, nahm den Schürhaken, setzte sich rittlings auf denselben und verließ sodann in der Richtung, welcher derjenigen, in der die Hütte ihrer Eltern lag, entgegengesetzt war, die Höhle. Sie war noch nicht weit gekommen, als sie auch schon dem Riesen begegnete, der mit einer großen Menge von Hochzeitsgästen daher kam. Es waren sowohl Riesen wie Berggeister in seinem Gefolge und er selbst ging Allen voraus. Er sprach Helga an und fragte sie, wie sie heiße. Sie antwortete, daß sie „Kohlensteiß auf dem Steckenpferde" heiße. Da sprach er zu ihr:

„Kamst Du zum Mehlberg,
Kohlschwarze Hexe?"

Sie antwortete:

„Ich komme von dort;
Bedeckt sind die Bänke,
Die Braut sitzt bei Tische,
Voll sind die Krüge,
Sie fließen über."

Da sagte der Riese:

„Oho! reiten wir schnell, die Braut wartet!"

Und alle Gäste wiederholten seine Worte und riefen:

„Oho! reiten wir schnell, Bursche!"

Nachdem Helga sie verlassen hatte, begegnete ihr eine andere Schaar von Gästen, welche nur aus Riesinnen und Hexen bestand. Die fragten sie ebenso wie der Riese:

„Kamst Du zum Mehlberg,
Kohlschwarze Hexe?"

Sie antwortete:

„Ich komme von dort;
Bedeckt sind die Bänke,
Die Braut sitzt bei Tische,
Voll sind die Krüge,
Sie fließen über."

Da riefen die Weiber:

„Oho! reiten wir schnell, Dirnen!"

Hierauf ritten die Hexen weiter zur Höhle am Mehlberge. Als aber Helga von jenen durch einen Hügel getrennt war, kehrte sie um und eilte heim nach der Hütte, wo sie ihren Eltern und Geschwistern erzählte, welchen Verlauf die Dinge nun genommen hätten. Sie blieb aber nur kurze Zeit zu Hause; dann ging sie wieder fort, um zu sehen, was sich nun auf dem Mehlberg zutrage.

Wir kommen wieder zurück zu dem Riesen und seinen Gästen.

Als sie zur Höhle kamen, sahen sie den Tisch gedeckt und die Bänke aufgestellt, kurz: Alles zu Lust und Vergnügen vor=

bereitet. Hierauf erblickten sie die Braut, welche bereits auf ihrem Platze saß; sie traten näher an sie heran und grüßten sie; aber sie würdigte sie nicht einmal eines Blickes, was Allen ein ganz lächerliches Benehmen erschien und nicht zum Wenigsten dem Bräutigam. Als sie sich aber dieselbe etwas genauer ansahen, entdeckten sie, wie diese Braut beschaffen war. Der Riese fand nun, daß er in schlimmer Weise zum Besten gehalten worden war, und einige von den Gästen, welche dies einsahen, beklagten ihn wegen dieser Verhöhnung, die anderen Gäste jedoch glaubten, daß sie selbst vom Riesen zum Besten gehalten worden seien, da er sie zur Hochzeit eingeladen habe, nun aber durch einen Knüttel täuschen wollte. Es entstand alsbald eine Schlägerei zwischen dem Riesen und seinen Freunden einerseits und Denjenigen, die sich von ihm zum Besten gehalten glaubten, andererseits, und sie schlugen einander schließlich alle todt. Kurz und gut, es blieb keine lebende Seele zurück; Helga aber stand dabei und sah zu, auf welch' häßliche Weise sie um's Leben kamen. Als alle Unholde gefallen waren, lief Helga eiligst heim in die Hütte und holte ihre ganze Familie. Hierauf zogen sie die todten Leiber aus der Höhle, trugen Holz zusammen, zündeten einen großen Scheiterhaufen an und verbrannten die ganze häßliche Brut zu schwarzer Kohle. Sodann nahmen sie Alles, was sie in der Höhle an Geldeswerth fanden und schafften es heim in die Hütte.

Helga ließ eine Menge Zimmerleute kommen, kaufte Bauholz und ließ ein großes, schönes Haus erbauen, in welchem sie dann wohnte. Ihre Schwestern heiratheten niemals; denn sie hatten nicht viel Verstand im Kopf, waren an nichts gewöhnt und konnten nichts, was nützlich war. Helga aber heirathete einen braven Mann und sie lebten lange und glücklich zusammen,

Hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter;
Es schwamm der Fisch
Im Fett am Tisch;

Dies sei beschieden Jedermann,
Der hören kann;
Doch brenn' im Kopfe eine Bohn',
Dem, der nicht zahlt Erzählerlohn,
Lieber heute als morgen.
Die Katze draußen im Moor
Streckte den Schwanz empor,
Und — aus ist das Märchen!

III. Sigurd, der Königssohn.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die herrschten über ein Reich. Sie hatten vier Töchter, welche alle sehr schön waren; doch liebte der König am meisten seine jüngste Tochter. Eines Tages nun ritt der König mit seinen Leuten auf die Jagd. Man stieß auf eine Hirschkuh und verfolgte dieselbe. Damit verging ein großer Theil des Tages, und da der König das schnellste Pferd hatte, ließ er allmählich alle seine Leute zurück. Er verfolgte das Thier ganz allein, bis er tief in den Wald hineingekommen war; plötzlich aber verlor er dasselbe aus den Augen und streifte irren Weges im Walde herum. Als es Abend geworden war, kam er endlich zu einem Hause, dessen Thüre halb offen stand. Der König trat in dasselbe ein und sah hier ein Zimmer, in dem sich ein Tisch mit Licht, Speise und Wein befand. Auch ein gemachtes Bett war darin, aber von einem Menschen keine Spur. Hingegen lag ein rothbrauner Hund auf dem Boden. Der König ging wieder hinaus und fand jetzt auch einen offenen Pferdestall für ein Pferd und genug Futter für dasselbe. Er führte sein Pferd in den Stall hinein und ging hierauf wieder in das Zimmer zurück in der Erwartung,

daß der Eigenthümer des Hauses bald kommen werde. Als es aber schon auf Mitternacht ging, und noch immer Niemand kam, machte der König sich's bequem, als ob er zu Hause wäre, nahm ein Abendmahl zu sich und legte sich schlafen. Er schlief sogleich ein und erwachte nicht früher, als bis es schon lichter Tag war. Er stand auf und sah abermals keinen Menschen; wohl aber war wieder reichlich Speise und Wein auf dem Tische, und der rothbraune Hund lag auf dem Boden. Der König ging sodann hinaus und sah nach seinem Pferde; auch dieses hatte genug Futter. Hierauf kehrte er wieder in das Haus zurück, nahm ein Frühstück zu sich, holte sodann sein Pferd und ritt davon.

Als er eine Strecke weit geritten war, gelangte er zu einem kleinen Hügel; hier kam ihm der rothbraune Hund nachgelaufen, holte ihn ein und sah recht böse aus. Der Hund sagte, daß der König sehr undankbar sei; er habe ihn in der Noth beherbergt, ihm Speise, Wein und ein Bett zum Schlafen, sowie auch seinem Pferde Futter gegeben; der König aber sei fortgeritten, ohne ihm auch nur dafür zu danken; er werde ihn nun auf der Stelle zerreißen, sagte er, es sei denn, daß er verspreche, ihm das Erste zu geben, was ihm auf dem Heimwege begegne. Der König versprach dies auch, um sein Leben zu retten, und der Braune sagte darauf, er werde nach Verlauf von drei Tagen kommen, um den Gegenstand in Empfang zu nehmen. Hierauf ritt der König heim.

Nun ist zu berichten, daß in der Halle des Königs Alle sehr besorgt wurden, als der König des Abends nicht nach Hause zurückkehrte, am meisten aber seine jüngste Tochter. Sie bestieg des Morgens einen Thurm in der Stadt und spähte von da nach allen Seiten aus, ob sie ihren Vater nicht kommen sehe. Als sie ihn endlich heranreiten sah, lief sie ihm entgegen, um ihn zärtlich willkommen zu heißen. Der König aber wurde sehr betrübt, als ihm seine Tochter entgegen kam. Sie gingen so

dann zusammen nach der Halle, wo Alles über des Königs Ankunft erfreut war. Als der König sich zu Tische gesetzt hatte, erzählte er seine Erlebnisse und welches Versprechen er gegeben habe; doch fügte er hinzu, er werde sich niemals bewegen lassen, sich von seiner Tochter zu trennen.

Als drei Tage um waren, wurde an die Thüre der Halle geklopft. Es wurde ein Mann zur Thüre geschickt, und als derselbe wieder zurückkam, meldete er, er habe Niemand vor der Thüre gesehen als einen rothbraunen Hund. Nun wußte man, was dies zu bedeuten habe; die Tochter wollte schon gehen, aber der König sagte, daß dies niemals geschehen solle. Da wurde eine Magd zur Thüre geschickt. Als sie dahin kam, fragte der Hund:

„Bist Du zu mir geschickt?"

Die Magd schwieg; der Hund aber hieß sie auf seinen Rücken steigen und lief mit ihr davon in den Wald. Bei einem Hügel blieb er stehen und ließ sie nieder steigen. Dann fragte er:

„Wie spät mag es nun wohl sein?" Die Magd sagte, das wisse sie nicht, aber es dürfte ungefähr die Zeit sein, wo sie die Halle des Königs auszukehren pflegte.

„Bist Du also nicht die Königstochter?" fragte er.

„Nein" entgegnete das Mädchen.

Da zerriß der Hund sie in Stücke.

Am folgenden Tage wurde abermals an die Thüre der Halle geklopft und ein Mann ging hinaus um zu sehen, wer draußen sei. Als er zurückkam, sagte er, der rothbraune Hund stehe draußen und scheine sehr zornig zu sein. Da wußten die Leute, was dies zu bedeuten habe, und die Königstochter wollte zum Hunde hinaus gehen, aber der König wehrte es ihr.

Es wurde abermals eine Dienerin hinausgeschickt. Als sie zu dem Hunde kam, fragte sie dieser, ob sie zu ihm geschickt sei; sie aber schwieg.

Da hieß der Braune sie auf seinen Rücken steigen und lief mit ihr davon. Als er aber zu dem Hügel kam, schüttelte er sie ab und fragte sie, wie spät es jetzt wohl sein könne.

Die Magd antwortete, daß es wohl beiläufig die Zeit sein dürfte, wo sie des Königs Tisch zu decken pflegte.

„So bist Du also nicht des Königs Tochter?" fragte der Hund.

Sie antwortete: „Nein".

Da zerriß der Hund sie in Stücke.

Am nächsten Tage wurde wiederum an die Thüre der Halle geklopft, und ein Mann wurde hinausgeschickt. Derselbe kam sogleich wieder zurück und meldete, daß der rothbraune Hund wieder draußen stehe, und grauenhafter aussehe, als je zuvor. Da ließ sich die Königstochter nicht mehr zurückhalten, obschon der König es um keinen Preis gestatten wollte. Sie sagte, daß sie keinen sehnlicheren Wunsch hege, als sein Leben zu retten, und ging hinaus.

Als sie vor die Thüre der Halle kam, wo der Hund stand, fragte dieser:

„Bist Du zu mir geschickt?"

Sie antwortete: „Ja."

Er hieß sie auf seinen Rücken steigen, und lief mit ihr davon. Als er in den Wald hinaus zu dem Hügel kam, der früher erwähnt wurde, schüttelte er sie ab, und fragte:

„Wie spät mag es jetzt wohl sein?"

Sie antwortete, daß es jetzt wohl die Zeit sein dürfte, wo sie zu ihrem Vater zu gehen pflegte.

„So bist Du also die Königstochter?" sagte er.

„Ja" entgegnete sie. Hierauf hieß er sie wieder auf seinen Rücken steigen, und trug sie noch ein Stück Weges weiter, bis sie zu einem Hause kamen. In dasselbe trat der Hund mit der Königstochter ein und sagte, daß sie jetzt hier wohnen werde. Es befand sich darin ein Tisch, ein Bett und ein Stuhl, und es

war Alles vorhanden, dessen sie bedurfte und was ihr Vergnügen bereiten konnte. Ueber all dies sollte sie allein verfügen.

So verging einige Zeit. Sie erblickte niemals einen Menschen; in der Nacht jedoch schlief jedesmal ein Mann bei ihr im Bette. Der braune Hund hielt sich stets des Morgens und Abends im Hause auf; während des Tages aber war er oft fort.

Nun wurde die Königstochter schwanger. Da sagte einmal der Braune zu ihr, daß wohl bald die Stunde nahe, wo sie ein Kind zur Welt bringen werde, und daß man ihr dieses Kind wegnehmen werde. Er bat sie auch, sich vom Schmerze nicht überwältigen lassen und keine Thränen zu vergießen, denn es sei dies für sie von großer Wichtigkeit; sollte sie sich jedoch nicht enthalten können zu weinen, dann möge sie die Thränen in das Tuch fließen lassen, welches er ihr hiermit gebe. Hierauf ging er fort.

Die Königstochter gebar ein sehr schönes Mädchen, welches sie wusch, einwickelte und hierauf zu sich in's Bett legte. Während sie noch über das Kind gebeugt war, zog ein Schatten an dem Fenster des Hauses vorüber, und in demselben Augenblicke kam ein Geier in das Zimmer geflogen, nahm das Kind in seine Klauen und flog damit fort.

Dieser Verlust ging der Königstochter wohl sehr zu Herzen, allein sie weinte nicht. Da kam der Braune zu ihr hinein und war sehr freundlich. Er gab ihr einen goldenen Kamm, und sagte, daß sie denselben als Belohnung für ihre Standhaftigkeit haben soll.

Nun verstrich wieder einige Zeit. Da erzählte ihr der Braune einmal, daß jetzt ein Königssohn zu ihrem Vater gekommen sei und um ihre älteste Schwester angehalten habe, und daß die Hochzeit derselben nahe bevorstehe. Er fragte sie auch, ob sie der Hochzeit ihrer Schwester beiwohnen möchte, und sie antwortete, daß sie das gern wolle. Er trug sie daher bis zu

dem Hügel, der früher erwähnt worden ist, und zeigte ihr den Weg zu der Halle ihres Vaters. Zugleich gab er ihr zwei schöne Frauenkleider mit; das eine sollte sie ihrer Schwester geben, damit sie es an ihrem Hochzeitstage trage, das andere aber sollte ihr selbst gehören. Beim Abschiede bat er sie noch, nichts von ihrem Schicksale und ihren Lebensverhältnissen zu erzählen, nicht länger als drei Tage auszubleiben und nach Verlauf dieser Zeit wieder zu demselben Hügel zurückzukommen.

Die Königstochter kam heim und wurde mit großer Freude empfangen. Sie wohnte der Hochzeit ihrer Schwester bei, nachdem sie dieser früher das schöne Kleid gegeben hatte, welches allgemeine Bewunderung erregte. Von ihrem Schicksale aber wollte sie durchaus nichts erzählen, so sehr sie auch darüber befragt wurde. Sie sagte nur, daß es ihr gut gehe. Am dritten Tage kehrte sie wieder nach ihrem Heim zurück, und als sie zu dem Hügel kam, stand schon der Braune dort und erwartete sie. Hierauf brachte er sie wieder zurück in ihr Haus.

Es verging abermals einige Zeit und die Königstochter wurde zum zweiten Male schwanger. Da sagte der Braune abermals zu ihr, daß sie jetzt bald ein Kind zur Welt bringen werde, welches ihr ebenso, wie das erste, weggenommen werden würde. Er bat sie, sich so standhaft zu verhalten, als sie nur könne, und nicht zu weinen, denn es sei von großer Wichtigkeit für sie. Doch möge sie das Tuch bereit halten; denn diesmal werde sie sich den Verlust des Kindes viel mehr zu Herzen nehmen. Hierauf ging er fort.

Die Königstochter gebar auch dieses Mal ein schönes Mädchen. Sie wusch es, wickelte es ein, legte es vor sich in das Bett und beugte sich mit zärtlicher Mutterliebe über dasselbe. In demselben Augenblicke sah sie, daß ein Schatten an dem Fenster vorbeiglitt, und sie konnte sich schon denken, woher er kam. Sie kehrte ihr Gesicht der Wand zu, denn sie getraute sich nicht zuzusehen, wie das Kind ihr genommen wurde. Der Geier kam

in das Zimmer, ergriff das Kind mit seinen Klauen und flog mit demselben davon. Auch dieses Mal weinte die Königstochter nicht.

Als der Braune kam, war er wieder sehr freundlich und brachte der Königstochter eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Halskette und sagte, daß dieselbe ihr gehöre, weil sie sich so standhaft gehalten habe.

Es verging nun wieder einige Zeit. Da erzählte ihr der Braune, daß ein anderer Königssohn zu ihrem Vater gekommen sei, welcher ihre zweite Schwester zur Frau nehmen wolle, und daß sie zur Hochzeit derselben gehen könne, wenn sie Lust habe. Sie dankte für die Erlaubniß und der Hund gab ihr wieder ein prächtiges Kleid für ihre Schwester und ein anderes für sie selbst, begleitete sie sodann bis zu dem Hügel und bat sie, nicht länger als drei Tage auszubleiben und nichts von ihrem Schicksale und ihren Verhältnissen zu erzählen.

Die Königstochter begab sich nach Hause und wurde, wie das erste Mal, mit Jubel und Freude empfangen. Sie wohnte der Hochzeit ihrer Schwester bei, nachdem sie ihr früher das prächtige Kleid gegeben hatte, erzählte aber von ihrem Schicksale nichts anderes, als daß es ihr gut gehe, und kehrte nach Verlauf von drei Tagen wieder zu dem Hügel zurück. Der Braune, welcher bereits dort saß und sie erwartete, empfing sie mit großer Freude, und trug sie heim nach ihrem Hause.

Hierauf verstrich wiederum einige Zeit. Da wurde die Königstochter zum dritten Male schwanger, und als ihre Niederkunft nahe bevorstand, sagte ihr der Braune, daß sie nun ein Kind zur Welt bringen werde, welches ihr abermals weggenommen werden würde. Er bat sie auch, wie die beiden anderen Male, standhaft zu sein und nicht zu verzweifeln; denn dieses Mal, sagte er, würde es ihr am meisten zu Herzen gehen und sie müsse genau darauf sehen, daß sie, wenn sie weinen sollte, die Thränen

in das Tuch fließen lasse; denn es sei dies von großer Wichtigkeit für sie. Hierauf ging er fort.

Die Königstochter gebar einen wunderschönen Knaben. Sie wusch denselben, wickelte ihn ein, legte ihn zu sich in's Bett und bezeigte ihm große Liebe. Da sah sie, daß ein Schatten an dem Fenster vorüberzog, und sie wandte sich von dem Kinde ab und hielt das Tuch vor ihr Gesicht. In demselben Augenblicke kam der Geier, nahm das Kind in seine Klauen und flog mit demselben davon. Da floß eine Thräne aus dem Auge der Königstochter und dieselbe rann nieder auf einen Zipfel des Tuches, welchen sie zu einem Knoten schlang. Hierauf kam der Braune zu ihr hinein und war zwar freundlich, wie die früheren Male, aber doch weniger erfreut als sonst. Er sagte, daß es nicht so glücklich abgelaufen sei, wie er gewünscht habe. Er schenkte ihr sodann einen Spiegel in goldenem Rahmen, und bemerkte, daß dies eine Belohnung für ihre Ausdauer sei.

Einige Zeit darauf erzählte der Hund der Königstochter, daß nun ein Königssohn ihre dritte Schwester heirathen wolle und daß sie ebenfalls ihrer Hochzeit beiwohnen dürfe; er gab ihr abermals zwei prächtige Frauenkleider mit, das eine für ihre Schwester, das andere für sie selbst. Hierauf begleitete er sie bis zu dem Hügel, und bat sie, nicht zu vergessen, daß sie von ihrem Schicksale nichts erzählen dürfe und nach Verlauf von drei Tagen wieder zurückkehren müsse.

Sie begab sich wieder in das väterliche Heim und wurde mit Freuden aufgenommen. Hierauf schenkte sie ihrer Schwester das kostbare Kleid, damit sie es an ihrem Hochzeitstage trage, während sie selbst das andere anlegte. Sie hielt sich dort drei Tage lang auf, erzählte jedoch nichts von ihrem Schicksale, sondern sagte nur, daß es ihr gut ergehe.

Als sie wieder fortging, begleitete sie ihre Mutter, die Königin, ein Stück Weges und drang nun in sie, daß sie ihr doch sagen möge, in welchen Verhältnissen sie denn eigentlich lebe.

Die Tochter erzählte ihr nichts anderes, als daß in jeder Nacht ein Mann, den sie bisher nie gesehen habe, bei ihr schlafe. Da gab ihr die Königin einen Stein und sagte, sie solle denselben, wenn der Mann, der bei ihr liege, eingeschlafen sei, an dessen Gesicht vorübergleiten lassen, dann werde sie ihn sehen können.

Hierauf nahmen sie Abschied von einander und die Königstochter kam zu dem Hügel, wo bereits der Braune stand und wartete, um sie wieder nach Hause zu bringen. Als in der folgenden Nacht der Mann, welcher bei ihr im Bette lag, eingeschlafen war, ließ sie den Stein über ihn hingleiten und sah nun, daß er jung und schön war. In demselben Augenblicke aber erwachte derselbe und war darüber sehr betrübt. Es sei dies ein großes Unglück, sagte er, und es werde lange dauern, bis sie von den schlimmen Folgen desselben wieder befreit sein würden, denn sie müßten jetzt von einander scheiden und würden sich wahrscheinlich nie mehr wieder sehen.

Er erzählte ihr hierauf, daß er ein Königssohn sei und Sigurd heiße; seine Mutter sei gestorben und sein Vater habe lange um sie getrauert. Einmal sei er mit seinem Vater, um ihm ein Vergnügen zu machen, in den Wald hinausgegangen; da sahen sie ein seidenes Zelt, in welchem zwei Weiber saßen, das eine schon ziemlich alt, das andere jung, und die ältere schien sehr viel Kummer zu haben. Beide waren sehr schön. Sein Vater fragte sie über ihre Verhältnisse aus, und die Aeltere erzählte nun, sie sei das Weib eines Königs und das Mädchen ihre Tochter. Feinde hätten das Reich ihres Mannes verheert, dieser selbst sei in einer großen Schlacht gefallen, sie aber habe sich mit ihrer Tochter geflüchtet, und so seien sie hieher gekommen. Sein Vater, so erzählte er weiter, habe Mitleid mit ihnen gehabt und sie eingeladen, in seine Halle zu kommen. Bald darauf habe der Vater auch mit dem älteren Weibe Hochzeit gehalten. Er selbst habe jedoch immer einen Widerwillen

gegen seine Stiefmutter empfunden und ihr nie eine Zuneigung entgegenbringen können; sie aber sei fortwährend in ihn gedrungen um ihn zu bewegen, daß er ihre Tochter heirathen möge.

Zu eben dieser Zeit nun, fuhr der Königssohn fort, sei sein Vater fortgezogen, um in seinen anderen Ländern die Schatzung zu erheben; da wäre denn seine Stiefmutter zu ihm gekommen, und hätte mit allem Nachdruck von ihm verlangt, daß er ihre Tochter zur Frau nehme. Er aber habe sich entschieden dagegen geweigert. Darüber sei sie in großen Zorn gerathen und habe ihn verzaubert, so daß er in den Wald hinaus verschwinden, und jeden Tag zu einem rothbraunen Hunde werden mußte, in der Nacht jedoch seine wahre Gestalt behalten durfte; und diese Verzauberung sollte zehn Jahre lang währen. Nach Ablauf dieser Zeit solle er gezwungen sein, wieder heim zu kommen und ihre Tochter zu heirathen, falls es ihm auf diese Weise besser gefalle, als sie freiwillig zur Frau zu nehmen, — es sei denn, daß er eine der schönsten Königstöchter der Welt dahin bringe, bei ihm zu bleiben, und drei Kinder von ihr bekomme, ohne daß dieselbe ihn jemals sehe oder ihm zu entlaufen versuche. Alle ihre Kinder jedoch sollten ihr gleich nach der Geburt weggenommen werden, und wenn sie darüber eine Thräne vergieße, solle dieselbe im Auge ihres Kindes zum Staar werden, der nur durch die Thränen, welche sie selbst weine, wieder behoben werden könne. So sei es denn geschehen, erzählte er, daß er in dieses Haus kam; es hätte nur noch einen Monat gedauert, bis er von dieser schweren Verzauberung befreit worden wäre; nun aber müsse er sie verlassen und wieder in die Stadt seines Vaters heimkehren, und, was das Schlimmste sei, seine Stiefschwester heirathen. So gerne sie es auch thun möchte, sagte er zur Königstochter, könne sie ihn doch auf keine Weise aus dieser unglücklichen Lage befreien. Doch besitze er drei Oheime von väterlicher Seite, welche alle seinethalber Heim, Reichthum und Würde geopfert hätten, und von denen zwei hieher in seine

Nähe gezogen wären und in ärmlichen Hütten wohnten. Sie hätten dies gethan, um seiner Stiefmutter zu entkommen, und ihm Beistand zu leisten; sie hätten ihm auch Alles gegeben, was er zu seinem Unterhalte und seinem Vergnügen brauchte, so lange diese Verzauberung dauerte. Derjenige von seinen Oheimen, welcher am nächsten von ihm wohne, sagte er, sei es eben gewesen, welcher die Gestalt einer Hindin angenommen und ihren Vater in den Wald hinaus und zu ihm gelockt habe. Seine Oheime würden nun auch die ersten sein, welche im Stande wären, ihr aus dieser Noth herauszuhelfen. Sie möge deshalb das Haus verlassen und längs des Baches, welcher in der Nähe fließe, dahingehen; sie werde da zu der einen der Hütten seiner Oheime kommen. Er bat sie noch, das Tuch, in welches sie die Thräne fallen ließ, sorgfältig zu hüten, und niemals abhanden kommen zu lassen; auch solle sie, wenn sie in sehr große Bedrängniß komme, sich nicht von den Kleinodien trennen, welche er ihr gegeben habe. Hierauf übergab er ihr einen großen Sack voll Goldmünzen und bat sie, dieselben freigebig mit seinen Oheimen zu theilen, wenn sie dieselben treffe, denn sie seien nun sehr arm, sagte er. Sodann verschwand er; sie aber blieb allein im Hause zurück, voll Kummer und Betrübniß.

Alsbald jedoch traf sie Vorbereitungen um fortzuziehen; sie ging längs des Baches, wie er es ihr beschrieben hatte, dahin, und kam gegen Abend zu der einen Hütte. Ein ärmlich gekleideter alter Mann, mit einem tiefliegenden Hute auf dem Kopfe, stand vor der Thür. Sie grüßte denselben; der Mann aber erwiederte ihren Gruß mit betrübter, kummervoller Miene. Sie bat ihn um Nachtherberge, er antwortete aber, daß er nicht gerne Gäste habe; auch würde ihr Kommen kaum viel Glück bringen. Sie bat ihn jedoch um so inständiger, und gab ihm viel Geld aus ihrem Sacke; da heiterte sich seine Stirne auf, er gewährte ihr Obdach und so blieb nun die Königstochter dort über Nacht. Sie erzählte dem Alten Alles, was sich mit ihr zugetragen hatte und bat

ihn, ihr behilflich zu sein, daß sie den Königssohn wieder bekomme. Er sagte jedoch, es sei dies sehr schwer, und er vermöge es nicht; wahrscheinlich aber sei sein Bruder es im Stande, der ziemlich weit von hier, unten an demselben Bergabhange wohne, und er erbot sich, ihr den Weg dahin zu zeigen.

Am nächsten Morgen verließ sie die Hütte und ging längs des Bergabhanges hin, bis sie des Abends zu einer anderen Hütte kam; sie klopfte an die Thüre; ein alter Mann mit strengen Mienen und häßlichem Gesicht öffnete dieselbe. Er trug einen schwarzen Mantel und hatte einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Die Königstochter bat ihn, daß sie hier über Nacht bleiben dürfe. Er aber antwortete, daß es dem Manne wohl wenig Nutzen bringen würde, der ihr Obdach gewähre; denn sie sei gewiß nicht vom Glücke begleitet. Sie bat ihn jedoch auf das Inständigste, daß er sie nur diese Nacht beherbergen möge, und schenkte ihm eine sehr große Summe Geldes aus ihrem Sacke. Da wurde der Alte freundlicher und er führte sie hinein in die Hütte.

Drinnen saß ein Weib auf einer Bank, welches ein Wickelkind in seinem Schooß hatte, während zwei andere Kinder am Boden spielten. Dasselbe nahm die Königstochter sehr freundlich auf, hieß sie sich niedersetzen und war sehr gesprächig. Sie sprachen von den Kindern, welche die Königstochter ungewöhnlich schön fand.

Das Weib erzählte voll Kummer, daß der Knabe, welchen es ihm Schooße halte, auf dem einen Auge den Staar habe; ob aber da durch etwas geholfen werden könne, wisse sie nicht. Die Königstochter meinte, es sei dies ein großer Schaden für ein so hübsches Kind. Hierauf sprachen sie nicht weiter über diesen Gegenstand und das Weib bat die Königstochter, den Knaben zu warten, während es hinausgehe, um etwas Anderes im Hause zu besorgen. Hierauf ging es fort, um für den Gast ein Nachtmahl zu bereiten.

Als die Königstochter allein war und mit dem Knaben im Schooße dasaß, kam ihr der Gedanke, ob nicht vielleicht ihre Thräne, die sich in dem Tuche befinde, die Eigenschaft habe, daß selbe auch von anderen Kindern als ihren eigenen den Staar aus den Augen nehmen könne. Sie löste den Knoten auf, strich den Zipfel des Tuches über das Auge des Kindes und sogleich war der Staar verschwunden.

Als das Weib wieder zurückkam und sah, was sich erreignet hatte, wurde es sehr erfreut und dankte der Königstochter für ihr gutes Werk. Hierauf brachte es ihr Speise.

Die Königstochter blieb hier über Nacht und erzählte dem Alten ihre ganze Leidensgeschichte bis auf den letzten Tag. Da wurde derselbe sanft in seinem Gespräche mit ihr und sagte, daß ihre Sorgen ihm sehr zu Herzen gehen, daß es aber schwer sein würde, denselben abzuhelfen; denn es sei nun die Zeit zu kurz, da der Königssohn morgen mit der Tochter seiner Stiefmutter Hochzeit halten werde; der Weg dahin aber sei lang und führe um ein großes Gebirge; würde sie diesen Weg gehen, so käme sie zu spät. Es gebe zwar einen kürzeren Weg über das Gebirge, auf welchem man an einem Tage dahinkommen könne; allein derselbe sei beinahe nicht gangbar wegen der Zauberei der Königin, welche ihre Ankunft zu verzögern trachten werde. Er wolle es aber doch versuchen, ihr zu helfen, damit sie auf dem kürzesten Wege über das Gebirge käme.

Bevor sie sich auf den Weg machte, gab er ihr einen Stock, der am unteren Ende mit einer Eisenspitze versehen war, damit sie sicher den steilen Weg hinanschreiten konnte, der außerdem so glatt wie ein Spiegel war. Er wickelte auch ein Tuch um ihren Kopf, damit sie von den Wundern, welche ihr in Folge der Zauberei begegnen würden, nichts hören und nicht verwirrt werden könne. Er sagte ihr überdies, daß sie niemals zurücksehen dürfe. Auf der anderen Seite des Gebirges wohne ein Freund von ihm, fügte er weiters hinzu, bei welchem sie einkehren und

bitten möge, daß man sie zur Königsburg begleite; er selbst aber wolle dafür Sorge tragen, daß die Königin sie nicht erkenne.

Die Königstochter nahm nun Abschied von dem Alten und ging über das Gebirge, wie er ihr gesagt hatte; sie blickte niemals auf dem Wege zurück, und ließ sich von den Wundern und dem schrecklichen Geheul, das sie hörte, nicht erschrecken. Dabei leistete ihr auch das Tuch, welches sie um den Kopf gewickelt trug, die besten Dienste. Abends kam sie zu der Hütte, in welcher der Freund des Alten wohnte; es war dies ein hübsches, kleines Häuschen, und sie wurde dort freundlich aufgenommen und die Nacht über beherbergt. Sie bat den Mann, daß er sie nach der Halle des Königs begleiten möge. Das sei eine ganz leichte Sache, meinte er, denn er gehe selbst dahin, um der Hochzeit des Königssohnes beizuwohnen.

Als sie in die Halle des Königs kamen, gab es hier viel Pracht und Herrlichkeit aus Anlaß der Hochzeit des Königssohnes. Die Königstochter ging zur Thüre der Halle und sah hier den König und die Königin auf dem einen, den Königssohn mit der Tochter seiner Stiefmutter auf dem anderen Ehrenplatze sitzen. Alle zeigten fröhliche Mienen, nur nicht der Königssohn, auf dessen Gesicht man den Kummer lesen konnte.

Niemand erkannte die Königstochter, nicht einmal der Königssohn selbst. Sie stand dort den ganzen Tag und sah den Festlichkeiten zu, bis das Brautpaar in die Schlafkammer geführt wurde. Da bemächtigte sich ihrer großer Kummer und sie wollte schon verzweifeln, als ihr der Gedanke kam, daß sie vielleicht niemals von ihren Kleinodien besseren Gebrauch machen könne, als gerade jetzt. Es war ein heller Mondscheinabend und sie begab sich zu dem Fenster der Schlafkammer des Brautpaares und begann sich hier mit dem goldenen Kamme das Haar zu kämen.

Die Augen der Braut fielen alsbald auf das Fenster, wo Jene stand, und als sie den goldenen Kamm erblickte, bat sie die

Königstochter, denselben gegen den ihrigen umzutauschen; denn sie sah, daß der andere viel werthvoller war als der ihrige. Die Königstochter aber verweigerte es.

Da bat sie die Braut, ihr denselben zu verkaufen; er passe ja besser für sie als für eine Betteldirne, meinte sie. Die Königstochter sagte, sie wolle ihn auch nicht verkaufen. Nun fragte die Braut, ob er ihr denn für gar keinen Preis feil sei. Die Andere entgegnete, daß er ihr nur dann feil sei, wenn sie in dieser Nacht bei dem Bräutigam schlafen dürfe, und dieser Handel wurde dann auch abgeschlossen.

Die Braut gab dem Königssohn einen Schlaftrunk und ließ hierauf die Königstochter zu ihm hinein kommen. Sie blieb die ganze Nacht hindurch bei ihm, war aber nicht im Stande, ihn aus dem Schlafe zu wecken. Er rührte sich nicht in seinem Bette, so sehr sie auch flehte und klagte, und als der Morgen kam, trat die Braut ein und forderte sie auf, sich zu entfernen. Hierauf weckte dieselbe den Bräutigam.

Die Königstochter war nun den ganzen Tag hindurch noch viel bekümmerter als früher, hielt sich aber doch häufig in der Halle auf ohne erkannt zu werden. Als das Brautpaar an diesem Abende wieder in seine Schlafkammer ging, machte sie einen Versuch, die Braut mit ihrem Halsband zu verlocken, und der Handel wurde zwischen ihnen auf dieselbe Weise abgeschlossen wie das vorige Mal.

Nun hatte sich die Königstochter bereits von zweien ihrer Kleinodien getrennt, konnte aber doch den Königssohn in der Nacht nicht vom Schlafe erwecken. Der Kummer lastete schwer auf ihrem Herzen und sie stieß bittere Klagen aus über ihr Mißgeschick; am Morgen mußte sie den Königssohn unverrichteter Dinge wieder verlassen. Die Braut trat zu demselben ein und hierauf gingen sie wieder zusammen in die Halle. An diesem Tage war es eine große Qual für die Königstochter, Alles mit anzusehen, was vorging.

Im Laufe des Tages kam der dritte Oheim des Königssohnes, um mit diesem allein zu sprechen. Er wohnte in derselben Stadt und zwar oben bei der Königsburg und hatte sein Schlafzimmer dicht neben dem des Brautpaares. Er fragte seinen Neffen, wer das Weib sei, das die Nacht über bei ihm wache und so laute Klagen ausstoße; es sei etwas Ungewöhnliches an der ganzen Sache, sagte er.

Der Königssohn antwortete, er wisse von keinem anderen Weibe als seiner Frau. Der Oheim fragte ihn sodann, warum sie so sehr klage. Der Königssohn antwortete, daß er davon nichts wisse, denn er schlafe die ganze Nacht hindurch. Der Andere fragte ihn, woher es denn wohl kommen möge, daß er so fest schlafe, wenn nicht seine Frau ihm Abends einen Trunk gäbe. Der Königssohn entgegnete, daß dies der Fall sei. Dann solle er Abends den Trunk in seine Kleider nieder fließen lassen, meinte der Oheim, und sich stellen, als ob er schlafe und acht geben, ob er dann nicht etwas mehr zu wissen bekomme.

Der Tag neigte sich zu Ende und es wurde Abend. Die Königstochter war niedergebeugt von ihrem Kummer, obschon sie denselben verbarg, und als das Brautpaar des Abends wieder in seiner Schlafkammer war, stand sie wieder vor dem Fenster, und hielt ihren Spiegel in der Hand; es geschah wieder wie die beiden anderen Male; die Braut hatte große Begierde nach dem Spiegel, und sie wurden endlich handeleins unter der Bedingung, daß die Königstochter auch in dieser Nacht wieder beim Königssohn schlafen dürfe und dafür der Braut den Spiegel überlasse. Diese reichte dem Königssohn wieder den Schlaftrunk; allein er that nur so, als ob er denselben trinke, während er ihn in Wirklichkeit verschüttete, und stellte sich hierauf, als ob er eingeschlafen wäre. Die Königstochter stieg zu ihm in's Bett und versuchte ihn zu wecken; aber er stellte sich noch immer, als ob er schlafe. Da zählte sie ihm alle ihre Leiden auf und klagte bitterlich; sie bat ihn, er möge sich doch an ihr Zusammenleben

erinnern und sie erhören, die ihn nun so kummervoll anflehe. Sie habe schon alle ihre Kleinodien weggegeben, sagte sie, um mit ihm zusammenzukommen.

In Folge der Zauberei seiner Stiefmutter war es dem Königssohn, als ob er von all diesen Begebenheiten nur träumte; endlich aber erkannte er doch die Königstochter und die Freude der beiden war nun unbeschreiblich. Er tröstete sie so gut er's konnte und sagte, daß ihre Leiden nun bald ein Ende nehmen würden; sie möge nur, wenn die Braut des Morgens wieder komme, nach dem Hause seines Oheims gehen, welches sich in der Nähe befinde; er selbst aber werde sich stellen, als ob er schlafe, sagte er.

Als nun die Braut des Morgens in die Kammer kam, jagte sie die Königstochter fort, weckte hierauf den Bräutigam und sie gingen sodann zusammen in die Halle.

Als Freude und Munterkeit an diesem Tage den Höhepunkt erreicht hatten, und Alles zu Tische saß und trank, der König und die Königin auf dem einen Ehrenplatze, und das Brautpaar auf dem anderen, kamen drei Männer in die Halle. Dies waren die drei Brüder des Königs. Der eine von ihnen trug zwei kleine Mädchen auf dem einen Arm und führte mit der anderen Hand ein Weib, welches ebenfalls ein kleines Kind auf dem Arme hatte; die beiden anderen Brüder aber hielten jeder einen Holzstock in der Hand. Sie stellten sich vor dem Platze des Königssohnes auf und derjenige, welcher das Weib an der Hand führte, fragte den Königssohn, ob er dieses Weib und die drei Kinder nicht kenne.

Dieser antwortete: „Ja."

Da wechselten Mutter und Tochter die Farbe und sie wurden plötzlich ungeheuer groß; sie wollten etwas sprechen, aber die beiden Brüder des Königs, welche die Stöcke in der Hand hatten, stießen dieselben den beiden Weibern in den Schlund, während sich im selben Augenblicke sechzehn Männer, die unter

den Tischen verborgen gehalten worden waren, hervorsprangen, sich zu je acht auf jede der beiden stürzten und sie fesselten.

Der König war Anfangs über all' dies auf's Höchste erzürnt; als er nun aber sah, von welchem Geschlechte Mutter und Tochter waren, erfüllte ihn dies Alles mit großer Zufriedenheit und er schloß seinen Sohn und die Königstochter freudig in seine Arme. Hierauf wurde sogleich nach den Eltern der neuen Braut, dem König und der Königin geschickt, und sodann unter Freuden und Becherklang die Hochzeit des Königssohns mit der Königstochter gefeiert.

Kurz darauf starb der Vater des Königssohnes und es wurde nun dieser zum König über das ganze Land erwählt. Er regierte gut und lange mit seiner Königin, und sie lebten in großer Liebe zusammen. Seine Oheime machte er alle zu Jarle in seinem Reiche; sie waren regierungstüchtige und gute Häuptlinge, vermehrten die Macht des Königreiches und waren treue Freunde des Königs, so lange sie lebten.

IV. Die Kuh Bukolla.

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte. Sie hatten einen Sohn, der aber wenig Gutes von sich erwarten ließ. Es waren nicht mehr Leute in der Hütte als diese drei.

Die beiden alten Leute hatten eine Kuh, und dieselbe war auch Alles, was sie an Vieh besaßen. Diese Kuh hieß Bukolla.

Einmal nun bekam die Kuh ein Kalb, und das Weib selbst leistete ihr Beistand. Als dies vorüber war, begab sich das Weib in die Hütte; etwas später kam sie wieder heraus, um

nachzusehen, wie es der Kuh gehe, da war dieselbe verschwunden. Es machten sich nun Beide, der Mann und das Weib, auf, um die Kuh zu suchen; aber so lange sie auch suchten, so konnten sie dieselbe doch nicht finden. Da wurden sie sehr betrübt und befahlen ihrem Sohn das Haus zu verlassen und sich nicht früher wieder daheim blicken zu lassen, bevor er nicht mit der Kuh käme.

Sie rüsteten den Jungen mit Reisekost und neuen Schuhen aus, und derselbe machte sich auf den Weg. Er ging ohne Ziel in's Blaue hinein und als er lange, lange gegangen war, setzte er sich nieder und begann zu essen. Hierauf rief er:

„Brülle nun, liebe Bukolla, wenn du irgendwo am Leben bist!"

Da hörte er die Kuh aus weiter, weiter Ferne brüllen. Der Sohn des armen Häuslers ging wieder lange, lange. Hierauf setzte er sich abermals nieder um zu essen und rief:

„Brülle nun, liebe Bukolla, wenn du irgendwo am Leben bist!"

Da hörte er Bukolla zum zweiten Male brüllen und zwar dieses Mal ein wenig näher als früher. Und abermals ging der Häuslerssohn lange, lange, bis er auf einen ungeheuer hohen Felsen kam. Dort setzte er sich nieder um zu essen und rief zugleich:

„Brülle nun, liebe Bukolla, wenn du irgendwo am Leben bist!"

Da hörte er die Kuh unter seinen Füßen brüllen. Er kletterte den Felsen hinab, und entdeckte in demselben eine sehr große Höhle. Er ging in die Höhle hinein und fand hier die Bukolla angebunden. Ohne sich lange zu bedenken, machte er dieselbe frei und führte sie hinter sich her aus der Höhle und der Hütte seiner Eltern zu. Er war jedoch nicht weit gekommen, als er eine erschrecklich große Riesin ihm nacheilen sah, welche von einer andren, kleineren begleitet war; zugleich bemerkte er, daß

die große Riesin so gewaltige Schritte machte, daß sie ihn bald einholen mußte. Da sagte er zur Kuh:

„Was haben wir nun zu thun, liebe Bukolla?"

Die Kuh antworte:

„Reiß' ein Haar aus meinem Schwanze und lege dasselbe auf die Erde!"

Dies that er auch. Da sagte die Kuh zu dem Haare:

„Ich bestimme und wirke den Zauber, daß du zu einem so großen Flusse werdest, daß Niemand darüber kommen kann, als ein fliegender Vogel!

Und in demselben Augenblicke wurde das Haar zu einem ungeheuer großen Flusse. Als aber die Riesin zu dem Flusse kam, sagte sie:

„Das soll Dir nicht helfen, Schurke! — Eile heim, Dirne", sagte sie zur kleinen Riesin gewendet, „und hole mir den großen Ochsen meines Vaters."

Die Dirne ging und kam alsbald mit einem ungeheuer großen Ochsen wieder zurück. Dieser Ochs trank den ganzen Fluß aus. Da merkte der Sohn des Häuslers, daß ihn die Riesin wieder bald einholen werde, weil sie so gewaltig große Schritte machte. Er sagte deshalb zur Kuh:

„Was haben wir nun zu thun, liebe Bukolla?"

„Reiß ein Haar aus meinem Schwanz und lege dasselbe auf die Erde!" antwortete die Kuh.

Er that dies. Da sagte Bukolla zu dem Haar:

„Ich bestimme und wirke den Zauber, daß du zu einem so großen brennenden Scheiterhaufen werdest, daß niemand darüber kommen kann, als ein fliegender Vogel."

Und in demselben Augenblicke wurde das Haar zu einem brennenden Scheiterhaufen. Als aber die Riesin zu dem Scheiterhaufen kam, sagte sie:

„Das soll Dir nicht helfen, Schurke! — Eile heim und hole mir den großen Ochsen meines Vaters, Dirne!" sagte sie zur kleineren Riesin.

Dieselbe ging und kam zurück mit dem Ochsen. Der Ochse aber gab nun alles Wasser von sich, welches er aus dem Flusse getrunken hatte, und löschte so den brennenden Scheiterhaufen aus.

Nun bemerkte der Sohn des Häuslers, daß die Riesin ihn sogleich eingeholt haben werde, da sie so gewaltig große Schritte machte. Er sagte deshalb zur Kuh:

„Was haben wir nun zu thun, liebe Bukolla?"

„Reiß ein Haar aus meinem Schwanz, und lege dasselbe auf die Erde!" sagte die Kuh.

Dies that er auch. Da sagte die Kuh zu dem Haare:

„Ich bestimme und wirke den Zauber, daß du zu einem so großen Berge werdest, daß Niemand darüber kommen kann, als ein fliegender Vogel."

Da wurde das Haar zu einem so hohen Berge, daß der Sohn des Häuslers dessen Gipfel nicht sehen konnte. Als aber die Riesin zu dem Berge kam, sagte sie:

„Das soll Dir nicht helfen, Schurke! — Hole mir das große Bohreisen meines Vaters, Dirne!" sagte sie zur kleineren Riesin:

Die Dirne ging und kam zurück mit dem Bohreisen. Da bohrte die Riesin ein Loch durch den Felsen; als sie durch dasselbe sehen konnte, kroch sie ohne Zaudern in das Loch; aber dasselbe war zu eng; sie blieb darin stecken und wurde endlich im Loche zu Stein. Und dort ist sie auch noch heute.

Der Häuslerssohn aber kam mit seiner Bukolla nach Hause und der Alte und sein Weib waren darüber sehr erfreut und glücklich.

V. „Das Weib möcht' Etwas haben für den Knopf".

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte; sie waren so arm, daß sie kein Ding von Werth zu eigen hatten außer einem goldenen Knopf, der sich auf der Spindel des Weibes befand.

Es war die Gewohnheit des Mannes, jeden Tag entweder zu jagen oder zu fischen, um den nöthigen Lebensunterhalt für sie beide zu verschaffen.

Nicht weit von der Hütte befand sich ein großer Hügel, von dem die Leute glaubten, daß sich darin ein Elb aufhalte, den man Kidhus nannte, und vor dem man sich gut in Acht nehmen müsse.

Einmal ging der Mann, wie gewöhnlich, auf die Jagd, das Weib aber saß ihrer Gewohnheit gemäß daheim. Da an diesem Tage schönes Wetter war, setzte sie sich mit ihrer Spindel in's Freie und spann eine Zeit lang an derselben. Da geschah es, daß der goldene Knopf von der Spindel fiel und so weit fort rollte, daß das Weib ihn aus den Augen verlor. Sie war darüber sehr unglücklich und suchte überall; aber es war Alles umsonst; sie konnte den Knopf nirgends finden.

Als der Mann heim kam, erzählte sie ihm ihr Unglück; derselbe meinte, daß wohl Kidhus den Knopf genommen habe; es sehe ihm dies ganz ähnlich. Der Mann machte sich wieder auf, um fortzugehen, und sagte zu seinem Weibe, daß er zu Kidhus gehen und den Knopf zurückverlangen oder etwas Anderes dafür begehren wolle. Das Weib machte große Augen, als es dies hörte.

Der Mann aber gieng nun fort und geraden Weges zum Hügel, in welchem Kidhus wohnte; er klopfte lange und stark mit einem dicken Stock an den Hügel. Endlich sagte Kidhus:

„Wer klopft an mein Haus?"

Der Alte antwortete:

„Der alte Mann ist's, der arme Tropf,
Mein Weib möcht' Etwas haben für den Knopf".

Kidhus fragte, was er für den Knopf haben wolle. Der Mann bat ihn um eine Kuh, welche zehn Maß Milch auf Ein Mal gebe, und diese Bitte erfüllte ihm auch Kidhus. Hierauf brachte er die Kuh zu seinem Weibe.

Tags darauf, als das Weib die Kuh des Morgens und Abends gemolken und alle ihre Kübel mit Milch angefüllt hatte, bekam sie Lust, einen Brei zu bereiten; da erinnerte sie sich aber, daß sie kein Mehl zum Brei habe. Sie ging zu ihrem Manne und sagte ihm, er möge wieder zu Kidhus gehen und ihn um Mehl bitten. Der Mann begab sich nun abermals zu Khidus und klopfte wie früher mit dem Stocke an den Hügel. Da sagte Kidhus:

„Wer klopft an mein Haus?"

Der Alte antwortete:

„Der alte Mann ist's, der arme Tropf,
Mein Weib möcht' Etwas haben für den Knopf."

Kidhus fragte ihn, was er haben wolle. Der Mann bat ihn, er möge ihm etwas Mehl in den Topf geben, da sein Weib gerne ein wenig Brei kochen wolle. Kidhus gab dem Manne eine Tonne voll Mehl, welche derselbe nach Hause brachte, und sein Weib bereitete den Brei.

Als der Brei gekocht war, setzten sie sich dazu, der Mann und das Weib, und aßen von demselben. Als sie sich satt gegessen hatten, war noch eine Menge übrig in der Schüssel. Da begannen sie nachzudenken, was sie mit dem Uebriggebliebenen anfangen sollten. Es schien ihnen am Besten, dasselbe der heiligen Jungfrau Maria zu bringen. Aber sie sahen bald ein, daß es keine leichte Sache sei, da hinauf zu laufen, wo sie war. Sie beschlossen daher, Kidhus um eine Leiter zu bitten, welche bis in den Himmel reiche, und meinten, daß dies nicht zu viel verlangt sei für den Knopf.

Der Alte ging nun wieder fort und klopfte bei Kidhus an den Hügel. Kidhus fragte wie früher:

„Wer klopft an mein Haus?"

Der Mann antwortete wieder:

„Der alte Mann ist's, der arme Tropf,
Mein Weib möcht' Etwas haben für den Knopf."

Nun wurde Kidhus aufgebracht und sagte:

„Ist denn der mistige Knopf noch immer nicht bezahlt?"

Der Mann aber bat ihn nur um so dringender und sagte, daß er seiner heiligen Maria die Ueberreste des Breies bringen wolle.

Kidhus ließ sich endlich bewegen, gab ihm die Leiter und richtete sie für ihn auf. Der Mann war darüber sehr erfreut und kehrte mit dem Bescheide heim zu seinem Weibe.

Sie machten sich nun schnell reisefertig und nahmen die Breischüsseln mit. Als sie aber ein gutes Stück auf der Leiter emporgestiegen waren, wurden sie vom Schwindel erfaßt. Sie verloren das Gleichgewicht, so daß sie von der Leiter herabfielen und sich im Sturze die Köpfe zerschlugen.

Das Gehirn und der Brei flogen in die ganze Welt hinaus; wo aber die Gehirntheile der beiden Leute auf die Steine niederfielen, bekamen diese weiße Flecken, und wo die Breiklümpchen auf dieselben fielen, entstanden gelbe Flecken. Noch heutzutage kann man diese zwei Arten von Flecken auf den Steinen sehen.

VI. Asmund und Signy.

Es herrschte einmal ein König in einem Reiche; er war verheirathet und hatte mit seinem Weibe zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn hieß Asmund, die Tochter aber Signy. Sie waren die hoffnungsvollsten Königskinder, die man zu jener Zeit kannte, und wurden in allen Künsten unterrichtet, welche zu lernen sich für die Kinder eines Königs geziemt. Sie wuchsen daheim bei ihrem Vater auf und es wurde ihnen jeder ihrer Wünsche erfüllt.

Der König schenkte seinem Sohne zwei Eichen, welche draußen im Walde standen, und es machte Asmund Vergnügen dieselben auszuhöhlen und in ihren Stämmen verschiedene Zimmerchen einzurichten. Signy begleitete ihn oft in den Wald hinaus und bewunderte die Eichen, und sie bekam Lust, dieselben mit ihm zu besitzen. Asmund erfüllte ihren Wunsch und sie trug nun allerlei Edelsteine und Kleinodien, welche sie von ihrer Mutter zum Geschenk erhalten hatte, dahin und verbarg sie in den Bäumen.

Da geschah es einmal, daß ihr Vater in den Krieg zog; während seiner Abwesenheit wurde aber die Königin krank und starb. Die Geschwister begaben sich hinaus in den Wald und setzten sich in die Eichen, nachdem sie sich mit Nahrungsmitteln für ein Jahr versehen hatten.

Nun ist zu melden, daß in einem anderen Lande ein König herrschte, welcher einen Sohn besaß, der Ring hieß. Ring hatte von der großen Schönheit der Signy erzählen hören und beschloß um sie zu freien. Er erhielt von seinem Vater ein Schiff zur Reise, bekam guten Fahrwind und landete in dem Reiche, wo Signy daheim war.

Als er zur königlichen Halle hinauf gehen wollte, begegnete er auf dem Wege dahin einem Weibe von solcher Schönheit, daß er früher nie ein ähnliches gesehen zu haben glaubte.

Er fragte dasselbe, wer sie sei.

„Signy, die Königstochter", erhielt er zur Antwort.

Er fragte sie weiter, warum sie so einsam hier wandere.

Sie entgegnete ihm, es geschehe dies aus Kummer über den Tod ihrer Mutter und weil auch ihr Vater nicht zu Hause sei.

Der Prinz erzählte ihr nun, daß er gerade um ihretwillen hierhergekommen sei und daß er um sie freien wolle, was er hiermit auch thue. Sie nahm seine Werbung freundlich auf, bat ihn jedoch sich auf sein Schiff zu begeben, da sie weiter in den Wald hinein gehen wolle.

Sie ging nun zu den beiden Eichen, riß dieselben mit den Wurzeln aus, nahm die eine auf den Rücken, die andere auf die Brust und trug sie so zur See und watete mit ihnen hinaus bis zum Schiffe. Hier nahm sie wieder ihre frühere schöne Gestalt an und erzählte dem Königssohne, daß nun ihr Reisegut an Bord gekommen sei; anderes Gut besitze sie nicht, sagte sie.

Hierauf segelte der Prinz wieder in seine Heimat zurück, wo er von seinen Eltern und seiner Schwester mit großer Freude empfangen wurde. Er gab Signy eine schöne Wohnung und ließ die beiden Eichen vor ihren Fenstern in die Erde einsetzen.

Nach Verlauf eines halben Monats kam der Prinz zu Signy mit der Botschaft, daß er in vierzehn Tagen die Hochzeit mit ihr feiern wolle; er gab ihr zugleich einen kostbaren Stoff, aus dem sie für sich und für ihn die Brautkleider anfertigen sollte.

Der Prinz war aber kaum von ihr fortgegangen, als sie den Kleiderstoff auf den Boden schleuderte, mit Ungestüm herumfuhr und eine ganz andere Gestalt annahm, so daß sie zum schlimmsten Riesenweibe verwandelt erschien.

Sie wisse nicht, was sie mit solchem Putz anfangen solle, sagte sie, sie, die sich früher nie auf etwas Anderes verstanden habe, als Menschenfleisch zu essen und Pferdeknochen zu zerbrechen.

Sie jammerte und lärmte noch weiter und schrie, daß sie vor Hunger umkommen müsse, da ihr Bruder Eisenkopf nicht mit den Kisten komme, wie er versprochen habe.

In diesem Augenblicke öffneten sich drei Bretter im Fußboden des Zimmers und demselben entstieg ein Riese mit einer ungeheuer großen Kiste in den Armen. Sie begannen hierauf beide die Kiste zu erbrechen und dieselbe war angefüllt mit Menschenrümpfen. Sie fingen nun alle beide an, mit großer Gefräßigkeit zu essen und hierauf verschwand der Riese wieder auf dieselbe Weise in dem Boden, ohne die geringste Spur darauf zurückzulassen. Als aber das Weib sich gesetzt hatte, machte es einen noch größeren Lärm als früher, zerrte an dem Stoffe und wollte denselben in Stücke reißen.

Von den Königskindern aber ist zu melden, daß sie sich in den Eichen befanden, von denen aus sie Alles sehen konnten, was vorging. Da bat Asmund seine Schwester Signy, sie möge aus der Eiche gehen und sich des Kleiderstoffes zu bemächtigen suchen, damit sie nicht Tag und Nacht dieses wilde Treiben ansehen müßten.

Signy erfüllte das Verlangen ihres Bruders; sie verfertigte die Kleider, so gut sie es konnte, in sechs Tagen, ging hierauf aus dem Baum und warf dieselben auf den Tisch, worüber das Riesenweib sehr erfreut war. Als dann der Königssohn kam und die Kleider aus ihrer Hand in Empfang nahm, bewunderte er ihre Geschicklichkeit, und sie schieden sehr freundlich von einander.

Die Riesin benahm sich nun wieder auf dieselbe Weise, wie früher, bis Eisenkopf kam. Als Asmund neuerdings dieses ganze wilde Treiben sah, ging er zum Königssohn und forderte ihn auf mit ihm zu kommen und einem Spiele zuzusehen, welches

in der Wohnung der neu angekommenen Königstochter aufgeführt werde.

Der Königssohn war nicht wenig erstaunt, als er Solches von seiner Braut erfuhr. Sie gingen nun beide dahin und verbargen sich hinter dem Getäfel, von wo aus sie durch eine kleine Oeffnung in das Zimmer der Braut sehen konnten. Diese raste wie früher, und sagte zu Eisenkopf, als er kam:

„Wenn ich einmal mit dem Königssohne verheirathet sein werde, wird es mir wohl besser ergehen als jetzt; ich werde dann das ganze Pack da drinnen in der Halle erschlagen und mit meinem Geschlechte kommen; dann werden sich, denke ich, die Riesen wohl freuen über mich und meinen Mann."

Als der Königssohn dies vernahm, wurde er von solchem Zorne erfüllt, daß er Feuer an die Wohnung legte und dieselbe mit Allem, was sich darin befand einäscherte.

Asmund erzählte ihm nun von den Eichbäumen, und er war nicht nur erstaunt über die Schönheit der Signy, sondern auch über Alles, was sich in den Bäumen befand. Er freite sodann um Asmund's Schwester Signy; Asmund aber warb um Ring's Schwester und bald wurde auch die Hochzeit beider Paare gefeiert. Asmund zog hierauf heim zu seinem Vater; später aber erbten die beiden Schwäger die Reiche ihrer Väter und sie herrschten dort bis in ihr hohes Alter. Und hiermit ist diese Geschichte zu Ende.

VII. Hlini, der Königssohn.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Der König hieß Ring; wie aber seine Königin geheißen hat, weiß man nicht. Sie hatten einen Sohn Namens Hlini, welcher schon frühzeitig vielversprechende Anlagen zeigte und für den wackersten Kämpen angesehen wurde.

Eines Tages begab sich der Königssohn mit den Hofleuten seines Vaters auf die Jagd. Als sie einige Thiere und Vögel erlegt hatten und sich auf den Heimweg machen wollten, fiel plötzlich ein so dichter Nebel ein, daß die Hofleute den Königssohn aus den Augen verloren. Sie suchten lange nach ihm, konnten ihn aber nicht finden und kehrten endlich ohne ihn nach Hause zurück.

Als sie in die Halle des Königs kamen, erzählten sie, daß sie Hlini aus den Augen verloren und nicht wieder hätten finden können. Der König war über diese Nachricht sehr betrübt und schickte am nächsten Tage viele Leute aus, um nach seinem Sohne zu suchen. Dieselben suchten den ganzen Tag hindurch bis zum Abend, fanden ihn aber nicht; und so geschah es drei Tage hindurch, immer vergebens; Hlini konnte nicht gefunden werden. Darüber wurde der König von solchem Kummer ergriffen, daß er sich in's Bett legte, wie ein kranker Mensch. Er ließ auch verkündigen, daß derjenige, welcher seinen Sohn finden und ihn zurückbringen würde, die Hälfte seines Reiches erhalten solle.

Es wohnte auch ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte; diese hatten eine Tochter, welche Signy hieß.

Signy hörte von dem Verschwinden des Königssohnes und von der Belohnung, die sein Vater demjenigen versprochen habe,

der Hlini finden würde. Da ging sie zu ihren Eltern und bat sie um Reisekost und neue Schuhe; dann machte sie sich auf den Weg um den Königssohn zu suchen.

Von der Wanderung der Signy ist nur zu berichten, daß sie nach mehrtägigem Marsche gegen Abend zu einer Höhle kam; sie ging in dieselbe hinein und sah darin zwei Betten; über das eine war eine silberdurchwobene, über das andere eine golddurchwobene Decke gebreitet. Sie sah sich nun besser darin um und entdeckte, daß der Königssohn in dem Bette lag, über welches die golddurchwobene Decke gebreitet war. Sie wollte ihn wecken, aber es gelang ihr nicht. Da bemerkte sie, daß einige Runen in das Bettgestell eingeritzt waren, konnte dieselben aber nicht deuten. Sie ging hierauf zum Eingang der Höhle zurück und verbarg sich hinter der Thüre.

Sie war kaum in dieses Versteck gekommen, als sie draußen ein starkes Gedröhne hörte und gleich darauf zwei ungeschlachte Riesinnen in die Höhle treten sah. Beim Eintritte sagte die eine von ihnen:

„Pfui der Teufel! es riecht nach Menschen in unserer Höhle."

Die andere aber meinte, der Geruch komme von Hlini, dem Königssohne. Hierauf gingen sie zu dem Bette, in welchem der Königssohn schlief, riefen zwei Schwäne, die Signy früher nicht bemerkt hatte, herbei und sagten zu denselben:

„Singet, singet, meine Schwäne,
Daß Hlini erwache!"

Da sangen die Schwäne, und Hlini erwachte. Die jüngere Riesin fragte ihn sogleich, ob er nicht etwas speisen wolle. Er sagte: nein. Da fragte sie ihn, ob er sie nicht zum Weibe haben wolle. Er verblieb hartnäckig bei seinem Nein. Da schrie sie auf und sagte zu den Schwänen:

„Singet, singet meine Schwäne,
Daß Hlini einschlafe!"

Die Schwäne sangen und er schlief ein. Hierauf legten sich die beiden Riesinnen selbst in das Bett, über welches die silberdurchwobene Decke gebreitet war, und schliefen die Nacht hindurch.

Als sie des Morgens erwachten, weckten sie Hlini und boten ihm Speise an; er aber wollte nicht davon essen. Sodann fragte ihn die Jüngere wieder, ob er sie nicht zum Weibe haben wolle. Er verneinte es jedoch, wie früher. Hierauf schläferten sie ihn wieder auf dieselbe Weise ein, wie zuvor, und verließen die Höhle.

Als sie schon eine Weile fort waren, kam Signy aus ihrem Versteck hervor und weckte den Königssohn, indem sie dasselbe sagte, wie die Riesinnen. Sie begrüßte ihn und er nahm ihren Gruß freundlich auf und fragte sie, was es Neues gebe.

Signy erzählte ihm nun Alles der Wahrheit gemäß, und auch von dem großen Kummer, welchen sein Vater über sein Verschwinden empfinde. Hierauf fragte sie ihn, was sich mit ihm zugetragen habe. Er erzählte ihr, daß er kurz nach seiner Trennung von den Hofleuten seines Vaters zwei Riesinnen begegnet habe und von diesen in ihre Höhle mitgenommen worden sei. Die eine von ihnen habe ihn zwingen wollen, sie zu heiraten, wie sie ja selbst gehört hätte, er aber habe niemals einwilligen wollen.

„Nun sollst Du", sagte Signy, „wenn die Riesin Dich heute Abends wieder frägt, ob Du sie zum Weibe haben willst, Deine Einwilligung dazu geben unter der Bedingung, daß sie Dir sage, was auf den Betten geschrieben stehe und was sie den Tag über treiben."

Dies schien dem Königssohne ein vorzüglicher Rath zu sein. Er brachte hierauf ein Spielbrett herbei und lud das Mädchen ein, mit ihm zu spielen; sie saßen dann bis Abends beim Brettspiel. Als es jedoch anfing dunkel zu werden, schläferte Signy den Königssohn wieder ein und begab sich in ihr Versteck.

Bald hörte sie die Riesinnen herbeikommen und in die Höhle traben. Sie zündeten Feuer an und die ältere begann die Vögel zuzubereiten, welche sie mitgebracht hatten, während die jüngere zu dem Bette ging, Hlini weckte und ihn fragte, ob er nicht Speise zu sich nehmen wolle.

Er antwortete diesmal mit Ja.

Als er mit seiner Mahlzeit fertig war, fragte sie ihn, ob er sie nicht heiraten wolle.

Er entgegnete, daß er es thun wolle, wenn sie ihm sagen würde, was die Runen bedeuten, die auf den Betten eingeritzt seien.

Sie sagte, es stehe auf den Betten geschrieben:

„Renne, renne Bettchen mein,
Renne wohin man will!"

Er zeigte sich über diese Mittheilung sehr erfreut, sagte aber doch, daß sie noch mehr thun und ihm sagen müsse, was sie den Tag über draußen im Walde treiben. Die Riesin erzählte ihm, daß sie Thiere und Vögel jagen, wenn sie aber dazwischen eine kleine Frist haben, sich unter einer Eiche niedersetzen und einander ihr Lebensei zuwerfen.

Er fragte, ob sie dabei vorsichtig umgehen müßten.

Die Riesin sagte, daß das Ei nicht zerbrechen dürfe, denn sonst müßten sie beide sterben.

Der Königssohn sagte, daß sie gut gethan habe, ihm alles dies mitzutheilen; aber er wolle doch noch bis Morgen ruhen; sie antwortete darauf, er möge seinen Willen haben, und schläferte ihn sodann ein.

Des Morgens weckte sie ihn und bot ihm Speise an, die er auch dankbar annahm. Dann fragte ihn die Riesin, ob er nicht heute mit ihnen in den Wald hinauskommen wolle, er antwortete aber, daß er lieber zu Hause bleibe. Hierauf nahm die Riesin von ihm Abschied, und nachdem sie ihn eingeschläfert, verließen die beiden Weiber die Höhle.

Als sie schon eine Weile fort waren, trat wieder Signy zu dem Bette und weckte den Königssohn.

Sie bat ihn aufzustehen, „und wir werden jetzt“, sagte sie, „in den Wald hinausgehen, dahin wo die Riesinnen sind. Nimm Deinen Speer mit Dir, und sowie sie anfangen, einander ihr Lebensei zuzuwerfen, schleudere ihn auf das Ei; aber es gilt Dein Leben, wenn Du nicht triffst.“

Dem Königssohn schien dies ein vorzüglicher Rath zu sein, und sie stiegen nun beide in das Bett hinein und sagten die Worte:

„Renne, renne Bettchen mein
Hinaus in den Wald!“

Da rannte das Bett mit beiden fort und blieb erst stehen als sie draußen im Walde in die Nähe einer Eiche kamen. Sie hörten hier ein lautes Lachen. Signy bat nun den Königssohn, auf die Eiche hinauf zu klettern, und dies that er auch. Er sah die beiden Riesinnen unter dem Baume sitzen; die eine von ihnen hatte ein goldenes Ei in der Hand und warf es der anderen zu. In demselben Augenblicke schleuderte der Königssohn den Spieß ab und derselbe traf das Ei, so daß es zerbrach. Gleichzeitig sanken auch die Riesinnen todt zu Boden und Geifer trat aus ihrem Munde.

Der Königssohn stieg nun sogleich von der Eiche herab und fuhr mit Signy im Bette auf dieselbe Weise in die Höhle zurück, wie sie gekommen waren. Sie nahmen hierauf alle Kostbarkeiten, welche sich in der Höhle befanden, und füllten damit die beiden Betten. Sodann bestiegen sie jedes ein Bett und sprachen die Bettrunen, worauf die Betten mit ihnen und allen Kostbarkeiten zur Hütte der alten Leute rannten. Der alte Mann und das alte Weib empfingen sie mit Freuden und baten sie, bei ihnen zu bleiben. Sie nahmen auch die Einladung an und blieben hier die Nacht über.

Zeitlich Morgens ging sodann Signy zum König, trat vor ihn hin und begrüßte ihn. Der König fragte sie, wer sie sei. Sie sagte, daß sie die Tochter des alten Mannes von der kleinen

Hütte sei, und fragte, welche Belohnung er ihr geben würde, wenn sie seinen Sohn wohlbehalten zurückbringen könne.

Der König sagte, daß er darauf wohl nicht zu antworten brauche, da sie ihn gewiß nicht finden werde, nachdem dies keinem von seinen Leuten gelungen sei.

Signy fragte weiter, ob er ihr nicht dieselbe Belohnung geben wolle, die er Anderen versprochen habe, falls sie ihn doch fände.

Der König sagte, daß sie dieselbe Belohnung erhalten würde.

Signy kehrte hierauf in die Hütte zurück und bat den Königssohn, ihr nach der Halle des Königs zu folgen; dies geschah denn auch und sie führte ihn hinein zum Könige.

Der König empfing seinen Sohn mit Freuden und hieß ihn sich zu seiner Rechten setzen und alle seine Erlebnisse erzählen von dem Tage an, wo ihn die Hofleute auf der Jagd verloren hätten.

Der Königssohn setzte sich auf den Hochsitz neben seinen Vater und lud Signy ein, sich auf seine andere Seite zu setzen; hierauf erzählte er die Geschichte, wie sie sich ereignet hatte, und daß dieses Mädchen ihm das Leben gerettet habe, da sie ihn aus den Händen der Riesinnen befreite.

Sodann stand Hlini auf, trat vor seinen Vater hin und bat ihn, zu erlauben, daß er dieses Mädchen zu seinem Weibe nehme. Der König gab mit Freuden seine Einwilligung dazu und ließ sogleich ein großes Hochzeitsfest veranstalten, zu welchem er alle Häuptlinge seines Reiches einlud. Die Hochzeit dauerte eine ganze Woche; nachdem dieselbe vorüber war, kehrten alle Gäste wieder nach Hause zurück, und alle priesen den König wegen seiner Gastfreundschaft, denn er hatte alle mit kostbaren Gaben beschenkt.

Der Königssohn und Signy aber lebten lange zusammen und liebten einander sehr. Damit ist diese Geschichte zu Ende.

VIII. Der Häuslerssohn, Litill, Tritill und die Vögel.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche und ein alter Mann und ein altes Weib in ihrer schlechten Hütte. Der König hatte eine einzige Tochter, welche er über Alles liebte; es sollte ihm nun aber der Kummer widerfahren, daß dieselbe verschwand und nirgends zu finden war, so eifrig man auch nach ihr suchte. Da machte der König das Gelübde, daß Derjenige sie zum Weibe erhalten solle, welcher sie finden und ihm zuführen würde. Aber obgleich sich gar Viele Mühe gaben, um eine so gute Partie zu machen, so wurde doch die Königstochter nicht gefunden und alle, welche ausgegangen waren, sie zu suchen, kamen unverrichteter Dinge wieder zurück.

Von dem alten Manne ist zu melden, daß er drei Söhne hatte; die beiden ältesten liebte er über alle Maßen; der jüngste aber ward sowohl von den Eltern als auch von den Brüdern zurückgesetzt. Als sie aufgewachsen waren, die Söhne des alten Mannes, sagte einmal der älteste Bruder, daß er nun in die Welt gehen wolle, um sich Vermögen und Ruhm zu erwerben.

Die Eltern gaben ihre Einwilligung dazu und so zog er denn alsbald mit Reisekost und neuen Schuhen von dannen und ging nun lange, lange. Endlich kam er zu einem Hügel. Er setzte sich hier nieder um auszuruhen, holte seine Reisekost hervor und begann zu essen.

Kommt da ein winzig kleines Männchen zu ihm und bittet ihn, er möge ihm einen Bissen geben. Der Sohn des Häuslers verweigerte es ihm aber, jagte ihn davon und ließ ihn so von dannen gehen.

Hierauf geht er wieder lange, lange des Weges fort bis er zu einem zweiten Hügel kommt. Hier setzt er sich abermals nieder und beginnt zu essen. Während er damit beschäftigt ist,

kommt ein überaus kleines und putziges altes Männchen zu ihm, welches ihn bittet, er möge ihm einen Bissen geben. Der Sohn des Häuslers schlägt ihm jedoch die Bitte ab und jagt ihn unter Schimpfworten davon.

Hierauf ging er abermals lange, lange des Weges fort, bis er zu einem offenen Platze im Walde kam. Hier setzte er sich nieder, um zu essen. Während er hier saß, kam eine Schaar Vögel herbeigeflogen, welche sich in seiner Nähe niederließ. Er ärgerte sich über die Vögel und jagte sie davon.

Der Häuslerssohn setzt nun abermals seinen Weg fort und geht so lange bis er zu einer großen Höhle kommt. Er tritt in die Höhle ein, gewahrt darin aber kein lebendes Geschöpf. Er beschließt zu warten, bis der Bewohner dieser Höhle komme. Gegen Abend kommt ein schrecklich großes Riesenweib in die Höhle. Er bittet sie um die Erlaubniß, hier bleiben zu dürfen. Sie gestattet ihm dies unter der Bedingung, daß er ihr am nächsten Tage die Arbeit verrichte, die sie von ihm verlangen werde. Er ist damit einverstanden und bleibt nun über Nacht in der Höhle. Des Morgens befiehlt ihm die Riesin den Mist aus der Höhle zu schaufeln und damit bis zum Abend fertig zu sein; denn sonst würde sie ihm das Leben nehmen, sagte sie. Hierauf ging sie fort.

Der Sohn des Häuslers nahm die Schaufel, um den Boden zu reinigen; sowie er aber damit niederstach, blieb dieselbe im Boden stecken, so daß er sie nicht mehr von der Stelle bringen konnte. Des Abends, als die Riesin heim kam, war die Höhle, wie man sich leicht denken kann, nicht gereinigt. Sie bedachte sich da nicht lange, sondern nahm den Sohn des Häuslers und erschlug ihn, und derselbe kommt in der Geschichte nicht weiter vor.

Nun wendet sich die Geschichte wieder zurück in die schlechte Hütte zu dem alten Manne und seinem alten Weibe. Der mittlere Sohn bat ebenfalls um die Erlaubniß fortzuziehen, um sich Reichthum und Ruhm zu erwerben. Er sagte, daß es ihn

nicht länger mehr daheim freue, nachdem sein älterer Bruder ohne Zweifel irgend ein großer Mann bei irgend einem Könige geworden sei. Die Eltern erlaubten ihm, fortzuziehen und rüsteten ihn mit Reisekost und neuen Schuhen aus. Es ist nichts Anderes über ihn zu berichten, als daß es ihm genau so erging, wie seinem ältesten Bruder.

Nun war noch der jüngste der Söhne übrig; obgleich er aber allein zu Hause war, hatte er es doch nicht besser bei seinen Eltern. Er bat sie darum ebenfalls, daß sie ihm die Erlaubniß geben möchten, fortzuziehen.

„Ich habe nicht im Sinn, mir Reichthum und Ruhm zu erwerben" sagte er; „ich will nur versuchen, mir auf die eine oder andere ehrliche Weise meinen Lebensunterhalt zu verschaffen, damit ich Euch nicht länger zur Last falle, wie es bisher der Fall war". Der alte Mann und das alte Weib willigten ein und gaben ihm die nöthige Reisekost und Schuhe, wenn auch nicht Alles so reichlich und gut, wie es seine Brüder bekommen hatten. Der Sohn des Häuslers zog nun fort und der Zufall wollte es, daß er denselben Weg einschlug, welchen auch seine Brüder genommen hatten. Er kam zum ersten Hügel; da sagte er:

„Hier haben meine Brüder ausgeruht; ich will dasselbe thun."

Er setzte sich nieder und begann zu essen. Kommt da ein kleines Männchen zu ihm und bittet ihn um einen Bissen. Der Sohn des alten Mannes ist recht freundlich mit ihm und fordert es auf, sich an seiner Seite niederzulassen und mit ihm zu essen, so viel es Lust habe. Als sie genug gegessen hatten, sagte das Männchen:

„Rufe mich, wenn Du einmal eine kleine Hilfe brauchen solltest. Ich heiße Tritill."

Hierauf trippelte das Männchen fort und verschwand.

Der Häuslerssohn setzte seinen Weg fort, bis er zum zweiten Hügel kam. Da sagte er:

„Hier haben meine Brüder ausgeruht; ich will dasselbe thun.“

Er begann nun wieder zu essen. Während er damit beschäftigt ist, kommt ein winzig kleines Männchen zu ihm und bittet ihn um einen Bissen. Der Häuslerssohn ist recht freundlich mit ihm und fordert es auf, sich an seiner Seite niederzulassen und mit ihm zu essen, so viel es Lust habe. Als sie genug gegessen hatten, sagte das Männchen:

„Rufe mich, wenn Du einmal einen kleinen Dienst von mir brauchen solltest; ich heiße Litill.“

Hierauf trippelte das Männchen fort und verschwand.

Der Sohn des Häuslers setzte seinen Weg fort und kam zu dem offenen Platze im Walde, von dem früher die Rede war. Da sagte er:

„Hier haben meine Brüder ausgeruht; ich will dasselbe thun.“

Er setzte sich nieder und begann zu essen. Da kam eine ungewöhnlich große Schaar von Vögeln zu ihm herbeigeflogen. Sie geberdeten sich, als ob sie sehr hungrig wären. Er zerkrümelte etwas Brod zwischen seinen Fingern und warf die Krümen den Vögeln zu. Diese pickten dieselben auf und aßen sie. Als sie alle Krumen aufgepickt hatten, sagte einer der Vögel:

„Rufe uns, wenn Du einmal einen kleinen Dienst von uns brauchen solltest, und nenne uns deine Vögel.“

Hierauf flogen sie davon und verschwanden.

Der Sohn des Häuslers setzte abermals seinen Weg fort, bis er endlich zu der Hütte kam, [illegible]

erwähnte Riesenweib, welchem die Höhle gehörte, herbeikam. Der Häuslerssohn bat dasselbe, es möge ihm erlauben hier zu bleiben. Das Weib gestattete ihm dies auch unter der Bedingung, daß er dasjenige thue, was sie ihm sagen werde. Er ging darauf ein und blieb nun über Nacht in der Höhle. Am folgenden Morgen befahl ihm die Riesin, den Mist aus der Höhle zu schaufeln. Wenn er aber bis zum Abend, wann sie heimkomme, mit seiner Arbeit nicht fertig sei, würde sie ihm, sagte sie, das Leben nehmen. Hierauf ging sie fort.

Der Sohn des Häuslers nahm nun die Schaufel um den Boden zu reinigen; sowie er aber mit der Schaufel nieder sticht, bleibt dieselbe im Boden stecken, so daß er sie nicht mehr von der Stelle bringen kann. Da merkt der Häuslersohn, daß es schlimm mit ihm stehe, und er ruft in seiner Angst aus:

„Lieber Tritill, komm' her!"

In demselben Augenblicke erschien auch Tritill und fragte ihn, was er wolle. Der Häuslerssohn erzählte ihm, in was für einer Lage er sich befinde. Da sagte Tritill:

„Stich, du Spaten, und schaufle, du Schaufel!"

Da begann der Spaten zu stechen und die Schaufel zu schaufeln und in kurzer Zeit war die Höhle vom Unrath gesäubert und vollkommen gereinigt. Hierauf ging Tritill wieder seiner Wege.

Als nun Abends die Riesin heim kam und sah, was geschehen war, sagte sie zu dem Häuslerssohn;

„Das hast Du nicht allein zu Stande gebracht, Mann, Mann! Ich will es jedoch dabei bewenden lassen."

Nun schliefen sie die Nacht über; des Morgens aber trug ihm die Riesin auf, ihr Bettgewand zu lüften, alle Federn aus den Kissen herauszunehmen, sie in die Sonne zu legen und dann wieder einzufüllen. Wenn aber Abends nur eine einzige Feder fehle, so würde sie ihm, sagte sie, das Leben nehmen. Hierauf ging sie fort.

Der Häuslersſohn breitete das Bettgewand aus. Es waren drei Kiſſen im Bette der Rieſin, und da es ganz windſtill war und die Sonne ſchien, trennte er dieſelben auf und legte die Federn in die Sonne. Da erhob ſich plötzlich ein ſo ſtarker Wirbelwind, daß alle Federn in die Luft empor wirbelten und auch nicht eine einzige zurückblieb. Das ließ den Häuslersſohn großes Unheil vorausſehen. In dieſer ſeiner Noth ruft er:

„Lieber Tritill, lieber Litill und alle meine Vögel, kommt her.“

Da kamen Tritill und Litill und die ganze Vögelſchaar und brachten alle Federn mit. Tritill und Litill halfen nun dem Häuslersſohne die Federn wieder in die Kiſſen füllen und dieſe zunähen. Aus jedem Kiſſen aber nahmen ſie je eine Feder, banden dieſelben zuſammen und ſagten zu dem Häuslersſohne, er ſolle ſie, wenn die Rieſin ſie vermiſſe, ihr in die Naſe ſtecken. Hierauf verſchwanden ſie wieder alle: Tritill, Litill und die Vögel.

Als nun die Rieſin des Abends heim kam, warf ſie ſich mit aller Gewalt in das Bett, ſo daß es in der ganzen Höhle krachte. Hierauf befühlte ſie jedes Kiſſen und ſagte zum Häuslersſohne, daß ſie ihm jetzt das Leben nehmen werde, denn es fehle in jedem Kiſſen eine Feder. Da zog er die Federn aus ſeiner Taſche hervor, ſteckte ſie dem Weibe in die Naſe und ſagte, ſie ſolle da ihre Federn nehmen. Die Rieſin that dies auch und ſprach:

„Das haſt Du nicht allein zu Stande gebracht, Mann, Mann! Ich will es jedoch dabei bewenden laſſen.“

Es verging auch dieſe Nacht und der Häuslersſohn verbrachte dieſelbe in der Höhle bei der Rieſin. Am Morgen ſagte das Weib zu dem Häuslersſohn, daß er an dieſem Tage einen ihrer Ochſen ſchlachten, das Eingeweide kochen, die Haut ſcheeren, aus den Hörnern Löffel bereiten und mit Allem bis Abends fertig ſein müſſe. Sie beſitze fünfzig Ochſen, ſagte ſie; einen von dieſen wolle ſie ſchlachten laſſen; er müſſe aber ſelbſt errathen, welchen ſie meine. „Wenn Du bis zum Abend mit Allem

fertig wirst", fuhr die Alte fort, „dann kannst Du morgen wieder weiterziehen, wohin Du willst und Dir außerdem drei Dinge als Belohnung auswählen, welche Du nämlich von dem, was mir gehört, am Liebsten haben möchtest. Wirst Du aber nicht mit Allem fertig oder schlachtest Du nicht den richtigen Ochsen, dann kostet es Dir das Leben." Hierauf ging die Riesin wieder fort wie gewöhnlich.

Der Häuslerssohn stand völlig rathlos da. Er rief: „Lieber Tritill, lieber Litill, kommt nun alle Beide!"

Alsbald sah er auch beide herbeikommen und in ihrer Mitte einen ungeheuer großen Ochsen führen. Sie schlachteten denselben auch sogleich. Als dies geschehen war, machte sich der Häuslerssohn daran, die Eingeweide zu kochen, Tritill setzte sich nieder und schor die Haut, Litill aber begann aus den Hörnern Löffel zu verfertigen. Die Arbeit ging hurtig von statten und Alles war zur rechten Zeit fertig. Der Häuslersson erzählte den beiden alten Männchen, was die Riesin ihm versprochen habe, wenn er mit seiner Arbeit bis zum Abend fertig würde. Da sagten dieselben, daß er dasjenige, was oberhalb ihres Bettes sei, dann das Kästchen, welches vor ihrem Bette stehe, endlich dasjenige, was sich ganz hinten an der Wand der Höhle befinde, auswählen solle. Der Häuslerssohn versprach ihnen auch dies zu thun, und sie verließen denselben, nachdem er auf das Freundlichste von ihnen Abschied genommen hatte.

Als die Riesin Abends nach Hause kam und sah, daß der Häuslerssohn Alles fertig gebracht hatte, was ihm aufgetragen worden war, sagte sie:

„Das hast Du nicht allein zu Stande gebracht, Mann, Mann! Ich will es jedoch dabei bewenden lassen."

Hierauf schliefen sie die Nacht hindurch.

Am nächsten Morgen forderte die Riesin den Häuslerssohn auf, sich den Lohn zu wählen, wie sie ihn ihm versprochen habe; denn nun stehe es ihm frei, weiter zu ziehen, wohin er wolle.

„Dann wähle ich", sagte der Häuslerssohn, „dasjenige, was oberhalb Deines Bettes ist, dann das Kästchen, welches vor Deinem Bette steht, endlich dasjenige, was sich ganz hinten an der Wand der Höhle befindet."

„Das hast Du nicht allein gewählt, Mann, Mann! sagte die Alte. Ich will es jedoch dabei bewenden lassen."

Hierauf gab sie ihm seinen Lohn. Dasjenige aber, was sich oberhalb des Bettes der Riesin befand, war die verschwundene Königstochter; das Kästchen vor dem Bette war eine ungeheuer große Kiste, voll von Geld und Kostbarkeiten; dasjenige aber, was ganz hinten an der Wand der Höhle stand, war ein großes Meerschiff mit Raaen und Segeln, welches die Eigenschaft hatte, daß es von selbst dahin segelte, wohin man wollte. Nachdem die Riesin dem Häuslerssohne seinen Lohn gegeben hatte, verabschiedete sie sich von ihm und sagte, daß er der glücklichste Mann werden werde. Hierauf ging sie fort wie gewöhnlich.

Der Häuslerssohn brachte die Kiste an Bord des Schiffes und bestieg dasselbe hierauf selbst mit der Königstochter. Sodann zog er die Segel auf und fuhr heim nach dem Reiche, in welchem der Vater der schönen Jungfrau König war. Er brachte dem Könige die verschwundene Tochter und erzählte ihm alle seine Erlebnisse. Der König verwunderte sich sehr über das Abenteuer des Häuslerssohnes und war, wie leicht begreiflich, erfreut, daß er seine Tochter wieder bekommen hatte. Er ließ für seine Tochter und ihren Erlöser ein großes Freudenmahl bereiten, welches mit der Hochzeit der Königstochter und des Häuslerssohnes endete.

Der Häuslerssohn wurde zuerst des Königs Landes beschützer und Minister; nach dem Tode seines Schwiegervaters erbte er dessen ganzes Königreich und regierte dasselbe lange und gut bis an sein Lebensende. Und hier ist die Geschichte aus.

— — —

IX. Königin Mjadveig.

Es wird erzählt, daß in alter Zeit ein König Namens Mani in seinem Reiche herrschte; derselbe hatte mit seiner Königin eine Tochter, die **Mjadveig** hieß und bereits frühzeitig mit weiblichen Vollkommenheiten geschmückt war. Der König ließ ihr ein prächtiges Frauenhaus erbauen und gab ihr eine Menge Mädchen zur Bedienung.

Da trat das traurige Ereigniß ein, daß die Königin, Mjadveig's Mutter, eine Krankheit bekam und daran starb. Nach dem Tode derselben wurde der König so betrübt, daß er nahe daran war, sich selbst zu Bette zu legen, und für nichts mehr Theilnahme hatte. Den Ministern des Königs schien dies bedenklich zu werden und sie gaben ihm daher den Rath, sich um eine andere Frau, die seiner würdig wäre, umzusehen.

Der König entschloß sich denn auch, zwei seiner angesehensten Minister mit einem prächtigen Gefolge auf Werbung auszuschicken, und dieselben segelten sogleich ab. Sie verirrten sich jedoch auf dem Meere und wußten nicht, wo sie waren oder welche Richtung sie nehmen sollten. Endlich erblickten sie Land. Sie steuerten mit ihren Schiffen darauf los und obwohl ihnen dasselbe unbekannt war, verließen sie doch die Schiffe.

Sie hatten hier zunächst eine Haidestrecke vor sich und wanderten auf derselben dahin, um Menschenwohnungen zu suchen; doch konnten sie nirgends solche finden. Da vernahmen sie plötzlich so schönes Harfenspiel, wie sie solches früher niemals gehört zu haben glaubten, und sie gingen dem Laute nach, bis sie ein kleines seidenes Zelt entdeckten, auf welches sie nun rasch zuschritten. In dem Zelte sahen sie ein Weib mit einer Harfe auf einem Stuhle sitzen und ihr schönes Spiel war es, welches sie herbeigelockt hatte. Bei ihr war auch ein kleines Mädchen.

Als das Weib die Männerschaar erblickte, erschrak sie so sehr, daß ihr die Harfe entglitt und sie selbst beinahe in Ohnmacht fiel. Nachdem sie sich von ihrer Bestürzung etwas erholt hatte, fragte sie die Männer, wohin sie gehen wollten, oder was sie hierher geführt habe. Dieselben erzählten nun, daß sie sich auf dem Meere verirrt hätten und Abgesandte des Königs Mani wären, der seine Königin verloren habe und deshalb von großer Traurigkeit erfüllt sei. Aus diesem Grunde, sagten sie, wünschten sie von ihr zu erfahren, in welchen Verhältnissen sie sich befinde; denn sie hätten einen guten Eindruck von ihr bekommen.

Das Weib erfüllte ihren Wunsch und erzählte, sie sei die Königin eines mächtigen Königs in diesem Lande gewesen; ein unzähliges Heer habe aber das Land verödet und den König erschlagen, und der Anführer des Heeres habe die Absicht gehabt, sich das Reich zu unterwerfen und sie selbst zum Weibe zu nehmen; sie habe aber nicht einwilligen wollen und sei darum mit ihrer Tochter hierher in diese Wüste geflüchtet, um sich hier verborgen zu halten.

Die Minister waren von dieser Auskunft vollkommen befriedigt; sie fanden, daß diese Frau eine passende Gemalin für König Mani sein würde, und trugen daher im Namen des Königs ihre Werbung vor. Die Frau aber zeigte sich anfangs wenig geneigt, die Werbung anzunehmen, und sagte, sie habe nicht im Sinne gehabt, eine neue Ehe einzugehen. Endlich ließ sie sich aber doch überreden. Sie bestiegen nun mit der Frau und deren Tochter die Schiffe und hatten günstigen Wind, bis sie heim kamen in König Mani's Reich.

Als man aber die Schiffe vom Lande aus sehen konnte, setzte sich der König in einen Wagen und fuhr zum Strande hinab, und sowie er seine Braut erblickte, war mit einem Male all seine Traurigkeit verschwunden. Er fuhr hierauf zurück in die Stadt und ließ ein großes Hochzeitsfest veranstalten, welches einen halben Monat lang dauerte. Als dasselbe vorüber war, begab

sich der König auf Reisen, um in seinen Landen die Schatzung zu erheben.

Nun wendet sich die Geschichte zurück zu Mjadveig, der Königstochter.

Als dieselbe einmal in ihrem Frauenhause saß, kam ihre Stiefmutter zu ihr und sagte, daß sie sich daheim in ihrer Einsamkeit langweile. Sie möchte daher zu ihrer Zerstreuung einen Spaziergang vor die Stadt hinaus unternehmen und bitte Mjadveig, sie zu begleiten. Diese willigte gern ein. Die Königin nahm auch das Mädchen, welches sie ihre Tochter nannte, mit, und so gingen alle drei vor die Stadt hinaus spazieren und die Königin war sehr freundlich gegen ihre Stieftochter.

Als sie ziemlich weit von der Stadt entfernt waren, bat die Königin Mjadveig, sie möge gestatten, daß ihre Tochter die Kleider mit ihr vertausche, und Mjadveig erlaubte auch dem Mädchen ihren Rock anzuziehen, während sie selbst die Kleider des Mädchens anlegte. Da sagte die Königin:

„Nun bestimme und zaubere ich, daß meine Tochter ganz das Gesicht und Aeußere Mjadveig's erhalte, so daß Niemand sie für eine andere halten soll."

Mutter und Tochter banden nun Mjadveig die Hände und Füße und ließen sie so zurück; sie selbst aber gingen zurück in die Stadt und die Königin setzte ihre Tochter in das Frauenhaus Mjadveig's. Alle glaubten, sie sei diese selbst; doch fanden die Mägde, daß sie seit diesem Spaziergange mit der Königin ihre Sinnesart auffallend geändert habe. Sie ahnten nichts und wußten auch nichts von dem fremden Mädchen, welches früher mit der Königin dahin gekommen war, und gaben sich auch keine Mühe, etwas über dasselbe zu erfahren.

Von Mjadveig, der Königstochter, ist jedoch zu melden, daß sie so übel behandelt, wie früher erzählt wurde, dalag, bis sie vor Schmerz und Verzweiflung in Schlummer fiel. Da träumte sie, daß ihre selige Mutter zu ihr kam, mitleidige Worte zu ihr

sprach, sie ihrer Bande entledigte, ihr ein Tuch gab, in welchem sich Speisen befanden, und dabei sagte, daß sie dasselbe nie ganz leeren, Niemanden zeigen, sich selbst aber vor ihrer Stiefmutter und deren Tochter gut in Acht nehmen solle.

Als Mjadveig erwachte, war Alles so, wie sie geträumt hatte.

In der Königin stiegen aber bald Befürchtungen auf, daß Mjadveig noch am Leben sein könne. Sie schickte deshalb heimlich ihre Tochter in den Wald hinaus, um zu erforschen, wie es mit ihr stehe. Dieselbe fand auch Mjadveig und sah, daß in ihrer Lage eine Veränderung vorgegangen sei. Sie wandte ihre ganze heuchlerische Freundlichkeit an, um dahinter zu kommen, was diese Veränderung hervorgebracht habe, und sagte zu Mjadveig, daß ihre Mutter schlimm an ihr gehandelt habe, indem sie sie auf solche Weise betrog, und daß sie selber nun die Verbannung mit ihr theilen wolle; wenn der König zurück komme, würde sie schon wieder zu ihrem Rechte kommen; bis dahin aber solle sie das gleiche Schicksal vereinigen.

Obwohl diese Worte des Mädchens Mjadveig's Mißtrauen erregten, mußte sie sich doch darein finden, daß dasselbe bei ihr blieb. Nach einiger Zeit legte das Mädchen sich nieder und stellte sich, als ob es schlafe. Als Mjadveig glaubte, daß dasselbe eingeschlafen sei, holte sie ihr Tuch hervor und begann zu essen; aber nun hatte die Tochter der Königin ihre Absicht erreicht; sie sprang plötzlich auf, entriß Mjadveig das Tuch und kehrte nach Hause zurück, indem sie sagte, daß diese Speise Mjadveig niemals frommen solle.

Mjadveig befand sich jetzt in derselben schlimmen Lage wie früher, und sie wanderte von einem Orte zum andern, bis sie endlich vor Müdigkeit und Kummer einschlief. Da träumte sie, daß ihre Mutter ein zweites Mal zu ihr kam und ihr sagte, daß sie sehr unvorsichtig gehandelt habe; da es sich nun aber so verhalte, solle sie den geraden Weg zur See hinab gehen; dort werde sie eine Landzunge sehen, welche sich in's Meer hinaus erstrecke

und einen schmalen Fußsteig, der zu derselben hinausführe; auf diesem Steige solle sie hingehen, bis sie ein kleines Haus finden werde, welches zwar verschlossen sei, zu dem aber der Schlüssel in der Thür stecke. Sodann solle sie dreimal mit der Sonne und dreimal gegen die Sonne um das Haus herumgehen und jedes Mal den Schlüssel anfassen; dann würde das Haus sich öffnen; in demselben solle sie sich zunächst aufhalten. Sie werde sich darin jedoch nicht langweilen, „denn", so sagte sie:

„Dort singen Gauche,
Dort sprießen Lauche,
Und dort fahren Widder aus ihrem Felle."

Da erwachte Mjadveig und sie ging nun den Weg, welcher ihr im Traume angezeigt worden war. Es traf Alles so ein, wie es ihr vorausgesagt war, und es verstrich ein Tag nach dem andern in gleicher Lustbarkeit für Mjadveig.

Eines Tages jedoch, als sie zu ihrer Unterhaltung an's Land hinaufgegangen war, sah sie in nicht großer Entfernung eine Flotte von Schiffen heran segeln. Bei diesem Anblicke erschrak sie sehr und lief, so schnell sie konnte, zurück nach ihrem Hause; dabei löste sich jedoch einer ihrer Schuhe, die aus Gold waren, los und sie verlor denselben im Laufen.

Der Anführer der Flotte war ein Königssohn, welcher in keiner anderen Absicht kam, als um die Tochter des Königs Mani, Mjadveig, zu freien. Als er an's Land stieg, um in die Stadt zu gehen, fand er einen Frauenschuh aus Gold, der so zierlich geformt war, daß er gelobte, dasjenige Mädchen zu heirathen, dem dieser Schuh gehöre.

Er kam in die Stadt und freite um Mjadveig, die Königstochter, fügte aber gleichzeitig hinzu, daß er gelobt habe, nur diejenige zu heirathen, deren Schuh er auf dem Wege zur Stadt gefunden habe. Die Königin wünschte den Schuh zu sehen und der Königssohn reichte ihr denselben hin. Sie kenne diesen Schuh sehr gut, sagte sie hierauf; den habe einmal ihre Tochter

Mjadveig verloren, als sie zu ihrer Unterhaltung einen Spaziergang gemacht; das sei ja schon so die Art der Jugend.

Hierauf ging sie zu ihrer Tochter und erzählte ihr, wie die Dinge jetzt ständen, und begab sich mit ihr in ein abgelegenes Gemach, um ihr den goldenen Schuh anzulegen; allein sie brachte nicht einmal den halben Fuß ihrer Tochter hinein. Da hieb die Königin die Zehen und die Ferse vom Fuße und es gelang ihr, denselben in den Schuh zu stecken. Das Mädchen fand, daß die Mutter wohl gar schlimm mit ihr verfahre, aber die Königin sagte, daß man etwas thun müsse, um einen Königssohn zum Manne zu bekommen. Hierauf zog sie ihr ihre schönsten Kleider an, führte sie an der Hand in die Halle und zeigte dem Königssohn, daß der Schuh zu diesem Fuße passe, was demselben auch so zu sein schien. Da hielt er auf's Neue um die Hand der Königstochter Mjadveig an und seine Werbung wurde auch angenommen. Der Königssohn sagte, daß er jetzt mit seiner Braut heimsegeln wolle in sein Reich, später aber wieder kommen werde, um die Eltern zur Hochzeitsfeier einzuladen, und so zog er auch fort mit der Tochter der Königin.

Als er aber an der Stelle vorbeisegelte, wo das Haus der Mjadveig lag, hörte er ein so lautes Gezwitscher von Vögeln, daß er demselben eine größere Aufmerksamkeit schenken mußte; er verstand sich auf die Sprache der Vögel und es schien ihm, daß sie sagten:

„Im Steven sitzt die Absatzgehackte,
Voll ist der Schuh vom Blute;
Hier am Lande ist Mjadveig,
Mani's Tochter,
Eine viel besser
Zur Braut Beruf'ne.
Kehre um, Königssohn!"

Anfangs wollte er diesem Vögelgeplauder keinen Glauben schenken; als er sich endlich doch entschloß genauer nachzusehen, fand er, daß sich bezüglich des Mädchens Alles so verhielt, wie

die Vögel verkündet hatten. Da nahm er einen Zauberstab und legte ihn ihr über die Schultern. Da wurde sie mit Einem Male zu einem großen und häßlichen Riesenweibe und mußte nun Alles von sich und ihrer Mutter, der Königin, erzählen. Hierauf erschlug er sie und salzte sie ein; ihr Fleisch aber, welches zwölf Tonnen füllte, ließ der Königssohn an Bord eines Schiffes bringen, welches vorher mit einer großen Menge Pulver beladen worden war.

Sodann ließ er von seinem Schiffe ein Boot aussetzen, ruderte an's Land und fand das Haus. Nach Anweisung der Vögel gelang es ihm auch, dasselbe zu öffnen und er sah hier ein wunderschönes Mädchen. Er fragte dasselbe um seinen Namen, worauf er erfuhr, daß sie Mjadveig heiße, König Mani's Tochter sei und daß sie sich hier im Verborgnen aufhalten müsse wegen der Bosheit ihrer Stiefmutter. Der Königssohn erzählte ihr sodann, wie die Dinge sich gewendet hätten, zeigte ihr den goldenen Schuh, welchen er nun selbst an ihren Fuß legte, und er sah dabei, daß sie den dazu gehörigen Schuh an dem anderen Fuße hatte.

Der Königssohn war also überzeugt, daß dieses Mädchen seine rechte Braut sei, obschon man ihm die Wahrheit verborgen hatte. Mit ihrem Willen brachte er sie hierauf auf sein Schiff und segelte sodann mit seiner Flotte in eine verborgne Bucht, in der er sich eine Zeit lang aufhielt. Dann ließ er alle Schiffe wieder in den Hafen der Stadt segeln und er ging nach der Halle des Königs und lud den König und die Königin zur Hochzeit ein.

Der König war gleich bereit zu kommen, die Königin jedoch nicht; sie sei nicht gewöhnt an Seereisen, sagte sie, sie wolle daher lieber zu Hause bleiben als eine so lange Fahrt unternehmen. Der Königssohn stellte ihr vor, daß ihre Tochter sehr betrübt sein würde, wenn sie dieser Einladung nicht nachkäme, und er setzte seine Ueberredungskunst so lange fort, bis sie sich endlich

doch bewegen ließ. Nun wurden sie alle in Wagen nach dem Strande hinab geführt und gingen sodann an Bord, worauf die Schiffe in die See stachen.

Unterwegs wurde jedoch die Königin so betrübt und kummervoll, daß sie für keinen Menschen Gedanken hatte. Der Königssohn bat sie nun unter vier Augen, ihm zu erzählen, was ihr denn solchen Kummer verursache. Sie that dies sehr ungern, ließ sich aber endlich doch überreden und erzählte, es sei mit ihrer Gesundheit auf dieser Reise so beschaffen, daß sie kaum Lust habe zu speisen, wenn Andere speisen, und daß dies gewiß daher komme, weil sie seekrank sei. Sie bat den Königssohn, diesem Umstande abzuhelfen; er aber antwortete ihr, daß er dies nicht im Stande sei, da er keine Speise kenne, die ihr dienlich sein könnte; er habe nur etwas eingesalzenes Fleisch auf einem seiner Schiffe, dasselbe sei aber roh, sagte er, und könne ihr deshalb wenig nützen. Sie antwortete jedoch, daß sie sich dasselbe selbst kochen könne, und bekam nun wieder ein strahlendes Angesicht; sie bat aber den Königssohn, über diese unbedeutenden Dinge Schweigen zu bewahren.

Wie erzählt wird, verspeiste die Königin jeden Tag eine Tonne Fleisch und war, so lange sie ihre Mahlzeit genoß, immer in das häßlichste Riesenweib verwandelt, wenn sie aber damit zu Ende war, nahm sie wieder ihre menschliche Gestalt an. So vergingen nun eilf Tage; am zwölften aber rief der Königssohn den König Mani gerade in dem Augenblick herbei, als sie daran ging, die zwölfte Tonne Fleisch zu verspeisen, zeigte ihm ihr Beginnen und erzählte ihm, wie oft sie dies schon während dieser Reise gethan habe. Der König war auf's Höchste bestürzt, als er nun sah, was für ein Ungeheuer ihn in's Garn gelockt hatte. Sie entzündeten das Pulver auf dem erwähnten Schiffe, welches sogleich in die Luft flog, und die Königin, oder richtiger gesagt das Riesenweib, erlitt einen raschen Tod.

König Mani bat nun den Königssohn, er möchte ihm erzählen, wie diese entsetzlichen Geschichten zusammenhängen. Das that derselbe auch, und er führte den König sodann zu Mjadveig, welche ihm ganz genau von dem Benehmen und dem Betrug der Mutter und Tochter berichtete; der König aber war höchlich erstaunt über diese Zeitungen.

Nun segelten sie heim nach dem Reiche des Königssohnes, wo ein lustiges Hochzeitsfest abgehalten wurde, das einen ganzen Monat dauerte, und bei dem viel getrunken wurde. Als dasselbe zu Ende war, wurde der König reichlich beschenkt und segelte wieder heim in sein Reich, wo er bis zu seinem hohen Alter herrschte, und er kommt in der Erzählung nicht weiter vor.

Von dem Königssohne aber ist zu melden, daß er nach dem Tode seines Vaters König wurde. Es verging ein Jahr, ohne daß sich etwas anderes ereignete, als daß die Königin Mjadveig ein wunderschönes Knäblein gebar. Nach der Geburt des Kindes ging sie eines Tages mit einer ihrer Dienerinnen in's Bad; als sie aber dahin gekommen war, hatte sie keine Seife, und sie schickte daher die Dienerin heim, um solche zu holen; sie selbst aber blieb allein an dem Badeorte zurück.

Da kam ein Weib zu ihr und grüßte sie sittig und die Königin erwiederte ihren Gruß. Das Weib bat sie, daß es die Kleider mit ihr vertauschen dürfe und Mjadveig gewährte ihr auch diese Bitte. Da sprach das Weib einen Spruch und wirkte den Zauber, daß es selbst das ganze Aussehen der Königin erhielt, Mjadveig aber zu dem Bruder des Weibes ziehen mußte; und zur selbigen Stunde verschwand auch die rechte Königin. Niemand wußte etwas von der Verwechselung der Königin, aber von diesem Tage an wollte die Königin den Leuten gar nicht mehr gefallen, was ja auch nicht zu verwundern ist.

Es wird erzählt, daß der König, als er Mjadveig von der Landzunge holte, das Häuschen, in welchem sie dort wohnte, so schön und lieblich gefunden hatte, daß er dasselbe durch seine

Zauberkünste in die Stadt versetzte, wo es seither neben der Wohnung der Königin stand und ganz dieselben Eigenschaften hatte, wie früher, als Alles gut ging:

„Dort sproßten Lauche,
Dort sangen Gauche,
Und fuhr der Widder aus seinem Felle.“

Aber nun veränderte es sich so, daß:

„Nicht mehr singen Gauche
Nicht mehr sprießen Lauche,
Und nicht mehr fährt der Widder aus seinem Felle —
Und niemals schweigt der junge Knab',
Der in der Wiege liegt,“

und Alles im Reiche in Verwirrung zu kommen scheint.

Da geschah es eines Tages, daß ein Hirt des Königs zur See hinab wanderte. Derselbe sah hier, daß unter einigen steilen Klippen eine Glashalle aus dem Meere emportauchte, worin ein Weib saß, welches der Königin Mjadveig so ähnlich sah, daß er die beiden nicht von einander zu unterscheiden vermochte; um die Halle aber war eine eiserne Kette geschlungen, welche von einem häßlichen Riesen gehalten wurde, der die Halle wieder in den Meeresgrund hinabzog.

Der Mann war ganz verblüfft über dieses Gesicht und blieb bei einem Bache stehen. Aber während er so in Gedanken versunken dastand, sah er ein Kind aus dem Bache Wasser schöpfen. Er schenkte dem Kinde einen Fingerring aus Gold; dieses war auf das Höchste über diese Gabe erfreut und verschwand hierauf in einem Stein, welcher sich in der Nähe befand. Gleich darauf kam ein Zwerg aus dem Steine heraus, grüßte den Mann, dankte ihm für das Geschenk, das er dem Kinde gegeben und fragte ihn, was er als Entgelt dafür haben wolle. Der Hirt wünschte jedoch nur zu wissen, was es mit dem Gesichte, das er zwischen den Klippen sah, für eine Bewandtniß habe.

Der Zwerg erzählte ihm, daß es die Königin Mjadveig sei, welche in der Glashalle wohne; daß sie von bösen Geistern

verzaubert sei, während ein Riesenweib, welches eine Schwester des Riesen sei, den er die Kette halten sah, nun ihre Stelle eingenommen habe. Weiters erzählte ihm der Zwerg, daß der Riese der Bitte Mjadveigs nachgegeben und ihr erlaubt habe, viermal auf jene Weise, die er selbst gesehen, ans Land zu kommen; sie solle auch von ihrer Verzauberung erlöst werden, wenn Jemand so glücklich sein würde, sie zu dieser Zeit aus seinen Klauen befreien zu können; aber nun sei sie schon dreimal, auf dem Lande gewesen, und wenn sie das nächste Mal wieder herauf komme, sei es das vierte Mal.

Der Hirt bat den Zwerg, ihm einen Rath zu geben, wie er die Königin aus der Verzauberung erlösen könne. Der Zwerg gab ihm eine Axt und hieß ihn damit auf die Kette hauen, wenn die Halle den nächsten Tag wieder heraufkomme.

Der Hirte wartete im Steine bei dem Zwerge die Nacht über; des Morgens aber begab er sich dahin, wo die Halle aufzutauchen pflegte. Es dauerte auch nicht lange, so kam die Halle herauf zu den Klippen und der Hirte überlegte nun nicht lange, sondern hieb die Kette los und hatte Glück dabei. Aber jetzt kam der Riese herauf und wollte denjenigen erschlagen, der auf die Kette hieb. Da eilte der Zwerg herbei mit einem kleinen Sacke, dessen Inhalt er auf den Riesen warf, der davon augenblicklich erblindete, so daß er von den Klippen stürzte und sogleich sein Leben verlor.

Sie brachten hierauf Mjadveig in den Stein, wo sie vorläufig verblieb. Die Anderen aber gingen in die Stadt und legten einen Zauberstab an die vermeintliche Königin; in demselben Augenblicke verwandelte sich diese zu einem häßlichen Riesenweibe und sie zwangen sie nun, ihnen ihre Geschichte zu erzählen.

Da erzählte sie, wie sie Mjadveig behandelt habe, und wo sich die Wohnung ihres Bruders befinde. Desgleichen erzählte sie ihnen, daß König Mani's zweite Gemalin ihre Schwester gewesen sei; sie habe dies gethan, um sich an Königin Mjadveig

zu rächen, sagte sie. Der König wurde vom größten Zorne erfüllt und ließ dieses Ungeheuer den schmählichsten Tod erleiden.

Der Hirt fragte den König, welchen Lohn er dem Manne geben wolle, der die Königin aus ihrer Verzauberung befreien könne. Der König antwortete, daß er denjenigen durch große Geldgeschenke ehren, ihm den Fürstentitel verleihen und Länder zum Beherrschen geben wolle. Der Hirt zögerte nicht lange, holte die Königin und brachte sie dem Könige.

Da gab es ein so freudenvolles Wiedersehen, daß es sich nicht beschreiben läßt. Als die Königin wieder zu ihrem Glücke kam:

„Da sangen Gauche,
Da sproßten Lauche,
Da fuhr der Widder aus seinem Felle,
Da schwieg der junge Knab',
Der in der Wiege lag."

Von dieser Zeit an lebte die Königin in Glück und Freude bis in ihr hohes Alter, und nun ist die Geschichte von Mjadveig, der Tochter Mani's, zu Ende.

X. Jonides und Hildur.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche; die hatten eine Tochter, welche Hildur hieß. Dieselbe war eben geboren, als diese Geschichte sich ereignete.

Der König ritt oft zu seinem Vergnügen auf die Jagd. Da geschah es nun einmal, daß derselbe, sowie er in den Wald hinausgekommen war, einen großen Drachen fliegen sah, welcher ein Kind in den Klauen hatte. Der König schoß nach dem Drachen und war so glücklich denselben mitten ins Herz zu treffen, so daß er todt zur Erde niederfiel; das Kind aber bekam er

noch lebend in die Hände. Es war dies ein sehr hübscher Knabe, der beiläufig ein Jahr alt sein mochte. Der König nahm den Knaben mit sich nach Hause und gab ihm den Namen Jonides. Er ließ ihn mit seiner Tochter Hildur auferziehen und bezeigte ihm stets große Liebe.

Die Kinder wuchsen zusammen auf und als sie älter wurden, faßten sie Liebe zu einander. Hildur's Großmutter war sehr zauberkundig und unterrichtete auch das Mädchen in diesen Künsten; Hildur lernte dies so leicht, daß sie schon in der Jugend in vielen Dingen sehr erfahren war. Die Großmutter merkte bald, daß Hildur und Jonides einander liebten; da sie aber um keinen Preis wollte, daß Jonides das Mädchen zur Frau erhalte, beschloß sie, denselben mittelst Gift aus dem Wege zu schaffen. Sie kam deshalb eines Tages mit einem Gerichte zu ihnen hinein und forderte sie auf zu essen; Hildur aber sah, daß die Speise vergiftet war und warnte darum Jonides, davon zu kosten. Da machte sie einen anderen Versuch, indem sie dieselben im Bette ermorden wollte; aber Hildur hatte dies vorausgesehen und Holzklötze in die Betten gelegt. Das alte Weib hieb in dieselben; das Schwert blieb jedoch in den Klötzen stecken; zugleich hafteten ihre Hände an dem Schwerte fest und sie mußte nun so sitzen, bis es Morgen wurde.

Hildur sah nun, daß sie in der Hauptstadt ihres Vaters nicht mehr länger vor den Nachstellungen der Großmutter sicher seien und sie verließen deshalb die Stadt und gingen hinaus zu einem Bache, welcher in der Nähe floß. Hier verwandelte sie sich und ihn in Forellen und sie sprangen sodann beide in den Bach.

Die Großmutter erhielt hiervon Kunde, kam zu dem Bache und wandte alle ihre Kunst an, um die beiden Forellen zu fangen; es gelang ihr aber nicht. In der Nacht darauf nahmen dieselben wieder ihre eigene Gestalt an und Hildur sagte nun, daß es auf diese Weise nicht weiter gehen könne;

denn die Großmutter sitze jetzt daheim und sei mit der Bereitung eines Netzes beschäftigt, um sie darin zu fangen; sie sollten deshalb lieber in den Wald gehen.

Die Großmutter bekam auch hiervon Kunde und sandte zwei Knechte in den Wald mit dem Auftrage, daß sie alles Lebende, was sie sehen würden, tödten sollten.

Dieselben begaben sich hinaus in den Wald, sahen aber kein Thier. Erst gegen Abend erblickten sie zwei Hunde, welche so schön waren, daß sie früher niemals solche gesehen zu haben glaubten. Die Hunde waren sehr zutraulich zu den Knechten, ließen sich aber doch nicht fangen. Diese kehrten deshalb nach Hause zurück und erzählten, wie es ihnen ergangen sei. Das alte Weib sagte, daß dies Hildur und Jonides gewesen seien, und daß die Knechte nicht gehandelt hätten, wie sie sollten, und ließ dieselben erschlagen.

Hildur sah nun, daß es auch auf diese Weise nicht gehen werde; sie nahm deshalb ein grünes Tuch, forderte Jonides auf, mit ihr darauf zu steigen, und erhob sich auf demselben in die Luft.

Sie schwebten so einen großen Theil des Tages hindurch dahin, bis Hildur das Tuch wieder auf die Erde niedersinken ließ. Sie landeten auf einer wunderschönen Ebene und es war hier die herrlichste Gegend.

„Das nun ist Dein Vaterland“, sagte Hildur, „und Du bist der Sohn des Königs, welcher hier herrschte; aber er ist nun schon mehrere Jahre todt. Als Du ein Jahr alt warst, ging Deine Mutter mit Dir in einen Obstgarten; da kam ein Drache an sie heran geflogen, und entriß Dich ihrem Busen. Dies bereitete Deinem Vater große Sorgen, denn er hatte kein anderes Kind; er starb endlich aus Kummer. Das Reich ist jetzt ohne Herrscher, denn deine Mutter liegt krank vor Gram und Schmerz darnieder. Du sollst daher in die Stadt gehen und deiner Mutter alles erzählen, was sich mit Dir zugetragen hat; sie wird Dich dann wieder

erkennen und Dir die Herrschaft über das Reich übergeben. Ich selbst will vorläufig hier in einer kleinen Hütte verbleiben; aber ich bitte Dich, vergiß meiner nicht."

Jonides antwortete, daß dies nie geschehen werde, denn er liebe sie wie sich selbst. Hildur aber sagte, sie fürchte dennoch, daß es so kommen könne. Hierauf schmierte sie ihn mit einer Salbe aus einer Büchse und nahm weinend von ihm Abschied.

Jonides machte sich auf den Weg nach der Stadt; als er aber den halben Weg dahin zurückgelegt hatte, kam eine Hündin zu ihm heran und leckte die ganze Salbe von ihm ab; in diesem Augenblicke vergaß er Hildur und erinnerte sich gar nicht weiter mehr an sie.

Als er in die Stadt kam, bat er, daß er die Königin sprechen dürfe, und dies wurde ihm auch gestattet. Er erzählte derselben nun seine ganze Lebensgeschichte und daß er ihr Sohn sei. Die Königin erkannte sogleich, daß seine Erzählung wahr sei, und sagte, daß sie ihn auch an seiner Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Vater erkennen könne. Er wurde sodann König in dem Reiche und es ging nun Alles gut, dünkte es den Leuten.

Kurze Zeit nachdem Jonides König geworden war, erschien ein schönes Mädchen in der Stadt. Niemand wußte, woher sie gekommen war, aber Niemand konnte sich auch erinnern, jemals ein so wunderschönes Mädchen gesehen zu haben. Der König sah mit Liebesaugen auf sie und nahm sie zum Weibe. Die Leute fanden aber nicht, daß sie auch so gut war als schön.

Einmal nun trug es sich zu, daß einer von den Knechten des königlichen Schweinehirten sich im Walde verirrte und zu einer kleinen Hütte kam. In derselben hausten ein alter Mann und ein altes Weib, sowie Hildur, welche sie ihre Tochter nannten. Der Knecht bat, daß er in der Hütte übernachten dürfe und dies wurde ihm auch gestattet.

Als aber die Leute schlafen gingen, sagte der alte Mann zu dem Knechte, daß er kein Bett für ihn habe, es sei denn daß

er bei Hildur, seiner Tochter, schlafen wolle. Der Knecht antwortete, daß er darin etwas so Schlimmes nicht finde, denn es scheine ihm, daß er niemals ein schöneres Mädchen gesehen habe.

Er legte sich nun in Hildur's Bett; sie sagte jedoch, daß sie noch hinaus müsse, weil sie auf dem Herde das Feuer noch nicht geborgen habe. Der Knecht erbot sich, dies für sie zu thun und bat sie, sich inzwischen in's Bett zu legen.

Er ging denn auch hinaus, um das Feuer zu bergen; aber da blieben seine Hände an den Steinen des Herdes haften, und er stand nun hier und mühte sich ab, dieselben frei zu machen. Aber erst des Morgens gelang es ihm, sich loszulösen; er ging nun rasch von dannen.

Als der Knecht nach Hause kam, fragte ihn der Schweinehirt, wo er die Nacht zugebracht habe. Der Knecht sagte es ihm und fügte hinzu, daß er bei der Tochter des alten Mannes geschlafen habe.

Da erwachte auch in dem Schweinehirten das Verlangen, dahin zu gehen und die Nacht dort zuzubringen. Er machte sich auf den Weg, kam des Abends zu der Hütte und bat um Nachtherberge. Der alte Mann gewährte ihm dieselbe und lud ihn ein, in die Hütte zu kommen.

Der Schweinehirt fand großen Gefallen an der Tochter des alten Mannes und freute sich bereits auf die Nacht. Als man sich anschickte zu Bette zu gehen, sagte der alte Mann, daß er nirgends eine Schlafstelle für ihn habe, es sei denn, daß er bei seiner Tochter schlafen wolle. Der Schweinehirt dachte bei sich, daß man ja noch ein schlechteres Lager bekommen könne, und ging zu Bette. Als aber nun Hildur sich schlafen legen wollte, sagte sie:

„Ah, da habe ich jetzt vergessen, die Hausthüre zu schließen!" und wollte hinausgehen.

Der Schweinehirt sagte jedoch:

„Nein, das soll nicht geschehen, daß Du hinausgehst; ich werde gehen und die Thüre zuschließen.“

Er ging sodann hinaus und schob den Riegel vor, aber er blieb an dem Riegel hängen und konnte sich nicht früher frei machen, als bis es Morgen war; da eilte er beschämt von dannen.

Einige Zeit später traf es sich, daß der König auf der Jagd war und plötzlich ein so starker Nebel einfiel, daß er sich verirrte und von seinen Leuten getrennt wurde, so daß er ganz allein war. Er irrte lange umher, bis er endlich zu derselben Hütte kam. Er klopfte an die Thüre. Der alte Mann kam heraus und lud ihn ein, in die Hütte zu kommen. Da erkannte er den König und bat ihn mit der geringen Wohnung, die er ihm bieten könne, fürlieb zu nehmen. Er bewirthete auch den König, so weit er es mit seinen ärmlichen Mitteln im Stande war; als sich aber der alte Mann anschickte zu Bette zu gehen, sagte er zu dem Könige, daß er ihm kein Lager anbieten könne, es sei denn, daß er bei seiner Tochter schlafen wolle.

Der König entgegnete, daß er damit ganz zufrieden sei; denn das Mädchen gefiel ihm sehr. Er legte sich auch in ihr Bett; als nun aber Hildur sich schlafen legen wollte, sagte sie:

„Ah, da habe ich jetzt vergessen, die Kälber in den Stall zu geben.“

„Ich werde hinab laufen und sie in den Stall treiben“ sagte der König und lief hinaus.

Er begann nun den Kälbern nachzujagen, welche sich sehr wild geberdeten. Endlich gelang es ihm, ein Kalb beim Schwanze zu erfassen, aber da blieb seine Hand an demselben haften und er hing nun an dem Schwanze des Kalbes bis Hildur des Morgens hinaus kam. Sie lachte da laut auf, und sagte:

„Das ist nicht königlich, sich an den Steiß eines Kalbes zu hängen.“

Der König bat sie ganz demüthig, daß sie ihn frei machen möge, und dies that sie auch. Nun fragte sie den König, ob er sie nicht erkenne. Er verneinte es. Hierauf fragte sie ihn weiter, ob er sich auch nicht an Hildur, die Königstochter, erinnere, welche ihn in sein Reich gebracht habe. Auch daran erinnere er sich nicht, sagte er.

Da holte nun Hildur die Büchse mit der Salbe und bestrich ihn damit und augenblicklich erinnerte er sich nun an Hildur, kannte sie und schloß sie in seine Arme.

Hildur erzählte ihm dann, daß die Königin, welche er nun habe, ihre alte Großmutter sei, welche die Gestalt eines Mädchens angenommen habe und ihm das Leben nehmen wolle; sie habe dies aber, sagte Hildur, bis auf den heutigen Tag verhindert. Sie bat nun den König, nicht länger das Leben der Großmutter zu schonen, sowie er wieder nach Hause gekommen sei.

Sie nahmen hierauf in großer Liebe von einander Abschied. König Jonides begab sich wieder heim in sein Reich und ließ sogleich nach seiner Ankunft daselbst seine Königin ergreifen, in einen Sack stecken und ertränken. Hierauf sandte er ein schönes Gefolge zu Hildur, um sie abzuholen, und feierte seine Hochzeit mit ihr. Sie lebten hierauf noch lange, hatten Kinder und Kindeskinder und starben in hohem Alter.

XI. Der Häuslerssohn und seine Katze.

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte und ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Wir wollen zuerst von dem alten Manne und dem alten Weibe erzählen.

Der Mann war so geizig, daß er ungeheuer viel Geld zusammen gescharrt hatte, und die Leute hatten das Sprichwort dafür, daß er immer zwei Geldstücke für eines bekäme. Aber einmal wurde er doch krank und mußte sich zu Bette legen und er starb auch an dieser Krankheit.

Der alte Mann und das alte Weib hatten nur einen einzigen Sohn. In der ersten Nacht nach dem Tode des alten Mannes träumte nun dieser, daß ein unbekannter Mann zu ihm kam und sagte:

„Hier liegst Du, Mann; Dein Vater ist nun todt und sein ganzer Reichthum gehört jetzt Dir, denn Deine Mutter wird bald sterben. Die Hälfte dieses Reichthumes ist aber auf unrechtmäßige Weise erworben; deshalb sollst Du Dein halbes Vermögen den Armen geben, die andere Hälfte aber sollst Du in das Meer werfen; wenn jedoch etwas im Meere schwimmt, nachdem das Uebrige versunken ist, sei es nun ein Stück Papier oder etwas Anderes, so sollst Du es auffischen und gut aufbewahren."

Hierauf verschwand der Mann, der Bursche aber erwachte.

Nun wird er ganz bekümmert über diesen Traum und denkt viel darüber nach, was er thun solle; denn es scheint ihm keine so leichte Sache zu sein, ohne Weiteres sein Vermögen fahren zu lassen. Endlich faßt er doch den Entschluß, die eine Hälfte den Armen zu geben, die andere aber ins Meer zu werfen. Da geschah es, wie der Mann ihm im Traume gesagt

hatte; er sieht etwas auf der Oberfläche des Meeres schwimmen. Er begibt sich dahin, nimmt den Gegenstand zu sich und sieht, daß es ein Stück zusammengelegtes Papier ist. Er entfaltet dasselbe und findet sechs Schillinge, welche darin eingewickelt waren.

Da denkt er bei sich selbst: „Was soll ich mit diesen sechs Schillingen anfangen, nachdem ich ein so großes Vermögen vernichtet habe?" Gleichwohl steckt er dieselben in seine Tasche.

Er wurde nun von Sorgen und schweren Gedanken erfüllt, daß er sein Vermögen verloren habe, und legte sich zu Bette, stand aber doch bald wieder auf.

Nachdem er auch seine Mutter zu Grabe geleitet hatte, zog er schweren Sinnes fort. Er ging hinaus in den Wald und wanderte lange umher, bis er zu einer ärmlichen Hütte kam. Hier klopfte er an die Thüre; ein altes Weib öffnete dieselbe. Er bat um die Erlaubniß, hier bleiben zu dürfen, und sagte gleichzeitig, daß er für die Nachtherberge nichts zahlen könne.

Das Weib antwortete, daß ihm deshalb das Haus nicht verschlossen bleiben solle. Er trat in dasselbe ein und man brachte ihm allsogleich Speise. Er bemerkte keine anderen Menschen im Hause als zwei Weiber und drei Männer. Dieselben sprachen nicht viel zusammen und es waren wohl ruhige Menschen, dünkte es ihm.

Unter Anderem sah er darin ein Thier von grauer Farbe, welches aber nicht sehr groß war. Ein solches Wesen hatte er früher niemals gesehen. Er fragte, wie man dieses Thier heiße, und erhielt zur Antwort, es heiße „Katze."

Hierauf fragte er, ob die Katze feil sei und was sie koste. Für sechs Schillinge könne er sie haben, erhielt er zur Antwort, und er kaufte sie denn auch für seine Schillinge und brachte hierauf die Nacht schlafend zu. Am nächsten Morgen nahm er Abschied von den Leuten, steckte die Katze in seinen Mantel hinein und ging seiner Wege.

Er wanderte nun den ganzen Tag durch Wälder und Wüsten, bis er Abends zu einem Hofe kam. Hier klopfte er an die Thüre; es trat ein alter Mann heraus, welcher sagte, daß er der Hausherr sei. Der Bursche bat um Nachtherberge, fügte aber gleichzeitig hinzu, daß er nichts habe, womit er ihn bezahlen könne. „Man muß Dir dann umsonst ein Nachtlager geben“, sagte der Mann, und führt ihn in die Wohnstube. Hier sah er zwei Weiber und zwei Männer. Das eine der Weiber war die Frau des Hausherrn, das andere deren Tochter. Er ließ hierauf die Katze unter seinem Mantel hervorspringen und alle waren ganz verwundert; denn keines von ihnen hatte früher ein solches Thier gesehen. Er blieb nun hier über Nacht.

Am nächsten Morgen rieth man ihm, zur Halle des Königs hinaufzugehen, die sich nicht weit von hier befinde. Der König sei ein guter Mensch, der ihm ohne Zweifel irgend eine Freundlichkeit erweisen werde. Hierauf machte sich der Bursche wieder auf den Weg und ging so lange, bis er zu der Halle des Königs kam.

Er schickte dem König die Botschaft, daß er ihn gerne sehen möchte, und der König läßt ihm sagen, es sei ihm erlaubt, in die Halle einzutreten und zu ihm zu kommen. Dies thut der Bursche auch.

Als er in die Halle hinein kam, saßen gerade die Leute bei Tische. Er begrüßte den König und seine Hofleute, war aber auf das Höchste erstaunt, als er eine ungeheure Menge kleiner Thiere in der Halle herumlaufen sah, welche so nahe an den König und seine Hofleute herankamen, daß sie auf den Tisch und den Teller des Königs sprangen und ihm die Leckerbissen wegfraßen, ja ihn sogar in die Hände bissen, so daß er keine Ruhe vor ihnen hatte. Die Hände des Königs und verschiedener Hofleute waren ganz blutig, und so sehr man sich auch dieser Thiere und ihrer Angriffe zu erwehren suchte, so war doch alles vergebens.

Der Bursche fragte, was dieses Ungemach zu bedeuten habe und was für Thiere dies seien.

Der König gab ihm zur Antwort, daß man dieselben Ratten heiße und daß sie ihn schon viele Jahre heimsuchten; er kenne aber kein Mittel, um sie auszurotten.

In diesem Augenblicke springt die Katze unter dem Mantel des Burschen hervor und auf die Ratten los. Sie beißt eine Anzahl derselben todt und jagt die übrigen aus der Halle.

Der König und seine Hofleute waren hierüber sehr verwundert und der König fragte, was für ein Thier dies sei. Der Bursche gab zur Antwort, daß man es Katze heiße und daß er dasselbe für sechs Schillinge gekauft habe.

Da sagte der König:

„Weil Du hiehergekommen bist und wegen des Glückes, welches mir durch Dich geworden ist, soll es Dir erlaubt sein, von mir zu wählen, was Du lieber hast: ob Du mein erster Minister sein oder meine Tochter heirathen und das Reich nach mir erhalten willst.“

Der Bursche antwortete, er entscheide sich, da der König schon so gütig sei, ihn wählen zu lassen, lieber für seine Tochter und das Reich.

Es wurde nun die Hochzeit gehalten und als Alles vorüber war, sandte der Bursche Boten zu den Bauern, welche ihn beherbergt hatten, und er machte sie zu seinen Ministern, als er nach dem Tode des Königs selbst die Regierung angetreten hatte.

XII. Lineik und Laufey.

In alter Zeit regierte ein König mit seiner Königin über ein großes, gewaltiges Reich. Wie sie hießen, wird nicht erwähnt; sie hatten zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche zur Zeit dieser Erzählung beide schon erwachsen waren. Der Sohn hieß Sigurd und die Tochter Lineik; sie waren beide durch Geist und körperliche Geschicklichkeit ausgezeichnet, so daß man kaum ihres Gleichen finden konnte, so weit man auch darnach suchen mochte. Sie liebten einander so innig, daß das Eine nicht ohne das Andere sein konnte, und darum ließ der König ihnen ein großes und prächtiges Haus erbauen und gab ihnen so viele Diener und Dienerinnen, als sie nöthig hatten.

So verging die Zeit, ohne daß sich etwas Besonderes zutrug, bis die Königin einmal schwer krank wurde. Da ließ dieselbe den König zu sich rufen und sagte zu ihm, sie glaube, daß sie an dieser Krankheit sterben werde.

„Um zwei Dinge", sagte die Königin, „will ich Dich bitten, bevor ich sterbe, und ich hoffe, daß Du dieselben beherzigen wirst; erstens, daß Du Dir, falls Du Dich wieder verheirathen willst, Deine Gemalin nicht an kleinen Orten oder auf abgelegenen Inseln suchest, sondern in großen Städten oder volkreichen Ländern; es wird Dir dies Glück bringen; zweitens, daß Du Dein ganzes Sinnen darauf legest, auf unsere Kinder Acht zu haben; sie werden Dir, denke ich, von allen Menschen am meisten Freude bereiten auf dieser Welt."

Nachdem die Königin dies gesprochen hatte, starb sie. Dem Könige ging ihr Tod so sehr zu Herzen, daß er alle seine Regierungsgeschäfte vernachlässigte. Nach Verlauf einiger Zeit trat eines Tages der erste Minister vor den König und erklärte ihm, daß es dem Lande von Schaden sei, wenn er sich noch länger

nicht um die Regierung bekümmere und fortwährend um die Königin trauere, und „es ist königlicher", sagte der Minister, „sich aufzuraffen und seinen Kummer zu unterdrücken; seht Euch um eine andere Partie um, welche Eurer würdig ist."

„Das ist eine schwierige Sache", antwortete der König; „da aber Du es bist, der mir diesen Rath gibt, so ist es am Besten, daß auch Du die Ehre und Mühe auf Dich nimmst; ich überlasse es daher Dir, mir ein Weib zu suchen, das meiner würdig ist; nur die eine Bedingung stelle ich, daß Du sie nicht von kleinen Ortschaften oder abgelegenen Inseln holest."

Hierauf wurde Alles für die Reise vorbereitet; der König gab seinem Minister die beste Ausrüstung und ein prächtiges Reisegefolge mit und derselbe segelte nun alsbald mit seiner Begleitung ab.

Als sie eine Strecke weit den beabsichtigten Curs eingehalten hatten, erhob sich ein so dichter Nebel, daß sie nicht mehr wußten, wo sie waren. Einen ganzen Monat lang irrten sie so auf dem Meere umher, bis sie endlich ein Land vor sich liegen sahen, welches sie nicht kannten. Sie fanden hier einen guten Hafen, verließen das Schiff und schlugen Zelte auf. Da aber kein Mensch zu sehen war, glaubten sie, daß es eine öde Insel sei.

Während die Leute sich ausruhten, begab sich der Minister allein landeinwärts; er war nicht weit gegangen, als er ein so schönes Saitenspiel vernahm, wie er ein solches früher nie gehört hatte. Er ging dem Laute nach, bis er zu einem offenen Platze im Walde kam; hier sah er auf einem Stuhl ein Weib sitzen, welches so reizend und vornehm aussah, daß er glaubte, früher niemals eine solche Schönheit gesehen zu haben; sie spielte so schön auf einer Harfe, daß es eine Wonne war, ihr zuzuhören; zu ihren Füßen aber saß ein liebliches junges Mädchen, welches zu dem Spiele sang. Der Minister grüßte das Weib sehr höflich und dieses erhob sich und erwiederte den Gruß mit großer Freund-

lichkeit. Sie fragte den Minister um das Ziel und den Zweck seiner Reise und dieser erzählte ihr hierauf Alles was sich zugetragen hatte.

„Auch mir ist es so ergangen wie Eurem Könige", sagte das Weib; „ich war verheirathet mit einem angesehenen Könige, der über dieses Land herrschte; aber Vikinger kamen und erschlugen ihn und unterwarfen sich das Land; ich aber entfloh heimlich mit diesem Mädchen, welches meine Tochter ist."

Als das Mädchen diese Worte hörte, sagte es:

„Sprichst Du jetzt die Wahrheit?"

Da gab das Weib dem Mädchen einen Schlag in's Gesicht und sagte:

„Vergiß nicht, was Du versprochen hast."

Der Minister fragte das Weib, wie es heiße. Sie heiße Blauvör, erhielt er zur Antwort, ihre Tochter aber, sagte sie, heiße Laufey.

Der Minister sprach nun eine Zeitlang mit dem Weibe und er merkte bald, daß dasselbe sehr verständig und gebildet sei. Da dachte er bei sich selbst, daß er wohl kaum öfter eine so gute Gelegenheit finden würde, seinem Könige eine Gemalin zu verschaffen, als jetzt, und hielt deshalb im Namen des Königs um Blauvör's Hand an. Seine Werbung wurde auch ohne Weiteres angenommen und Blauvör sagte, daß sie sogleich bereit sei, mit ihm zu reisen; „denn ich habe alle meine Kostbarkeiten bei mir", sagte sie, „und ich brauche kein anderes Gefolge mit auf die Reise als Laufey, meine Tochter."

Blauvör und Laufey begaben sich alsbald mit dem Minister nach dem Strande; die Zelte wurden abgebrochen, man bestieg die Schiffe, spannte die Segel auf und fuhr von dannen.

Nun war der Nebel verschwunden und es zeigte sich, daß das Land nur eine öde, mit vielen Klippen umgebene Scheere war; aber Niemand achtete weiter darauf. Sie bekamen guten, starken Fahrwind, und als sie sechs Tage lang gesegelt waren, sahen

sie Land vor sich und konnten auch bald die Hauptstadt ihres Königs erkennen. Sie warfen sogleich die Anker aus und gingen an's Land.

Der Minister sandte einen Boten in die Stadt, um dem König seine Ankunft zu melden; dieser war darüber sehr erfreut, zog seine besten Staatskleider an und begab sich mit einem prächtigen Gefolge nach dem Strande, um seine Braut zu empfangen.

Auf dem halben Wege zu den Schiffen kam ihm schon der Minister entgegen, der an jeder Hand ein Weib führte — beide schön gekleidet und auf das Prächtigste geschmückt. Als der König diese Pracht und diesen Glanz sah, war er ganz außer sich vor Freude, und als er erfuhr, daß die Aeltere seine Braut sei, dünkte er sich in den Himmel versetzt, denn diese war die Schönere.

Er begrüßte den Minister, wie Mutter und Tochter auf das Freundlichste und vergaß in seiner Freude ganz zu fragen, aus welchem Lande die Braut sei. Er führte die beiden Weiber in die Stadt und ließ prächtige Wohnräume für sie herstellen. Hierauf wurde ein großartiges Hochzeitsfest veranstaltet, zu welchem die vornehmsten Männer des Reiches Einladungen erhielten; ob aber auch die beiden Kinder des Königs, Sigurd und Lineik eingeladen wurden, davon wird nichts berichtet; sie hatten auch Blauvör noch gar nicht kennen gelernt, denn der König hatte ganz auf sie vergessen; er dachte an nichts Anderes, als bei seiner zukünftigen Königin zu sitzen und mit ihr zu plaudern.

Die Hochzeit wurde in Lust und Herrlichkeit gefeiert und als das Fest vorüber war, wurden Alle reichlich beschenkt in ihre Heimat entlassen; der König aber oblag nun mit aller Muße den Regierungsgeschäften in seinem Reiche.

So verging einige Zeit, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete. Die Königin half dem Könige bei seinen Regierungsgeschäften; doch dauerte es nicht lange, so wollten

die Leute wissen, daß es dabei nicht ganz richtig zugehe. Die Königin wollte ihren Willen haben und sich in alle Angelegenheiten mischen und der König sah nun bald ein, daß er mit dieser Heirath keine so gute Partie gemacht habe, als er anfangs glaubte. Um die beiden Geschwister Sigurd und Lineik kümmerte sich die Königin gar nicht; sie kamen auch nie zu ihr, sondern blieben lieber Tag und Nacht in ihrem eigenen Hause.

Nicht lange nachdem die Königin mit ihrem Gemal sich in die Regierung des Reiches getheilt hatte, fiel es auf, daß von den Hofleuten einer nach dem andern verschwand, ohne daß Jemand begreifen konnte, was aus denselben geworden sei. Der König machte sich jedoch keine Gedanken darüber, sondern nahm sich an Stelle der verschwundenen Hofleute neue auf; und so blieb es einige Zeit hindurch.

Eines Tages aber sagte die Königin zum Könige, daß es nun wohl an der Zeit sei, im Reiche herumzureisen und die Schatzung zu erheben. „Ich werde schon für die Regierung Sorge tragen, während Du fort bist", sagte sie.

Der König hatte keine große Lust zu dieser Reise, da er aber fast gar keinen eigenen Willen besaß, mußte er seiner Königin gehorchen; sie war es, welche das Commando führte, und ging nicht Alles nach ihrem Kopfe, so war sie unausstehlich.

Der König rüstete also einige Schiffe für seine Reise aus, war aber sehr traurig. Als Alles für die Abreise vorbereitet war, begab er sich in das Haus seiner Kinder. Da gab es gar freudige Begrüßung zwischen Vater und Kindern; nach einer Weile aber seufzte der König und sagte:

„Wenn ich von dieser Reise nicht mehr zurückkehren sollte, so fürchte ich, daß Ihr hier nicht länger sicher sein werdet; ich rathe Euch daher heimlich zu entfliehen, sobald Ihr die Hoffnung auf meine Rückkehr verloren habt. Geht in der Richtung gegen Osten; Ihr werdet dann bald zu einem hohen und steilen Berge kommen; wenn Ihr über denselben gestiegen seid, werdet

Aber nun fragte der Prinz, wo Lineik sei.

Ja, das sei das junge Mädchen, welches sie da an der Hand führe, antwortete die Königin.

Der Prinz schien über diesen Bescheid nicht übermäßig erfreut zu sein; er hätte sich dieselbe schöner vorgestellt, bemerkte er.

Man brauche sich nicht zu verwundern, wenn sie den Kopf hängen lasse und etwas bleiche Wangen habe, meinte die Königin; sei sie doch von dem doppelten Kummer betroffen worden, Vater und Bruder auf Ein Mal zu verlieren.

Darin habe die Königin Recht, fand der Prinz, und so trug er denn seine Werbung vor.

Es kann sich wohl Jeder leicht denken, daß er kein „Nein“ erhielt.

Er traf sogleich Vorbereitungen zur Abreise mit dem Mädchen, das er ja für Lineik hielt. Die Königin wollte ebenfalls mit ihnen fahren, aber der Prinz gab dies auf keine Weise zu und so mußte sie denn zurückbleiben.

Er war nicht weit in's Meer hinausgekommen, als er in Nebel gerieth und den Curs verlor, und ehe er es selbst wußte, war er in eine lange Bucht hineingekommen. Er ließ sich in einem Boote an's Land rudern; am Ende der Bucht sah er zwei wunderschöne Bäume stehen, wie er solche in seinem Leben nie gesehen hatte. Er ließ dieselben umhauen und auf sein Schiff bringen. In demselben Augenblicke zerstreute sich auch der Nebel; die Segel wurden aufgespannt und nun ging's in lustiger Fahrt heim nach Griechenland.

Hier angelangt führte der Prinz seine Braut in die Stadt und ließ ihr alle geziemenden Ehren zu Theil werden; er gab ihr sein eigenes Schlafzimmer zum Aufenthaltsorte während des Tages; die Nacht jedoch mußte sie im Frauenhause seiner Schwester zubringen. Die beiden schönen Bäume aber waren dem Prinzen so werth, daß er sie in sein Schlafzimmer bringen und darin

aufstellen ließ, den einen am Kopfende, den anderen am Fußende seines Bettes.

Nun sollte Alles für die Hochzeit vorbereitet werden. Der Prinz brachte Lineik (die in Wirklichkeit Laufey war) Stoff zu drei Kleidern für ihn, einen blauen, einen rothen und einen grünen; diese mußte sie fertig genäht haben, bis die Hochzeit stattfinden konnte. Zuerst sollte sie das blaue Kleid in Angriff nehmen, sodann das rothe und zuletzt das grüne; dieses aber sollte auch das prächtigste von allen sein, „und ich will dasselbe an unserem Hochzeitstage tragen", sagte der Prinz.

Laufey übernahm den Stoff und der Prinz ging seiner Wege. Kaum war derselbe aber fort, als Laufey in heftiges Weinen ausbrach; denn Blauvör, diese Hexe, hatte sie nie eine Handarbeit gelehrt; sie hatte ihre Lebtage nie eine Nadel in der Hand gehabt und natürlich am allerwenigsten gelernt mit so kostbaren Stoffen, wie diese waren, umzugehen. Sie konnte sich leicht denken, daß, wenn sie die Kleider nicht zu Stande bringen könne, der Prinz sie mit Spott und Schande zur Thüre hinausjagen, ja vielleicht sogar todtschlagen werde, und so war sie denn sehr betrübt und traurig.

In den Bäumen saßen, wie schon früher erzählt, die beiden Geschwister Sigurd und Lineik; sie konnten von denselben aus Alles sehen, was im Schlafzimmer des Prinzen vorging und hörten auch Laufey's Seufzen und Klagen. Davon wurde Prinz Sigurd so gerührt, daß er zu seinet Schwester sagte:

„Lineik, Schwester,
Laufey weinet,
Hilf ihr nähen,
Hab' Erbarmen!"

Lineik antwortete:

„Hast Du vergessen
Den hohen Felsen,
Den steilen Abhang
Und unten das Feuer?"

Aber endlich ließ sie sich doch von Sigurd überreden; sie kroch aus dem Baume, setzte sich zu Laufey und half ihr nähen. Das erste Kleid war bald fertig und Laufey zeigte sich nicht wenig erfreut darüber, wie gut ihnen dasselbe von der Hand gegangen war. Lineik ging wieder in ihren Baum hinein, Laufey aber brachte dem Prinzen das Kleid. Er besichtigte dasselbe und sagte:

„Ich habe noch niemals ein so hübsch verfertigtes Kleid gesehen, wie dieses ist; nimm nun das rothe in Angriff und laß es um so viel schöner werden, als auch der Stoff dazu kostbarer ist, als zu jenem Kleide."

Laufey kehrte in das Schlafzimmer zurück, setzte sich nieder und begann zu weinen. Da sprach Prinz Sigurd zu seiner Schwester wie das vorige Mal:

„Lineik, Schwester,
Laufey weinet,
Hilf' ihr nähen,
Hab' Erbarmen!"

Sie aber antwortete:

„Hast Du vergessen
Den hohen Felsen,
Den steilen Abhang
Und unten das Feuer?"

Da geschah es wieder wie früher. Lineik verließ endlich doch den Baum, setzte sich hin und nähte. Sie wendete noch mehr Kunstfertigkeit an dieses Kleid, als an das erste; dasselbe war überall mit Goldsäumen und Edelsteinen eingefaßt und als es fertig war, gab sie es Laufey, damit sie es dem Prinzen bringe; sie selbst schlüpfte wieder in ihren Baum hinein. Als der Prinz das Kleid erhielt, betrachtete er dasselbe und sagte:

„Es ist zu gut gearbeitet, um anzunehmen, daß Du allein dieses Kleid verfertigt habest. Ich hege den Verdacht, daß mehr Hände als diese damit beschäftigt gewesen sind. Geh' nun hin und verfertige den dritten Anzug; ich gebe Dir drei Tage Zeit

zu dieser Arbeit; aber wie das Gold kostbarer ist als das Kupfer, so soll auch dieses Kleid die anderen an Schönheit und Kostbarkeit übertreffen; und ich will dasselbe an unserem Hochzeitstage tragen."

Laufey ging in das Schlafzimmer zurück, setzte sich nieder und weinte. Da wurde Prinz Sigurd wieder so gerührt von ihrem Seufzen und Weinen, daß er abermals zu seiner Schwester sagte:

„Lineik, Schwester,
Laufey weinet,
Hilf ihr nähen,
Hab' Erbarmen!"

Sie antworte wie früher:

„Hast Du vergessen
Den hohen Felsen,
Den steilen Abhang
Und unten das Feuer?

Aber sie ließ sich doch zum dritten Male überreden, schlüpfte aus dem Baume und setzte sich zu Laufey, um mit ihr zu nähen. Sie wendete diesmal eine noch größere Sorgfalt und Kunstfertigkeit an, so daß man von dem Stoffe selbst kaum etwas sehen konnte vor lauter Goldborten und theuren Steinen. Am dritten Tage aber, als Lineik und Laufey ahnungslos zusammen arbeiteten, trat plötzlich der Prinz in das Zimmer. Lineik erschrak auf das Heftigste und wollte eilig wieder in ihren Baum schlüpfen; es gelang jedoch dem Prinzen, sie an einem Zipfel ihres Kleides festzuhalten. Er zwang sie, sich an seiner Seite niederzusetzen, und sagte:

„Ich habe längst Verdacht geschöpft, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe; sag' mir nun, wie Du heißt!"

Lineik nannte ihren Namen und erzählte, von welcher Herkunft sie sei. Da warf der Prinz Laufey einen zornigen Blick zu und sagte, sie habe für all' ihre Betrügereien und Lügen den schmählichsten Tod verdient.

Das Mädchen fiel dem Prinzen zu Füßen und bat ihn um Schonung. „Ich habe Dich mit nichts Anderem betrogen als mit den Kleidern", sagte sie; „Lineik hat mir verboten zu sagen, wer sie verfertigt habe. Und Du wirst Dich wohl erinnern, daß ich selbst niemals behauptet habe, ich sei Prinzessin Lineik; das war vielmehr meine Mutter — wie sie sich nennt — die diesen Betrug an Dir verübt hat."

Als sie so im besten Gespräche waren, kam auch Prinz Sigurd aus dem Baume heraus. Da gab es große Freude bei diesem Zusammentreffen und der Prinz säumte nicht lange und freite auf's Neue um die richtige Lineik. Diese aber antwortete, daß sie ihm nicht eher ihre Hand reichen wolle, bevor nicht ihre Stiefmutter aus der Welt geschafft sei.

Da erzählte nun Laufey eine lange Geschichte, wie Blauvör das schlimmste Riesenweib sei, und daß sie über die Insel herrsche, auf welcher der Minister sie angetroffen hatte. Dort habe sie in einer großen Höhle gewohnt mit noch viel anderem Riesenvolk. „Ich selbst bin eine Königstochter aus einem der Insel benachbarten Reiche; Blauvör raubte mich heimlich von dort und drohte mir, mich zu tödten, wenn ich ihr nicht in Allem Gehorsam leiste; sie nannte mich Tochter, denn auf diese Weise wollte sie es wahrscheinlich machen, daß sie selbst von königlichem Geschlechte sei. Sie war es auch, welche Eures Vaters Tod verursacht hat, und sie hat alle Hofleute Eures Vaters verschwinden machen, denn sie aß dieselben während der Nacht, wie dies ja alte Sitte der Riesen ist. Es ist ihre Absicht, nach und nach alle Eure Landsleute zu vertilgen, um später das Land mit ihrem Riesengesindel zu bevölkern."

Prinz Sigurd und der andere Prinz sammelten nun eiligst ein großes Heer und zogen mit demselben von dannen. Von ihrem Zuge wird früher nichts berichtet, als bis sie vor der Hauptstadt ankamen, in welcher Blauvör residirte. Niemand hatte ihre Ankunft bemerkt und es waren auch nur wenig

Menschen in der Stadt; denn die meisten hatte Blauvör getödtet und andere waren aus der Stadt entflohen, um dem bösen Riesenweibe zu entkommen. Es war daher keine Rede von einer Gegenwehr und Blauvör wurde gefangen genommen. Sie geberdete sich zwar ganz toll, erhielt aber doch keine Gnade, sondern wurde mit großen Steinen todtgeschlagen und hierauf auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Hierauf kehrten die beiden Prinzen wieder nach Griechenland zurück und es wurde hier Hochzeit gefeiert, zu der viele Anstalten getroffen und alle Großen des Reiches eingegeladen wurden. Während des Festmahles freite Prinz Sigurd um die griechische Prinzessin und da diese sogleich einwilligte, wurde auch die Hochzeit dieser Beiden zur selben Zeit gefeiert. Als das Fest vorüber war, begaben sich die Gäste, reichlich beschenkt, wieder nach Hause.

Prinz Sigurd wurde König in Griechenland, während Lineik mit ihrem Manne in die Heimat zurückkehrte, wo dieser hierauf König wurde. Da gab es große Freude im Lande, daß das Reich nun wieder unter das frühere Königsgeschlecht kam.

Laufey hatte Lineik begleitet und diese und ihr Gemal verschafften ihr einen guten Mann, mit dem sie dann ihr väterliches Erbe antrat; denn ihr Vater war aus Kummer um sie gestorben. Alle diese Könige regierten viele Jahre in ihren Reichen und lebten lange in Glück und Frieden, und nun ist die Geschichte zu Ende.

XIII. Brjam.

Es herrschten einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche; sie waren reich und mächtig und kannten nicht die Größe ihres Vermögens; sie hatten eine Tochter und dieselbe wuchs auf wie die meisten übrigen Königskinder. Es trug sich während dieser Zeit nichts Bemerkenswerthes zu, man müßte denn eine Lüge sagen.

Es lebte auch ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte; sie hatten sieben Söhne und eine einzige Kuh, von der sie Alle leben mußten. Diese Kuh war so trefflich, daß man sie dreimal des Tages melken konnte, und sie kam von selbst zur Mittagszeit heim von der Weide. Da geschah es einmal, daß der König mit seinen Leuten auf die Jagd ritt; sie kamen an der Viehherde des Königs vorüber, und unter derselben befand sich auch die Kuh des armen Mannes.

Da sagte der König zu seiner Begleitung:

„Eine schöne Kuh habe ich da.“

„Diese Kuh gehört Euch nicht, Herr“, sagten die Leute, „sie gehört dem alten Manne in der schlechten Hütte.“

Der König entgegnete:

„Sie soll mir gehören.“

Als der König heimgekehrt war und sich zu Tische gesetzt hatte, fiel ihm wieder die Kuh ein und er wollte Leute zu dem alten Manne senden, um ihm die Kuh gegen eine andere abzuhandeln. Die Königin bat ihn, dies nicht zu thun, da der Mann mit seiner Familie nichts Anderes zum Leben habe; er hörte nicht auf diese Bitte, sondern schickte drei Männer ab, welche dem Alten die Kuh abkaufen sollten. Dieselben trafen den Mann mit allen seinen Kindern im Freien an und erklärten ihm, daß

sie vom Könige geschickt seien, um ihm die Kuh gegen eine andere abzukaufen.

Der Alte aber sagte:

„Mir ist die Kuh des Königs nicht mehr werth als die meinige.“

Die Leute drangen heftiger in ihn; als er aber nicht nachgab, schlugen sie ihn todt. Da fingen die Kinder alle zu weinen an, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, der Brjam hieß. Die Leute fragten sie, wo sie wegen des Todes ihres Vaters Schmerz empfänden. Da schlugen sie Alle an die Brust mit Ausnahme des Brjam, welcher auf seinen Hinteren deutete und dabei wie ein Blöder lächelte.

Hierauf tödteten die Männer alle Kinder, welche an die Brust schlugen; von Brjam aber sagten sie, es sei gleichgiltig, wenn auch dieses Vieh lebe, da es ihm an Verstand fehle.

Die Leute des Königs gingen heim und führten die Kuh mit sich; Brjam aber begab sich zu seiner Mutter und erzählte ihr, was sich zugetragen hatte. Die Mutter wurde von dieser Nachricht auf das Schmerzlichste ergriffen; der Sohn aber bat sie, nicht zu weinen, da ihnen dies ja nicht helfen könne; er werde schon trachten zu thun, was er im Stande sei.

Da geschah es einmal, daß der König für seine Tochter ein Frauenhaus erbauen ließ; er hatte dem Baumeister Gold gegeben, damit er dasselbe von Innen und Außen vergolde. Brjam kam hinzu in seiner tölpelhaften Weise.

Da fragten ihn die Leute des Königs:

„Was für einen Rath willst Du geben, Brjam?“

Er antwortete:

„Ein großer Theil schwinde, meine Burschen.“

Brjam ging hierauf fort. Das Gold aber, welches sie erhalten hatten, um damit das Haus zu vergolden, schwand, so daß nur die Hälfte davon verwendet werden konnte.

Die Leute erzählten dies dem Könige. Der glaubte, daß sie das Gold gestohlen hätten und ließ sie hängen. — Als Brjam nach Hause kam, erzählte er den Vorfall seiner Mutter.

„Das hättest Du nicht sagen sollen, mein Sohn", sagte diese.

Brjam fragte:

„Was hätte ich denn sagen sollen, liebe Mutter?"

Die Mutter antwortete:

„Es möge wachsen um drei Drittel, hättest Du sagen sollen."

„Ich will das morgen sagen, liebe Mutter!" entgegnete Brjam.

Am folgenden Tage begegnete Brjam Leuten, welche eine Leiche zu Grabe trugen. Dieselben fragten ihn:

„Was für einen Rath willst Du geben, Brjam?"

„Sie möge wachsen um drei Drittel, meine Burschen", sagte er.

Da wuchs die Leiche so stark und wurde so schwer, daß die Leute sie fallen ließen.

Als Brjam nach Hause kam, erzählte er seiner Mutter den Vorfall, Sie sagte:

„Das hättest Du nicht sagen sollen, mein Sohn!"

Brjam fragte:

„Was hätte ich denn sagen sollen, liebe Mutter?"

„Gott schenke Deiner Seele den Frieden, Todter, hättest Du sagen sollen", antwortete die Mutter.

„Ich will das morgen sagen, liebe Mutter", sagte er darauf.

Am nächsten Morgen kam er zum Königspalaste und sah zu, wie der Henker gerade einen Dieb hängte.

Der Büttel sagte zu ihm:

„Was für einen Rath willst Du geben, Brjam?"

Er antwortete:

„Gott schenke Deiner Seele den Frieden, Todter!"

Der Büttel lachte dazu; Brjam aber lief heim zu seiner Mutter und erzählte ihr wieder, was sich ereignet, und was er gesagt habe. Sie sagte:

„Das hättest Du nicht sagen sollen."

„Was hätte ich denn sagen sollen?" fragte er.

Sie antwortete:

„Ist dies etwa der Dieb des Königs, den Du da in der Arbeit hast? hättest Du sagen sollen."

„Ich will das morgen sagen, liebe Mutter", sagte er.

Am Morgen darauf ging er wieder fort und sah die Königin um die Burg herum spazieren fahren. Brjam trat zu dem Gefolge heran.

„Was für einen Rath willst Du geben?" fragten die Hofleute.

„Ist dies etwa der Dieb des Königs, den Ihr da führt, meine Burschen?"

Diese schalten ihn. Die Königin verbot ihnen dies und sagte, daß sie den Worten des Burschen kein Gewicht beilegen sollten. Er lief heim zu seiner Mutter und erzählte ihr, was sich zugetragen hatte.

„Das hättest Du nicht sagen sollen, mein Sohn", sagte sie.

„Wie hätte ich den sagen sollen?" fragte er.

„Ist dies nicht die Liebste des Königs, welche Ihr da führt? hättest Du sagen sollen."

„Ich will das morgen sagen, liebe Mutter", entgegnete er.

Des Morgens ging er wieder vom Hause fort und sah diesmal zwei Männer, welche eine alte Mähre abdeckten; er trat zu ihnen hinzu.

„Was für einen Rath willst Du geben, Brjam?" fragten sie.

„Ist dies etwa die Liebste des Königs, die Ihr da in der Arbeit habt, meine Burschen?" fragte er.

Die Männer verlachten ihn. Er aber lief heim zu seiner Mutter und erzählte ihr den Vorfall. Die Mutter sagte:

„Geh' Du nicht öfter mehr dahin, denn ich bin immer in Furcht, daß sie Dich erschlagen."

„Sie werden mich nicht erschlagen", sagte er.

Da trug es sich einmal zu, daß der König seine Leute ausschickte, um zu fischen, und dieselben machten dazu zwei Schiffe zurecht. Brjam kam zu ihnen und bat sie, ihn mitzunehmen; sie aber trieben zuerst ihren Spott mit ihm und jagten ihn dann fort; doch fragten sie ihn, was er wohl glaube, wie an diesem Tage das Wetter sein werde?

Er schaute in die Luft hinauf und sagte:

„Wind und nicht Wind, Wind und nicht Wind, Wind und nicht Wind *)."

Die Männer aber verlachten ihn. Sie ruderten hierauf weit in's Meer hinaus und beluden die beiden Schiffe mit Fischen. Als sie jedoch an's Land fahren wollten, entstand ein gewaltiger Sturm und beide Schiffe gingen zu Grunde.

Es trug sich nun weiter nichts Besonderes zu, bis der König einmal allen seinen Freunden und Vornehmen ein Gastgebot gab. Brjam bat die Mutter, daß sie ihm erlauben möge, fortzugehen, um zu erfahren, was bei dem Gastgebote sich zutrage.

Als Alle sich gesetzt hatten, ging Brjam hinaus in die Zimmermannswerkstätte und begann hier kleine Holzpflöcke zu schnitzen. Leute, welche dazu kamen, fragten ihn, was er denn mit diesen Pflöcken beginnen wolle?

Er gab zur Antwort:

„Den Papa rächen, nicht den Papa rächen **)."

Die Leute sagten zu ihm:

„Du siehst uns ganz darnach aus."

---

*) Isländisch: „vind og ei vindi, vind og ei vindi, vind og ei vindi"; aber ei = nicht und ae = immer, lauten fast gleich. Brjam meinte das Letztere, sprach es aber wie ei aus.

**) Auch hier scheint ein Wortspiel vorzuliegen; päpi heißt isländisch sowohl „Papst" (papa), als auch (in der Kindersprache) „Vater", „Papa."

Sie gingen hierauf fort. Brjam beschlug die Pflöcke an der Spitze mit Stahl, schlich sich hierauf in den Saal hinein, nagelte all' die Leute, welche an den Tischen saßen und bereits sämmtlich betrunken waren, mit ihren Gewändern an den Bänken fest und entfernte sich sodann.

Als die Leute des Abends sich erheben wollten, wurden sie gewahr, daß sie an die Bänke befestigt waren; der Eine beschuldigte den Anderen dieses Unfuges und sie geriethen deshalb in Streit und erschlugen einander, so daß keiner von ihnen übrig blieb.

Auch der König fiel in dem allgemeinen Kampfe. Als die Königin die Nachricht von diesen Ereignissen erhielt, wurde sie sehr traurig und ließ die Todten begraben. Brjam aber verließ am nächsten Morgen wieder die Hütte der Eltern und bot sich der Königin zum Dienste an; sie nahm ihn mit Freuden auf, denn sie hatte nicht viele Leute mehr zur Verfügung. Dies war für Brjam von größtem Nutzen; er heirathete bald darauf die Königstochter, wurde später sogar König und übernahm die Regierung des Reiches. Er legte seine Maulaffenart ganz ab, und nun ist das Märchen zu Ende.

XIV. Das Märchen von den drei Königssöhnen.

In alter Zeit lebte ein mächtiger und guter König; derselbe herrschte über ein großes, gewaltiges Reich; doch wird nicht berichtet, wo dasselbe lag oder welches der Name des Königs war. Er hatte mit seiner Königin drei Söhne, welche alle hoffnungsvolle junge Männer waren und von dem Könige sehr geliebt wurden.

Der König hatte eine Königstochter aus dem Nachbarreiche zur Erziehung angenommen und zog dieselbe mit seinen Söhnen auf. Sie stand ungefähr im selben Alter wie diese und war das schönste und sittsamste Mädchen, welches man in der damaligen Zeit gesehen hatte; der König liebte sie denn auch nicht weniger als seine Söhne.

Als die Königstochter in die heirathsfähigen Jahre gekommen war, verliebten sich alle drei Königssöhne in dieselbe und zwar so ernstlich, daß sie alle drei um ihre Hand anhielten. Da der eigene Vater des Mädchens gestorben war, hatte der König über ihre Verheirathung zu bestimmen; da er aber alle seine Söhne gleich lieb hatte, gab er ihnen zur Antwort, daß die Königstochter selbst sich denjenigen zum Bräutigam wählen möge, welchen sie am liebsten habe.

Er ließ deshalb an einem bestimmten Tage die Königstochter zu sich rufen und theilte ihr mit, es sei sein Wille, daß sie sich einen seiner Söhne zum Manne auserwähle.

Die Königstochter sagte:

„Es ist meine Pflicht zu thun, was du gebietest; wenn ich aber einen Deiner Söhne erwählen soll, so gerathe ich in keine geringe Verlegenheit, denn ich muß gestehen, daß sie mir alle gleich theuer sind und daß ich keinen dem Anderen vorziehen kann".

Als der König diese Antwort erhielt, schien es ihm, daß die Schwierigkeiten noch größer geworden, und er grübelte lange nach, um einen Ausweg zu finden, mit dem alle zufrieden sein könnten. Er traf endlich die Entscheidung, daß jeder der Söhne im Verlauf eines Jahres sich ein Kleinod verschaffen und derjenige die Königstochter erhalten solle, welcher das kostbarste aufzuweisen habe.

Die Königssöhne waren mit dieser Entscheidung zufrieden und kamen überein, daß sie nach Ablauf eines Jahres alle drei in einem Lustschlosse auf dem Lande zusammentreffen und sich von hier aus gemeinschaftlich in die Stadt begeben wollten, um ihre Kleinode zu zeigen. Die Königssöhne wurden nun auf das Beste für die Reise ausgestattet.

Es wird zuerst von dem Aeltesten berichtet, daß er von Land zu Land und von Stadt zu Stadt zog, ohne jedoch ein Kleinod zu finden, welches ihm werthvoll genug erschien. Endlich hörte er von einer Königstochter erzählen, welche ein Fernglas besitze, das für das größte Kleinod gehalten werde. Durch dieses Fernglas konnte man, so hieß es, über die ganze Welt hin, jeden Ort, jeden Menschen und jedes Thier und ebenso auch, was jedes lebende Geschöpf verrichte, sehen. Der Königssohn dachte, daß man wohl nie einen kostbareren Gegenstand erhalten könne als dieses Fernglas, und machte sich daher auf den Weg zur Königstochter, um ihr dasselbe abzuhandeln. Allein die Königstochter wollte sich zuerst um keinen Preis von ihrem Kleinod trennen; als jedoch der Königssohn nicht abließ, sie darum zu bitten, und ihr erzählte wie die ganze Sache sich verhalte, ließ sie sich endlich doch herbei, ihm das Fernglas zu verkaufen. Er bezahlte dafür eine sehr große Summe und zog nun wieder heim, ganz vergnügt über seinen guten Fang und voll Hoffnung, daß er die Königstochter erhalten werde.

Dem zweiten Königssohn erging es ganz gleich wie seinem älteren Bruder; auch er fand nirgends einen Gegenstand, der

ihm werthvoll genug erschien, und reiste lange umher ohne irgendwie Hoffnung zu erhalten, daß er seinen Wunsch werde in Erfüllung gehen sehen.

Einmal kam er wieder in eine große und starkbevölkerte Stadt und suchte, wie an den anderen Orten, nach werthvollen Gegenständen; er fand aber nichts, was ihm gefiel. Da hörte er, daß ganz nahe der Stadt ein Zwerg wohne, der an Klugheit und Geschlicklichkeit ein zweiter Völund (der berühmte Schmied Wieland der deutschen Heldensage) sei. Es kam ihm nun der Gedanke, diesen Zwerg zu besuchen und ihn dahin zu bringen, daß er ihm irgend einen sehr kostbaren Gegenstand verfertige. Er ließ sich zu dem Zwerge führen, traf diesen zu Hause an und sagte ihm sein Begehren.

Der Zwerg antwortete, daß er die Schmiedekunst beinahe ganz aufgegeben habe und daher den Wunsch des Königssohnes nicht erfüllen könne. Doch besitze er ein Kleid, sagte er, welches er in seinen jüngeren Jahren verfertigt habe; er wolle sich aber nur ungern von demselben trennen.

Der Königssohn fragte ihn, was für eine Eigenschaft das Kleid besitze und was für einen Nutzen man von demselben haben könne.

Der Zwerg entgegnete, daß man auf diesem Kleide die ganze Erde durchwandern könne, sowohl in der Luft wie auf dem Meere; „aber es sind Runen in das Kleid eingeschnitten, welche Derjenige verstehen muß, der es lenken will".

Der Königssohn dachte nun, daß man wohl kaum einen kostbareren Gegenstand finden könne und bat deshalb den Zwerg, daß er ihm um jeden Preis das Kleid verkaufen möge. So wenig dieser auch dazu geneigt war, so ließ er sich endlich doch bewegen, als er hörte, wie wichtig es für den Königssohn sei, dasselbe zu erhalten, und verkaufte ihm das Kleid für eine ungeheure Summe Geldes. Der Königssohn sah, daß das Kleid, ein herrliches Kleinod, überall mit Gold durchwirkt und mit

Edelsteinen besetzt war. Hierauf zog er wieder heimwärts, voll Hoffnung, daß er bei der Freierei den Sieg davontragen werde.

Der jüngste Königssohn zog am spätesten fort und wanderte zuerst im Lande selbst von einem Orte zum anderen. Wo er auf seinem Wege einen Kaufmann antraf oder anderwärts, wo er Kleinode zu finden hoffte, erkundigte er sich eifrig nach solchen; aber alle seine Anstrengungen blieben fruchtlos und der größte Theil des Jahres ging dahin, ohne daß er zu seinem Ziele gelangte. Er begann deshalb schon an dem guten Ausgang seiner Sache zu verzweifeln.

Endlich kam er auch in eine dichtbevölkerte Stadt, wo eben ein großer Markt abgehalten wurde und unzählige Menschen aus allen Gegenden der Welt beisammen waren. Er durchwanderte die Stadt von einem Kaufmann zum andern, bis er auch auf einen Mann stieß, der mit Aepfeln handelte. Dieser Kaufmann sagte, er besitze einen Apfel, welcher die Eigenschaft habe, daß er einem Menschen, der schon ganz dem Tode verfallen ist, in die rechte Hand gelegt, diesen sogleich von seiner Krankheit heile und ihn wieder zum Leben erwecke. Diesen Apfel hätten schon seine Ahnen besessen, sagte er, und er habe stets als Heilmittel gedient. Als der Königssohn dies hörte, wünschte er um jeden Preis in den Besitz dieses Apfels zu gelangen; denn er meinte, daß er kaum einen anderen Gegenstand finden würde, welcher mehr nach dem Geschmacke der Königstochter wäre. Er bat deshalb den Kaufmann, ihm den Apfel zu verkaufen, erzählte ihm seine ganze Geschichte und wie all sein zeitliches Wohl daran hänge, hinter seinen Brüdern in der Beschaffung kostbarer Kleinode nicht zurückzustehen.

Als der Kaufmann die Geschichte des Königssohnes angehört hatte, wurde er von solchem Mitleid für ihn erfaßt, daß er ihm den Apfel verkaufte, und froh und glücklich machte sich der Königssohn auf den Heimweg.

Es verlautet früher nichts Weiteres von den Brüdern, als bis sie alle drei an dem verabredeten Orte zusammentrafen, wo sie sich sogleich die merkwürdigsten Begebenheiten ihrer Reise erzählten. Der älteste Bruder gedachte sich jetzt ein Vergnügen damit zu machen, daß er der erste sein werde, welcher die Königstochter sehen und erfahren werde, wie es ihr ergehe; er nahm deshalb sein Fernrohr und richtete dasselbe gegen die Stadt.

Was sieht er aber?

Weiß wie der Schnee liegt die Königstochter in ihrem Bette. Sein Vater, der König, und die vornehmsten Hofleute umstehen in schwarzen Trauerkleidern und mit kummervollen Gesichtern ihr Lager und erwarten den letzten Athemzug der schönen Königstochter.

Als sich dem Königssohn dieser schmerzliche Anblick darbot, wurde er ganz überwältigt von Kummer; auch seine Brüder, denen er mittheilte, was er sah, wurden von großer Traurigkeit erfüllt. Gerne würden sie ihre ganze Habe dafür hingegeben haben, sagten sie, wenn sie diese Reise nicht unternommen hätten, denn sie hätten dann der schönen Königstochter wenigstens den letzten Dienst erweisen können.

Während sie so in lauten Klagen jammerten, fiel dem mittleren Bruder sein Kleid ein, das ihn ja augenblicklich in die Stadt bringen konnte. Er erzählte dies seinen Brüdern und sie waren nun sehr erfreut über diese unerwartete Hilfe. Sie breiteten das Kleid auf die Erde aus und stiegen darauf. Augenblicklich erhob sich dasselbe mit ihnen in die Luft und in einigen Minuten schon hatten sie die Stadt erreicht.

Sie begaben sich, so schnell sie konnten, in die Kammer der Königstochter, wo sie alle Anwesenden in tiefem Kummer fanden. Man erzählte ihnen, daß jeder Athemzug der letzte sein könne. Da dachte der jüngste Bruder an seinen Apfel; niemals konnte es ihm nützlicher sein, die Kraft desselben zu versuchen, als gerade jetzt, das schien ihm gewiß zu sein. Er trat

daher unverweilt an das Bett der Königstochter und legte den Apfel in ihre rechte Hand. In diesem Augenblicke war es, als ob ein neues Leben durch ihren ganzen Körper ströme, ihre Augen öffneten sich und nach Verlauf weniger Minuten begann sie auch schon mit den Umstehenden zu sprechen. Wie Jedermann begreift, gab es nun eine unbeschreibliche Freude am Hofe des Königs über die Heimkunft der Brüder und die Wiederbelebung der Königstochter.

Als die Königstocher ihre volle Gesundheit wieder erlangt hatte, wurde ein großes Thing (Versammlung) einberufen, vor welchem die Brüder ihre Kleinode zeigen sollten.

Zuerst trat der älteste Bruder vor mit seinem Fernrohr; er zeigte dasselbe herum, indem er erklärte, was für ein köstlicher Schatz dies sei, da man nur diesem es zu verdanken habe, daß die schöne Königstochter vom Tode gerettet wurde, denn durch dieses Fernrohr habe er gesehen, wie es in der Stadt stehe. Er habe deshalb gewiß berechtigten Anspruch darauf, daß er die Königstochter erhalte.

Hierauf trat der mittlere Bruder vor, zeigte sein Kleid und erklärte, wozu es nütze. Was hätte es ohne das Kleid geholfen, wenn auch sein Bruder zuerst gesehen habe, daß die Königstochter krank sei? „denn auf demselben kamen wir noch rechtzeitig genug in die Stadt, um ihr das Leben zu retten; ich meine deshalb, man habe es wohl am meisten der Macht des Kleides zu verdanken, daß die Königstochter nicht todt ist", meinte er.

Nun kam der jüngste Bruder mit dem Apfel und sagte: „Wenig würden das Fernrohr und das Kleid genützt haben, hätten wir nicht meinen Apfel gehabt, um der Königstochter das Leben zu retten. Denn was hätten wir Brüder davon gehabt, Augenzeugen ihres Todes zu sein? Dies hätte in uns nur Kummer und Schmerz erweckt. Dem Apfel allein ist es zuzuschreiben, daß die Königstochter noch am Leben ist, und ich glaube deshalb, daß ich am Würdigsten bin, sie zu erhalten".

Es wurde nun im Thing besprochen und berathen, welches Kleinod wohl das werthvollste sei, bis sich die Leute endlich dahin einigten, daß alle drei Kleinode in gleichem Maße dazu beigetragen hätten, der Königstochter das Leben zu retten; denn hätte eines davon gefehlt, so würden die anderen wenig genützt haben. Das Urtheil lautete denn dahin, daß alle Kleinode gleich gut seien und daher noch nicht entgiltig entschieden werden könne, welcher von den Brüdern die Königstochter erhalten solle.

Da kam der König auf den Gedanken, alle drei Brüder um die Wette schießen zu lassen; derjenige von ihnen, welcher sich als der beste Schütze erweisen würde, sollte die Königstochter zum Weibe bekommen. Es wurde ein Ziel bestimmt, und der älteste Bruder trat zuerst vor mit Bogen und Köcher.

Er schoß; allein der Pfeil fiel weit vor dem Ziele zur Erde nieder.

Hierauf trat der zweite Bruder vor, und sein Pfeil kam dem Ziele ganz nahe.

Endlich kam der dritte und jüngste Bruder, und es schien, als ob sein Pfeil am Weitesten geflogen wäre; aber unglücklicher Weise konnte man denselben nicht finden, obgleich man mehrere Tage hindurch gesucht hatte. Der König fällte daher die Entscheidung, daß der mittlere Bruder die Königstochter erhalten solle. Sie wurden denn auch getraut, und da der König, der Vater der Braut, wie erzählt, vor einiger Zeit gestorben war, zogen sie in dessen Reich und der Königssohn übernahm die Regierung desselben. Beide kommen in dem Märchen nicht mehr vor.

Der älteste Bruder verließ ebenfalls die Heimat; er verblieb im Auslande und kommt ebenfalls in dieser Geschichte nicht weiter mehr vor.

Der jüngste Bruder jedoch blieb daheim bei seinem Vater und war sehr unzufrieden über den Ausgang, den die Sache genommen hatte. Jeden Tag irrte er an den Orten herum,

wo er glaubte, daß der Pfeil liegen müsse. Endlich fand er denselben auch und sah nun, daß er weit über das Ziel hinausgeflogen und in einer Eiche im Walde stecken geblieben war. Er führte Zeugen dahin, wo der Pfeil gefunden worden war, und hoffte, daß seine Sache neuerdings aufgenommen werden würde; allein davon war nicht die Rede, denn der König sagte, er könne die Entscheidung, die er einmal gefällt, nicht mehr abändern.

War der Königssohn schon früher mit seinem Schicksale unzufrieden, so wurde er es jetzt noch mehr, und es war ihm bald nicht mehr möglich, mit Anderen Umgang zu pflegen. Er faßte deshalb eines Tages den Entschluß, aus dem Lande fortzuziehen, und machte das Gelübde, niemals wieder seinen Fuß in dieses Reich zu setzen. Er nahm alle seine Kleinodien mit sich, doch wußte Niemand etwas von seinem Entschlusse, nicht einmal sein Vater, der König.

Er wanderte hinaus in einen großen Wald und irrte viele Tage umher, ohne zu wissen, wohin er kam. Er wurde bald hungrig und müde und es kam endlich soweit mit ihm, daß er sich nicht mehr getraute, weiter zu gehen. Da setzte er sich neben einem großen Steine nieder und meinte, daß er nun hier sein elendes, sorgenvolles Leben beschließen werde; als er aber eine Weile dort gesessen und hingebrütet hatte, sah er plötzlich zehn wohlbewaffnete und feingekleidete Männer herankommen. Sie waren alle zu Pferde und ritten direct auf den Stein zu, wo er saß.

Sowie sie bei ihm anlangten, stiegen sie von ihren Pferden und begrüßten ihn. Sie luden ihn ein, ihnen auf dem ledigen, prächtig aufgesattelten Pferde zu folgen, welches sie mitgebracht hatten. Er danke ihnen für ihr Anerbieten und bestieg das Pferd. Sie ritten hierauf des Weges dahin, bis sie zu einer großen und prächtigen Stadt kamen. Die Reiter stiegen von ihren Pferden und führten den Königssohn hinein in die Stadt.

In dieser Stadt regierte eine junge und überaus schöne königliche Jüngfrau. Die Reiter führten den Königssohn zu ihr, und sie empfing denselben mit der größten Freundlichkeit. Sie erzählte ihm, daß sie von all' den Leiden seines Lebens gehört und auch erfahren habe, daß er seinem Vater entlaufen sei. „Da entflammte in meiner Brust die heißeste Liebe zu Dir und es erfüllte mich sehnsüchtiges Verlangen, Dir in Deinem Unglücke beizustehen. Wisse, daß ich die zehn Reiter aussandte, um Dich aufzusuchen und hierher zu bringen. Nun lade ich Dich ein, hier zu bleiben und über mein ganzes Reich zu herrschen; ich will, soweit es in meiner Macht steht, versuchen, Deinem Kummer ein Ende zu machen.

Obgleich der Königssohn sehr verstimmt und voll Kummer war, blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als dieses Anerbieten anzunehmen und um die königliche Maid zu freien. Man traf hierauf Vorbereitungen zu einem großen Festmahle, und die Beiden wurden nach der Sitte dieses Landes getraut. Der junge König trat sogleich die Regierung des ganzen Reiches an und Alles nahm einen guten Fortgang.

So verstrich einige Zeit.

Wir kehren wieder zurück zu dem alten Könige.

Nach dem Verschwinden des Sohnes wurde er des Lebens überdrüssig, da er ja auch bereits hoch an Jahren war und vor nicht langer Zeit seine Königin verloren hatte. Da geschah es eines Tages, daß ein umherwanderndes Weib in des Königs Halle kam. Sie war sehr erfahren in vielen Dingen und wußte viel zu erzählen. Es war für den alten König ein großes Vergnügen, ihre Geschichten anzuhören, und sie erwarb sich recht bald sein Wohlwollen.

So dauerte es eine Weile, bis der König endlich große Liebe zu diesem Weibe faßte, und das Ende vom Liede war, daß er dasselbe zu seiner Königin machte, obschon der ganze Hof dagegen war. Es währte nicht lange, so mischte die neue

Königin sich stark in alle Regierungsgeschäfte, und wo sie nur konnte, machte sie Schlimmes noch schlimmer — so schien es den Leuten. Einmal sagte sie zum König:

„Es kommt mir ganz merkwürdig vor, daß Du Deinem fortgelaufenen Sohne nicht auf die Spur zu kommen suchst; man straft doch oft ein geringeres Verbrechen, so viel ich weiß. Du hast doch wohl gehört, daß er König über eines der benachbarten Reiche geworden ist, und alle Leute sagen, er werde Dich, sowie er sich dazu im Stande sieht, mit seinem Heere angreifen, um sich für das Unrecht zu rächen, welches er bei der Freierei um die Königstochter erlitten zu haben glaubt. Ich will deshalb, daß Du ihm zuvorkommst und diese Gefahr von Dir abwendest." Der König ging jedoch nicht weiter auf die Sache ein und kümmerte sich wenig um dieses Geschwätz; allein die Königin fuhr fort, ihm so lange vorzureden, bis er endlich ihren Worten doch Glauben schenkte. Er bat sie um ihren Rath, wie er es anfangen solle, damit Alles so heimlich als möglich geschehen könne.

Die Königin antwortete:

„Schicke Leute mit großen Geschenken zu ihm und lasse ihn bitten, daß er zu Dir komme und mit Dir spreche, damit Ihr Euch über die Regierung des Reiches nach Deinem Tode berathen und die Freundschaft und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Euch befestigen könnt. Ich werde Dir dann schon sagen, was noch weiter zu thun sein wird."

Dem König gefiel dieser Rath und er schickte Boten ab mit guten Geschenken. Dieselben traten damit vor den jungen König und brachten klare Beweise vor, daß sein Vater ihn so schnell als möglich zu sehen und zu sprechen wünsche.

Der König ging willig darauf ein, und traf sogleich Vorbereitungen zu seiner Abreise. Als jedoch die Königin dies sah, wollte ihr sein Vorhaben durchaus nicht gefallen, und sie sagte, daß er diese Reise gewiß noch bereuen werde. Nichtsdestoweniger

zog der König fort, und es wird von seiner Reise früher nichts berichtet, als bis er heim kam in die Stadt seines Vaters.

Der alte König empfing ihn ziemlich kalt, worüber der Sohn nicht wenig verwundert war. Nachdem er kurze Zeit dort geweilt, rief der Vater ihn zu sich und tadelte ihn mit strengen Worten, daß er ihm entlaufen sei. Er sagte, daß er ihm dadurch Geringschätzung bezeigt und Kummer verursacht habe, der ihn leicht hätte in's Grab bringen können. „Du würdest deshalb dem Tode verfallen sein nach dem Gesetze der Gerechtigkeit; da Du Dich aber selbst in meine Gewalt begeben hast und außerdem mein Sohn bist, so kann ich es nicht über das Herz bringen, Dich tödten zu lassen; aber drei schwierige Arbeiten will ich Dir auferlegen, die Du nach Ablauf eines Jahres ausgeführt haben mußt, sonst gilt es Dein Leben. Das erste besteht darin, daß Du mir ein Zelt bringst, in welchem hundert Menschen Platz haben, das man aber doch in einer Hand verbergen kann; die zweite darin, daß Du mir das Wasser bringst, welches alle Krankheiten heilt; die dritte aber besteht in nichts Geringerem, als daß Du mir einen Mann bringst und zeigst, der allen übrigen Menschen in der Welt unähnlich ist.“

„Wohin weisest Du mich, um diese Arbeiten auszuführen?“ fragte der junge König.

„Das ist Deine Sache“, entgegnete der Vater. Der alte König ging sodann fort, der junge König aber machte sich sogleich wieder auf den Heimweg, und es gab keinen freundlichen Abschied. Er kam ohne weitere Ereignisse heim in sein Reich.

Als er nun aber sehr in sich gekehrt und schwermüthig war, drang seine Königin in ihn, und bat ihn, daß er ihr doch sagen möge, worüber er nachgrüble. Er antwortete ihr, dies gehe sie nichts an. Die Königin sagte:

„Ich weiß, daß man Dir einige beschwerliche Arbeiten auferlegt hat, welche nicht leicht auszuführen sein werden; aber was nützt es Dir, deshalb so bekümmert zu sein? Ermanne Dich

und versuche, ob sich diese Unternehmungen nicht doch ausführen lassen. Es wäre ja auch nicht unmöglich, daß ich Dir dabei ein wenig behilflich sein kann; laß mich deshalb wissen, was Dich beunruhigt".

Der König sah nun ein, daß es am Besten sei, der Königin die ganze Wahrheit mitzutheilen und er erzählte ihr Alles, wie es sich verhielt.

„Dies geschieht gewiß auf den Rath Deiner Stiefmutter", sagte die Königin, „und es würde recht gut sein, wenn sie nicht noch andere schlimme Pläne gegen Dich oder Andere schmiedete. Sie hat sich wohl gedacht, daß es nicht so leicht sein werde, aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen; indessen kann ich vielleicht doch etwas in der Sache thun. Das Zelt besitze ich selbst, und somit ist diese Sorge beseitigt. Das Wasser, welches Du bringen sollst, befindet sich nicht weit von hier; es ist jedoch nicht leicht, dasselbe zu erhalten; denn es ist in einem Brunnen und dieser Brunnen befindet sich in einer sehr finsteren Höhle. Sieben Löwen und drei Kreuzottern bewachen den Brunnen, und kein Mensch entkommt lebend diesen Ungeheuern. Das Wasser aber besitzt die Eigenschaft, daß es seine ganze Heilkraft verliert, wenn dieses Gezücht nicht wach ist. Ich will es aber doch versuchen, zu diesem Wasser zu gelangen."

Die Königin begab sich zur Höhle und nahm sieben Ochsen und drei Schweine mit sich dahin. Als sie zur Höhle kam, ließ sie die Ochsen und die Schweine schlachten und warf sodann jene den Löwen, diese aber den Schlangen vor. Während nun diese Ungeheuer damit beschäftigt waren, die todten Körper zu verschlingen stieg die Königin in den Brunnen hinab und holte das Wasser, welches sie haben wollte. Es traf sich so glücklich, daß die Königin gerade die Höhle verließ, als die Thiere mit ihrem Fraß fertig waren. Hierauf kehrte dieselbe in die Stadt zurück, und es war somit auch die zweite Arbeit geleistet.

Nun sagte die Königin zum König:

„Die zwei ersten Schwierigkeiten sind überwunden; noch bleibt aber die dritte und schlimmste Arbeit übrig, und diese mußt Du überdies selbst ausführen; aber ich kann Dir vielleicht doch angeben, wie Du dabei zu Werke gehen sollst. Ich habe einen Halbbruder, der eine kleine Insel beherrscht, die nicht weit von diesem Lande sich befindet. Er ist drei Fuß hoch, hat mitten in der Stirne ein Auge, und einen dreißig Ellen langen Bart, der so steif ist wie Schweineborsten. Außerdem hat er eine Hundeschnauze und ein Paar Katzenaugen, und ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß er einem anderen Menschen in der weiten Welt ähnlich sieht. Wenn er an irgend einen Ort gelangen will, so schwingt er sich mit Hilfe einer 50 Ellen langen Stange vorwärts, und schießt so schnell dahin wie ein fliegender Vogel. Als mein Vater einmal auf der Jagd war, wurde er von einem Riesenweibe, welches in einer Höhle unter einem Wasserfalle wohnte, verzaubert und zeugte mit ihr dieses Ungeheuer. Die Insel, auf der er sich aufhält, bildet ein Drittel von dem Reiche meines Vaters, aber er findet dieselbe doch zu klein für sich. Mein Vater hatte einen Ring, ein wunderbares Kleinod, welchen wir alle beide gerne besitzen wollten; er fiel jedoch mir zu. Seit dieser Zeit verfolgt er mich mit Haß und Feindschaft. Nun will ich versuchen an ihn zu schreiben und ihm den Ring zu senden; vielleicht läßt er sich dadurch milder stimmen, um unseren Willen zu erfüllen. Ziehe deshalb mit einem prächtigen Gefolge zu ihm, und nimm, wenn Du zum Thore seiner Halle kommst, die Krone ab, und tritt so baarhaupt hin vor seinen Thron. Küsse sodann seinen Fuß und überreiche ihm Brief und Ring. Wenn er Dich dann auffordert, aufzustehen, hast Du etwas ausgerichtet, sonst nicht.“

Der König machte Alles genau so, wie die Königin es ihm aufgetragen hatte, und als er zu dem einäugigen Könige kam, entsetzte er sich über das häßliche und wilde Aussehen

desselben; aber er ermannte sich doch und überreichte ihm Brief und Ring.

Als der Einäugige den Ring zu Gesichte bekam, zeigte er sich ungemein erfreut und sagte:

„Etwas Wichtiges soll ich wohl für meine Schwester thun, da sie mir diesen Schatz sendet?"

Nachdem er den Brief gelesen hatte, hieß er den König sich erheben, und sagte, er sei sogleich bereit nach dem Wunsche seiner Schwester mit ihm zu ziehen.

Er nahm hierauf seine Stange und war im Augenblicke verschwunden. Von Zeit zu Zeit wartete er auf die Anderen und schalt den König aus wegen seiner Langsamkeit. Sie setzten so die Reise fort bis sie zur Halle des Königs kommen. Sie waren kaum dort angelangt, als auch der Einäugige schon seine Schwester rief und fragte, was sie denn wünsche, daß sie ihn bemühe, einen so langen Weg zu machen.

Sie erzählte ihm nun den ganzen Stand der Sache, und bat ihn, ihren königlichen Eheherrn aus den Bedrängnissen zu befreien, welche über ihn verhängt waren. Er erklärte sich dazu bereit, ohne einen Augenblick zu zögern. So machten sie sich denn sogleich auf den Weg und kamen ohne weitere Abenteuer zu dem alten Könige.

Der junge König verkündete seinem Vater seine Ankunft und meldete ihm, daß er nun die Dinge bringe, welche er vor einem Jahre von ihm verlangt habe. Er wünsche, daß ein Thing einberufen werde, damit er vor demselben zeigen können, wie er sich seines Auftrages entledigt habe. Dies geschah auch, und außer dem Könige und der Königin waren auch Häuptlinge in großer Menge auf dem Thing anwesend.

Zuerst wurde das Zelt vorgezeigt, und niemand hatte daran etwas auszusetzen. Hierauf übergab der junge König das heilkräftige Wasser seinem Vater, und man ließ die Königin dasselbe kosten, damit sie prüfen könne, ob es das richtige Heilwasser sei

oder nicht, und ob es zur richtigen Zeit geholt wurde. Die Königin gab zu, daß es sich so verhalte.

Da sagte der alte König:

„Nun ist noch das Dritte und Schwerste übrig; sieh zu daß Du es schnell machst."

Da schickte der junge König nach dem Einäugigen. Als derselbe auf dem Thing erschien, wurden Alle, insbesondere aber der alte König von Furcht und Entsetzen vor solcher Häßlichkeit erfüllt. Nachdem er sich kurze Zeit gezeigt, setzte er seine Stange an die Brust der Königin, hob sie mit derselben empor und schleuderte sie hierauf so stark auf den Boden nieder, daß alle ihre Knochen zerbrachen; in diesem Augenblicke wurde sie zu dem schlimmsten Riesenweibe. Nachdem er dies gethan hatte, eilte der Einäugige wieder aus dem Thing fort.

Man ging nun daran, den alten König zu pflegen, welcher aus bloßem Schreck dem Tode nahe war. Er wurde mit dem heilkräftigen Wasser besprengt und kam wieder zu sich. Nach dem Tode der Königin kehrte auch seine volle Besinnung wieder zurück und er erkannte nun, daß alle Beschwerden, welche er seinem Sohne auferlegt hatte, unverschuldet waren, und daß er dies Alles auf den Antrieb der Königin gethan hatte. Er ließ den Sohn zu sich rufen und bat ihn demüthig um Verzeihung für Alles, was er ihm Schlimmes zugefügt hatte. Er wolle all' dies wieder gut machen, sagte er, indem er ihm dieses Reich übergebe; er selbst wolle den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden bei ihm verleben.

Der junge König schickte nun nach seiner Königin und nach den bravsten Leuten seines Reiches. Um uns kurz zu fassen sei nur berichtet, daß sie das Reich, welches sie früher besaßen, verließen und es dem Einäugigen schenkten, um ihn damit für seinen Beistand zu belohnen. Sie selbst aber beherrschten das Reich des alten Königs bis an das Ende ihres Lebens.

XV. Helga, das Aschenbrödel.

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte nahe der See und weit abgeschieden von allen übrigen Menschen. Sie hatten drei Töchter; die älteste von ihnen hieß Ingibjörg, die nächste Sigrid und die jüngste Helga. Ingibjörg und Sigrid wurden immer behandelt, als ob sie Prinzessinen wären, während Helga stets zurückgesetzt wurde, obschon sie in allen Dingen viel geschickter war als ihre Schwestern. Es wurde ihr nicht erlaubt, auch nur das Geringste für sich selbst zu thun, denn sie tauge ja zu gar nichts, hieß es immer, und so wurde sie denn zu nichts Anderem verwendet als zur Bedienung der ganzen Familie.

Einmal geschah es nun, daß das Feuer in der Hütte erlosch; man mußte aber weit gehen, um ein neues Feuer zu holen. Da wurde Ingibjörg fortgeschickt, um solches heimzubringen.

Als sie eine Weile gegangen war, kam sie an einem Hügel vorüber und hörte, daß im Innern desselben Jemand sagte:

„Willst Du mich lieber mit Dir oder gegen Dich haben?"

Ingibjörg meinte, daß diese Frage ihr gelte, und antwortete darauf, daß sie mit Allem zufrieden sei, was er auch thue, und ging des Weges weiter bis sie zu einer Höhle kam, in welcher sie Feuer in Menge sah.

Auf den Gluten stand ein Kessel voll Fleisch, das noch nicht fertig gekocht war, und dicht beim Feuer sah sie einen Trog mit Kuchenteig; einen Menschen aber oder sonst ein lebendes Wesen erblickte sie in der Höhle nicht.

Ingibjörg war von dem Marsche sehr hungrig geworden und begann nun aus allen Leibeskräften unter den Kessel zu feuern, um das Fleisch schnell fertig zu kochen, und buk hierauf Kuchen. Für sich selbst verfertigte sie einen besonders leckeren,

die anderen aber verdarb und verbrannte sie, so daß sie durchaus nicht zu genießen waren. Hierauf machte sie sich an die Mahlzeit und aß, als ob sie hier zu Hause wäre.

Da kam ein ungeheuer großer Hund zu ihr in die Höhle und begann vor ihr zu wedeln; sie schlug jedoch nach ihm und wollte ihn fortjagen. Darüber wurde der Hund so böse, daß er ihr die eine Hand abbiß. Ingibjörg erschrak und fürchtete sich so sehr, daß sie ganz vergaß, Feuer zu nehmen; sie lief athemlos zu ihren Eltern heim und erzählte, was ihr geschehen war.

Obschon es nach dem Vorgefallenen keineswegs als ein Vergnügen angesehen wurde, das Feuer zu holen, beschloß man in der Hütte doch, „das Goldkind", die Sigrid, fortzuschicken. Alle befürchteten ja, daß die jüngste Schwester, wenn man sie das Feuer holen ließe, entfliehen und niemals wieder nach Hause zurückkommen würde, wo sie ja so wenig zu verlieren hatte; und wer hätte sich dann als Zielscheibe ihrer schlimmen Launen hergegeben und sie alle bedient, die älteren Schwestern, den Vater und die Mutter? Aus diesem Grunde ward nicht Helga, sondern Sigrid geschickt.

Es braucht nicht ausführlich erzählt zu werden: es erging Sigrid ebenso, wie es Ingibjörg ergangen war, nur mit dem Unterschiede, daß der große Hund in der Höhle ihr nicht eine Hand, sondern die Nase abbiß, und sie hierauf ohne Feuer und ohne Nase nach Hause zurückkam.

Nun kamen die Eltern ganz außer sich und in ihrem Zorne schickten sie jetzt doch „das garstige Mensch", die Helga, fort; sie sei ihnen ja ohnehin nur eine Qual in den Augen, darum könne sie ganz gut das Feuer holen, und zwar schnell.

Helga machte sich auf den Weg und kam gleich ihren Schwestern zu dem Hügel. Auch sie hörte, wie die Anderen, wie drinnen Jemand sagte:

„Willst Du mich lieber *mit* Dir oder *gegen* Dich haben?"

Sie aber antwortete:

„Ein bekanntes Sprichwort sagt: Nichts ist so schlecht, daß es nicht besser ist, dasselbe mit sich als gegen sich zu haben. Ich weiß nun nicht, ob das so schlecht ist, was mich frägt, und darum will ich gerne, daß es mit mir sei.“

Hierauf setzte sie ihren Weg fort, bis sie zu derselben Höhle kam, in der auch ihre Schwestern waren.

Hier befand sich Alles im selben Stande, wie früher; aber Helga benahm sich anders als ihre Schwestern. Sie kochte das Fleisch im Kessel und buk die Kuchen mit großer Sorgfalt, aß aber selbst nicht das Geringste davon, obschon sie gewiß sehr hungrig war; denn von den Flossen und Knorpeln von Fischen und dem Spülwasser, welches ihre Nahrung daheim bildete, konnte sie wohl nicht mehr satt sein. Sie wollte auch das Feuer nicht nehmen, bevor sie nicht von dem Bewohner der Höhle die Erlaubniß dazu erhalten hatte.

Sie war so müde, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, und beschloß deshalb, sich hier ein wenig auszuruhen und die Heimkunft des Herrn der Höhle abzuwarten, obschon Alles, was sie hier sah, nicht wenig geeignet war, ihr Angst und Grauen einzujagen.

Während sie nun so da stand und nachdachte, wo sie sich niederlegen könne, hörte sie plötzlich ein gewaltiges Dröhnen, als ob die ganze Höhle einstürzen würde, und gleich darauf sah sie einen außerordentlich großen und häßlichen Riesen, gefolgt von einem ungeheuren, bissig aussehenden Bullenbeißer, in die Höhle kommen. Darüber erschrak sie so sehr, daß sie beinahe ohnmächtig wurde; sie faßte jedoch ein wenig Muth, als der Riese sie mit sanfter Stimme ansprach und sagte:

„Du hast die Arbeit, die hier zu verrichten war, gut gemacht; es ist deshalb nur recht und billig, daß Du den Lohn erhältst, denn Du verdient hast; komm nun und iß mit mir; Du kannst dann auch die Nacht hier zubringen und entweder dort bei dem Hunde oder bei mir selbst schlafen.“

Hierauf brachte ihr der Riese Speisen, welche sie sich sehr gut schmecken ließ; später legte sie sich in das Lager des Hundes; denn so fürchterlich dieser auch war, so war der Riese doch noch viel schrecklicher.

Als Helga eine Weile geruht hatte, hörte sie ein Gedröhn, welches die Höhle erbeben machte, und wurde von Angst und Entsetzen erfüllt. Der Riese aber rief ihr zu:

„Wenn Du Dich fürchtest, Helga, Häuslerstochter, so krieche nur auf den Schemel bei meinem Bette.“

Dies that sie denn auch. Aber kurze Zeit darauf ertönte ein noch stärkeres Gedröhn und der Riese sagte, daß sie sich auf das Bett setzen könne. Sie that dies auch. Da erdröhnte es zum dritten Male, und zwar viel gewaltiger als die beiden ersten Male, und der Riese gab nun Helga die Erlaubniß, daß sie in's Bett hinein kriechen und sich zu seinen Füßen setzen dürfe. Während sie aber in's Bett kroch, ertönte zum vierten Male ein Gedröhn und es war als ob Alles mit Lärm und Gekrache zusammenstürzen würde.

Da erlaubte der Riese, daß Helga über ihn krieche und sich ganz an die Wand lege, und in ihrer Todesangst machte sie auch von seiner Erlaubniß Gebrauch. Aber in demselben Augenblicke fiel von dem Höhlenbewohner das Riesengewand ab und Helga sah nun einen wunderschönen jungen Prinzen neben ihr im Bette liegen.

Sie zögerte nicht lange, nahm das Riesengewand und verbrannte dasselbe zu Asche; der Prinz aber wurde so erfreut, daß er nicht wußte, wie freundlich er Helga danken sollte, daß sie den Zauber gebrochen. Sie schliefen hierauf die Nacht hindurch ohne weiter in ihrer Ruhe gestört zu werden.

Am nächsten Morgen erzählte der Königssohn Helga seine Geschichte von der Verzauberung, in die er gerathen war, von seinem Vermögen, seiner Familie und seinem Reiche. Er sagte

ihr auch, daß er sie, wenn sie ihn zum Manne haben wolle, später abholen werde.

Es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß die arme Häuslerstochter das Anerbieten des Königssohnes mit Freuden annahm. Hierauf erzählte auch sie ihm ihre ganze Geschichte, den Grund ihres Hierseins und das Schicksal ihrer Schwestern, die mit demselben Auftrage hierhergekommen waren. Beim Abschied gab ihr der Prinz ein Kleid, welches sie unter den Lumpen tragen sollte; aber sie dürfe dasselbe Niemand sehen lassen, sagte er. Außerdem gab er ihr ein Kästchen mit allerlei Arten werthvoller Gegenstände und zwei sehr kostbare Frauenkleider. Das Kästchen brauche sie nicht zu verbergen und könne sie auch verschenken, denn es würde ihr ohnehin weggenommen werden, wenn sie heimkomme, sagte er ihr.

Als nun Helga bereit war, wieder den Heimweg anzutreten, kam der Hund und reichte ihr seine rechte Vorderpfote hin; sie nahm dieselbe in die Hand und fand einen goldenen Ring daran, den sie zu sich steckte.

Hierauf nahmen der Königssohn und die Häuslerstochter in Liebe von einander Abschied. Helga eilte mit den Kleidern, dem Kästchen und dem Feuer dem Elternhause zu und fühlte sich unendlich erleichtert.

Als sie mit dem Feuer in die Hütte kam, waren der Häusler und sein Weib doch recht froh. Als aber Helga ihnen das Kästchen und die kostbaren Gegenstände zeigte, freuten sich dieselben, sowie die beiden Schwestern so sehr über diese Schätze, daß sie Alles gleich für sich selbst behielten. Von ihrem Kleide aber erzählte Helga nichts.

Nun verstrich einige Zeit und es ging bei den armen Leuten in der Hütte wieder Alles seinen alten Gang, bis eines Tages ein großes und prächtiges Schiff auf dem Meere dahergesegelt kam und gerade unterhalb der Hütte landete. Der alte Häusler ging zum Strand hinab, um zu erfahren, wem dieses schöne

Schiff gehöre. Er knüpfte mit dem Manne ein Gespräch an, kannte ihn aber nicht und der Fremde nannte auch nicht seinen Namen. Hingegen fragte er ihn um viele Dinge aus, unter Anderem auch darum, wie viele Leute in der Hütte wohnen und wie viele Kinder der Alte habe.

Der Häusler antwortete, daß nicht mehr in der Hütte wohnen als er, sein Weib und zwei Töchter.

Der Mann wünschte die Töchter zu sehen; dies war es gerade, was der Alte wollte und er holte deshalb sogleich die beiden ältesten Töchter, welche rasch den ganzen Schmuck anlegten, der in dem Kästchen war, und zeigte sie dem Fremden.

Dieser sagte, daß sie ihm ganz gut gefallen, fragte aber, warum die eine die Hand in den Busen stecke und die andere ein Tuch um die Nase gebunden habe.

Da mußten sie sich zeigen wie sie waren, ob sie wollten oder nicht; dem Fremden aber gefielen sie nun viel weniger; und die Mädchen erzählten ihm natürlich auch nicht, weshalb sie so entstellt seien.

Da fragte er den Häusler, ob es wohl die volle Wahrheit sei, daß er nicht mehr Töchter habe.

Anfangs leugnete der Häusler steif und fest, daß er deren mehr besitze als diese zwei; als aber der Fremde fortfuhr in ihn zu dringen, mußte er schließlich doch gestehen, daß er wohl noch ein Wesen daheim habe, von dem er aber nicht genau wisse, ob es ein Mensch sei oder ein Thier.

Diese gerade wollte der Fremde sehen und der Alte mußte nach Hause gehen und Helga holen.

Sie kam schmutzig und in schlechten Kleidern, wie sie war, herbei; der Fremde riß ihr jedoch die Lumpen vom Leibe und sie stand nun in dem glänzenden Kleide da, welches viel schöner war als die Anzüge ihrer Schwestern. Alle waren darüber ganz sprachlos vor Erstaunen; der Fremde aber kehrte nunmehr

das Blatt um und schalt den alten Mann und die Schwestern tüchtig aus, daß sie Helga stets so schlecht behandelt hatten.

Hierauf nahm er den beiden älteren Schwestern den Schmuck weg, den sie trugen; es seien dies gestohlene Sachen, sagte er; hingegen warf er ihnen die Lumpen zu, welche Helga getragen hatte. Und dann erzählte er ihnen die ganze Geschichte vom Anfang bis zu Ende, sagte auch, wer er selbst sei und verließ hierauf den Alten und die Schwestern. Er spannte die Segel auf und fuhr mit Helga heim nach seinem Reiche. Hier hielt er Hochzeit mit ihr;

Sie lebten glücklich und lange,
Hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter —
Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

XVI. Der graue Mann.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche und ein alter Mann mit seinem alten Weibe in ihrer schlechten Hütte. Der König war sehr reich an allen Gattungen von Vieh, hatte jedoch nur ein einziges Kind und dies war eine Tochter. Dieselbe wohnte mit ihren Mägden in einem prächtigen Frauenhause.

Der alte Mann war sehr arm; er hatte keine Kinder und lebte mit seinem Weibe nur von einer einzigen Kuh, welche sie besaßen.

Einmal ging der alte Mann, wie öfter, in die Kirche; da predigte der Priester gerade von der Freigebigkeit und ihren Verheißungen. Als der Mann aus der Kirche zurück kam, fragte ihn sein Weib, was er diesmal Gutes aus der Predigt mitgebracht habe.

Der Alte war sehr guter Laune und sagte, daß es heute ein wahres Vergnügen gewesen sei, dem Priester zuzuhören; denn er habe gesagt, daß es demjenigen, welcher etwas gebe, tausendfach wieder vergolten werde.

Das Weib dachte sich, daß dies wohl nicht so genau zu nehmen sein würde, und meinte, ihr Mann habe die Worte des Priesters nicht richtig verstanden. Aber der Alte blieb fest dabei, und so stritten sie darüber wohl eine Stunde, ohne daß der eine Theil dem anderen nachgeben wollte.

Am nächsten Tage machte der Alte sich auf, berief eine Menge Arbeitsleute und ließ einen Stall mit Plätzen für tausend Kühe bauen. Das Weib war ganz erbost über seine Dummheit, wie sie es nannte; allein sie konnte ihn doch von seinem Unternehmen nicht abbringen. Als der Stall fertig war, dachte der Alte nach, wem er seine Kuh geben könne; er kannte jedoch Niemand, der so reich war, daß er ihm hätte tausend Kühe für eine geben können, nur den König selbst ausgenommen, und zu diesem konnte er doch nicht so ohne Weiteres gehen, das sah er wohl ein.

So beschloß er denn endlich zum Priester zu gehen; er wußte, daß derselbe am Boden der Kiste Geld hatte, und dann mußte er doch der Letzte sein, der seine eigenen Worte zu Schanden machte. So machte sich denn der arme Häusler mit seiner Kuh auf den Weg, so sehr auch sein Weib dagegen protestirte und schrie.

Er kam zu dem Geistlichen und bat ihn, daß er doch so gut sein möge, das kleine Geschenk, das er da mitgebracht habe, anzunehmen. Der Geistliche machte große Augen und ersuchte den Mann, daß er sich doch etwas genauer erklären möchte. Da erfuhr er nun den ganzen Zusammenhang der Sache, und was der Andere für sein Geschenk von ihm erwartet hatte; nun machte der Geistliche freilich ganz andere Augen und er schalt den Alten tüchtig aus, daß er nicht besser auf die Predigt Acht

gegeben habe und jetzt mit solchen Wortklaubereien daher komme. „Und sei jetzt so gut und schau, daß Du mit Deiner Kuh wieder weiter kommst, lieber Mann, und zwar recht bald", sagte der Geistliche in strengem Tone.

So machte sich denn der Häusler mit seiner Kuh wieder auf den Heimweg, und war gar unzufrieden mit seinem Gange.

Wie er so ganz verdrossen dahin ging, erhob sich plötzlich ein pechschwarzes Unwetter mit Nordsturm, Frost und Schnee. Er konnte nicht einen Schritt weit vor sich sehen und verirrte sich. Da dachte er sich, daß er wohl bald die Kuh fahren lassen und noch froh sein müsse, wenn er selbst mit heiler Haut davon komme. Während er in seinem Jammer umherirrte und schon an den Tod und andere schlimme Dinge dachte, begegnete er einem Manne, der einen großen Sack auf dem Rücken hatte.

„Was machst Du denn mit Deiner Kuh draußen bei einem solchen Wetter?" fragte der Mann.

Der Alte erzählte ihm Alles, wie es sich verhielt.

„Da kannst Du sicher sein, daß Du wenigstens Deine Kuh verlierst, wenn Du nicht auch noch Dein Leben einbüßest", sagte der Mann; „es ist deshalb besser, lieber Alter, Du gibst mir die Kuh für diesen Sack, den ich da auf dem Rücken trage; den kannst Du jedenfalls noch nach Hause schleppen und darin befindet sich Fleisch und Bein."

Es geschah auch so, wie der Mann es vorschlug, obwohl der Alte nur schwer dazu zu bringen war. Jener erhielt die Kuh und verschwand alsbald mit derselben; der Häusler aber ging mit dem Sacke auf dem Rücken heim nach seiner Hütte, keuchend und stöhnend unter der Last, die ihm gar schwer vorkam. Als der Alte heimkam, erzählte er seinem Weibe, wie es ihm ergangen war, und that gar wichtig mit dem Sacke. Das Weib aber schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und zankte ihn aus; der Mann bat sie aber, lieber einen Topf mit Wasser an's Feuer zu stellen. Da nahm sie denn den größten Topf, den sie

fand und füllte ihn mit Wasser. Als dasselbe kochte, machte sich der Mann daran, den Sack aufzubinden; aber da war auf einmal Leben in denselben gekommen; es rührte und bewegte sich drinnen und als er den Sack geöffnet hatte, sprang ein lebendiger Mann aus demselben, der vom Scheitel bis zur Zehe grau gekleidet war. Dieser sagte, wenn sie kochen wollten, sollen sie etwas Anderes dazu nehmen als ihn.

Da stand freilich der Alte ganz verdutzt da; sein Weib aber schimpfte und schmälte und sagte, daran sei nur seine Dummheit schuld. „Zuerst bringst Du uns um das Einzige, wovon wir unseren Unterhalt hatten, so daß wir nicht wissen, wie wir weiter unser Leben fristen werden, und nun schaffst Du uns noch überdies einen Menschen an den Hals, den wir füttern sollen. Du bist mir wirklich ein lieber Mann, Du!"

So zankten Mann und Weib eine gute Weile, bis der Graue endlich sagte:

„Dieses Gezänke führt zu nichts. Ich will lieber hinausschauen und sehen, ob ich nicht etwas Eßbares für Euch und für mich auftreiben kann; denn von Euren Zänkereien werdet Ihr kaum fett werden."

Und draußen war er in der Finsterniß; bevor aber die beiden Alten sich über all dies fassen konnten, war er auch schon wieder zurück, und zwar mit einem alten fetten Schafe.

„Nehmt dies nun und schlachtet es und bereitet uns ein Essen davon", sagte der graue Mann.

Der Alte kratzte sich hinter dem Ohr und sah sein Weib an; dieses wieder sah auf ihn und sie wußten beide nicht, was sie thun sollten, denn sie konnten sich ja denken, daß das Schaf gestohlen sei. Endlich aber ließen sie sich doch herbei, das Verlangen des Grauen zu erfüllen und sie lebten nun in Freude und Lust, so lange noch etwas vom Schafe übrig war, und als dasselbe verzehrt war, holte der Graue noch eins, und dann ein

drittes, viertes und fünftes. Nun war freilich der graue Mann ein lieber Gast, da er so flink und fleißig war, und so lebten jetzt der Alte und sein Weib in Ueberfluß von Schaffleisch.

Nun müssen wir wieder zurück in den Königspalast.

Der Schafhirt des Königs bemerkte, daß ihm ab und zu ein Schaf aus der Heerde abhanden kam. Er konnte sich nicht denken, wie dies zugehe, und als ihm schon das fünfte Schaf abgängig war, begab er sich zum König und erzählte ihm die Sache. Es müsse sich ein Dieb in der Nachbarschaft aufhalten, so meinte er, sonst könnte er es sich nicht erklären, wie die Schafe abhanden kämen.

Der König begann nun selbst Nachforschungen darüber anzustellen, ob nicht neue Leute in seine Nachbarschaft gekommen seien, und so erfuhr er endlich, daß ein Mann gesehen worden sei, den Niemand kenne, und der sich in der Hütte der beiden alten Leute aufhalte.

Er schickte einen Boten in die Hütte mit dem Auftrage, der fremde Mann solle sich sogleich in der Halle des Königs einfinden. Die beiden alten Leute erschraken darüber gar heftig und waren voll Angst und Sorgen, daß sie nun denjenigen verlieren würden, der sie erhalten habe; denn es war ja kein Zweifel mehr, daß er als Dieb gehängt werden sollte. Der Graue aber war sogleich bereit vor dem Könige zu erscheinen.

Als er in die Halle kam, fragte ihn der König, ob er es sei, der ihm die fünf Schafe gestohlen habe.

„Ja, Herr, das habe ich gethan", entgegnete der Graue.

„Und warum hast Du das gethan?" fragte der König weiter.

„Die beiden alten Leute da unten in der Hütte sind nicht im Stande, sich selbst zu ernähren", antwortete der Graue; „sie haben nichts zu essen, Du hingegen hast Ueberfluß an Allem, König; Du hast mehr als Du brauchst, und mehr zu essen als

Du selbst aufzehren kannst. Es schien mir deshalb viel billiger, daß die beiden Leute dasjenige, was sie brauchen, von dem bekämen, was Du nicht brauchst, wenn Du auch in solchem Ueberfluß lebst."

Diese Rede kam dem König ganz sonderbar vor und er fragte den Grauen, ob er denn keine andere Kunst gelernt habe, als die zu stehlen. Der Andere wußte hierauf keine Antwort. Der König aber sagte:

„Morgen schicke ich meine Leute in den Wald hinaus mit meinem fünfjährigen Ochsen; gelingt es Dir, ihnen diesen zu stehlen, so soll Dir Alles verziehen sein; gelingt es Dir aber nicht, so lasse ich Dich hängen."

Das sei ja schier unmöglich, meinte der Graue, da der König den Ochsen gewiß gut werde bewachen lassen.

Ja, das sei seine Sache, wie er es anzustellen habe, entgegnete der König.

Hierauf begab sich der Graue wieder heim in die Hütte, wo er mit Freude empfangen wurde. Er bat die Leute um einen Strick, da er für den nächsten Morgen einen solchen benöthige; der Alte suchte denn auch einen alten Strick hervor und hierauf schliefen sie alle drei die Nacht hindurch. Beim Morgengrauen stand der Graue auf, kleidete sich an, nahm den Strick zu sich und verließ die Hütte.

Er ging in den Wald hinaus, wo er wußte, daß die Leute des Königs mit dem Ochsen vorüber kommen müßten. Hier kletterte er auf eine große Eiche, dicht am Wege, schlang sich den Strick um und hängte sich auf einen Ast. Bald darauf kamen des Königs Leute mit dem Ochsen. Als sie den Grauen auf dem Baume hängen sahen, sagten sie:

„Er hat wohl auch noch Anderen einen Schaden zugefügt, nicht unserem König allein, der Graue; darum haben sie ihn da aufgehängt; jetzt wird er es wohl bleiben lassen, uns den Ochsen

wegzuhaschen, der Teufelskerl.“ Hierauf gingen sie ruhig weiter und dachten an nichts.

Als die Leute wieder verschwunden waren, stieg der Graue von der Eiche herab, schlug einen verborgenen und kürzeren Waldsteig in derselben Richtung ein, kam so den Leuten des Königs zuvor, kletterte neuerdings auf eine Eiche dicht am Wege, schlang den Strick um sich und hängte sich sodann wieder auf einen Ast.

Als die Leute dahin kamen, waren sie ganz verblüfft und wußten nicht, ob dies mit rechten Dingen zugehe oder ob Zauberei dabei im Spiele sei.

„Sollte es denn zwei so verfluchte Graue gegeben haben?“ fragten sie einander. „Hört, gehen wir zurück zu dem Andern; es muß recht lustig sein, dahinter zu kommen, ob es zwei verschiedene sind, oder ob es ein und dieselbe Person ist, die auf beiden Bäumen hängt! Sie banden den Ochsen an einen Baum und kehrten um. Aber sie waren kaum verschwunden, als der Graue eiligst vom Baum herabstieg, den Ochsen losband und schleunigst mit sich nach der Hütte führte.

Nun mögen die beiden Alten dazusehen, daß der Ochs geschlachtet werde, meinte er, und die Haut sollen sie ihm ganz abziehen und aus dem Talg Lichter gießen.

Man kann sich denken, was für eine Lust und Freude da in der Hütte herrschte!

Von den Leuten des Königs aber ist zu erzählen, daß, als sie zu der ersten Eiche kamen, natürlich der Graue nicht mehr dort hing, und als sie zur zweiten kamen, auch diese leer fanden, da ja der Dieb inzwischen verschwunden war; ja, fort war er und auch der Ochs war vom Baume verschwunden, an den sie ihn angebunden hatten. Nun erst merkten sie, daß der Graue sie zum Besten gehalten habe, und es blieb ihnen nichts übrig, als heim zu gehen und dem König zu erzählen, wie die Dinge nun stünden.

Da schickte der König wieder einen Boten zum grauen Manne, mit dem Auftrage, daß er kommen solle, und zwar sogleich. Der Häusler und sein Weib zitterten vor Angst und Schrecken; jetzt war ja keine Gnade mehr zu erwarten für ihren lieben Grauen; es war sicher, daß er ohne Schonung werde gehängt werden. Er selbst aber war guten Muthes und trat ohne Furcht vor den König hin.

„Hast Du meinen Ochsen gestohlen, grauer Mann?" fragte der König.

„Ich mußte es ja thun, um mein Leben zu retten, o König!" antwortete der Graue.

Hierauf sagte der König:

„Ich will Dir auch dies verzeihen, wenn es Dir gelingt, heute Nachts mir und meiner Königin die Betttücher unter dem Leibe weg zu stehlen.

„Das geht über die Kräfte eines Menschen", sagte darauf der Graue; „wie soll ich in den Palast kommen und dies thun können?"

„Ja, das ist Deine Sache und Dein Leben gilt es", entgegnete der König und entließ ihn.

Der Graue kehrte wieder zu den Häuslersleuten in die Hütte zurück und wurde hier mit solcher Freude aufgenommen, als ob er von den Todten auferstanden wäre.

Als es gegen Abend ging, nahm der Graue einige Töpfe voll Mehl und bat das Weib, daß es einen Brei kochen und denselben recht dick werden lassen solle. Sie that nach seinem Willen und als der Brei fertig war, gab ihn der Graue in ein Gefäß und bedeckte dasselbe, damit er nicht zu schnell kalt werde.

Hierauf schlich er sich mit dem Gefäß zu dem Königspalaste; es gelang ihm, in denselben hineinzukommen, ohne daß er bemerkt wurde, und er verbarg sich in einem finsteren Winkel. Bald darauf wurde auch der Palast fest zugeschlossen, damit es dem Diebe ja nicht gelingen sollte, sich in denselben einzuschleichen.

Als aber der Graue vermuthete, daß im Palaste Alles zur Ruhe gegangen sei und auch der König und die Königin im festen Schlafe lägen, ging er ganz leise in deren Schlafgemach, deckte den König und die Königin an den Füßen bis zur Mitte des Körpers ab und ließ recht vorsichtig den Brei zwischen König und Königin tröpfeln; hierauf entfernte er sich rasch aus dem Gemache und begab sich wieder in sein Versteck.

Die Königin erwachte gar bald, als sie den warmen Brei fühlte, weckte den König und sagte zu ihm:

„Was ist denn das? Du hast ja in's Bett gemacht, mein Liebster!"

Der König wollte dies nicht zugeben, sondern beschuldigte die Königin, daß sie es gethan habe, und so stritten sie eine Weile mit einander. Schließlich nahmen sie die Betttücher und warfen dieselben sammt ihrem Inhalte weit von sich auf den Boden.

Hierauf schliefen sie wieder ein; der Graue aber schlich herbei, nahm die Tücher, legte sie zusammen, und entfloh damit zu den alten Leuten in die Hütte. Er übergab ihnen die Tücher und hieß sie, dieselben von den Breiklümpchen reinigen und sie für ihre Betten benützen.

Als am nächsten Morgen der König und die Königin erwachten, sahen sie, daß die Betttücher verschwunden waren. Da dachte der König, daß sie wohl sicher der Graue gestohlen habe, und schickte sogleich einen Boten zu demselben. Nun glaubten die alten Leute, daß der Graue diesmal ganz gewiß gehängt werden würde, und nahmen von ihm schmerzlichen Abschied. Er aber ging wieder ganz muthig in den Palast hinauf. Da fragte ihn der König:

„Hast Du in der Nacht mir und meiner Königin die Betttücher unter dem Leibe weggestohlen?"

„Ja, Herr", sagte der Graue, „ich habe es gethan; denn ich mußte ja mein Leben retten."

Da sagte der König:

„Ich will Dir Alles, was Du bisher gethan hast verzeihen, wenn Du in der heutigen Nacht uns beide, mich und meine Königin, aus unserem Bette stiehlst. Wenn es Dir aber nicht gelingt, sollst Du ohne Gnade gehängt werden!"

„Das kann Niemand", sagte der Graue.

„Das ist Deine Sache", entgegnete der König.

Der Graue begab sich wieder heim in die Hütte. Die beiden Alten empfingen ihn mit unbeschreiblicher Freude, als ob er wirklich von den Todten auferstanden wäre.

Als es des Abends finster geworden war, nahm der Graue einen großen, hohen und breitkrämpigen Hut, welcher dem Alten gehörte. Er durchbohrte denselben in dichten Reihen und steckte in die Löcher die Lichter, welche sie aus dem Talg des Ochsen bereitet hatten; auch an seinem Körper befestigte er unzählige Lichter, von oben bis unten. Sodann setzte er den Hut auf, nahm den Ochsenbalg in die Hand und ging in den königlichen Palast, und zwar in die Kirche.

Hier legte er den Ochsenbalg vor dem Altare nieder, zündete alle Lichter an und ging zu den Glocken und läutete. Durch das Geläute erwachten der König und die Königin; sie blickten zum Fenster hinaus, um zu sehen, was es denn gebe. Da sahen sie an der Kirchenthür eine leuchtende Gestalt stehen, welche nach allen Seiten Strahlen aussandte. Der König und die Königin waren über diesen Anblick ganz verblüfft und meinten, daß es ein Engel vom Himmel sei, welcher der Erde eine wichtige Botschaft zu verkünden habe. Einen solchen Gast müsse man gebührend empfangen, ihm geziemende Ehrfurcht erweisen und um Barmherzigkeit anrufen, sagten sie.

Sie zogen eiligst ihre prächtigsten Kleider an und gingen hinaus zu dem vermeintlichen Engel. Dann warfen sie sich vor ihm auf die Knie und baten ihn um Gnade und Vergebung der

Sünden. Der Engel aber sagte, er werde sie nur drinnen in der Kirche vor dem Altar erhören.

Sie folgten ihm denn auch dahin und der Engel sagte nun, daß er ihnen die Sünden vergeben werde, jedoch nur unter einer Bedingung. Sie fragten ihn, welche Bedingung dies sei. Keine andere als die, daß sie beide in den Balg kröchen, der beim Altare liege, sagte der Engel.

„Nichts Anderes als das!" rief der König; „das ist ja bald gethan", und er kroch auch sogleich sammt der Königin in den Ochsenbalg.

Aber sie waren kaum in dem Balge, als der Engel denselben an der Oeffnung zusammenfaßte und zuband. Der König schrie nun freilich, was denn dies zu bedeuten habe; der Engel aber schüttelte alle Lichter ab, schleifte den Balg mit rasender Schnelligkeit durch die Kirche, und sagte:

„Ich bin kein Engel, guter König, sondern Dein guter Bekannter, der Graue, von der Hütte da unten. Siehst Du, ich habe Dich sammt Deiner Königin, wie Du es mir befohlen hast, aus dem Bette gestohlen und nun sollst Du auch Vergebung der Sünden erhalten, das kannst Du mir glauben; ich bringe Euch beide um's Leben, wenn Du mir nicht versprichst, die Bitte zu erfüllen, die ich an Dich richten werde, und mir dies beschwörst, bevor ich Euch aus dem Balge herauslasse."

Was konnte der König thun? Er mußte Alles versprechen und beschwören, was der Graue wollte. Dieser ließ sie hierauf los und verlangte nichts Anderes, als des Königs Tochter und die Hälfte des Reiches, sowie außerdem die Erlaubniß, den alten armen Häusler sammt seinem Weibe zu sich nehmen zu dürfen. Der König mußte seine Einwilligung geben, denn er hatte es ja beschworen.

Der Graue ging sodann hinab zu den alten Leuten in der Hütte und man kann sich denken, daß er sich jetzt etwas mehr in die Brust warf als sonst. Nun müßten die Alten sich ein wenig

herausputzen und die Festtagskleider anlegen, sagte er; denn jetzt müßten sie eine andere Wohnung beziehen.

Der Alte und sein Weib machten große Augen bei dieser Rede und man kann sich vorstellen, wie ihre Verwunderung wuchs, als der Graue Alles erzählte, wie es sich verhielt. Und hierauf nahm er sie mit in den Königspalast, wo es einen prächtigen Empfang gab.

Er heirathete die Prinzessin und bekam das halbe Reich als Mitgift. Beim Hochzeitsmahle aber erzählte er ihnen zur Unterhaltung, daß er ein Sohn des benachbarten Königs sei. Er habe gehört, was der arme Häusler vor hatte, und sodann mit dem Priester des Königs vereinbart, die Worte desselben, auf welche der Alte Alles gebaut hatte, in Erfüllung gehen zu lassen. Jetzt könne der Alte wohl auch zufrieden sein, meinte er, da er ja nun seine Kuh tausendfach bezahlt bekommen habe.

Der Graue lebte lange und glücklich mit seiner Königin. Nach dem Tode des Schwiegervaters erbte er das ganze Reich und regierte es mit Klugheit und Verstand bis an sein hohes Alter. Der Häusler aber und sein Weib blieben bei ihm ihr Leben lang und lebten in Freude und Herrlichkeit. Und hier ist das Märchen zu Ende.

XVII. Märthöll.

Es war einmal ein Herzog, der hatte eine junge Frau; sie liebten einander sehr, hatten aber doch lange Zeit keine Kinder und waren darüber sehr betrübt.

Einmal ging die Frau mit ihren Mägden in einen schönen Hain, um sich zu unterhalten. Da wurde sie von einem starken Schlafe befallen, so daß sie sich nicht aufrecht erhalten konnte, und als sie eingeschlafen war, träumte ihr, daß drei Weiber in schwarzer Kleidung zu ihr kämen und sagten:

„Wir wissen, daß Du traurig bist, weil Du keine Kinder hast; nun sind wir gekommen, um Dir zu rathen, was Du thun sollst, wenn Du erwacht bist. Geh zu einem Bache, welcher nicht weit von hier sich befindet; in demselben wirst Du eine Forelle sehen. Lege Dich sodann am Rande des Baches nieder, dort wo die Forelle ist, und trinke aus dem Bache und sieh' zu, daß die Forelle Dir in den Mund schwimme; Du wirst hierauf gleich guter Hoffnung werden; wir werden Dich zu der Zeit, wo Du das Kind gebären wirst, heimsuchen, denn wir wollen ihm den Namen geben."

Hierauf verschwanden die Weiber.

Als die Herzogin erwachte, dachte sie über den Traum nach, ging zum Bache und sah die Forelle. Sie that genau, wie ihr im Traume gesagt worden war, und kehrte hierauf nach Hause zurück.

Es dauerte nicht lange, so fühlte sie, daß sie guter Hoffnung sei, und sie sowohl wie auch der Herzog waren darüber sehr erfreut.

Nicht weit vom Königsschlosse lebte ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte; sie hatten eine junge und vielversprechende Tochter, Namens Helga. Als die

Frau des Herzogs ihre Zeit herannahen fühlte, ließ sie das alte Weib holen und sagte zu demselben:

„Du sollst in meinen Dienst treten und bei mir sitzen, während ich krank bin; ich erwarte drei Frauen; die sollst Du so freundlich empfangen, als Du nur kannst; ich habe Wein und andere Erfrischungen für sie in Bereitschaft stellen lassen."

Bald darauf gebar sie ein sehr schönes Mädchen, und am selben Tage, an dem sie es gebar, kamen die drei Weiber und sie nannten sich alle „Blauröcke." Das alte Weib ging ihnen entgegen, bat sie zu Tische und reichte zweien von ihnen die Erfrischungen dar, wie die Frau ihr geboten hatte; das aber, was für die jüngste derselben bestimmt war, nahm sie für sich selbst. Als aber diese sah, daß man sie den Anderen nachsetzte, wurde sie von Zorn erfüllt.

Die Weiber baten, das Kind sehen zu dürfen, und es wurde ihnen sogleich gestattet. Die älteste nahm zuerst das Kind und sagte:

„Du sollst Märthöll heißen, nach meiner Mutter; das bestimme ich, daß Du vor allen Weibern ausgezeichnet sein sollst durch Schönheit und Verstand; das lege ich auf Dich, daß, so oft Du weinen solltest, Deine Thränen alle zu Gold werden; Du sollst dies vor allen Weibern voraus haben, welche es je gegeben hat."

Hierauf gab sie das Kind ihrer Schwester, welche neben ihr saß, und diese sagte:

„Ich bin damit einverstanden, daß Du Märthöll heißest, nach meiner Mutter, und ich wünsche, daß Dir all' das Gute zu Theil werde, welches meine Schwester Dir bestimmt hat, und daß Du mit allen weiblichen Vorzügen geschmückt seiest; das bestimme ich, daß Du einen angesehenen Königssohn zum Manne bekommest und Ihr einander herzlich liebet, so daß es Deinem Geschlechte zu Ehre und Ruhm gereiche; nicht kann ich Dir Besseres wünschen."

Hierauf gab sie das Mädchen ihrer jüngsten Schwester; diese nahm dasselbe und sagte:

„Du sollst das Gute von mir haben, daß Du Märthöll heißest, nach meiner Mutter, und daß ich die guten Verheißungen, welche meine Schwestern über Dich ausgesprochen haben, nicht vernichten will, obschon Deine Mutter mich ohne Grund gekränkt hat. Aber an etwas soll es ihr doch durch Dich entgolten werden; deshalb lege ich das auf Dich, daß Du in der ersten Nacht, in welcher Du beim Königssohne schläfst, den Du zum Manne bekommen sollst, zu einem Sperling verwandelt werdest und durch das Fenster davon fliegest. Von dieser Verzauberung sollst Du niemals befreit werden, wenn Du nicht das Glück hast, daß Jemand in der dritten Nacht die Sperlingshaut verbrennt. In den drei Nächten sollst Du kurze Zeit die Haut abstreifen können, später aber nie mehr wieder."

Als ihre Schwestern dies hörten, wurden sie sehr aufgebracht, daß sie dem Kinde so Uebles verhieß, eilten davon und wurden nie wieder gesehen.

Das Kind wuchs auf bei Vater und Mutter, und es erfüllte sich, daß jedesmal, wenn sie weinte, ihre Thränen zu Gold wurden. Davon wurde der Herzog so reich, daß seine ganze Burg mit Gold gedeckt wurde, und er freute sich sehr über seine Tochter. Er ließ ihr ein eigenes Frauenhaus erbauen und gab ihr Helga, die Tochter des armen alten Mannes, zur Gesellschaft. Die beiden Mädchen liebten einander sehr.

Es wurde bald in allen Ländern bekannt, daß es eine Herzogstochter gebe, welche immer Gold weine. Auch ein mächtiger Königssohn hörte davon wie die Anderen und derselbe gelobte, daß er dieses Mädchen heirathen wolle, oder gar keine. Er begab sich schleunigst auf die Reise und segelte von Land zu Land bis er zum Herzoge kam und sah, daß dessen Burg ganz mit Gold gedeckt war. Er schickte von seinem Schiffe aus Männer zu ihm und ließ ihm sagen, in welcher Absicht er gekommen sei.

Der Herzog nahm diese Botschaft freundlich auf und lud ihn ein, mit seiner Gefolgschaft zu ihm zu kommen; er war aber doch betrübt, daß er seine Tochter verlieren sollte. Er ließ sie deshalb sammt Helga zu sich rufen und sagte:

„Ihr sollt die Kleider vertauschen, und Du, Helga, sollst der Märthöll vorausgehen, wenn der Königssohn kommt.“

Sie versprachen zu thun, wie er ihnen gesagt habe. Als nun der Königssohn in die Burg kam, bat er, daß er Märthöll sehen dürfe. Der Herzog gestattete es ihm und Helga trat vor den Königssohn; dieser betrachtete die beiden Mädchen lange und es schien ihm diejenige, welche rückwärts stand, schöner zu sein. Er sagte:

„Ich will sehen, ob es wahr ist, was ich von Deiner Tochter gehört habe“, und zugleich gab er Beiden einen Backenstreich.

Da weinte diejenige, welche voranging, wie andere Weiber, aber Goldtropfen fielen von den Augen der Anderen. Da sagte der Königssohn:

„Nun sehe ich, daß der Herzog mich betrügen wollte, und diejenige, welche rückwärts geht, Märthöll ist.“

Er sagte ferner, daß sie sich ihm nicht länger verbergen dürfe, und daß sie wieder ihre eigenen Kleider anlegen solle. Er setzte sie auf seine Knie, später aber segelte er mit ihr fort, und sie erhielt als Mitgift fast das ganze Gold, welches in der Burg vorhanden war. Auch Helga, die Tochter des alten Mannes, fuhr mit ihr.

Sie hatten günstigen Wind bis sie heim kamen in das Reich seines Vaters. Dieser empfing sie mit ausgebreiteten Armen und ließ sogleich alle Vorbereitungen zu einer überaus prächtigen Hochzeitsfeier treffen.

Das Fest verlief auf das Glänzendste.

Als aber die Braut zu Bette geführt worden war, bat sie den Bräutigam, daß sie allein mit Helga hinausgehen dürfe. Dies erlaubte er ihr. Da sagte sie zu Helga:

„Du bist mir so lange treu gewesen und wirst es auch jetzt sein und drei Nächte bei dem Königssohne schlafen; denn mein Schicksal muß in Erfüllung gehen. Wir wollen Gestalt und Kleidung vertauschen."

Helga entgegnete:

„Ich will Alles thun, was ich kann, um Deinen Willen zu erfüllen; Eines jedoch fürchte ich am meisten: Du weißt, daß der Königssohn Dir jeden Abend ein Tuch gibt, welches Du mit Gold anfüllst und ihm jeden Morgen übergibst. Nun weiß ich aber, daß es mein Leben gilt, wenn ich ihm kein Gold geben kann."

Die Braut sagte:

„Du sollst ihm einen Schlafdorn einstechen, wenn Ihr Euch zusammen zur Ruhe begeben habt, damit er schnell einschläft. Schleiche Dich dann heimlich von ihm fort und gehe zu dem Hügel, welcher sich nicht weit von hier befindet, und rufe nach mir, so daß ich Dich hören kann. Es ist mir bestimmt, daß ich in der Brautnacht zu einem Sperling werde; in den drei ersten Nächten soll ich aber die Sperlingshaut jedes Mal auf kurze Zeit verlassen können; da kann ich dann für Dich weinen, während wir zusammen sprechen."

Helga versprach, daß sie gerne Alles für sie thun wolle, was sie vermöge, um ihr zu helfen.

Hierauf vertauschten sie ihre Kleider, und waren beide von Kummer erfüllt. Helga legte sich mit dem Königssohne schlafen und Märthöll breitete die Decke über sie. Hierauf wurde sie sogleich zu einem Sperling und flog davon.

Der Königssohn meinte, daß Märthöll bei ihm schlafe, und gab ihr ein Tuch, um in dasselbe zu weinen. Helga stach ihm einen Schlafdorn ein und schlich sodann heimlich fort. Sie ging zu dem Hügel, von dem sie gesprochen hatten, und rief:

„Komme, komme, Märthöll,
Komm' meine Freundin,

Komm' Du helle Maid
Auf den Haideweg;
Ich soll Gold geben,
Doch ich kann's nicht weinen."

Da kam ein Sperling geflogen und setzte sich neben ihr nieder. Märthöll verließ die Sperlingshaut und weinte das Tuch voll. Hierauf verwandelte sie sich wieder in den Vogel; Helga aber legte sich in's Bett zum Königssohne und übergab ihm am Morgen das Gold.

Genau dasselbe geschah auch in der zweiten Nacht. In der dritten Nacht stach Helga dem Königssohn den Schlafdorn absichtlich etwas lockerer ein als früher, ging sodann fort, begab sich hinauf auf den Hügel und rief wie früher. Da kam der Sperling wieder. Märthöll sagte zu Helga:

„Nun werden wir uns niemals wieder sehen; denn ich habe keine Hoffnung, von diesem Zauber erlöst zu werden. Ich danke Dir nun für all' die Treue, die Du mir bewiesen hast, und möge es Dir in Allem wohl ergehen. Am liebsten möchte ich, wenn ich zu bestimmen hätte, daß der Königssohn Dich behalte."

Sie lagen sich hierauf lange in den Armen; denn der Abschied fiel ihnen überaus schwer.

Inzwischen war aber der Königssohn aufgewacht, da ihm der Schlafdorn aus dem Kopfe glitt. Er war ganz verdutzt, als er bemerkte, daß seine Braut verschwunden sei, stand auf und lief aus dem Hause. Er sah sich nach allen Seiten um und erblickte zwei weibliche Gestalten auf einem Hügel. Er ging heimlich dahin, und hörte, was sie sagten; zugleich erblickte er dort die Sperlingshaut und nahm sie. Da wurden die beiden Freundinnen von solcher Angst und Furcht ergriffen, daß sie in Ohnmacht fielen. Der Königssohn aber lief mit der Sperlingshaut davon und verbrannte sie, so rasch er konnte. Hierauf kam

er wieder zu ihnen zurück und träufelte ihnen Wein ein und führte sie mit sich nach Hause.

Märthöll erzählte nun ihre Lebensgeschichte. Alle fanden, daß sie sehr glücklich gewesen sei, diesen Königssohn zu bekommen, der die Sperlingshaut nahm. Es wurde hierauf auf's Neue Hochzeit gehalten, und Alles verlief auf das Beste. Der Königssohn war Märthöll mit großer Liebe zugethan; sie bekamen Kinder und lebten sehr glücklich zusammen.

Helga heirathete den ersten Häuptling im Reiche, und sie wurde immer sehr hochgeschätzt wegen ihrer Treue gegen Märthöll; und hiermit endigt nun dieses Märchen.

XVIII. Das Pferd Gullfaxi und das Schwert Gunnfjödur.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche; dieselben hatten einen Sohn, der Sigurd hieß. Als dieser zehn Jahre alt war, wurde die Königin krank und starb. Der König ließ die Leiche der Königin nach altem Brauche in einen Grabhügel legen, und er saß oft auf demselben und trauerte um sie.

Eines Tages saß der König wie gewöhnlich auf dem Grabhügel der Königin, als er eine vornehm gekleidete Frau erblickte. Er fragte dieselbe um ihren Namen; sie antwortete, daß sie Ingibjörg heiße und sprach zugleich ihre Verwunderung darüber aus, daß der König so allein hier sitze. Dieser erzählte sodann, daß er seine Königin verloren habe und auf ihrem Grabhügel trauere. Die Frau wieder theilte ihrerseits dem Könige mit, daß sie gestern ihren Mann verloren habe, und fügte hinzu, daß es wohl am Besten wäre, wenn sie Beide zusammenziehen würden.

Der König fand Gefallen an ihr, lud sie ein, ihm in seinen Palast zu folgen, und wenige Tage darauf hielt er auch schon Hochzeit mit ihr.

Der König gewann wieder sein frohes Gemüth zurück und ritt oft auf die Jagd, um sich zu erlustigen. Sigurd aber liebte seine Stiefmutter sehr und blieb immer bei ihr daheim.

Eines Abends sagte Ingibjörg zu Sigurd:

„Morgen mußt Du mit Deinem Vater auf die Jagd gehen."

Sigurd jedoch entgegnete, daß er lieber bei ihr daheim bleiben wolle.

Am nächsten Morgen ritt der König auf die Jagd; Sigurd aber war nicht zu bewegen, ihn zu begleiten. Da sagte die Stiefmutter, daß er seinen Ungehorsam noch zu bereuen haben werde und daß er besser thun würde, ihr in Zukunft zu gehorchen.

Als der König fortgeritten war, verbarg sie Sigurd unter ihrem Bette und sagte ihm, daß er hier zu bleiben habe, bis sie ihn rufen würde. Bald darauf hörte Sigurd ein gewaltiges Gedröhn, so daß der Boden bebte, und sah sodann ein Riesenweib bis zu den Knöcheln in der Erde watend in das Zimmer kommen. Dasselbe sagte:

„Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg! Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?"

„Nein", antwortete Ingibjörg, „er ritt heute Morgens mit seinem Vater in den Wald hinaus, um sich zu erlustigen."

Ingibjörg deckte sodann für ihre Schwester den Tisch und setzte ihr Speisen vor. Als sie beide gegessen hatten, sprach die Riesin zu ihrer Schwester:

„Ich danke Dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?"

Ingibjörg verneinte die Frage. Hierauf nahm die Riesin von ihrer Schwester Abschied und ging fort. Da sagte Ingibjörg zu Sigurd, daß er jetzt aus seinem Versteck hervorkommen könne.

Der König kam Abends von der Jagd zurück und wußte nichts von dem, was vorgegangen war. Am nächsten Morgen bat Ingibjörg abermals den Königssohn, daß er doch endlich mit seinem Vater auf die Jagd gehen möchte. Allein Sigurd antwortete dasselbe wie am Tage vorher und sagte, er wolle lieber daheim bei seiner Stiefmutter bleiben.

Der König ritt wieder allein auf die Jagd. Ingibjörg verbarg jetzt Sigurd unter dem Tische und zeigte großen Unwillen darüber, daß er ihr auch dieses Mal nicht gehorcht habe. Da erbebte der Boden und es kam abermals ein Riesenweib, das bis zu den Waden hinauf in der Erde watete, in das Zimmer und sagte:

„Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg! Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?"

„Nein", antwortete Ingibjörg, „er ritt heute Morgens mit seinem Vater fort, um sich zu erlustigen."

Ingibjörg deckte wieder für ihre Schwester auf und als sie sich satt gegessen hatten, erhob sich die Riesin und sagte:

„Ich danke Dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?"

Ingibjörg verneinte die Frage und hierauf nahmen sie von einander Abschied.

Nun kroch Sigurd wieder aus seinem Versteck hervor. Ingibjörg sagte, es sei von größter Wichtigkeit, daß er morgen nicht zu Hause bleibe; der Königssohn entgegnete jedoch, daß ihm dies wohl niemals Schaden bringen werde.

Als am nächsten Morgen der König sich anschickte, fortzureiten, kam Ingibjörg zu Sigurd und bat ihn flehentlich, doch heute mit seinem Vater zu gehen. Aber Sigurd blieb allen ihren Bitten gegenüber taub.

Als der König fortgeritten war, verbarg Ingibjörg den Sigurd zwischen dem Getäfel und der Wand. Da begann wieder

der Erdboden zu beben und es kam eine Riesin, die aber bis zu den Knien hinauf in der Erde watete, zu der Thüre herein. Sie sprach mit fürchterlicher Stimme:

„Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg! Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?"

„Nein", entgegnete Ingibjörg, „er ist draußen im Walde, um sich zu erlustigen."

„Das ist eine Lüge", schrie die Riesin und sie zankten sich herum, bis Ingibjörg hoch und theuer versicherte, daß er nicht zu Hause sei.

Ingibjörg deckte hierauf den Tisch für ihre Schwester und nachdem sie gespeist hatten, sagte die Riesin:

„Ich danke Dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?"

„Nein", antwortete Ingibjörg, „ich habe Dir doch schon früher gesagt, daß er heute Morgens mit seinem Vater fortgeritten ist, um sich zu erlustigen."

Da schrie die Riesin mit Donnerstimme;

„Ist er so nahe, daß er meine Worte hört, so lege ich den Zauber auf ihn, daß er halb verbrannt und halb verdorrt werde und nicht früher zu Rast oder Ruhe komme, bevor er mich findet."

Nach diesen Worten ging sie ihrer Wege.

Ingibjörg holte nun Sigurd aus seinem Versteck hervor und er war da halb verbrannt und halb verdorrt.

„Da kannst Du jetzt sehen, wie es Dir erging", sagte sie; „aber wir dürfen nun keine Zeit verlieren, denn Dein Vater wird bald nach Hause kommen."

Sie nahm einen Knäuel aus einer Kiste, desgleichen drei goldene Ringe und sagte zu Sigurd:

„Wenn Du diesen Knäuel auf die Erde fallen läßt, wird er anfangen zu rollen bis er bei einigen Felsen liegen bleibt.

Da wirst Du eine Riesin aus dem Felsen hervor kommen sehen; diese ist meine erste Schwester. Sie wird auf Dich hinabrufen und sagen: Ah, das ist herrlich! da ist der Königssohn Sigurd gekommen; der soll heute Abend in den Topf. — Aber Du brauchst deshalb nicht den Muth zu verlieren. Sie wird Dich sodann mit einem Bootshaken zu sich hinauf ziehen. Grüße sie von mir und gib ihr den kleinsten von den goldenen Ringen; sie wird seelenvergnügt werden, wenn sie das Gold sieht, und Dich zu einem Ringkampf auffordern; wenn Du dann ermattet bist, wird sie Dir anbieten, aus einem Horne zu trinken, bis Du solche Kräfte bekommst, daß Du sie überwindest. Sie wird Dich hierauf bis zum nächsten Morgen bei sich behalten. Auf gleiche Weise werden auch meine beiden anderen Schwestern mit Dir verfahren. Vor allen Dingen aber merke Dir: wenn mein Hund zu Dir kommt, seine Pfoten auf Dich legt und Thränen über seine Schnautze niederfließen, so beeile Dich nach Hause zu kommen, denn dann ist mein Leben in Gefahr; vergiß da nicht auf deine Stiefmutter!"

Hierauf ließ Ingibjörg den Knäuel zur Erde fallen und Sigurd nahm rührenden Abschied von ihr.

Am Abend desselben Tages blieb der Knäuel bei den ersten Felsen liegen und Sigurd sah auf den Felsabhang eine Riesin hervorkommen. Als sie Sigurd erblickte, rief sie:

„Ah, das ist herrlich! da ist der Königssohn Sigurd gekommen; der soll heute Abend in den Topf! Herauf mit Dir, Kamerad! komm' und ringe mit mir!"

Bei diesen Worten langte sie mit einem Bootshaken hinab und zog Sigurd zu sich hinauf. Dieser meldete ihr den Gruß ihrer Schwester und gab ihr den kleinsten von seinen goldenen Ringen. Die Riesin wurde seelenvergnügt, als sie das Gold sah und forderte Sigurd auf mit ihr zu ringen. Als sie merkte, daß er ermattete, gab sie ihm aus einem Horne zu trinken, bis er die richtige Stärke erhielt.

Am nächsten Tage warf er wieder den Knäuel auf die Erde und derselbe blieb abermals bei mehreren Felsen liegen. Sigurd blickte umher und sah bald eine Riesin aus dem Felsen hervorkommen, welche von größerem Wuchse war, als die erste. Diese rief laut auf ihn herab:

„Ah, das ist herrlich! Da ist der Königssohn Sigurd gekommen; der soll heute Abend in den Topf! Auf, Kamerad! komm' und ringe mit mir!"

Zugleich zog sie Sigurd zu sich hinauf. Er meldete ihr den Gruß seiner Stiefmutter und gab ihr den zweitgrößten goldenen Ring. Die Riesin war außerordentlich erfreut, als sie das Gold sah, und forderte ihn auf zu einem Ringkampfe. Als sie merkte, daß er ermattete, gab sie ihm aus einem Horne zu trinken, und zwar so lange, bis er so stark wurde, daß er sie mit einer Hand zu Boden werfen konnte.

Am Morgen des dritten Tages legte er seinen Knäuel wieder auf die Erde und derselbe rollte, bis er bei dem dritten Felsen liegen blieb. Sigurd blickte nach oben und sah bald eine gräßliche Riesin auf den Abhang des Felsens hervortreten. Als dieselbe Sigurd gewahrte, rief sie:

„Ah, das ist herrlich! Da ist der Königssohn Sigurd gekommen; der soll heute Abend in den Topf! Auf, Kamerad! komm' und ringe mit mir!"

Zugleich zog sie ihn zu sich hinauf. Sigurd meldete den Gruß seiner Stiefmutter und gab ihr den dritten goldenen Ring. Die Riesin war unendlich erfreut über das rothe Gold und forderte Sigurd zu einem Ringkampf mit ihr auf. Als sie merkte, daß ihn seine Kräfte verließen, gab sie ihm aus einem Horne zu trinken, bis er sie dahinbrachte, daß sie auf die Knie fiel. Da sagte die Riesin zu ihm:

„Nicht weit von hier ist ein See; geh' dahin; Du wirst dort ein kleines Mädchen sehen, welches mit einem Kahne spielt. Trachte mit diesem Mädchen gut Freund zu werden. Hier hast

Du einen kleinen goldenen Ring; gib ihr denselben, das wird Dir von Nutzen sein. Du hast ja Deine Kräfte wiedergewonnen und Deine Unternehmungen werden Dir sicherlich sehr gut gelingen."

Hierauf schieden sie von einander und Sigurd ging nun so lange, bis er zu dem See kam, von welchem ihm die Riesin gesprochen hatte. Hier sah er ein Mädchen, welches mit einem Kahne spielte. Er näherte sich demselben und fragte es um seinen Namen.

Sie heiße Helga und ihre Eltern wohnten nicht weit von hier, erhielt er zur Antwort.

Sigurd schenkte ihr den Ring und schlug ihr vor, daß sie mit ihm zusammen spielen sollte. Sie spielten denn auch zusammen den Rest des Tages hindurch. Als Helga des Abends nach Hause gehen wollte, bat er sie, daß er mit ihr gehen dürfe. Sie erwiederte jedoch, daß sie ihm dies nicht erlauben könne, da es keinem Fremden gelinge, in das Haus zu kommen, ohne daß ihr Vater es bemerke.

Sie ließ aber Sigurd gleichwohl mit kommen; bevor sie jedoch in das Haus eintrat, hielt sie ihren Handschuh über ihn und in demselben Augenblicke war Sigurd in ein Büschel Wolle verwandelt, welches Helga unter dem Arme in das Haus trug und in ihr Bett hinauf warf. In diesem Augenblicke stürmte auch schon ihr Vater herein, roch und suchte in allen Winkeln und schrie:

„Es riecht hier nach Menschen! Was hast Du da auf das Bett hinaufgeworfen, meine Tochter?"

„Es war nur ein Wollbüschel", antwortete Helga.

„Vielleicht war es dann das!" sagte der Alte.

Es verging die Nacht und als Helga des Morgens fortging, um zu spielen, nahm sie das Wollbüschel mit. Als sie zum See kam, hielt sie wieder ihren Handschuh über dasselbe und Sigurd bekam wieder seine frühere Gestalt. Sie unterhielten

sich zusammen den ganzen Tag hindurch. Als sie Abends nach Hause gingen, sagte Helga zu Sigurd:

„Morgen werden wir mehr Freiheit zum Spielen haben; denn mein Vater geht in die Kirche und wir können zu Hause bleiben.“

Als sie vor dem Hause ankamen, schwang Helga ihren Handschuh über Sigurd und er wurde wieder in ein Büschel Wolle verwandelt, welches sie in das Bett hinauf warf.

Am nächsten Morgen ging Helga's Vater fort nach der Kirche. Sowie er sich entfernt hatte, erhob Helga ihren Handschuh über das Wollbüschel und Sigurd erhielt wieder seine natürliche Gestalt. Sie unterhielten sich nun zusammen, indem Helga dem Sigurd ein Zimmer nach dem anderen zeigte; denn ihr Vater hatte ihr alle Schlüssel übergeben, als er fortging.

Sigurd bemerkte zum Schluß, daß sich unter den Schlüsseln noch einer befand, mit dem Helga kein Zimmer aufgeschlossen hatte; er fragte sie deshalb, für welches Zimmer dieser Schlüssel gehöre.

Helga antwortete ihm, es sei dies ein besonderer Schlüssel.

„Ja, darin hast Du wohl recht“, sagte Sigurd; „allein Du hast doch nichts dagegen, mir auch das Zimmer zu zeigen, welches derselbe aufschließt.“

In diesem Augenblicke fiel sein Blick auf eine eiserne Thür und er bat nun Helga auf das Inständigste, ihm dieses Zimmer zu zeigen.

Helga antwortete, daß sie dies nicht dürfe, und wenn sie es schon thue, die Thür nur ganz wenig öffnen könne.

Sigurd entgegnete, daß dies ja genug sein würde.

Während aber Helga die Thüre öffnete, stieß er sie ganz auf und trat ein. — Er sah in dem Zimmer ein prächtig aufgesatteltes Pferd stehen, über welchem ein reich mit Gold verziertes Schwert hing, auf dessen Griff folgende Worte eingeritzt waren:

„Wer auf diesem Roße sitzt und sich mit diesem Schwerte umgürtet, dem wird das Glück folgen."

Sigurd bat Helga, daß sie ihm gestatten möchte, ein Mal auf diesem Pferde mit der ganzen prächtigen Ausrüstung um das Haus herum zu reiten.

Helga antwortete, daß dies auf keine Weise angehen könne.

Sigurd drang aber so lange mit den schmeichelndsten Worten in sie, bis sie endlich seinen Bitten nachgab. Sie sagte ihm jetzt auch, daß das Pferd Gullfaxi (Goldmähne) und das Schwert Gunnfjödur (Kampffeder) heißen, und fügte hinzu:

„Hier sind ein Zweig, ein Stein und ein Stock, welche zu dem Uebrigen gehören. Wenn man auf dem Pferde sitzt und von seinem Feinde verfolgt oder am Leben bedroht wird, so braucht man nur den Zweig hinter sich zu werfen, denn derselbe verwandelt sich sogleich in einen großen Wald; und wenn der Feind gleichwohl von der Verfolgung nicht absteht, so braucht man nur den Stock zu nehmen und damit auf die entgegengesetzte Seite des Steines, welche weiß ist, zu stoßen; es kommt dann ein so heftiges Hagelwetter, daß Derjenige, welcher Einen verfolgt, dabei umkommt."

Nachdem Helga dem Sigurd all' dies mitgetheilt hatte, erlaubte sie ihm auf sein inständiges Bitten, nur ein einziges Mal mit Stein, Zweig und Stock um das Haus herum zu reiten. Als aber Sigurd ein Mal um das Haus geritten war, sprengte er davon.

Bald darauf kam Helga's Vater nach Hause und sah, daß seine Tochter weinte. Er fragte sie, aus welchem Grunde sie weine, und sie erzählte nun Alles, was sich zugetragen hatte. Da fing er augenblicklich an aus allen Kräften dem Jüngling auf Gullfaxi nachzulaufen.

Sigurd sah sich um und erblickte den Riesen hinter sich; da warf er den Zweig hinter sich und sogleich schoß ein ungeheurer und dichter Wald zwischen ihm und dem Riesen empor, so daß

dieser genöthigt war, um eine Axt nach Hause zu laufen und sich durch den dichten Wald durchzuhauen.

Als Signrd sich zum zweiten Mal umsah, war der Riese schon wieder so nahe gekommen, daß er beinahe den Schweif des Pferdes berühren konnte. Da wandte er sich um und stieß mit dem Stock auf die weiße Fläche des Steines. Da brach ein so heftiges Hagelwetter hinter ihm los, daß der Riese dabei umkam. Hätte er jedoch auf den Stein gestoßen, ohne sich umzuwenden, so würde ihm das Hagelwetter in's Gesicht gekommen sein und ihn getödtet haben.

Sigurd ritt nun weiter. Da kam die Hündin seiner Stiefmutter auf ihn zu gerannt und er sah, daß dem Thiere die Thränen über die Schnauze rannen. Da ritt er aus allen Kräften nach Hause zu seiner Stiefmutter und als er ankam, sah er, daß neun Knechte dieselbe an einen Holzpflock festgebunden hatten und verbrennen wollten.

Sigurd sprang, das Schwert Gunnfjödur in der Hand, blitzschnell vom Pferde, stürzte auf die Knechte los und tödtete sie alle. Hierauf befreite er seine Stiefmutter von ihren Fesseln, setzte sie auf das Pferd und begab sich heim zu seinem Vater.

Der König war aus Kummer krank geworden und lag im Bette ohne eine Speise zu sich zu nehmen; als er aber seinen Sohn erblickte, war er ganz außer sich vor Freude. Sigurd erzählte ihm alle seine Erlebnisse; der König aber hatte geglaubt, daß seine Stiefmutter ihn um's Leben gebracht habe.

Hierauf ritt Sigurd fort um Helga zu holen. Er wurde später König und sie seine Königin.

Sie lebten lange und glücklich,
Hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter
Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

XIX. Vilfridur Völufegri.

Auf einem Hofe wohnten einmal Eheleute; es ist nicht bekannt, wie der Mann hieß; der Name des Weibes aber war Vala. Diese war eine schöne, jedoch böse Frau; das Ehepaar besaß eine Tochter, welche Vilfridur hieß, und zur Zeit unserer Erzählung vierzehn Jahre alt war; weil sie hübscher erschien als ihre Mutter, erhielt sie den Zunamen Völufegri (d. h. die schöner ist als Vala). Dies kränkte die Mutter und sie legte daher Haß auf ihre Tochter.

Sie dachte lange darüber nach, wie sie dieselbe aus dem Wege schaffen könnte. In dieser Absicht führte sie eines Tages das Mädchen in den Wald hinaus und verließ es; dasselbe fürchtete, daß ein wildes Thier es zerreißen würde, und irrte den ganzen Tag rathlos im Walde umher; als es aber Abend wurde, setzte es sich müde und erschöpft neben einem Steine nieder.

Als Vilfridur eine kurze Weile hier gesessen hatte, kamen zwei Zwerge aus einem Felsen hervor und fragten sie, warum sie hieher gekommeu sei. Sie erzählte ihnen die ganze Wahrheit und die Zwerge sagten hierauf, es sei ihnen lieb, dies zu wissen. Sodann erklärten sie ihr, daß der Felsen ihre Wohnnng sei und forderten sie auf, mit ihnen hinein zu kommen. Vilfridur war darüber sehr erfreut und nahm die Einladung der Zwerge an. Diese aber erwiesen ihr alles Gute, was sie thun konnten.

Als sie sich zur Ruhe zu begeben dachten, sagten sie zu ihr, daß sie vielleicht keine guten Träume haben und daher im Schlafen unruhig sein würden. Sie baten Vilfridur recht eindringlich, sie nicht zu wecken, was immer auch vorgehen möge; und das Mädchen versprach dies auch.

Sie waren nun die Nacht hindurch im Schlafe sehr unruhig; Vilfridur aber weckte sie nicht. Des Morgens, als sie erwachten, dankten sie ihr dafür, daß sie sie nicht geweckt hatte, und sie daher ihren Traum genießen konnten. Sie sagten ihr sodann, sie möge darauf vorbereitet sein, daß während des Tages Jemand zu dem Felsen kommen werde; sie dürfe aber nicht öffnen, wenn man ihr auch noch so Schönes verspreche; denn wenn sie dies thue, würde es ihnen allen den Tod bringen.

Sie versprach es, und hierauf begaben sich die Zwerge fort, um Thiere zu jagen.

Nun wendet sich die Geschichte wieder zurück zur Vala. Dieselbe besaß einen Spiegel, welcher ihr auf ihre Fragen Antwort gab. Am Morgen, nachdem sie sich des Mädchens entledigt hatte, fragte sie ihren Spiegel:

„Sag Du nun, mein schöner Spiegel, mir:
Was treibt Vilfridur Völufegri, wie geht es ihr?"

Der Spiegel antwortete:

„Wenig wird ihr zu Schaden sein;
Zwei Zwerge pflegen sie in einem Stein."

Da kam Vala ganz außer sich vor Aerger und Zorn, denn sie wollte um jeden Preis, daß ihre Tochter den Tod erleide.

Sie machte sich wieder auf den Weg und begab sich zu dem Felsen, in welchem die Zwerge wohnten. Als sie dahin kam, war der Stein verschlossen. Da sie aber wußte, daß Vilfridur darin sei, und da sie dieselbe nur durch eine kleine Spalte sehen konnte, begrüßte sie ihre Tochter zärtlich und bat sie mit vielen schönen Worten, aufzuschließen. Sie sagte, sie sei mit dem Ringe gekommen, welchen ihre Großmutter gehabt habe, und sie möchte um jeden Preis, daß sie ihn trage.

Vilfridur betrachtete den Ring durch die Spalte und da sie ihn schön fand, streckte sie einen Finger aus dem Felsen heraus. Vala steckte sogleich den Ring auf den Finger und sprach dabei die Worte:

„Ich bestimme und wirke den Zauber, daß der Ring Dich immer fester und fester umschließe, so daß Du davon den Tod erleiden mußt, wenn sich nicht ein Gold von gleicher Art findet, was wohl sobald nicht der Fall sein wird."

Sowie nun der Ring auf die Hand gekommen war, begann diese anzuschwellen und Vilfridur bekam unerträgliche Schmerzen in ihrem Leibe.

Als es Abend geworden war, kamen die Zwerge heim, und sagten zu Vilfridur, daß sie schlecht gethan habe, von ihrem Gebote abzuweichen. Sie begannen sogleich in ihrem Golde zu suchen und fanden endlich ein Gold von derselben Art, aus welchem der Ring verfertigt war. Sowie dasselbe an den Ring gelegt wurde, sprang derselbe entzwei, und Vilfridur wurde wieder ganz gesund.

In der nächsten Nacht hatten die Zwerge unruhige Träume; Vilfridur weckte sie aber nicht, und sie waren darüber sehr erfreut. Des Morgens sagten sie ihr, sie möge nicht vergessen, daß sie nicht aufschließen dürfe und wenn auch ihre Mutter käme und ihr noch so Kostbares anbiete. Hierauf gingen sie wieder fort, wie am Tage vorher.

Abermals ging Vala zu ihrem Spiegel und sagte:

„Sag' du nun, mein goldgeschmückter Spiegel, mir:
Was treibt Vilfridur Völufegri, wie geht es ihr?"

Und sie erhielt wieder dieselbe Antwort:

„Wenig wird ihr zu Schaden sein;
Zwei Zwerge pflegen sie in einem Stein."

Da wurde Vala überaus zornig; sie dachte eine Weile nach und machte sich dann auf's Neue auf den Weg zu dem Felsen. Als sie dahin kam, fand sie denselben verschlossen; sie rief jedoch, wie früher, voll Zärtlichkeit ihre Tochter und bat sie, aufzuschließen. Sie sagte, daß sie ihr heute das kostbarste Kleinod bringe, welches sie ihr geben könne; es sei dies ein goldener Schuh, welchen ihre Urgroßmutter gehabt habe.

Vilfridur zeigte sich Anfangs sehr unwillig und wollte diesem Verlangen nicht nachkommen. Als aber Mittag vorüber war, ließ sie sich doch von ihrer Mutter so weit überreden, daß sie einen Fuß durch die Spalte hervorstreckte. Vala steckte hierauf den Schuh auf den Fuß und belegte ihn mit dem Zauber, daß er ihr den Tod bringen solle, wenn nicht ein Gold von gleicher Art auf denselben gelegt werde, welches nicht leicht gefunden werden könne. Hierauf ging sie wieder von dannen. Der Schuh aber begann Vilfridur stark zu drücken; der ganze Fuß schwoll an, so daß sie keine Ruhe hatte.

Als die Zwerge wieder heim kamen, waren sie sehr betrübt über die Unachtsamkeit der Vilfridur. Sie suchten in ihrem Schutte nach dem Golde und fanden es nach langer Mühe; sowie dasselbe auf dem Schuh gelegt wurde, zersprang derselbe.

Vilfridur war sehr ermattet von den Schmerzen; es wurde ihr aber doch besser bei der guten Hilfe und Pflege, welche die Zwerge ihr angedeihen ließen. Als Alles wieder in Ordnung gebracht war, begaben die Zwerge sich zur Ruhe.

Sie schliefen schnell ein und waren diesmal so unruhig im Schlafe, wie sie es früher noch nie gewesen waren. Sie warfen sich herum auf Ferse und Nacken, Vilfridur aber weckte sie nicht. Als sie des Morgens erwachten, sagten sie Vilfridur, daß ihre Mutter auch heute wieder kommen werde. Sie baten sie abermals lange und eindringlich, nicht aufzuschließen, was immer auch Vala thun und sagen möge; denn es würde ihnen höchst wahrscheinlich allen das Leben kosten. Hierauf gingen sie wieder fort auf ihre Jagden.

An diesem Morgen ging Vala wieder, wie früher, zu ihrem Spiegel, um ihn zn befragen, und sie sagte wie zuvor:

„Sag' Du nun, mein goldgeschmückter Spiegel, mir:
Was treibt Vilfridur Völufegri, wie geht es ihr?"

Der Spiegel antwortete:

„Wenig wird ihr zun Schaden sein,
Zwei Zwerge pflegen sie in einem Stein."

Nun glaubte sie, daß man ihr durch Zauberkünste übel mitspiele. Sie wurde ganz wüthend und machte sich wieder auf den Weg zum Felsen.

Als sie bei demselben ankam, begann sie zu weinen und sagte, daß sie ihre Handlungsweise gegen die eigene Tochter sehr bereue, bat Vilfridur um Verzeihung und betheuerte, daß sie für all' dies Buße thun wolle. Sie komme daher mit dem kostbarsten Geschenk, um es ihr zu geben; es sei dies ein Gürtel, das größte Kleinod der Familie, welches von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt habe. Sie bat ihre „geliebte Tochter" doch aufzuschließen, damit sie sehen könne, wie gut der Gürtel ihr stehe und damit Vilfridur auch zur Einsicht komme, daß sie eine gute Mutter besitze.

Als bereits der Abend gekommen war, ließ sich Vilfridur auf das Bitten ihrer Mutter endlich doch herbei, aufzuschließen; Vala befestigte sogleich den Gürtel um den Leib der Vilfridur. sowie dies aber geschehen war, sagte sie:

„Ich bestimme und wirke den Zauber, daß dieser Gürtel so in deinen Leib eindringe, daß Du davon sterben mußt, und derselbe niemals locker werde, wenn nicht der König von Deutschland sich bemüht, ihn los zu machen."

Vala glaubte nun ihre Sache gut verrichtet zu haben und kehrte nach Hause zurück. Vilfridur aber befand sich so schlecht, daß sie glaubte, die Schmerzen nicht ertragen zu können; denn der Gürtel drang wirklich immer tiefer in ihren Leib ein.

Als die Zwerge heim kamen, schien Vilfridur dem Tode näher zu sein als dem Leben. Sie konnte nur sagen, welchen Zauber ihr die Mutter angethan hatte. Die Zwerge wurden über all' dies sehr traurig. Sie beschlossen mit Vilfridur zum Meere hinab zu gehen und sie an einem schönen Platze am Strande nieder zu legen; das Mädchen war bereits so sehr von Kräften gekommen, daß es nicht mehr sprechen konnte.

Hierauf nahmen sie Pfeifen und begannen mit denselben zu blasen. Sie bliesen so stark, daß ein großes Unwetter entstand

und das Meer sehr unruhig wurde. Dies thaten die Zwerge deshalb, weil sie wußten, daß der König von Deutschland nicht sehr weit vom Lande entfernt segelte. Dieser beschloß, als das Unwetter sich erhob, an's Land zu fahren und ging in der Nähe der Stelle vor Anker, wo Vilfridur am Strande lag.

Als er an's Land ging, ward wieder schönes Wetter und er machte daher einen Spaziergang längs des Meerufers. Da fand er das schöne Mädchen, welches besinnungs- und sprachlos dalag. Er kam auf den Gedanken, daß es vielleicht nothwendig sei, etwas an ihr zu lockern und er versuchte deshalb den Gürtel loszumachen, was ihm auch bald gelang. Während er so eine Weile mit ihr beschäftigt war, kam sie wieder zum Leben zurück und erholte sich.

Als sie wieder sprechen konnte, fragte sie, wohin die Zwerge gekommen seien. Der König wußte jedoch nichts von ihnen. Auf das Bitten der Vilfridur ging er ein kurzes Stück längs des Strandes hin und fand die beiden Zwerge mit den Pfeifen am Munde todt am Boden liegen. Dieselben hatten offenbar das Blasen nicht ertragen können oder sich dabei zu sehr angestrengt. Vilfridur that es ungemein leid, daß die Zwerge todt sein sollten.

Der König lud sie hierauf ein, mit ihm zu ziehen, und sie nahm dieses Anerbieten freudig und dankbar an. Sie veranlaßte noch den König, in dem Felsen nach dem Golde und den übrigen Kleinodien der Zwerge zu suchen, und begab sich dann mit diesen Schätzen hinaus auf das Schiff des Königs. Dieser aber kehrte mit ihr zurück in sein Reich.

Nach kurzer Zeit schon begann der König einen solchen Gefallen an Vilfridur zu finden, daß er sie zum Weibe nehmen wollte und um sie warb. Vilfridur schien es, daß sie ihr eigenes Glück von sich weise, wenn sie diese Heirath ausschlage, sagte aber dennoch, sie stelle die eine Bedingung, daß der König nie-

mals Jemanden bei sich Aufenthalt für den Winter gewähre, ohne sie vorher um ihren Rath und Willen zu befragen.

Der König erwiederte, es sei dies nichts als eine Bitte, und versprach es ihr gerne. Hierauf fand die Hochzeit statt.

Vala konnte ihre Tochter noch immer nicht vergessen und trat deshalb wieder vor den Spiegel und fragte:

„Sag' Du nun, mein goldgeschmückter Spiegel, mir:
Was treibt Vilfridur Völufegri, wie geht es ihr?"

Der Spiegel antwortete:

„Kein Ungemach sie weiterhin mehr fand;
Deutschlands Königin wird sie jetzt genannt."

Darüber gerieth Vala ganz außer sich und wußte nunmehr nicht, was sie beginnen sollte. Endlich faßte sie den Entschluß, zu ihrem Manne zu gehen, und ihn zu bitten, daß er nach Deutschland reise, während des Winters sich bei dem Könige aufhalte und seiner Tochter auf jede Weise nach dem Leben trachte. Als Zeichen der vollbrachten That sollte er ihr eine Haarlocke aus ihrem Haare, die Zunge und etwas Blut mitbringen oder ihr schicken.

Der Mann ließ sich auch dazu herbei und machte sich auf den Weg nach Deutschland.

Von seiner Reise wird früher nichts berichtet, als bis er zur Halle des Königs kam. Er traf den König vor derselben an und bat ihn sogleich, daß er ihm erlauben möchte, sich während des Winters bei ihm aufzuhalten.

Der König aber sagte, daß er ihn nicht aufnehmen oder ihm nicht gestatten wolle, den Winter bei ihm zuzubringen, bevor er nicht mit der Königin gesprochen habe.

Der Mann, der sich Raudur (d. i. Rother) nannte, begann nun spöttisch zu lächeln und meinte, er wolle nicht bei ihm während des Winters zu Gaste sein, wenn er nicht über etwas so Geringes allein bestimmen könne; er werde lieber zu anderen Königen gehen und es in allen Ländern erzählen, daß er nicht

den Muth habe, ihn aufzunehmen, ohne erst allerlei Umstände zu machen. Durch diese Drohung ließ sich der König einschüchtern und gewährte Raudur die Bitte.

Als der König bald darauf mit der Königin zu sprechen kam, sagte er ihr, daß er gegen ihre Bedingung und ihren Willen gehandelt habe, indem er einem Manne Winteraufenthalt bei sich gewährt habe.

Dies mißfiel der Königin sehr, sie sagte jedoch, daß es nichts helfe, darüber zu reden, nachdem dies einmal geschehen sei, und es müsse nun schon so bleiben; aber ihr Geist verkündige ihr, daß er dies einmal sehr bereuen werde.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit wurde es offenbar, daß die Königin schwanger sei. Und als der Augenblick kam, da sie gebären sollte, ließ man es nicht an Hebammen fehlen. Die Geburt ging jedoch sehr schwer von Statten, so zwar, daß die Hebammen rathlos waren und sagten, sie könnten nicht helfen.

Der König wurde darüber sehr betrübt, was außer den Uebrigen auch Raudur bemerkte. Derselbe erbot sich, der Königin helfen zu wollen, und der König gab hiezu seine Einwilligung.

Als Raudur zur Königin hinein kam, hieß er die Hebammen und alle Anderen, welche zugegen waren, sich zu entfernen. Hierauf steckte er ihr einen Schlafdorn, brachte das Kind zur Welt, und es war ein Knabe. Rasch entschlossen schnitt sodann Raudur dem Knaben ein Ohr ab, steckte dasselbe der schlafenden Mutter in den Mund, öffnete ein Fenster und warf das Kind durch dasselbe hinaus.

Hierauf lief er zum Könige und bat ihn zu kommen. Als sie zur Königin kamen, stellte sich Raudur sehr erstaunt, daß das Kind verschwunden sei, und zeigte dem König das Ohr im Munde der Mutter, welche nun langsam erwachte und von Allem nichts wußte.

Der König war, wie man sich leicht denken kann, darüber sehr betrübt. Als aber Raudur erklärte, daß die Königin das

Kind gegessen habe und daher zum Tode verurtheilt werden müsse, sagte der König, daß er sich dazu für keinen Fall herbeilassen werde, da er die Königin über Alles liebe.

Raudur schien es daher am Besten zu sein, die Sache nicht weiter zu betreiben; er gelangte bei dem Könige zu hohem Ansehen, weil er die Königin gerettet habe.

Die Königin wurde bald ein zweites Mal schwanger, und es geschah wieder genau sowie früher. Sie konnte nicht gebären, Raudur wurde gerufen, er schläferte die Königin ein, brachte das Kind zur Welt, welches ein Mädchen war, trennte ihm die kleine Zehe ab und warf es zum Fenster hinaus. Hierauf steckte er die Zehe der Königin in den Mund, rief den König herbei, erhob dieselbe Anklage wie früher, und verlangte, daß die Königin zum Tode verurtheilt werde. Seine Vorstellungen blieben abermals fruchtlos; denn der König sagte, daß er ohne die Königin nicht leben wolle, da er von unbesiegbarer Liebe zu ihr erfüllt sei.

Die Königin wurde zum dritten Male guter Hoffnung, und als sie gebären sollte, ereignete sich wieder genau dasselbe wie früher. Das Kind war ein Knabe, und Raudur schnitt demselben einen Finger ab, und steckte ihn der Königin in den Mund. Raudur sagte jetzt, es wäre offenbar, daß sie eine Menschenfresserin sei; der König hätte die größte Schande von ihr, und man dürfe sie nicht am Leben lassen.

Der König sagte, daß er es nicht über sich bringen könne, sie selbst zu verurtheilen; deshalb möge Raudur, der sein angesehenster Rathgeber geworden war, selbst das Urtheil über die Königin fällen. Sein Urtheil aber war, daß zwei Knechte sie in den Wald hinausführen und dort ermorden sollten; dazu gab auch der König seine Einwilligung. Raudur trug den Knechten auf, ihm eine Locke aus dem Haare der Königin, ihre Zunge und Blut in einem Horne als Zeichen der vollbrachten That zu bringen.

Obgleich die Knechte sich diesem Auftrage nicht widersetzten, gingen sie doch nur gezwungen an den Vollzug derselben; denn Vilfridur hatte sich die Liebe aller Leute erworben.

Als sie eine kurze Strecke weit in den Wald gekommen waren, berathschlagten sie untereinander, wie sie die Königin tödten sollten. Da gab ihnen diese selbst den Rath, sie sollten eine Locke aus ihrem Haare schneiden, eine Hündin, die ihnen gefolgt war, tödten, derselben die Zunge ausreißen, und etwas von ihrem Blut in das Horn fließen lassen, damit Raudur Alles sehen könne, was er von ihnen verlangt habe. Nachdem sie dies auch gethan hatten, ließen sie die Königin in den Wald entkommen, sie selbst aber kehrten zurück nach der Halle des Königs, wo sie gute Aufnahme fanden.

Als die Königin sich von den Knechten getrennt hatte, rrte sie den ganzen Tag im Walde umher und konnte nirgends Schutz finden, so daß sie zu fürchten begann, unter großen Leiden das Leben verlieren zu müssen.

Als es bereits ganz dunkel geworden war, kam sie zu einer Hütte, welche nicht allzuklein war und ein recht sauberes Aussehen hatte. Sie klopfte an die Thüre; ein sehr stattlich gebauter Mann öffnete dieselbe. Als er die Königin erblickte, sagte er, es komme selten vor, daß solche Gäste ihn besuchten, und hieß dieselbe willkommen.

Königin Vilfridur ging mit dem Manne in die Hütte, und sie sah hier, daß Alles sehr reinlich war und Wohlstand verrieth. Sie erhielt reichliche und gute Speise, um ihren Hunger zu stillen, und schlief in der Nacht in einem behaglichen und warmen Bette.

Als sie des Morgens das Bett verlassen hatte, brachte ihr der Mann Stoff und Nähzeug, und bat sie zum Zeitvertreib Kleider für Kinder zuzuschneiden und zu nähen; er selbst aber ging fort, um dasjenige herbeizuschaffen, was sie zum Leben benöthigten. So blieb die Königin lange Zeit bei dem Manne und war mit ihrem neuen Lose ganz zufrieden.

Bald nach dem Verschwinden der Königin wurde die Klage laut, daß von der Heerde des Königs viele Thiere stürben und abhanden kämen. Wie nun der König nach dem vermeintlichen Tode der Königin keine Freude am Leben mehr hatte und sich die Zeit mit Jagen zu vertreiben suchte, so schlug er eines Tages dem Raudur vor, mit ihm auf die Jagd zu gehen, um nachzuforschen, ob es nicht irgend ein Raubthier sei, welches der Heerde Schaden bringe.

Sie begaben sich ganz allein in den Wald und kamen so tief in denselben hinein, daß sie sich verirrten und nicht mehr wußten, welche Richtung sie einschlagen sollten, um wieder hinaus zu kommen. Sie gingen und liefen, fanden aber doch nicht aus dem Walde hinaus. Als der Tag sich zu neigen begann, waren sie erschöpft und müde; die Nacht brach an und der Hunger begann sie zu quälen; sie aber wußten sich nicht zu helfen.

Endlich glaubten sie in nicht allzuweiter Entfernung ein Haus zu erblicken, und sie gingen auf dasselbe zu. Sie hofften ganz sicher, daß dort Menschen wohnen würden, und waren darüber sehr erfreut. Als sie bei dem Hause ankamen, klopften sie an die Thür. Es dauerte nicht lange, so kam ein Mann heraus, der von großer und stattlicher Erscheinung war. Sie grüßten denselben, und er dankte ihnen. Hierauf baten sie ihn, er möchte ihnen erlauben, die Nacht über hier zu bleiben, da sie vor Müdigkeit ganz erschöpft seien.

Er sagte, dem Könige möge sein Haus und die Gastfreiheit, die er ihm angedeihen lassen könne, willkommen sein; Raudur aber erhalte Eintritt nur unter der Bedingung, daß er seine Lebensgeschichte erzähle. Dies versprach denn dieser auch.

Der Mann ließ sie sodann mit sich in das Haus kommen. Es war ein sehr reinliches, hübsches Haus, in welches sie eintraten; über dem Feuer befand sich ein Kessel, der mit Wasser angefüllt war. Der Mann bat den König, sich niederzusetzen, wo es ihm behage; für Raudur aber brachte er einen Stuhl und hieß ihn,

sich auf denselben setzen. Hierauf steckte er Raudur einen großen Ring an die Hand und forderte ihn auf, sogleich seine Lebensgeschichte zu erzählen.

Raudur begann dieselbe und fuhr in der Erzählung ohne Anstand fort, bis er zu seinem Vorgehen gegen die Königin kam; da aber wollte er von der Wahrheit abweichen und begann Lügen zu berichten und Manches auszulassen. Der Mann aber sagte:

„Drücke ihn, rother
Ring, und es sollen
Die Spitzen ihn stechen,
Spricht er nicht Wahres!“

Bei diesen Worten drückte ihn der Ring an der Hand, und die Spitzen stachen so fest aus dem Stuhle heraus, daß Raudur sich alle Mühe gab, nur Wahres zu berichten, denn dann gab der Ring nach und die Spitzen hörten auf zu stechen. Obgleich Raudur noch mehrere Male lügen wollte, konnte er es doch nicht; denn der Mann peinigte ihn auf die eben erzählte Art so lange, bis Raudur Alles sagte, wie es sich wirklich zugetragen hatte.

Während Raudur seine Lebensgeschichte erzählte, begann der König allgemach sehr unruhig zu werden.

Als Jener mit seiner Erzählung zu Ende war, fragte der Mann, was für ein Urtheil der König über Raudur fällen werde; denn es sei nun an den Tag gekommen, welchen Mann er bei sich aufgenommen, und wie sich dieser betragen habe.

Der König war vor Betrübniß und Zorn lange ganz außer sich und sagte, daß er über Raudur kein angemessenes Urtheil sprechen könne; denn gegen ein solches Verbrechen sei in seinen Gesetzen nicht vorgesehen.

Der Mann fragte, ob er seine Meinung sagen dürfe.

Der König antwortete, daß er dieselbe gerne anhören wolle.

Der Mann machte nun den Vorschlag, daß man Raudur sogleich mit dem Kopfe in den Kessel mit dem siedenden Wasser stecke, und der König gab seine Zustimmung.

Ohne lange zu zögern, ergriff der Mann Raudur und stieß ihn kopfüber in den Kessel, so daß er alsbald seinen Geist aufgab.

Der Mann bat hierauf den König, er möchte ihm in ein anderes Zimmer folgen, und hier sah der König ein ungemein schönes Weib.

Da sagte der Mann, die Frau, die er hier sehe, sei keine andere als seine Königin; da er aber nicht erwartet habe, sie zu sehen, habe er selbst sie auch nicht erkannt.

Da gab es große Freude des Wiedersehens. Hierauf ging der Mann in ein abseits gelegenes Zimmer und brachte aus demselben drei Kinder herbei, zwei Knaben und ein Mädchen. Da zeigte es sich, daß dies die Kinder des Königs waren; dem einen Knaben fehlte ein Ohr, dem andern ein Finger, und dem Mädchen fehlte eine kleine Zehe. Die Eltern waren vor Freude ganz sprachlos und verstanden nicht, wie dies Alles zusammenhänge.

Da erzählte der Mann, er sei in der Nähe der königlichen Halle gewesen, als Raudur die Kinder aus dem Fenster warf, und habe Sorge getragen, daß sie keinen Schaden erlitten.

Der König fragte den Mann, was er für all dies zum Lohne haben wolle.

Dieser antwortete, er wünsche sonst nichts, als daß sie ihre Tochter bei ihm ließen.

Obwohl es für ein junges Mädchen nicht angenehm war, bei ihm leben zu müssen, und der König und die Königin lieber jede andere Belohnung vorgezogen hätten, so sagten sie doch, daß dies selbstverständlich sei, wenn er es so wünsche.

Sie blieben hierauf noch so lange in der Hütte des Mannes, bis der König sich ausgeruht und seine Kräfte wieder erlangt

hatte. Sodann kehrte derselbe mit der Königin und seinen beiden Söhnen heim nach der Halle, die Tochter aber blieb zurück bei ihrem Ziehvater.

Es vergingen mehrere Jahre, und die Königstochter ward zu einem erwachsenen Mädchen. Da bat einmal der Mann dasselbe, es möchte bei ihm in seinem Bette schlafen. Das Mädchen willigte gerne ein, denn es liebte ihn sehr. Als es aber des Morgens erwachte, sah es, daß ein schöner Königssohn neben ihm lag. Derselbe sagte, sie solle nicht thun, als ob sie ihn nicht kennete; er sei nur verzaubert gewesen.

Hierauf verließen sie die Hütte und begaben sich nach der Halle des Königs. Man braucht nicht darnach zu fragen, wie sie hier aufgenommen wurden, oder zu zweifeln, daß der König und die Königin sich glücklich fühlten, als sie erfuhren, wie Alles sich verhielt. Es wurde ein kostbares Gastgebot veranstaltet und die Hochzeit des jungen Paares gefeiert.

Der König und Vilfridur lebten lange in allem Glücke, und der Königssohn zog mit seinem Weibe heim in seine Heimat. Sie bekamen Kinder und allerhand Schätze, und jetzt ist das Märchen zu Ende.

XX. Ullarvindill.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche; sie hatten eine Tochter, welche Ingibjörg hieß.

Es lebte auch ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte; diese hatten einen Sohn, welcher Ullarvindill hieß.

Der König liebte seine Tochter über Alles und meinte keinen Mann finden zu können, der ihr ebenbürtig wäre. Um die Freier abzuschrecken, ließ er verkünden, daß er seine Tochter nur Demjenigen zum Weibe geben werde, der einen Sack mit Worten anfüllen könne.

Da wagte es Niemand um die Königstochter zu freien, denn Keiner wußte, wie man einen Sack mit Worten anfüllen könne.

Der Häuslerssohn in der schlechten Hütte hatte gleich den Anderen von der Kundmachung des Königs gehört. Er ging eines Tages zu seiner alten Mutter und bat sie, ihm ihre Scheere und ihre Nadel zu borgen.

Sie fragte ihn, was er denn damit thun wolle.

Er wolle damit in das Königreich gehen und sehen, ob nicht die Königin und die Königstochter diese Dinge haben möchten, gab er zur Antwort.

Die Mutter lächelte über das Vorhaben ihres Sohnes und gab ihm die Scheere und die Nadel. Hierauf ging Ullarvindill zu dem Vater und bat ihn, er möge ihm seine Axt borgen.

Der Alte fragte, was er damit beginnen wolle.

Er wolle sie dem König geben, erwiederte der Sohn.

Der Vater gab ihm die Axt und Ullarvindill wanderte nun mit den drei Gegenständen in das Königreich. Er kam in den

Thurm der Königstochter und sah, daß diese nähte. Er schaute ihr eine kurze Weile zu, dann sagte er:

„Meine Mutter macht es nicht so, wenn sie näht."

„Wie macht es denn Deine Mutter, wenn sie näht?" fragte die Königstochter.

„Sie legt nur die Nadel hin, dann näht diese von selbst" sagte er.

„Verschaffe mir dann die Nadel, armer Teufel!" sagte darauf die Königstochter.

„Was bekomme ich dafür?" fragte Ullarvindill.

„Was willst Du?" entgegnete sie.

„Bei Dir schlafen", antwortete er.

„Entferne Dich von hier!" rief die Königstochter.

„Ja, ja" sagte Ullarvindill, „ich muß schon meine Nadel selbst behalten; es liegt mir wenig daran, ob ich sie los werde oder nicht."

„Wohlan, denn! Komm hierher!" sagte die Königstochter und gewährte ihm, was er verlangte.

Er gab ihr hierauf die Nadel. Sodann ging er zu der Königin; dieselbe war eben damit beschäftigt, Kleider zuzuschneiden.

„Meine Mutter macht es nicht so, wenn sie zuschneidet", sagte er.

„Wie macht sie es denn?" fragte die Königin.

„Sie legt nur die Scheere darauf und dieselbe schneidet dann von selbst zu."

„Verschaffe mir dann die Scheere, armer Teufel!" sagte die Königin.

„Was bekomme ich dafür?" fragte Ullarvindill.

„Was Du verlangst", sagte die Königin.

„Ich verlange nichts Anderes, als daß Du mich bei Dir schlafen läßt", sagte er.

„Das wird nie geschehen", rief die Königin entrüstet.

„Gut, so werde ich meine Scheere selbst behalten", antwortete er darauf; „es liegt mir wenig daran, ob ich sie los werde oder nicht."

„Wohlan denn!", sagte die Königin, „es darf es aber Niemand wissen, daß ich Dir dies gewährt habe, Du Schlingel!"

Hierauf gab er ihr die Scheere. Von der Königin weg begab er sich in den Wald, wo der König Holz fällte. Er schaute dem Könige eine Weile zu und sagte dann:

„Mein Vater macht es nicht so, wenn er Holz fällt".

„Wie macht er es denn?" fragte der König.

„Er legt die Axt nur an, und dann haut sie von selbst", sagte Ullarvindill.

„Verschaffe mir dann diese Axt!" sagte der König.

„Was bekomme ich dafür?" fragte Jener.

„Sage mir, was Du willst", entgegnete der König.

„Ich will nichts Anderes, als daß Du die Krone abnimmst und mir den bloßen Hintern küßt", sagte Ullarvindill.

„Das wird niemals geschehen", sagte der König.

„Ja, ja", sagte Jener, „das ist nichts für mich; ich muß schon meine Axt selber behalten; es liegt mir wenig daran, ob ich sie los werde oder nicht.

Hierauf stellte er sich, als ob er fortgehen wollte. Da rief ihn der König zurück und sagte:

„Höre, Du Schelm! Ich werde deshalb nicht schlechter, wenn ich auch thue, was Du sagst, falls Du mir die Axt gibst; wir zwei sind ja hier ganz allein; aber es darf Niemand etwas davon erfahren."

Der König that nun, was Ullarvindill von ihm verlangt hatte, und dieser gab ihm die Axt. Hierauf begab sich der Häuslerssohn heim in die Hütte und erzählte seinen Eltern Alles, was er den Tag über gethan und erlebt hatte. Er bat sie sodann, am nächsten Morgen mit ihm in das Königreich zu gehen, und lehrte sie, was sie zu ihm sagen sollten, wenn sie dahin

gekommen wären. Er, sagte er, werde darauf antworten, wie er wolle.

Am nächsten Tage gingen sie alle Drei in das Königreich. Sie traten aber erst in die Halle ein, als bereits der König, die Königin, die Königstochter und alle Hofleute darin versammelt waren und bei Tische saßen. Zuerst standen sie in einiger Entfernung schweigend da; bald aber rief die Mutter Ullarvindill's mit lauter Stimme:

„Ullarvindill, mein Sohn, was machtest Du mit meiner Nadel? — Hier lege ich Worte in den Sack!"

„Ich gab sie der Königstochter", sagte Ullarvindill.

„Und was hat sie Dir dafür gegeben?" fragte die Alte; „hier lege ich Worte in den Sack."

„Ich habe bei ihr geschlafen", antwortete Jener.

„Und was machtest Du mit meiner Scheere?" fragte die Mutter weiter; „hier lege ich Worte in den Sack."

„Ich gab sie der Königin", sagte Ullarvindill.

„Was hat sie Dir dafür gegeben?" fragte die Alte; „hier lege ich Worte in den Sack."

„Ich habe bei ihr geschlafen" sagte Jener.

Der König stutzte nicht wenig, als er dies hörte; die Königin und die Königstochter aber saßen von Schamröthe übergossen da.

„Ullarvindill, mein Sohn", rief jetzt der alte Häusler, „was machtest Du mit meiner Axt? — Hier lege ich Worte in den Sack."

„Ich gab sie dem Könige", antwortete Ullarvindill.

„Und was hat er Dir dafür gegeben?" fragte der Alte; „hier lege ich Worte in den Sack".

„Er hat die Krone abgenommen und mir —"

„Halt, halt, der Sack ist voll, der Sack ist voll!" rief da plötzlich der König. Und obschon er auf Ullarvindill sehr erzürnt war, dachte er doch bei sich, daß ihm nichts Anderes übrig bleiben werde, als dem Burschen seine Tochter zu geben, da

derselbe ihr solche Schande bereitet hatte und überhaupt ein schlauer Schelm war; im Grunde konnte er ja gegen Mutter und Tochter nicht hart verfahren, da er sich selbst einer That bewußt war, über die er sich schämen mußte, und die ebenso gut bekannt werden konnte wie das Andere.

Der König nahm Ullarvindill zu sich und begann ihn zu unterrichten; und obgleich er Anfangs strenge gegen ihn war, so dauerte es doch nicht lange, denn Ullarvindill gewann bald die Freundschaft des Königs durch seinen Scharfsinn, seinen Gehorsam und andere männliche Tugenden, welche er besaß.

Hierauf erhielt er die Königstochter sammt der Hälfte des Reiches, so lange der König lebte, und das ganze Reich nach seinem Tode. Er regierte dasselbe mit großer Klugheit. Der alte Mann und das alte Weib in der schlechten Hütte hatten jetzt Ueberfluß an Allem und lebten dort ihr Leben lang glücklich und zufrieden.

XXI. Ring, der Königssohn.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche; sie hatten eine Tochter, welche Ingibjörg hieß und einen Sohn Namens Ring. Dieser war nicht so muthig, wie es sonst die Söhne der vornehmen Leute zu jener Zeit zu sein pflegten, und verstand sich auch nicht auf ritterliche Künste.

Als Ring zwölf Jahre alt war, ritt er eines schönen Tages mit seinem Gefolge in den Wald hinaus, um sich zu erlustigen. Sie ritten lange, bis sie eine Hindin erblickten, welche goldene Ringe auf dem Geweih hatte. Der Königssohn wollte die Hindin fangen und sie verfolgten daher dieselbe so lange, bis sie alle ihre

Pferde zu Tode geritten hatten und endlich auch das Pferd des Königssohnes todt zusammenstürzte.

Da fiel plötzlich so finsterer Nebel ein, daß sie die Hindin nicht mehr sehen konnten. Sie hatten sich sehr weit von allen Menschenwohnungen entfernt und wollten jetzt umkehren; allein sie hatten sich verirrt. Sie gingen nun zuerst alle zusammen, bis jeder von ihnen einen anderen Weg für den richtigen hielt, und sie trennten sich daher und gingen Jeder nach einer anderen Richtung weiter.

Der Königssohn ging ebenfalls irre und wanderte umher ohne zu wissen wohin, bis er zu einem kleinen offenen Platze im Walde kam, der nicht weit vom Meere entfernt war. Hier sah er ein Weib auf einem Stuhle sitzen, neben dem sich ein großes Faß befand. Der Königssohn schritt auf das Weib zu und begrüßte es höflich, worauf dasselbe seinen Gruß freundlich erwiederte. Er blickte in das Faß hinein und sah auf dem Boden desselben einen überaus schönen goldenen Ring liegen. Da wurde er von einer unbezwinglichen Begierde erfüllt, diesen Ring zu besitzen, von dem er die Augen nicht abwenden konnte.

Das Weib bemerkte dies und sagte, es sehe, daß er große Lust nach dem Ringe habe, der in dem Fasse liege.

Dies sei auch der Fall, entgegnete der Königssohn.

Das Weib sagte hierauf, daß er denselben erhalten solle, wenn er sich die Mühe nehmen würde, ihn aus dem Faße hervorzuholen.

Der Königssohn begann nun sich in das Faß hinein zu strecken, welches ihm nicht sonderlich tief zu sein schien, und wollte sich beeilen, den Ring herauszunehmen; aber je mehr er sich streckte, desto tiefer wurde das Faß. Als er zur Hälfte über die Kante des Fasses gebeugt war, stand das Weib auf, stürzte ihn kopfüber in das Faß und sagte, daß er darin bleiben solle. Hierauf verschloß sie das Faß und rollte es hinaus in's Meer.

Der Königssohn fühlte nun wenig Behagen. Er merkte, daß das Faß sich vom Lande entfernte und lange von den Wogen umhergetrieben wurde; wie viele Tage aber dies dauerte, wußte er nicht. Endlich merkte er, daß dasselbe gegen einen Felsen stieß; er war darüber sehr erfreut, denn er dachte, daß es Land, nicht etwa eine Klippe, sei. Er kam auf den Gedanken, den Boden des Fasses mit den Füßen auszustoßen, denn er konnte etwas schwimmen.

Er that dies auch, obschon er fürchtete, daß er das Land nicht erreichen werde; da aber flache und niedrige Felsen in das Meer hinausragten, so gelang es ihm doch an's Land zu kommen. Hier waren aber hohe Berge und es schien ihm schwierig zu sein, landeinwärts zu kommen; er ging eine Strecke weit am Fuße der Berge hin und versuchte sodann emporzuklettern, was er schließlich auch zu Stande brachte. Als er die Höhen erreicht hatte, blickte er um sich und sah, daß es eine Insel war; dieselbe war mit Wald bewachsen und schien ihm sehr fruchtbar zu sein; es wuchsen auf derselben gute Aepfel zum Essen und er fand, daß es hier allem Anscheine nach ganz behaglich zu leben sein müsse.

Als er einige Tage hier geweilt hatte, hörte er im Walde ein starkes Gedröhn; da begann er sich sehr zu fürchten und lief in den Wald um sich zu verbergen. Er sah aber alsbald einen großen Riesen mit einem Schlitten daherkommen, der gerade auf ihn zuging; da blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich niederzuwerfen, wo er stand. Als der Riese ihn fand, blieb er eine Weile vor ihm stehen und blickte ihn an; hierauf nahm er ihn auf die Arme, trug ihn mit sich nach Hause und war überaus freundlich gegen ihn; daheim übergab er den Knaben seinem Weibe, welches so alt war, daß es im Bette liegen mußte.

Er erzählte demselben, daß er dieses Kindlein im Walde gefunden habe, und sagte, daß es dasselbe eine Woche lang bei sich behalten solle.

Das Weib war darüber sehr erfreut und streichelte dem Königssohne die Wangen und sprach sanfte, freundliche Worte zu ihm. Er verblieb nun bei ihnen, war willig und folgsam in Allem, was sie ihn thun hießen, und die beiden alten Leute waren überaus gut gegen ihn.

Eines Tages zeigte der Riese dem Königssohne alle seine Zimmer und Verschläge mit Ausnahme der Küche; da bekam Ring große Lust auch diese zu sehen; denn er glaubte, daß darin seltene Kostbarkeiten verborgen seien. Als daher der Riese eines Tages im Walde draußen war, versuchte er in die Küche zu kommen, konnte jedoch die Thüre nur zur Hälfte öffnen; er sah, daß sich darin etwas Lebendes schüttelte, hin und her lief und hörte auch, daß es etwas sprach. Da taumelte der Königssohn entsetzt von der Thüre zurück, schlug dieselbe wieder zu und pißte aus Schrecken in die Hosen. Als die Furcht vorüber war, öffnete er abermals die Thüre, denn er hätte gerne gehört, was das lebende Wesen sagte; allein es geschah dasselbe wie früher. Da wurde der Königssohn über sich selbst ärgerlich, faßte Muth, so gut er konnte, und machte zum dritten Male den Versuch, in die Küche zu sehen. Er sah jetzt einen zottigen Hund, welcher zu ihm sagte:

„Nimm mich, Ring, Königssohn!"

Ganz erschreckt eilte er zurück und dachte bei sich: „Das ist ja kein so kostbarer Gegenstand;" die Worte des Hundes aber konnte er gleichwohl nicht vergessen.

Er blieb noch eine Zeitlang bei dem Riesen, bis dieser eines Tages zu ihm kam und sagte, daß er ihn jetzt von der Insel auf das Festland bringen wolle, denn er werde nicht mehr lange auf derselben leben. Er dankte auch dem Königssohne für seine guten Dienste und sagte, derselbe könne sich nun was immer für einen Gegenstand, den er besitzen möchte, aus seiner Habe wählen, er werde ihm denselben ohne Weiteres geben.

Ring dankte ihm dafür und sagte, daß er durchaus keinen Lohn verdient habe; wenn er ihm aber schon etwas geben wolle, so wähle er dasjenige, was sich in der Küche befinde.

Da wurde der Riese sehr niedergeschlagen und sagte:

„Du wähltest da meines alten Weibes rechte Hand; ich will jedoch mein Wort nicht brechen.“

Hierauf holte er den Hund. Als dieser in einem mächtigen Satze und voll Freude dahergesprungen kam, fürchtete sich der Königssohn so sehr, daß er kaum wieder Muth fassen konnte.

Der Riese ging hierauf mit ihm zum Meere hinab und sie stiegen hier in ein steinernes Boot, welches so klein war, daß es kaum für sie Beide und den Hund Raum bot. Als sie an's Land gekommen waren, nahm der Riese von Ring freundlich Abschied und sagte, daß er ihm dasjenige, was sich auf der Insel befinde, als Erbe hinterlassen werde; er solle es in einem halben Monate holen; denn dann werde weder er noch sein Weib mehr am Leben sein.

Der Königssohn dankte ihm für seine Güte und hierauf schieden sie von einander. Der Riese ruderte wieder zurück nach der Insel, der Königssohn aber ging landeinwärts. Er wußte ganz und gar nicht, in welchem Lande er war, und wagte es auch nicht, den Hund anzusprechen.

Als sie eine Weile so dahingegangen waren, sprach endlich der Hund selbst ihn an und sagte:

„Du scheinst mir nicht sehr neugierig zu sein, da Du nicht einmal nach meinem Namen frägst.“

Da fragte der Königssohn stammelnd:

„Wie heißt Du?“

Der Hund antwortete:

„Es ist am besten für Dich, Du nennst mich Snati-Snati. Wir kommen jetzt in ein Königreich und da sollst Du den König bitten, daß er Dir den Winter über Aufenthalt bei sich gewähre und Dir für uns Beide ein kleines Schlafgemach überlasse.“

Der Königssohn verlor nun allmählich die Furcht vor dem Hunde. Er kam in das Königreich und bat den König, daß er ihm den Winter über Aufenthalt bei sich gewähre, was dieser ihm auch sogleich bewilligte.

Als die Leute des Königs den Hund sahen, fingen sie an zu lachen und wollten ihn necken. Sowie aber der Königssohn dies bemerkte, sagte er:

„Ich möchte Euch rathen, meinen Hund nicht zu necken; es könnte Euch sonst übel bekommen."

Da machten die Leute sich über ihn lustig. Ring bekam eine Herberge und es dauerte nicht lange, so hatte der König ihn sehr lieb gewonnen und achtete ihn mehr als alle Andern.

Der König hatte einen Rathgeber, welcher Raudur hieß. Als dieser sah, daß Ring vom König so hoch geachtet wurde, ward er von Neid gegen diesen erfüllt. Er kam eines Tages zum König und sagte, er könne nicht begreifen, was all' die Aufmerksamkeit zu bedeuten habe, welche er Ring erweise; derselbe habe sich ja, seit er hier sei, in keiner Weise vor den Uebrigen durch besondere Thaten oder Künste hervorgethan.

Der König sagte, es sei ja noch nicht lange her, daß Ring gekommen sei.

Raudur schlug nun vor, daß der König sie am nächsten Tage beide in den Wald hinaus gehen und Bäume fällen heiße, damit es sich zeige, wer von beiden die meisten fällen würde.

Dies hört Snati-Snati und erzählte es Ring. Er rieth ihm zugleich, den König zu bitten, daß er ihm zwei Aexte borge für den Fall, daß die eine entzweibrechen sollte.

Am nächsten Morgen forderte der König Raudur und Ring auf, in den Wald zu gehen und Bäume zu fällen.

Sie waren beide gleich dazu bereit. Ring bekam zwei Aexte und sie gingen hierauf jeder seinen Weg.

Als Ring in den Wald hinausgekommen war, nahm Snati die eine Axt und begann zugleich mit Ring Bäume zu fällen. Abends kam der König, wie Raudur es verabredet hatte, um zu sehen, wie viel jeder von ihnen gearbeitet habe. Da war der Holzhaufen des Ring um mehr als das Doppelte größer als der des Raudur.

Der König aber sagte:

„Ich wußte es ja, daß Ring kein unnützer Schwächling ist, und niemals habe ich ein solches Tagewerk gesehen."

Ring genoß nun ein noch größeres Ansehen bei dem Könige als früher. Raudur aber war über all' dies höchst mißvergnügt. Eines Tages kam er wieder zum König und sagte:

„Da Ring schon ein gar so tüchtiger Mann ist, solltest Du ihn doch bitten, daß er die beiden Opferstiere draußen im Walde tödte, sie am selben Tage noch abhäute und Dir Abends die Hörner und Bälge überbringe."

Der König antwortete:

„Scheint es Dir nicht, daß dies dasselbe ist, als wenn Du ihn in den Tod schickst, da die Stiere so wild sind, daß es noch Niemand wagte, sich ihnen zu nahen?"

Raudur antwortete, daß Ring ja nur einmal sein Leben verlieren könne; es wäre ein Spaß, ihn auf die Probe zu stellen, und der König sei dann noch mehr berechtigt als früher, ihn zu ehren, wenn er die Stiere überwunden habe.

Der König ließ sich endlich doch überreden, obwohl er es nur sehr ungern that, und bat eines Tages Ring, in den Wald zu gehen, die Stiere zu tödten, welche sich dort befänden, und ihm Abends die Hörner und Bälge derselben zu überbringen.

Ring wußte nichts von der Wildheit der Stiere und war sogleich bereit des Königs Wunsch zu erfüllen. Er ging in den Wald hinaus; Raudur aber war darüber sehr erfreut und rechnete Ring bereits zu den Todten.

Als Ring die Stiere erblickte, kamen dieselben brüllend auf ihn los; der eine von ihnen war überaus groß, der andere jedoch kleiner. Nun begann Ring sich sehr zu fürchten. Da sagte Snati:

„Wie gefällt Dir dies jetzt?"

„Schlecht", antwortete Ring.

Snati sagte:

„Es bleibt nun nichts Anderes übrig, als sie anzugreifen; geh' Du gegen den kleineren, ich will es mit dem großen aufnehmen."

Nach diesen Worten lief der Hund sogleich gegen den großen Stier, und es dauerte nicht lange, so hatte er denselben überwunden.

Der Königssohn ging bebend vor Furcht dem kleineren Stier entgegen und als Snati hinzukam, hatte der Stier ihn bereits zu Boden geworfen; der Hund brachte ihn jedoch sogleich in Sicherheit und überwand auch den kleinen Stier. Hierauf zog jeder seinem Thiere die Haut ab, und als Snati den großen bereits vollständig abgehäutet hatte, war Ring mit dem kleinen erst bis zur Hälfte gekommen.

Als sie nun Abends mit ihrer Arbeit fertig waren, fühlte Ring, daß er nicht die Kraft habe, um die Hörner und Häute zu tragen. Da sagte Snati, er solle dieselben nur auf seinen — Snati's — Rücken werfen; er werde sie schon bis zum Thore der Stadt hintragen.

Der Königssohn that hierauf, wie der Hund sagte, und lud Alles auf dessen Rücken, mit Ausnahme der Haut von dem kleinen Stiere, welche er selbst trug. All dies ließ er an dem Stadtthore zurück, ging hierauf zum König und bat ihn, mit ihm zu kommen, worauf er ihm die Hörner und Häute übergab.

Der König bewunderte Ring's Heldenmuth, sagte, daß es nicht seines Gleichen gebe und dankte ihm für die Arbeit, die er ihm da besorgt habe. Er ließ ihn hierauf an seiner Seite

sitzen und Ring wurde von Allen hochgeschätzt. Selbst Raudur konnte nicht umhin, ihn für den größten Kämpen anzusehen, brütete aber doch stets über dem Plane, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Da kam Raudur eines Tages ein guter Gedanke. Er ging zum König und sagte, daß er etwas Wichtiges mit ihm zu sprechen habe.

Der König fragte, was es sei. Raudur sagte, es seien ihm nun wieder der gute goldene Mantel, das gute goldene Brettspiel und das gute lichte Gold eingefallen, welche Dinge dem König vor einigen Jahren abhanden gekommen seien.

Der König bat ihn, er möge ihn nicht an diesen Verlust erinnern.

Raudur aber fragte, ob der König nicht dieselben Gedanken habe, wie er.

Der König fragte:

„Was meinst Du damit?"

Raudur sagte, man könne sehen, daß Ring ein ausgezeichneter Mann sei und Alles zu Stande bringe; deshalb sei er auf den Gedanken gekommen, dem Könige zu rathen, daß er Ring bitte, ihm diese Kleinodien aufzusuchen und noch vor Weihnachten zu bringen; als Lohn dafür solle er ihm seine Tochter versprechen.

Der König entgegnete, er finde es unpassend, Ring um etwas Solches zu bitten, da er ihm nicht einmal einen Wink geben könne, wo er diese Gegenstände zu suchen habe.

Raudur stellte sich, als ob er nicht hörte, was der König sagte, und sprach solange in denselben hinein, bis er ihn endlich überredete, nach seinem Willen zu thun.

Einen Monat vor Weihnachten sprach der König mit Ring und sagte, daß er eine große Bitte an ihn zu richten habe.

Ring fragte, was es sei.

Der König sagte, er wolle ihn bitten, ihm den guten goldenen Mantel, das gute goldene Brettspiel und das gute lichte Gold, welche Dinge ihm vor einigen Jahren gestohlen worden seien, zu holen; wenn er dieselben noch vor Weihnachten zurück bringen könne, wolle er ihm seine Tochter zum Weibe geben.

Ring sagte:

„Wo soll ich nach diesen Dingen suchen?"

Der König entgegnete:

„Das mußt Du selbst herausfinden, denn ich weiß es nicht."

Ring entfernte sich und war sehr gedankenvoll; denn es schien ihm, daß er große Schwierigkeiten zu überwinden habe, während er andererseits doch auch gerne die Königstochter haben wollte.

Als Snati sah, daß sein Herr so rathlos war, sagte er zu ihm, er möge nicht verzweifeln wegen des Wunsches des Königs; er solle nur seinen Rath befolgen, denn sonst würde es ihm nicht gut ergehen.

Hierauf rüstete sich Ring zur Abreise und nahm Abschied vom Könige.

Als er sich nun auf den Weg machte, sagte Snati:

„Wandere in der ganzen Umgegend herum und verschaffe Dir so viel Salz als Du kannst."

Dies that der Königssohn und er bekam so viel Salz zusammen, daß er es nicht tragen konnte.

Da sagte Snati, er solle ihm den Sack auf den Rücken legen.

Ring that dies auch und der Hund lief nun dem Königssohne so lange voraus, bis sie zu einem großen Berge kamen.

„Da müssen wir hinauf", sagte Snati.

„Das wird keine leichte Sache sein", meinte der Königssohn.

„Halte Dich nur an meinem Schwanze fest", entgegnete Snati.

Hierauf sprang Snati mit Ring am Schwanze auf den niedersten Bergabsatz; da wurde Ring schwindelig.

Sodann sprang der Hund auf dem nächsten Absatz; da war Ring nahe daran, ohnmächtig zu werden.

Endlich sprang Snati mit dem Königssohne ganz auf den Berg hinauf, und nun wurde Ring ganz ohnmächtig.

Als der Königssohn nach einer Weile wieder zu sich gekommen war, gingen sie beide eine Zeit lang auf ebenen Strecken dahin, bis sie zu einer Höhle kamen. Es war dies am Weihnachtsabend. Sie untersuchten dieselbe von außen und fanden ein Fenster, durch welches sie vier Riesen, zwei Männer und zwei Weiber, um das Feuer herum schlafen sahen, über welchem ein großer Breikessel hing.

„Streue nun das ganze Salz über den Brei", sagte Snati.

Ring that, wie der Hund ihm sagte, und nun erwachten alle vier Riesen. Das alte Riesenweib, welches am abscheulichsten von ihnen aussah, kostete zuerst den Brei und sagte:

„Nun ist der Brei versalzen; wie kann das sein? Ich zauberte gestern die Milch aus vier Königreichen hierher und dennoch ist sie jetzt versalzen!"

Gleichwohl begannen alle Vier den Brei zu verschlingen, und er schmeckte ihnen recht gut; als sie aber damit fertig waren, wurde das alte Riesenweib so durstig, daß es nahe daran war zu verschmachten; es bat daher seine Tochter, daß sie hinausgehen und von dem nahen Flusse Wasser holen möge.

„Ich gehe nicht einen Schritt weit", sagte das Riesenmädchen, „wenn Du mir nicht das gute lichte Gold leihst."

„Eher will ich sterben", entgegnete das alte Riesenweib, „bevor Du es bekommst."

„So stirb denn", antwortete das Mädchen.

„Da nimm es, abscheuliche Dirne", sagte die Alte, „und beeile Dich, daß Du das Wasser bringst."

Das Mädchen nahm das Gold und lief hinaus; da leuchtete es über die ganze Strecke hin. Als aber das Mädchen zum Flusse kam, legte es sich flach auf die Erde nieder und begann zu trinken. Da liefen Ring und Snati vom Fenster weg und warfen das Mädchen in den Fluß, nachdem sie ihr das zuvor gute lichte Gold genommen hatten.

Der Alten schien die Tochter zu lange auszubleiben, und sie sagte, daß die Dirne wohl sicherlich mit dem lichten Golde auf der Ebene herum hüpfe. Sie sprach daher jetzt zu ihrem Sohne:

„Geh' Du hin und hole mir einen Trunk Wasser!"

„Ich gehe nicht einen Schritt weit", sagte dieser, „wenn Du mir nicht den guten goldenen Mantel giebst."

„Eher will ich sterben", sagte die Alte, „bevor Du den bekommst."

„So stirb denn", entgegnete ihr der Sohn.

„Da nimm ihn, Du abscheulicher Bursche", sagte die Alte, „beeile Dich aber, daß Du das Wasser bringst!"

Der Bursche nahm den Mantel um, und als er hinaus kam, leuchtete ihm derselbe auf seinem Wege. Er kam hierauf zu dem Flusse und wollte ebenso trinken wie seine Schwester. Da liefen Ring und Snati herbei, nahmen ihm den Mantel ab und warfen ihn in den Fluß.

Nun konnte es das alte Riesenweib nicht länger vor Durst aushalten und es bat deshalb seinen Mann, Wasser zu holen, und sagte, daß die Kinder gewiß draußen spielen; das habe es gleich geahnt, als es ihren Bitten nachgegeben habe.

„Ich gehe nicht einen Schritt weit", sagte der alte Riese, „wenn Du mir nicht das gute goldene Brettspiel giebst."

„Eher will ich sterben", sagte die Riesin, „bevor Du mir dieses bekommst."

„Dann magst Du meinetwegen abfahren", sagte der Mann, „wenn Du nicht einmal eine so geringe Bitte erfüllen willst."

„Da nimm es, abscheulicher Mensch“, entgegnete die Riesin, „Du bist ebenso kindisch wie die Jungen.“

Hierauf ging der alte Riese mit dem Brettspiel fort, kam zu dem Flusse und begann zu trinken. Da liefen Ring und Snati eiligst herbei, nahmen ihm das Brettspiel weg und warfen ihn in den Fluß. Bevor sie aber wieder zur Höhle zurückgekommen waren, stieg das Gespenst des Riesen aus dem Flusse empor und kam auf sie zu. Snati lief demselben entgegen und faßte es an, ebenso auch Ring, obschon er beinahe wieder all seinen Muth verloren hatte. Sie überwanden den Riesen zum zweiten Male. Als sie jedoch zu dem Fenster zurückgekommen waren, sahen sie, daß das alte Riesenweib aus der Höhle zu kriechen sich anschickte. Da sagte Snati:

„Nun müssen wir hineingehen und versuchen, ob wir nicht mit ihr fertig werden können; denn wenn sie herauskommt, werden wir sie niemals überwinden können. Sie ist das schlimmste Riesenweib, welches auf Erden lebt, und kein Eisen kann sie verwunden. Nun soll der eine von uns kochenden Brei aus dem Kessel auf sie gießen, der andere aber sie mit glühendem Eisen kneipen.“

Hierauf gingen sie in die Höhle. Als die Riesin Snati erblickte, sprach sie zu ihm:

„Du bist hieher gekommen, Ring, Königssohn? Du hast gewiß meinem Mann und meinen Kindern den Garaus gemacht!“

Snati ahnte sogleich, daß dies der Anfang zu einer Zauberformel sei und fuhr mit einem glühenden Eisen auf sie los, welches er aus dem Feuer herausgenommen hatte; Ring aber begoß sie unablässig mit Brei, bis sie dieselbe endlich überwunden hatten.

Hierauf verbrannten sie sowohl das Riesenweib wie auch das todte Gespenst des alten Riesen, untersuchten die Höhle und fanden darin viel Gold und Kostbarkeiten, wovon sie das Beste

auf den Bergabhang brachten. Sie beeilten sich sodann, mit den drei Kleinodien zum König zu kommen.

Spät am Weihnachtsabend erschien Ring in der Halle des Königs und übergab ihm die drei kostbaren Gegenstände. Da war der König ganz außer sich vor Erstaunen über Ring's Tapferkeit und Schlauheit. Er liebte ihn noch mehr als früher, verlobte ihm seine Tochter und noch in der Weihnachtszeit sollte die Hochzeit stattfinden.

Ring dankte dem König für seine Güte und nachdem er in der Halle gegessen und getrunken hatte, ging er in seine Herberge um zu schlafen. Da sagte Snati, daß er in Ring's Bett liegen wolle, Ring dagegen auf dem Hundelager ruhen solle.

Der Königssohn antwortete, daß er gerne dazu bereit sei; er war ja Snati viel mehr schuldig als diese kleine Unbequemlichkeit.

Hierauf sprang Snati in das Bett hinauf, kam aber nach einiger Zeit wieder herab und sagte, nun möge Ring in's Bett steigen, sich aber darin auf keine Weise bewegen.

Während dies zwischen dem Hunde und dem Königssohne vorging, kam Raudur in die Halle und zeigte dem König seinen Arm, von welchem die Hand abgebissen war. Er sagte dabei, der König könne nun sehen, welche Eigenschaften sein zukünftiger Schwiegersohn besitze, denn dies habe er gethan und zwar ohne allen Grund.

Da wurde der König rasend vor Zorn, und sagte, er werde sogleich die Wahrheit erfahren; wenn Ring dem Raudur ohne allen Grund die Hand abgehauen habe, so solle er gehängt werden; sei dies aber nicht der Fall, so solle Raudur sein Leben verlieren.

Der König ließ nun Ring holen und fragte ihn, warum er Raudur die Hand abgehauen und ob er dies ohne allen Grund gethan habe.

Snati hatte Ring bereits früher Alles gesagt, und dieser bat den König mit ihm zu gehen, er habe ihm etwas zu zeigen.

Der König ging mit Ring in dessen Schlafgemach und sah hier im Bette eine Menschenhand liegen, welche ein Schwert hielt. Ring erzählte, daß diese Hand durch die Wand gekommen sei und ihn mit dem Schwerte habe durchbohren wollen; er habe sich nur vertheidigt.

Da fand der König, daß Raudur sein Leben verwirkt habe, und er wurde gehängt; Ring aber hielt Hochzeit mit der Königstochter.

Als das Brautpaar in der ersten Nacht beisammen schlief, bat Snati, daß er zu ihren Füßen liegen dürfe. Ring erlaubte es ihm. In der Nacht hörte dieser Lärm und Geheul. Er machte Licht und sah nun ein erschrecklich häßliches Hundegewand auf dem Boden, im Bette aber einen schönen Königssohn liegen. Er nahm sogleich das Hundegewand und verbrannte es; dem Königssohn sprengte er Wasser in's Gesicht, da er betäubt dalag; hierauf erwachte derselbe zum Bewußtsein.

Der Bräutigam fragte ihn um seinen Namen.

Er heiße Ring und sei ein Königssohn, antwortete Jener.

Hierauf erzählte derselbe, er habe, als er noch jung war, eine Mutter verloren und sein Vater habe hierauf eine Riesin zur Königin genommen. Diese habe ihn in einen Hund verwandelt und den Zauber über ihn ausgesprochen, daß er nie wieder zu einem Menschen werden solle, wenn nicht ein Königssohn von gleichem Namen ihm erlaube in der Hochzeitswoche zu seinen Füßen zu liegen.

„Da sie wußte", so fuhr er fort, „daß Du denselben Namen trägst wie ich, wollte sie Dich aus dem Wege räumen, damit Du mich nicht aus der Verzauberung erlösen könntest. Sie war die Hindin, welche Du mit Deinen Leuten verfolgtest; sie war das Weib, welches Du im Walde bei dem Fasse antrafst, und

sie war auch das Riesenweib, welches wir in der Höhle erschlugen."

Als die Hochzeit vorüber war, begaben sich die Königssöhne nach dem Berge, wo sie die Schätze aus der Höhle aufbewahrt hatten, und brachten hierauf diese Reichthümer in die Königsburg. Sodann holten sie alles Gold, welches sie auf der Insel fanden.

Ring gab dem erlösten Namensgenossen seine Schwester Ingibjörg und überließ ihm sein Erbreich. Er selbst aber regierte über das halbe Reich seines Schwiegervaters und wurde nach dem Tode desselben König über das ganze Land.

XXII. Finna, die Vorwitzige.

Es war einmal ein Mann, der hieß Thrandur und war Gesetzsprecher. Sein Weib war schon gestorben, als diese Geschichte sich ereignete, und er selbst war bereits alt geworden. Er war ein sehr kluger Mann und hatte zwei Kinder, einen Sohn, Namens Sigurd, und eine Tochter, welche Finna hieß. Diese war ein sehr verständiges Weib und es ging die Rede unter den Leuten, daß sie mehr wisse als ihr Vaterunser.

Als ihr Vater einmal fortreiste, sagte sie zu ihm:

„Ich vermuthe, Vater, daß man auf dieser Deiner Reise um meine Hand anhalten werde, und ich bitte Dich, daß Du sie Keinem versprechen mögest, es sei denn, daß Dein Leben daran hängen sollte."

Er verhieß es ihr und reiste hierauf fort.

Es hielten nun gar viele angesehene Männer um Finna's Hand an; Thrandur aber wies sie alle ab.

Als er seine Geschäfte beendingt hatte, machte er sich wieder auf den Heimweg, und eines Abends, als er ganz allein seinen Knechten weit voraus ritt, begegnete ihm ein Mann auf einem dunkelbraunen Pferde, der ein sehr wildes Aussehen hatte. Derselbe stieg ab, griff dem Pferde Thrandur's in die Zügel und sagte:

„Sei gegrüßt, Thrandur!"

Thrandur erwiederte seinen Gruß und fragte ihn um seinen Namen.

Er heiße Geir, sagte er, und wolle um Finna, die Tochter Thrandur's, freien.

Thrandur entgegnete ihm:

„Ich kann sie Dir nicht zum Weibe geben, denn sie will selbst über ihr Schicksal bestimmen."

Da zog Geir das Schwert und setzte es Thrandur auf die Brust, demselben die Wahl lassend, daß er ihm entweder Finna zum Weibe gebe, oder sogleich von ihm getödtet werde.

Thrandur sah nun keinen anderen Ausweg, als ihm die Tochter zu versprechen; er solle nach Verlauf eines halben Monats kommen, um sie abzuholen, sagte er. Hierauf ritt Thrandur heim, Geir aber zog seiner Wege.

Als Thrandur daheim ankam, stand Finna vor dem Hause, begrüßte ihren Vater und sagte:

„Ist es so, wie mein Geist es mir verkündet, daß Du mich einem Manne verheiratet hast?"

Er antwortete ihr, daß dies wirklich so der Fall sei, und sagte, daß sein Leben davon abgehangen habe.

Finna meinte, daß es dann auch so sein möge; ihr Geist verkünde ihr jedoch, daß ihr daraus keine große Freude erwachsen werde.

Zur festgesetzten Zeit kam Geir, um sein Weib zu holen, und es wurde ihm ein freundlicher Empfang bereitet. Er sagte, daß er nicht lange verweilen könne, und bat Finna, sie möge

sich rasch fertig machen, denn am nächsten Morgen wolle er wieder fort. Sie that dies auch. Aus dem Hause ihres Vaters nahm sie Niemanden mit sich als ihren Bruder Sigurd.

Sie nahmen alle drei Abschied von Thrandur und ritten ihres Weges, bis sie zu einer Gebirgsweide kamen, auf welcher Rinder grasten.

Finna fragte Geir, wem diese Weide und die Rinder gehörten.

Er antwortete ihr, sie gehörten niemand Anderem als ihm und ihr.

Am zweiten Tage kamen sie zu einer anderen Weide; auf derselben waren lauter Pferde.

Finna fragte Geir, wem diese Pferde gehörten.

Er antwortete ihr, sie gehörten niemand Anderem als ihm und ihr. So ritten sie weiter den ganzen Tag. Am Abende kamen sie zu einem großen Gute; hier stieg Geir vom Pferde und bat Finna ihm zu folgen, denn hier, sagte er, sei sein Heim.

Finna ward hier gut aufgenommen und übernahm sogleich die ganze Hauswirthschaft. Geir war wenig freundlich gegen sie, doch nahm sie sich dies nicht sonderlich zu Herzen. Ihr Bruder Sigurd ward dort ebenfalls gut behandelt.

Am Weihnachtsabend wollte Finna dem Geir den Kopf waschen lassen; man suchte ihn daher überall, konnte ihn aber nirgends finden. Finna fragte Geir's Pflegemutter, welche auch im Hause war, ob dies eine Gewohnheit von ihm sei.

Diese erzählte, daß er seit langer Zeit schon niemals zu Weihnachten daheim gewesen sei, und brach dann in heftiges Weinen aus.

Finna bat die Leute, nicht nach ihm zu suchen; wenn seine Zeit gekommen sei, werde er schon von selbst zurückkommen, sagte sie.

Sie bereitete das Mahl und machte sich wenig daraus, daß Geir nicht zugegen war.

Als das Essen zu Ende war und alle Leute sich zu Bette begeben hatten, stand Finna auf und nahm ihren Bruder Sigurd mit sich. Sie gingen zur See hinab, stiegen in ein Boot und ruderten hinaus zu einer Insel, welche nicht weit entfernt war.

Finna bat Sigurd, er möchte auf das Boot Acht geben, während sie an's Land gehe; und dies that er auch. Hierauf betrat Finna die Insel und ging so lange landeinwärts, bis sie zu einem kleinen aber wohlgebauten Hause kam. Die Thüre desselben stand halb offen; in der Stube brannte ein Licht und ein schön bereitetes Bett befand sich in derselben. In diesem Bette nun sah sie Geir, ihren Mann, liegen, und in seinen Armen ein Weib. Finna setzte sich neben dem Bette auf den Boden und sang eine Weise.

(Diese Verse sind verloren gegangen.)

Hierauf ging sie zurück zu ihrem Bruder und bat ihn, wieder heim zu fahren und Niemand zu sagen, wo sie gewesen seien. Er versprach ihr dies auch und ruderte hierauf heim und Beide stellten sich, als ob nichts vorgefallen wäre.

Als Weihnachten vorüber war, stand Finna eines Morgens zeitlich auf und ging in die Kammer, in welcher Geir und sie zu schlafen pflegten, wenn er daheim war. Da befand sich Geir darin und er ging auf und ab, im Bette aber lag ein Kind.

Geir fragte, wem das Kind gehöre.

Sie antwortete ihm, daß es niemand Anderem gehöre, als ihm und ihr, nahm sodann das Kind und übergab es Geir's Pflegemutter, damit sie es aufziehen möge.

Das Jahr verstrich sodann, ohne daß sich sonst etwas Besonderes ereignete.

Zu Weihnachten geschah dasselbe, wie im Jahre zuvor, nur daß Finna sich diesmal auf den Schämel vor dem Bette setzte und eine Weise sang.

(Auch diese Verse sind verloren gegangen.)

Und als das dritte Mal Weihnachten kam, wurde wieder das Mahl bereitet, und man suchte abermals nach Geir, aber man fand ihn nicht, und Finna bat seine Leute, nicht weiter nach ihm zu suchen.

Als das Essen vorüber war und Alle sich zu Bette begeben hatten, ruderten Sigurd und Finna wieder hinaus nach der Insel.

Sigurd bat Finna, daß er diesmal mit ihr an's Land gehen dürfe.

Sie erlaubte es ihm, trug ihm aber auf, nicht ein einziges Wort zu sprechen.

Als sie zu dem Hause kamen, bat Finna den Sigurd, er möchte draußen warten, während sie hineingehe. Er blieb denn auch draußen. Finna aber ging in das Haus hinein, setzte sich auf den Rand des Bettes, und sang folgende Weise:

„Verlassen sitz' ich hier am Rand,
Das Glück der Freude von mir schwand.

Geraubt hat mir's der kluge Mann,
Daß ich mich nimmer freuen kann.

Ein anderes Weib den Mann mir nahm —
Ganz unverhofft das Unglück kam!"

Da erhob sich Geir und sagte:

„Es soll auch nicht länger geschehen."

Das Weib aber, welches bei ihm im Bette lag, fiel in Ohnmacht. Finna holte Wein und träufelte denselben auf die Lippen der Ohnmächtigen. Da kam sie wieder zur Besinnung und es war das schönste Mädchen.

Da sprach Geir zu Finna:

„Nun hast Du mich von einer schweren Noth erlöst; denn es war bereits das letzte Jahr, in welchem ich befreit werden konnte. Mein Vater war ein König und herrschte über Gardariki. Als meine Mutter gestorben war, heirathete mein Vater

ein unbekanntes Weib. Nachdem sie kurze Zeit zusammen gelebt hatten, tödtete sie meinen Vater durch Gift; da ich und diese meine Schwester, welche Ingibjörg heißt, ihr nicht Gehorsam leisten wollten, legte sie den Fluch auf mich, daß ich mit meiner Schwester drei Kinder zeugen sollte; und wenn ich nicht ein Weib bekäme, welches von all' dem wisse, aber dazu schweige, sollte ich zu einer Schlange, meine Schwester aber zu einem ungezähmten Fohlen werden, welches mit anderen Pferden auf die Weide geht. Aber jetzt hast Du mich von dieser Noth befreit und darum will ich diese meine Schwester mit Deinem Bruder Sigurd verheirathen und ihr als Mitgift das ganze Reich geben, welches mein Vater besaß."

Sie fuhren hierauf Alle an's Land zurück und begaben sich in Geir's Haus. Es wurde nun neuerdings ein großes Festmahl bereitet und man schickte nach Thrandur, dem Vater der Finna; hierauf wurde Sigurd's und Ingibjörg's Verlobungsbier getrunken. Sigurd zog sodann nach Gardariki und unterwarf es sich ganz.

Geir's Stiefmutter aber wurde ergriffen und zwischen zwei Pferde gebunden, welche sie in zwei Stücke auseinander rissen.

Sigurd und Ingibjörg herrschten lange über Gardariki und Geir wurde Gesetzsprecher nach Thrandur.

XXIII. Die Bauerntöchter.

Nicht weit von einer Königsstadt wohnte einmal ein wohlhabender Bauer. Er hatte drei Töchter, von denen die Aelteste zwanzig Jahre alt war; aber auch die beiden Jüngeren konnten schon heirathen, wenn es sein sollte.

Als die drei Schwestern einmal zusammen spazieren gingen, ahen sie den König in Begleitung zweier Männer herankommen. Der eine dieser beiden Männer war der Schreiber, der andere der Schuster des Königs, und dieselben waren beide, wie auch ihr Herr, unverheirathet.

Da sagte die Aelteste der Schwestern:

„Ich wäre jetzt ganz zufrieden, wenn ich den Schuster des Königs zum Mann bekäme."

„Und ich, wenn ich seinen Schreiber bekäme", sagte die Nächstälteste.

„Und ich wollte, daß ich den König selbst bekäme!" rief die Jüngste.

Der König hörte, daß die Schwestern zusammen plauderten, und sagte zu seinen Begleitern:

„Ich will zu den Mädchen hingehen, um zu erfahren, worüber sie gesprochen haben; es schien mir, als ob eine von dem König selbst gesprochen hätte."

Die beiden Männer meinten, daß das Geschwätz dieser Mädchen wohl nicht viel zu bedeuten habe, aber der König hörte nicht auf ihre Einwendungen, sondern sagte, daß sie alle drei zu den Mädchen gehen und mit denselben plaudern wollten. Dies thaten sie denn auch.

Der König fragte die Mädchen, worüber sie gesprochen hätten, als sie seiner ansichtig wurden.

Nun wollten sie freilich nur ungern mit der Sprache heraus, da aber der König darauf bestand, blieb ihnen nichts übrig, als die Wahrheit zu sagen.

Dem König gefielen die Mädchen recht gut; er fand, daß sie nicht nur sehr schön waren, sondern auch angenehm sprechen konnten, besonders die Jüngste; er sagte ihnen deshalb, daß ihre Wünsche erfüllt werden sollten.

Da waren die Schwestern freilich ganz sprachlos vor Ueberraschung und Verwunderung, aber es mußte so geschehen, da der König es wollte. Sie heiratheten alle drei und jede bekam den Mann, den sie sich gewünscht hatte.

Da nun aber die Jüngste Königin geworden war, erwachte der Neid der beiden Anderen; sie warfen einen Groll auf sie und wollten sie um jeden Preis aus ihrer Würde verdrängen. Sie zerbrachen sich daher lange den Kopf darüber, wie sie es am Besten anstellen könnten.

Als die Königin zum ersten Male ihre Niederkunft erwartete, erhielten die beiden Schwestern die Erlaubniß, ihr in der schweren Stunde beistehen zu dürfen. Das Kind war jedoch kaum zur Welt gekommen, als sie dasselbe aus dem Wege schafften und Anstalten trafen, daß es in einen tiefen Graben außerhalb der Stadt geworfen werden konnte, wo man allerlei Schmutz und Unrath abzulagern pflegte.

Der Mann, der mit diesem Auftrage betraut war, konnte es nicht über das Herz bringen, eine solche Unthat auszuführen, und legte deshalb das Kind an den Rand des Grabens in der Hoffnung, daß irgend Jemand dasselbe finden und ihm das Leben retten werde. Und es traf sich auch wirklich, daß ein armer Mann an der Stelle vorüberkam, wo das Kind lag.

Das sei ein seltsamer Fund, dachte sich dieser, und nahm das Kind mit sich heim und erzog es so gut als er im Stande war. Die Schwestern der Königin aber verschafften sich ein

junges Hündchen und erzählten, daß die Königin dasselbe geboren habe.

Der König grämte sich sehr, als ihm dies mitgetheilt wurde; aber er liebte die Königin wie seinen Augapfel und bezwang deshalb seinen Kummer und ließ es sie nicht entgelten.

Die Königin bekam ein zweites und drittes Kind und jedes Mal erhielten die Schwestern die Erlaubniß, ihr bei der Geburt beizustehen. Beide Male verübten sie denselben verbrecherischen Betrug und ließen die neugeborenen Kinder fortschaffen in dem Glauben, daß sie in dem Graben bald um's Leben kommen müßten. Aber der Mann, dem dies aufgetragen worden, legte die Kinder jedesmal an den Rand des Grabens und es traf sich so glücklich, daß stets derselbe arme Mann die Kinder fand, sie mit sich in seine Hütte nahm, taufen ließ und nach seinem besten Vermögen auferzog.

Das älteste Kind war ein Knabe; ihm gab er den Namen Wilhelm; das zweite war ebenfalls ein Knabe und diesen nannte er Sigurd; das jüngste war ein Mädchen; wie es aber hieß, das weiß ich euch nicht zu sagen.

Als die Königin das zweite Kind geboren, sagten die Schwestern, dasselbe sei eine Katze gewesen, und beim dritten erzählten sie sogar, daß die Königin ein Stück Holz geboren habe. Nun kannte der Zorn des Königs keine Grenzen mehr; er ließ die Königin in ein Haus werfen, in welchem ein Löwe eingesperrt war; denn er wollte nicht, daß dieses Unglücksgeschöpf sein ganzes Reich mit Ungethümen anfüllen sollte. Die Schwestern aber glaubten, daß sie nun ihre Absicht vollkommen erreicht hätten, und sie sprachen von ihrer That nicht wenig stolz, wenn sie allein zusammen plauderten.

Von der Königin aber ist zu erzählen, daß es nicht so geschah, wie man erwartet hatte. Der Löwe fraß sie nicht auf, im Gegentheil, er theilte seine Speise mit ihr, so oft er selbst etwas bekam.

So lebte sie denn bei dem Löwen, ohne daß Jemand wußte, daß sie noch am Leben sei. Aber es war ein gar trauriges Leben, welches sie da führte, die Aermste.

Nun wendet sich die Erzählung wieder zurück zu dem armen Manne, der die Kinder auferzog. Derselbe fragte alle Menschen, die er traf oder die zu ihm kamen, ob sie nicht etwas von diesen Kindern wüßten, welche er am Rande des Grabens gefunden habe. Aber Niemand wußte das Geringste davon, weder über ihre Herkunft noch über ihr Geschlecht.

Die Kinder wuchsen auf und zeigten die besten Anlagen. Den armen Mann aber begann das Alter zu bedrücken; er gab den Kindern den Rath, daß sie nach seinem Tode fortfahren möchten, in gleicher Weise, wie er es gethan, ihrem Geschlechte nachzuforschen, und er theilte ihnen Alles mit, was er in dieser Angelegenheit wußte. Hierauf starb der gute Mann und die Kinder thaten genau so, wie derselbe ihnen gerathen hatte.

Da geschah es eines Tages, daß ein alter Mann zu ihnen kam; sie fragten ihn um dasselbe aus wie alle Anderen. Der Mann aber sagte, er selbst wisse ihnen darüber nichts zu sagen, doch könne er sie vielleicht an Jemanden weisen, der von diesen Dingen Kenntniß habe.

Und nun erzählte er, daß sich nicht weit von ihrer Hütte ein großer Stein befinde, auf welchem ein großer Vogel sitze, der die menschliche Sprache verstehe und selbst spreche. Es sei das Beste, zu diesem Vogel zu gehen, obschon große Gefahr damit verbunden sei; denn gar Viele wären schon dahingegangen, Niemand aber wieder zurückgekommen. Er erzählte weiters, daß viele Königskinder den Vogel aufgesucht hätten, um ihr Schicksal zu erfahren; aber keines von ihnen habe sich so benommen, wie es nothwendig war. Denn es verhalte sich dabei so, daß Derjenige, welcher auf den Stein hinauf wolle, so standhaft sein müsse, sich nicht umzusehen, was er auch hören und was auch um ihn herum vorgehen möge; denn wer dies thue, werde mit

Allem, was er bei sich habe, augenblicklich in einen Stein verwandelt. Noch Niemand habe diese Standhaftigkeit besessen, fuhr der Alte fort; und doch sei es eine leichte Sache hinaufzukommen, wenn man dieselbe bewahren könne. Derjenige aber, welcher auf den Stein gelange, erhalte die Macht, daß er Alle wieder zum Leben erwecken könne, welche früher in Stein verwandelt worden seien; denn auf der Höhe des Steines befinde sich ein Wassergefäß mit einem Deckel und auf diesem sitze der Vogel. Es sei Jedem, welcher hinauf komme, erlaubt, von dem Wasser zu nehmen und damit Diejenigen zu begießen, welche zu Stein geworden seien; diese würden dann zu neuem Leben erwachen und wieder ganz so beschaffen sein, wie sie früher gewesen.

Die Königskinder meinten, dies sei so schwer nicht, und besonders die Brüder zeigten sich gleich dazu bereit, und sie dankten dem Alten herzlich für seine Mittheilung.

Kurze Zeit darauf machte sich auch der ältere Bruder, Wilhelm, auf, um den Stein aufzusuchen. Bevor er aber fortging, sagte er zu dem Bruder:

„Wenn drei Blutstropfen auf Dein Messer kommen, während Du einmal bei Tische sitzest und speisest, dann mußt Du nachkommen, denn es ist mir dann ergangen wie den Anderen.“

So zog er denn fort, wie der alte Mann ihnen gesagt hatte, und es verlautet nichts Weiteres von ihm. Aber es mochten etwa drei Tage vergangen sein, oder so viel Zeit als man brauchte, um zum Steine zu kommen, da erschienen drei Blutstropfen auf Sigurd's Messer, als er bei Tische saß und speiste. Da wurde ihm ganz seltsam zu Muthe und er erzählte der Schwester, daß er nun fort müsse, um nach dem Bruder zu sehen. Er traf mit ihr dieselbe Verabredung, welche Wilhelm mit ihm getroffen hatte, zog fort, und — wir brauchen nicht viel Worte zu verlieren — es traf wieder Alles genau so ein, wie früher. Zu der Zeit, als Sigurd zu dem Steine gekommen

sein konnte, erschienen die Blutstropfen auf dem Messer der Schwester, diese wurde darüber sehr beklommen und machte sich alsbald selbst auf, um ihr Glück zu versuchen.

Sie kam ohne Unfall bis in die Nähe des Steines. Hier aber sah sie rings herum eine unzählige Menge kleinerer Steine in allen möglichen Formen; die einen glichen kleinen Kisten, die anderen hatten allerlei Thiergestalten, und wieder andere ein anderes Aussehen. Sie aber kümmerte sich um nichts, sondern ging weiter bis zu dem großen Steine und schickte sich an, auf denselben hinauf zu klettern. Da hörte sie hinter sich ein Gesumm von menschlichen Stimmen und ein Geschrei und Rufen, und erkannte auch die Stimmen ihrer Brüder. Sie achtete aber nicht darauf, hielt ihren Vorsatz, sich nicht umzusehen, so sehr es auch schreien und lärmen mochte, und kam dann endlich auf der Höhe des Steines an. Da lobte sie der Vogel gar sehr wegen ihrer Besonnenheit und Standhaftigkeit und er versprach ihr nun Alles zu erzählen, was sie zu wissen wünsche, und für sie zu thun, was in seiner Macht stünde.

Zuerst wollte sie alle Steine wieder zum Leben erwecken und ihnen dieselbe Gestalt geben, die sie früher gehabt hätten. Dieses Verlangen bewilligte ihr der Vogel sogleich, machte sie aber gleichzeitig besonders auf einen Stein aufmerksam; denn sie würde sicherlich Denjenigen befreien, der darin verborgen sei, sagte er, wenn sie wüßte, wer es sei.

Man kann sich leicht denken, daß die Königstochter nicht lange zauderte, alle Steine mit Wasser zu besprengen, und dieselben verloren nun alle ihr steinernes Kleid, in welches sie gebannt waren, und sie dankten ihr mit vielen und schönen Worten für das wiedergeschenkte Leben.

Hierauf fragte sie den Vogel, von woher sie und ihre Brüder stammten, und wie ihre Eltern heißen.

Der Vogel sagte ihr, sie seien die Kinder des Königs, der in diesem Lande herrsche, und erzählte ihr hierauf, was die beiden

Schwestern gethan hatten, als sie und ihre zwei Brüder auf die Welt gekommen. Er erklärte Alles auf das Genaueste und theilte den Geschwistern zugleich mit, daß ihre Mutter noch bei dem Löwen wohne, jedoch dem Tode näher sei als dem Leben, da sie die größten Sorgen und Qualen leide und ihr alle Güter des Lebens fehlen.

In dem Stein aber, auf welchen der Vogel das junge Mädchen aufmerksam gemacht hatte, war ein sehr vornehmer und schöner Prinz, welcher sogleich Liebe zu Derjenigen faßte, die ihm das Leben wieder gegeben hatte; und gar bald hatten sie alle Beide einander lieb. Er war es, der alle diese kistenförmigen Steine mit sich gebracht hatte, denn dieselben waren nichts Anderes als Kisten, die mit allen Arten von Kostbarkeiten, Gold und Edelsteinen angefüllt waren.

Nachdem nun der Vogel Jedem gesagt, was er zu wissen verlangte, zogen die Geschwister wieder von dannen, gefolgt von dem reichen Prinzen.

Sowie sie wieder heim kamen, war ihr Erstes, daß sie nach dem Hause gingen, in welchem sich der Löwe befand, und dasselbe erbrachen. Sie fanden darin ihre Mutter in Ohnmacht liegend, von welcher dieselbe befallen ward, sowie sie hörte, wie in das Haus eingebrochen wurde. Sie nahmen sie mit sich, und bald kam sie auch wieder zur Besinnung. Man gab ihr ordentliche Kleider und dann gings in größter Eile dem königlichen Schlosse zu.

Sie baten um Zutritt bei dem Könige, da sie dringend mit ihm zu sprechen hätten. Derselbe wurde ihnen auch gewährt, und nun erzählten die drei Geschwister, wer sie seien, und daß sie, seine eigenen Kinder, eben ihre Mutter aus dem Löwenkäfig befreit und hieher gebracht hätten.

Hierauf theilten sie ihm auch Alles genau mit, was sie von dem Vogel erfahren hatten. Der König gerieth ganz außer sich über alle diese Geschichten und Ereignisse.

Es wurde augenblicklich nach den Schwestern geschickt und ihr damaliges Verhalten untersucht; sie geriethen gar bald in Widerspruch mit sich selbst, gestanden ihre ganze Unthat ein und erzählten den wahren Sachverhalt vom Anfang bis zum Ende. Sie wurden nun sogleich in dasselbe Löwenhaus geworfen, in welchem die Königin früher war, und es dauerte nicht lange, so waren sie in Stücke gerissen und von dem Löwen mit Haut und Haaren aufgefressen.

Die Königin wurde wieder in ihre Ehren und Würden eingesetzt und es wurde ein Freudenfest veranstaltet, um die Wiederkehr der Königin und ihrer Kinder zu feiern. Dieses Fest dauerte viele Tage hindurch in des König Palast; als dasselbe zu Ende ging, hielt der fremde Prinz um die Tochter des Königs an und man kann es wohl leicht errathen, daß er dieselbe auch sogleich erhielt. Nun wurde das Fest auf's Neue begonnen und bei dieser Hochzeit floß der Wein in Strömen, so daß man nie wieder von einer ähnlichen Lustbarkeit in einem anderen Königreiche sprechen hörte. Als die Hochzeitsfestlichkeiten vorüber waren, zog der fremde Prinz in seine Heimat und dort wurde er König nach seinem Vater.

Wilhelm nahm sich ebenfalls eine Gemalin und als der alte König starb, erbte er das Reich von seinem Vater.

Sigurd bekam eine Prinzessin aus einem anderen Reiche, und dasselbe fiel ihm nach dem Tode des Schwiegervaters als Erbtheil zu. So lebten sie alle in Glück und Wohlergehen, und nun ist die Geschichte zu Ende.

XXIV. Der Häuslerssohn und der Oberhirt des Königs.

Es waren einmal ein alter Mann und ein altes Weib in ihrer schlechten Hütte in der Nähe eines Königspalastes. Sie hatten einen Sohn, den sie sehr liebten, obschon er so unwillig und träge war, daß er sich zu gar nichts verwenden lassen wollte. Sie hatten auch eine Kuh und diese sollte er hüten; aber selbst dies war ihm eine zu beschwerliche Arbeit und so mußte sich zuletzt die Kuh selbst hüten. Da wurde es dem Alten endlich doch zu bunt und er jagte den faulen Burschen aus dem Hause.

Nun mußte er also fort, und er ging da lange, lange, bis er zu einem Hofe kam. Hier klopfte er an die Thüre. Es kam ein Mann heraus, der ihn fragte, was er wolle.

Sein Vater habe ihn davongejagt, weil er so unwillig und träge sei, erzählte der Bursche, „und nun bitte ich Dich, daß Du mir Obdach gebest."

„Das sollst Du auch bekommen", antwortete der Mann. „Aber morgen habe ich eine Arbeit für Dich; denn Du mußt wissen, daß ich der Oberhirt des Königs bin."

Anfangs gab der Bursche keine Antwort; aber nach einigem Zögern ging er doch darauf ein.

Hierauf führte ihn der Mann in's Haus, wo zwei junge Mädchen und die Frau des Hausherrn waren. Dann erhielt er zu essen, und zwar Fleisch und Brod. Viel gesprochen wurde aber Abends nicht und es wurde ihm auch keine Arbeit aufgetragen. Er legte sich bald schlafen und schlief bis zum lichten Morgen.

Als er sich angekleidet hatte, kam der Hausherr zu ihm und sagte:

„Nun habe ich eine Arbeit für Dich.“

„Was denn für eine?“ fragte der Bursche.

„Ah, nichts Anderes, als daß Du hundert Schweine hüten sollst“, lautete die Antwort.

„Das bin ich nicht gewöhnt“, meinte der Bursche.

„Ja, diesmal wirst Du es doch thun müssen“, sagte der Mann.

Hierauf erhielt er die Schweine und trieb sie hinaus auf das Feld. Nachdem sie aber eine Zeit lang auf demselben herumgewühlt hatten, wurden sie so wild und unlenksam, daß er sie nicht in Ordnung halten konnte, und sie wohl alle in's Gebirg gelaufen wären, hätte er nicht den Vortheil wahrgenommen, daß sich hier ein Engpaß befand; in diesen peitschte er sie und trieb sie von hier aus ohne Aufenthalt heim nach der Hütte seiner Eltern.

Der alte Häusler konnte natürlich nicht begreifen, was dies bedeuten wolle und fragte den Sohn, woher er denn diese Herde erhalten habe.

„Diese Schweine gehören dem Oberhirten des Königs“, antwortete der Bursche. „Er gab sie mir, damit ich sie hüten sollte; da ich sie aber nicht zügeln konnte, meinte ich, es sei am Besten sie zu Dir nach Hause zu treiben; mache Dir nun diesen fetten Fang zu Nutzen und schlachte sie gleich alle auf ein Mal!“

„Gott bewahre, das werde ich wohl bleiben lassen“, sagte der Vater, „das würde ja Dein sicherer Tod sein.“

„Ah, ich werde wohl etwas erfinden, um mich aus der Sache heraus zu wickeln“, meinte der Bursche.

So schlachtete denn der Alte alle Schweine und hernach schafften sie Alles fein säuberlich bei Seite. Der Bursche bat hierauf um ein Stück von einem starken Stricke, welches er auch erhielt.

Er band nun von allen Schweinen die Schwänzchen zusammen und befestigte sie an dem einen Ende des Strickes.

In der Nähe des Ortes, wo er die Schweine hüten sollte, befand sich ein kleiner Sumpf. Dahin ging er und versenkte den Strick mit den Schwänzen in der Weise, daß nur die Spitzen derselben, die von einander in kleinen Zwischenräumen abstanden, aus dem Sumpf hervorragten. Am Ufer desselben lag ein großer Stein; diesen wälzte er mit großer Mühe in den Sumpf hinein nnd zwar mitten auf den Strick zwischen die Schwänze, aber so, daß man ihn nicht sehen konnte; die Schwänzchen selbst waren so gut befestigt, daß man sie mit aller Kraft nicht abreißen konnte.

Nachdem er all' dies in Ordnung gebracht hatte, lief er heim zu dem Hausherrn und machte eine so betrübte Miene, daß derselbe fragen mußte, was denn mit ihm geschehen sei und wo er die Schweine gelassen habe.

„Sprecht nicht davon, Herr", antwortete der Bursche; „es ist eine ganze Geschichte von ihnen zu erzählen. Als ich sie auf das Feld hinausgebracht hatte, wurden sie so wild und unlenksam, daß jedes nach einer anderen Seite lief. Ich rannte ihnen überallhin nach, so daß ich beinahe selbst daraufgegangen wäre. Es gelang mir auch endlich, sie alle wieder zu einem Haufen zusammen zu bringen; da geschah aber das Wunder, welches ich nie für möglich gehalten hätte; sie stürzten alle mit einander dem Sumpf zu, sprangen in denselben hinein und im selben Augenblicke waren sie auch schon verschwunden; ja fort und verschwunden waren sie; ich sah nichts anderes mehr von ihnen, als die Schwänze, welche aus dem Sumpfe hervorragten."

„Das hast Du gut erfunden", sagte der Hausherr.

„Nein, das ist die volle Wahrheit", betheuerte der Bursche.

Sie eilten hierauf beide zum Sumpf und der Hausherr sah nun, daß sich Alles so verhielt, wie der Bursche gesagt hatte; er begann sodann an den Schwänzen zu ziehen, aber so stark er auch zog, so blieben sie doch fest haften. Da mußte ihm auch

der Bursche dabei helfen, aber es ging deshalb doch nicht leichter.

„Das ist auch wirklich ein großes Wunder", meinte der Hausherr. „Nun will ich Dir keine Vorwürfe machen, da ich sehe, daß Dich keine Schuld trifft; ich muß mich in meinen Verlust finden, so gut ich kann.

Hierauf gingen sie beide heim. Der Bursche legte sich schlafen, als ob sich gar nichts ereignet hätte, und schlief fest und ruhig die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen kam wiederum der Hausherr zu ihm und sagte:

„Nun habe ich eine neue Arbeit für Dich; ich besitze hundert Schafe, diese sollst Du mir hüten; aber gib gut Acht, daß Dir keines verloren geht."

„Ich kann es ja einmal versuchen", antwortete der Bursche, nahm die Schafe in Empfang und trieb sie hinaus auf die Wiese. Hier hatte er sie Anfangs zu einem dichten Haufen versammelt, den er auch beisammen zu halten suchte. Aber es dauerte nicht lange, so wurden die Schafe so unlenksam, daß er sie nicht beisammen zu halten vermochte. Da wurde er betrübt und zornig zugleich.

„Das ist die Strafe für mich", meinte er, „weil ich gegen meinen Vater so unwillig war, als ich seine Kuh hüten sollte und nichts für ihn arbeiten wollte!"

Hierauf setzte er seine Füße in Bewegung, lief rings um alle Schafe herum und trieb sie in einem dichten Haufen geraden Weges heim nach der Hütte seines Vaters.

Als der Alte den großen Haufen Schafe erblickte, war er auf's Höchste verwundert, und fragte, was dies zu bedeuten habe und wo er die Schafe gefunden, und wem sie gehören. Der Bursche erzählte ihm den ganzen Sachverhalt; aber da sagte der Alte:

„Begehe nun nicht mehr die Schlechtigkeit, sondern eile so schnell als möglich mit den Schafen heim zum Oberhirten."

„Nein", sagte der Bursche, „so dumm bin ich nicht. Wir werden sie schlachten und Du behälst Dir das Fleisch für Deine Wirthschaft."

„Nein, nein", entgegnete der Alte, „das würde Dir gar bald das Leben kosten."

„Oho, das ist noch so sicher nicht", antwortete der Sohn. „Aber was immer auch kommen mag, ich will einmal meinen Willen haben."

Er beredete auch den Alten so lange, bis sie wirklich alle Schafe schlachteten und die Leiber und das ganze Eingeweide, sowie die Felle und Köpfe auf die Seite schafften; nur den Kopf des Schafes, welches den Haufen anzuführen pflegte und Schellen auf den Hörnern hatte, bat der Sohn behalten zu dürfen. Er lief mit demselben in den Wald und zu der Stelle, wo er die Schafe hätte hüten sollen. Dort befand sich eine Anhöhe und auf dem höchsten Punkte derselben ein Felsen; zu oberst auf dem Felsen war ein Rasenfleck und auf demselben ein mächtiges Gebüsch, welches seine Zweige nach allen Seiten ausbreitete. Er kletterte mit dem Schafskopfe den Felsen hinan und zog sich mit Hilfe der niederhängenden Zweige zum Gebüsch empor, bis er den mittelsten Ast erreichen konnte. An diesen befestigte er den Kopf, durch welchen er einen Strick gezogen hatte; die Hörner aber ließ er aus dem Gebüsche hervorsehen. Die Schellen begannen alsbald lustig zu läuten, da ein starker Wind herrschte. Hierauf kletterte er wieder den Felsen hinab. Als er unten angelangt war, konnte er den Kopf nicht sehen, denn der Fels war sehr hoch und das Gebüsch sehr dicht. Als er nun mit dieser Arbeit fertig war, lief er nach Hause zu dem Oberhirten und kam ganz in Schweiß gebadet und mit kummervoller, betrübter Mine dort an.

Da der Hausherr ihn in diesem Zustande kommen sah, fragte er ihn sogleich, was ihm denn so viel Kummer mache und wo er die Schafe gelassen habe.

„Sprecht nicht davon, Hausherr!“ jammerte der Bursche; „ich weiß nicht, was das für Wunder sind, die mich da heimsuchen.“

Aber der Hausherr rief barsch:

„Heraus damit und zwar schnell! Sag' was mit den Schafen geschehen ist!“

Der Bursche begann zu weinen, so daß er anfangs kein rechtes Wort hervorbringen konnte, indem er antwortete:

„Ich . . . ich . . kann es Euch kaum erzählen; sie . . . sie . . . sie waren so . . so störrig, daß ich sie nicht . . . nicht . . . nicht zügeln konnte. Ich lief so . . so stark, daß ich beinahe ge. . . gestorben wäre, und ho . . holte sie ein; da . . da, ich konnte meinen Augen nicht trauen: da hör' ich ein . . ein starkes Sausen und . . und ich glaubte, es komme ein Sturmwind. Das . . das waren die Schafe, die . . die vor meinen Augen in den Hi . . Himmel fuhren. Ich stand wie versteinert und schaute ihnen lange Zeit nach und immer hörte ich das Geläute der Schellen von dem Schafe, welches die anderen anzuführen pflegte. Sie müssen in dem Hi . . Himmel aufgenommen worden sein.“

„Das ist nun doch eine niederträchtige Lüge, mit der Du mir da kommst, Du Schurke!“ schrie der Hausherr.

„Nein, das ist so wahr, wie, daß eine Sonne am Himmel ist“, sagte der Bursche, während ihm neuerdings die Thränen über die Wangen floßen.

„Nun so liefere mir einen Beweis davon, wenn Du willst, daß ich es Dir glauben soll“, sagte der Hausherr.

„Kommt nur mit und seht selbst“, sagte der Bursche.

Hierauf machten sie sich beide auf den Weg; aber es ging bereits gegen Abend und die Schatten fielen ein. Der Bursche eilte voraus bis er zu dem Felsen kam, auf welchem sich das

Gebüsch befand. Nun war aber die Nacht schon so nahe, daß man den Felsen in der Dunkelheit kaum sehen konnte. Wohl aber hörte der Hausherr das Schellengeläute hoch oben in der Luft.

„Hört Ihr nun das Geläute der Schellen, welche Euer Leitschaf auf den Hörnern hat, lieber Herr?" fragte der Bursche.

„Ja", antwortete der Mann und blickte in die Luft empor, „nun höre ich es selbst; Du hast die Wahrheit gesprochen. Sie sind in den Himmel aufgenommen worden und ich kann Dir daher keine Schuld geben, das weiß ich. Du sollst deshalb keine bösen Worte von mir zu hören bekommen, sondern ich werde sehen, daß ich mich in den Verlust finde, den ich erlitten habe."

Hierauf kehrten sie wieder heim und schliefen beide die Nacht hindurch.

Am nächsten Morgen kam der Hausherr abermals zu dem Burschen und sagte:

„Es würde mich nicht wundern, wenn Du einer derartigen Arbeit überdrüssig geworden wärest; gleichwohl habe ich Dir noch eine solche für heute zugedacht, die Dir sicherlich leicht fallen wird; Du sollst nämlich vierzig Ochsen hüten, welche mir, oder richtiger gesagt, dem König gehören. Aber Du mußt auf dieselben ganz besonders acht geben, damit Dir ja kein Stück verloren geht; denn einer von ihnen hat goldgeränderte Hörner und Klauen und dieser Ochse ist das größte Kleinod des Königs."

Der Bursche war hierüber nicht sehr erfreut, übernahm aber doch die Ochsen und entfernte sich mit ihnen ziemlich unwillig. Er war aber kaum mit ihnen auf den Weideplatz gekommen, als plötzlich alle Thiere unruhig wurden und der gute Ochse brüllend und wild vorauslief. Nun wußte aber der Bursche recht gut, wo sein Vater die Kuh weiden ließ, und machte deshalb einen Lärm und einen Spektakel mit den Thieren, daß sie dahin liefen, wo des Alten Kuh graste. Da stieß der Ochse des Königs ein Gebrüll aus, die Kuh antwortete und beide liefen

einander entgegen, die übrigen aber folgten alle dem Ochsen in gleichem Trabe nach. Der Bursche trieb sie alle zusammen, bis sie zuletzt einen undurchdringlichen Knäuel bildeten; hierauf lief er zur Kuh seines Vaters und führte sie heim nach dem Melkplatze.

Der Alte stand vor der Hütte. Da sah er plötzlich einen gewaltigen Rudel von Rindern auf seinen Melkplatz zu kommen, seinen Sohn aber an der Spitze gehen und seine eigene Kuh an einer Schnur führen. Obschon er bei diesem Anblick nahe daran war, erzürnt zu werden, so ging er doch hin nach dem Melkplatze und fragte den Sohn, was er denn da wolle; er erfuhr denn auch bald die ganze Wahrheit.

„Nun trachte aber, daß Du die Rinder so schnell als möglich wieder deinem Herrn zurückbringst!" sagte er darauf.

„Nein", antwortete der Sohn, „sie sollen Dir gehören; das gibt einen guten Braten; denn es ist viel Fett an ihnen."

Der Alte wollte sich um keinen Preis herbeilassen, die Thiere zu behalten, aber der Sohn überredete ihn endlich doch, daß er die Thiere band. Hierauf schlachteten sie dieselben eines nach dem andern. Der Alte war ein tüchtiger Mann und wo er zugriff, da hatte es seine Art; diesmal mußte er aber auch von der ganzen Kraft Gebrauch machen, die in ihm war. Sie hielten nicht früher mit ihrer Arbeit ein, bevor sie nicht alle Thiere geschlachtet und die Köpfe abgeschnitten hatten. Zum Schlusse kam die Reihe an den Ochsen des Königs. Es glang ihnen, auch diesen zu binden und zu Boden zu werfen. Der Sohn sollte den Strick halten, wie es ja üblich war; aber der Ochse riß so heftig hin und her, daß alle Bande zerrissen; er sprana auf, lief über den blutigen Platz, wurde rasend und stürzte davon; der Bursche in aller Eile hinterdrein. Sie liefen über Stock und Stein hinein in den Wald, aber der Abstand zwischen beiden blieb immer derselbe, bis der Ochse in eine Felsenschlucht kam, welche zu dem Lande des Oberhirten gehörte; in dieser Schlucht

gab es noch viele andere kleinere Schluchten und Klüfte. In eine von diesen lief der Ochse, und es währte eine gute Weile, bis der Bursche ihn hinabkommen hörte; als er aber unten angelangt war, hörte er sein Gebrüll wie einen Laut, der aus großer Entfernung kam. Er hatte einige Schwefelhölzchen bei sich und da kam ihm der Gedanke, diese anzuzünden und auf den Grund der Schlucht hinabzulassen; er suchte hierauf etwas flüssiges Harz, goß dasselbe auf eine Birkenrinde und ließ diese ebenfalls auf den Grund der Schlucht nieder, wo das Feuer sogleich lustig zu brennen begann. Sowie er merkte, daß das Feuer die Haut des Ochsen ergriff und sein Haar versengte, lief er aus allen Leibeskräften heim zu seinem Herrn.

„Du bist diesmal lange ausgeblieben", sagte dieser. „Was ist mit den Rindern geschehen?"

Der Bursche stellte sich, als ob er kaum ein Wort hervorbringen könnte aus lauter Kummer und Sorge; endlich aber sagte er:

„Es ist immer die alte Geschichte; die Rinder sind weg ... weg!"

„Wa — wa — was? Weg?" schrie der Hausherr. „Du lügst, Schurke!"

„Ich spreche die reine Wahrheit," antwortete der Bursche. „Als ich sie auf die Weide getrieben hatte, wurden sie rein verrückt, so daß ich sie unmöglich in Ordnung halten konnte; der gute Ochse lief voraus und die Rinder hinterdrein, bis sie alle in der Erde verschwanden. Sie müssen alle dort versunken sein, guter Herr, denn ich fand ein Loch in einer Felsenschlucht, und es schien mir, als ob ich sie brüllen hörte; ganz gewiß aber glaube ich das Gebrüll des goldgehörnten Ochsen erkannt zu haben; dann kam es mir auch vor, als ob unten Feuer brannte, und es ist gewiß der leibhaftige Gottseibeiuns selbst gewesen, der wohl dort zu Hause ist, denn es kam mir ein starker Schwefelgestank in die Nase."

Da rief der Hausherr:

„Schurke! wenn Du auch früher nicht gelogen hast, so lügst Du jetzt!"

„Nein, Hausherr! Ihr könnt selbst kommen und Euch davon überzeugen," sagte der Bursche.

„Lügst Du dieses Mal, so bist Du des Todes!" antwortete darauf der Hausherr.

Hierauf eilten sie beide fort, der Bursche voraus, bis sie zu der bewußten Schlucht kamen.

„Da könnt Ihr nun selbst sehen, Hausherr!" sagte der Bursche.

Der Hausherr schaute herum und entdeckte auch bald das Feuer, welches unten in der Schlucht brannte, und verspürte zugleich einen schrecklichen Schwefelgestank, der von unten herauf kam.

„Wunder über Wunder!" rief der Hausherr. „Ja, ich sehe es, Du hast die Wahrheit gesprochen; ich kann Dir keinen Vorwurf machen. Ich muß mich in meinen Verlust fügen, ohne einen Ersatz dafür zu haben; und das ist nichts Geringes. Komm', wir werden nach Hause gehen und Du sollst in Zukunft nicht mehr genöthigt werden, Thiere zu hüten, sondern eine andere Arbeit bekommen, die leichter zu verrichten ist."

Und so gingen sie dann wieder heim alle Beide.

„Nun habe ich eine Arbeit für Dich ausgedacht, die Du morgen verrichten kannst", sagte der Hausherr. „Du mußt mir nämlich zehn Sensen verfertigen, eine für jeden meiner Knechte; denn ich will sie das Gras auf der Wiese abmähen lassen, wenn Du mit den Sensen fertig bist."

Dem Burschen wurde bei dieser Rede übel zu Muthe, denn er wußte ja, daß er weder ein Schmied noch ein Tischler war; aber „Nein" wagte er doch nicht zu sagen.

Es ward nun Abend und sie gingen zu Bette; als jedoch Alles in tiefem Schlafe lag, stand der Bursche auf, kleidete sich an und suchte die Thüre; es gelang ihm auch, dieselbe zu finden

und unbemerkt zu entkommen. Dann lief er, so schnell er nur konnte, nach Hause zu seinen Eltern und erzählte ihnen die ganze Geschichte. Sie nahmen ihn selbstverständlich auf und verbargen ihn gut.

Als der Oberhirt aufgestanden war, suchte er im ganzen Hause nach dem Burschen, konnte ihn aber nirgends finden.

Dieser war fortan seinen Eltern treu und gehorsam, und er verblieb lange Zeit bei ihnen in der Hütte.

Eines schönen Tages sagte er zu seinem Vater, daß er nun wohl Lust haben dürfe, sich zu verheirathen.

„Diese Lust könntest Du wohl besser unterdrücken", meinte der Alte.

„Nein", entgegnete der Sohn. „Als ich bei dem Oberhirten des Königs diente, sah ich seine Töchter und verliebte mich sogleich in die jüngste von ihnen; ich will nun sehen, ob ich diese nicht zum Weibe bekommen kann."

Der Alte meinte, er sollte doch nicht so dummdreist sein; das würde ihm gewiß das Leben kosten.

Aber der Bursche entgegnete, daß er es gleichwohl wagen werde und bat den Vater, er möchte ihm einen guten Säbel mitgeben. Anfangs wollte der Alte nichts davon wissen; endlich aber erfüllte er doch seinen Willen und gab ihm den Säbel. Er machte sich schleunig auf den Weg und kam spät am Tage zu dem Hofe des Oberhirten.

Er klopfte an das Hausthor. Ein kleiner Junge öffnete ihm. — Der Sohn des Häuslers möchte gern mit dem Hausherrn selbst sprechen. —

Hierauf kam dieser und als er den Burschen erblickte, sagte er:

„Ah, bist Du es? Du hattest damals große Eile fortzukommen; heute Nacht kannst Du gleichwohl hier bleiben."

„Ich habe zunächst ein anderes Geschäft mit Euch abzumachen", antwortete der Bursche, und zog den Säbel. „Mit diesem Säbel durchbohre ich Dich, wenn Du mir nicht augen-

blicklich versprichst und es beschwörst, daß Du mir Deine jüngste Tochter zum Weibe gibst."

Was konnte der Hausherr Anderes thun, als ihm seinen Schwur darauf geben? Und so ging er denn hinein und hielt bei dem Mädchen selbst um seine Hand an. Dasselbe gab ihm auch ihr „Ja".

Hierauf ging er heim und holte seine Eltern, welche nicht lange zögerten, ihm ihn das Haus der Braut zu folgen. Dann wurde Hochzeit gehalten; als aber dieselbe vorüber war, erzählte der Häuslerssohn dem Hausherrn, wie sich Alles zugetragen hatte.

Die Geschichte kam auch dem König und der Königin zu Ohren. Der König ließ den Häuslerssohn zu sich rufen und dieser mußte ihm die Geschichte neuerdings erzählen. Als er dieselbe aus dessen eigenem Munde gehört hatte, machte er ihn zu seinem ersten Minister und gab ihm einen großen Beutel voll Geld. Den Häusler und sein Weib nahm er später ganz zu sich und lebte mit seiner Frau in Glück und Reichthum bis in sein hohes Alter.

XXV. Helga, die Häuslerstochter.

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte. Sie hatten nur ein einziges Kind, eine Tochter, welche Helga hieß und für die Schönste unter den Weibern galt.

Da fühlte die Mutter, daß sie sterben werde. Sie rief ihre Tochter zu sich und sagte ihr, daß ihr Leben zuweilen recht mühselig sein werde und sie ihr wenig helfen könne. „Doch will ich Dir diese Ahle geben", fuhr die Alte fort; „Du kannst dieselbe „Ja" sagen machen, so oft Dir daran gelegen ist."

Hierauf starb die Mutter.

Eines Abends verlangte der Alte, daß Helga, seine Tochter, bei ihm schlafe. Sie aber weigerte sich, dies zu thun, worauf der Vater sie nur noch mehr bestürmte. Da wußte sich Helga nicht anders zu helfen als mit der Ausrede, sie habe vergessen, das Feuer auszulöschen, und müsse dies noch früher besorgen.

Sie begab sich in die Küche, steckte die Ahle in die Wand und sagte zu derselben, sie solle immer „Ja" sagen; sie selbst aber lief hinaus in die Finsterniß.

Der Alte rief Helga, seine Tochter.

Die Ahle antwortete und sagte auf alles „Ja".

Dies verdroß endlich den Alten, er eilte hinaus und suchte seine Tochter, konnte sie aber nirgends finden. Hierauf ging er wieder zurück in die Hütte und kommt nun nicht weiter in der Geschichte vor.

Helga lief in den Wald hinaus und irrte die ganze Nacht umher. Als der Tag zu dämmern begann, kam sie zu einem hübschen kleinen Häuschen. Sie trat in dasselbe ein und sah hier einen Mann, welcher für sich allein Brettspiel spielte. Dieser hieß sie eintreten und sagte, sie komme ihm sehr erwünscht, wenn

sie bei ihm bleiben und als Magd dienen wollte, da er ganz allein sei.

Helga willigte ein und fragte ihn nach seinem Namen.

Er heiße Herraud, antwortete der Mann.

Es verging hierauf einige Zeit und Helga wurde schwanger; Herraud war den Tag über auf der Jagd, die Nacht aber brachte er zu Hause zu. Sowie jedoch die Zeit der Niederkunft für Helga herannahte, kam Herraud immer später nach Hause, bis er eines Abends ganz ausblieb.

Helga war vom Warten ermüdet und schlief ein. Da träumte sie von ihrer Mutter. Dieselbe kam zu ihr und sagte:

„Herraud ist jetzt im Begriffe Dich zu betrügen; es hat ihn eine Unholdin dazu verführt, welche er zum Weibe nehmen will; verlasse nun das Haus, zieh die Schuhe verkehrt an und begib Dich in einen unterirdischen Raum, der sich nicht weit von hier befindet; denn das Riesenweib wird Dir nach dem Leben trachten."

Hierauf erwachte Helga, band sich die Schuhe verkehrt an die Füße und begab sich in den unterirdischen Raum.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Hund und suchte Helga; er schnoberte auf ihren Fußspuren hin und her, fand aber nichts und lief wieder fort. Hierauf hörte sie ein starkes Getöse und Donnern. Helga sah durch eine Oeffnung des unterirdischen Raumes, daß es die Riesin war. Auch sie verfolgte die Spuren hin und zurück und als sie nichts fand, eilte sie wieder von dannen.

Später verließ Helga ihre unterirdische Wohnung und ging hinaus in den Wald. Sie ging lange, lange, bis sie zu einem Bache kam; da fand sich auch ein Kind hier ein, um Wasser zu holen. Helga warf dem Kinde einen goldenen Ring in den Wassereimer.

Nach einer kurzen Weile kam ein Zwerg zu Helga, welcher ihr für das Geschenk, das sie seinem Kinde gegeben, dankte und

sie einlud, zu ihm nach Hause zu kommen. Sie kamen zu einem großen Steine; dieser öffnete sich und sie gingen in denselben hinein. Darinnen saß die Frau des Zwerges, welche Helga ebenfalls für das Geschenk, das sie ihrem Kinde gemacht hatte, dankte.

Helga gebar in dem Steine ein sehr schönes männliches Kind. Der Zwerg sprach zu Helga:

„Herraud wird heute Hochzeit halten und zwar will er die Riesin heirathen. Wenn Du die Hochzeit mit ansehen willst, so werde ich Dir beihilflich sein, dahin zu kommen."

Helga sagte, daß sie gerne dahin gehen möchte.

Der Zwerg führte sie zu einer Höhle und warf ihr hier einen Mantel um, so daß Niemand sie sehen konnte. Er trug ihr auf, wohl darauf zu achten, was die Braut jeden Abend thue, wenn sie aus der Höhle gehe; am letzten Abende solle sie dann Herraud herbeirufen und ihm zeigen, was seine Braut treibe; denn das Hochzeitsgelage werde drei Tage lang dauern. Zuletzt sagte der Zwerg noch, sie möge ihn rufen, wenn sie seiner bedürfe. Mit diesen Worten verschwand er.

Helga sah nun dem Gelage zu, welches unter lärmender Freude abgehalten wurde. Die Braut saß fein und schön auf der Brautbank und war nicht größer als ein Weib von mittlerem Wuchse. Herraud aber war überaus heiter und lustig.

Des Abends verließ die Braut die Höhle und wollte nicht, daß Jemand ihr folge. Sie entfernte sich eine kurze Strecke weit von der Höhle, drehte sich dreimal im Kreise um und sagte:

„Ich soll werden, was ich bin!"

Da wurde sie zu einem großen Riesenweibe. Hierauf sagte sie:

„Komm her, dreiköpfiger Riese, mein Bruder, mit einem großen Kübel voll Roß- und Menschenfleisch!"

Da kam ein Riese mit einem großen Kübel voll Fleischstücken, und sie begannen nun dieselben zu verzehren. Als sie damit fertig waren, drehte sich die Riesin wieder dreimal im Kreise um und sagte:

„Ich soll wieder werden, was ich war!"

Da wurde sie wieder ein feines Mädchen.

Am zweiten Abend machte die Braut dasselbe. Am dritten Abend rief Helga Herraud herbei; er erkannte sie aber nicht; sie führte ihn heimlich dahin, wo die Riesin eben mit ihrem Bruder beim Schmause war. Herraud erschrack nicht wenig, als er dies sah; er kehrte zur Höhle zurück, zog eine Schnur vor den Eingang und wartete, bis die Braut zurückkehrte. Als dieselbe kam, wurde sie durch die Schnur festgehalten; sie rief nach ihrem Bruder, und alsbald kam auch der abscheuliche dreiköpfige Riese herbei.

Da rief Helga nach dem Zwerge; sogleich kam ein Vogel geflogen, welcher dem Riesen alle Schädelknochen zerhackte, so daß er augenblicklich todt zur Erde fiel; die Braut aber erhängte sich an der Schnur und sie kam Herraud gar nicht mehr schön vor, als er sie so daliegen sah.

Jetzt erkannte Herraud auch Helga und war darüber sehr erfreut; er bat sie um Verzeihung und sagte, daß die Riesin ihn durch Zauberei dahin gebracht hätte, sie zu betrügen. Hierauf begaben sich Herraud und Helga wieder in das Haus im Walde und hielten bald nachher ihre Hochzeit. Am Hochzeitstage überbrachte der Zwerg ihnen ihren Sohn und legte ihn Helga in den Schooß; Herraud gab dem Zwerge für all' seine Hilfe guten Lohn.

Sie liebten einander bis in ihr hohes Alter, und jetzt ist die Geschichte zu Ende.

XXVI. Geirlaug und Grädari.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche; ihre Namen sind nicht mehr bekannt. Sie hatten einen Sohn, der Grädari hieß. Derselbe war noch ganz jung und lag in der Wiege, als diese Geschichte sich ereignete. Es wurden mit ihm gar viele Umstände gemacht, wie man schon daraus ersehen kann, daß über die Wiege ein Band gebunden war, auf welchem mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Grädari, der Sohn des Königs Grädari".

Eines Tages, als sehr schönes Wetter war, befanden sich der König und die Königin in ihrem Lustgarten und hatten die Wiege in ihrer Mitte; sie bewunderten die Schönheit des Kindes und waren ganz glücklich über dasselbe. Da entstand plötzlich ein starkes Sausen, auf welches pechschwarze Dunkelheit folgte. Als es wieder hell wurde, war die Wiege verschwunden. Der König und die Königin wurden von großem Kummer und Schmerz über ihr Unglück erfüllt und nahmen in ihrer Traurigkeit weder Speise noch Trank zu sich. Ein Drache aber war es, der die Wiege entführt hatte.

In einem anderen Lande regierten ebenfalls ein König und eine Königin; dieselben hatten eine junge Tochter, welche Geirlaug hieß. An demselben Tage waren auch sie mit ihrem Kinde draußen in ihrem Garten. Da sah der König plötzlich eine dichte, große Wolke durch die Luft schweben und, als sie immer näher kam, gerade auf die Wiege des Kindes losfahren. Es war dies derselbe Drache, der den jungen Grädari entführt hatte, denn er hielt die Wiege in seinen Klauen. Er wollte nun die andere Wiege mit seinem Munde erfassen. Aber der König ließ es nicht dahin kommen, sondern griff rasch nach dem Schwerte und hieb damit dem Drachen in das Auge. Dieser Hieb war so stark ge-

führt, daß der Drache die Wiege, die er in den Klauen hatte, fallen ließ.

Der König und die Königin sahen nun, wie unglücklich das Kind war, und beklagten es; sie nahmen es zu sich und sorgten für dasselbe wie für ihre eigene Tochter. Die Kinder erhielten eine Pflegefrau und wurden nicht weit von dem Schlafgemache des Königs und der Königin untergebracht.

Als die Kinder zwölf Jahre alt waren, starb die Königin und wurde von dem gesammten Volke der Stadt betrauert, am meisten aber von den Kindern; denn Gräbari liebte dieselbe, als ob er ihr eigener Sohn gewesen wäre.

Nach einiger Zeit nahm sich der König eine andere Frau. Es dauerte nicht lange, so wurde sie von Haß gegen die beiden Kinder erfüllt, weil dieselben einander sehr liebten. Sie war aber zauberkundig wie auch die Pflegefrau der Kinder.

Nun verstrich einige Zeit, bis der König einmal fortzog, um von seinen Ländern die Schatzung zu erheben. Der Abschied von den Kindern fiel ihm sehr schwer; da aber die Stiefmutter derselben sich jetzt sehr freundlich und sanft gegen sie zeigte, war er etwas beruhigter. Als der König fortgezogen war, gedachte sie die Kinder zu besuchen; da waren sie aber verschwunden.

Sie berief nun dreißig Männer zu sich und sagte zu denselben, sie habe einen Traum gehabt, der Krieg bedeute, und wolle daher, da ihr Mann abwesend sei, Vorkehrungen dagegen treffen. Sie trug ihnen auf, fortzuziehen, und alle Pferde und sonstigen Thiere, welche sie fänden, einzufangen und zu tödten.

Die Männer zogen aus, wie ihnen von der Königin geboten war. Sie suchten den ganzen Tag, fanden aber nichts als zwei junge Pferde, welche so schön waren, daß sie ihnen ganz besonders als Reitpferde für den König und die Königin passend erschienen. Sie kehrten Abends nach Hause zurück und erzählten der Königin nichts von den beiden Pferden. Sie ließ ein reichliches Mahl für sie bereiten und gab ihnen ein Getränk

zu trinken, welches die Eigenschaft besaß, daß derjenige, welcher davon trank, der Wahrheit getreu erzählen mußte, was sich erreignet hatte. Sie sagten nun auch Alles, was sie verschweigen wollten. Da wurde die Königin auf's Höchste erzürnt und erschlug sie alle; denn als sie hörte, daß sie die beiden schönen jungen Pferde nicht getödtet hätten, sagte sie, daß dies das verfluchte Paar gewesen sei.

Diese ganze Zeit hindurch war jede Nacht ein Mann verschwunden, und es erschien Vielen sonderbar, daß die Königin daran schuld sein sollte, wie Einige behaupten wollten.

Nach Verlauf einer Woche kam der König wieder heim. Die Königin empfing ihn auf das Freundlichste und erzählte ihm von ihrer Meinung wegen eines Krieges; sie wolle, sagte sie schließlich, daß morgen er selbst mit dreißig Männern ausziehe und Alles tödte, was er Lebendes antreffe.

Der König that auch, was die Königin verlangte.

Nun müssen wir wieder zurück zu Geirlaug. Diese wußte im Vorhinein die Anschläge ihrer Stiefmutter und hatte deshalb zu Grädari gesagt, daß sie die königliche Burg verlassen und sich zu jungen Pferden verwandeln sollten.

Als nun ihr Vater in den Wald auf die Jagd geritten kam, sagte sie zu Grädari:

„Nun kommt mein Vater selbst; ich lasse ihn aber heute nicht suchen, denn er würde bald um's Leben kommen, wenn meine Stiefmutter ihm heute Abend den Trank gibt, auf den er Alles sagen muß, was er gesehen hat; setzen wir uns daher hier auf diese Eiche und verwandeln wir uns zu den besten Singvögeln."

Sie sangen nun so schön, daß der Vater der Geirlaug dem Gesange nachging und zu seinen Leuten sagte, er wolle hier ausruhen und diesem Gesange lauschen; sie sollten allein auf die Suche gehen.

Als es Abend wurde, kamen die Männer zurück und sagten dem Könige, daß sie nichts gesehen hätten außer diesen Vögeln, welche auf den Eichen säßen.

Der König erwiederte, daß er dieselben nicht wolle tödten lassen, da sie ihm den ganzen Tag hindurch so viel Vergnügen bereitet hätten.

Sie kehrten hierauf nach Hause zurück, die Königin empfing sie auf das Freundlichste, ließ ihnen ein reichliches Mahl auftragen und forderte sie auf, so viel zu trinken als sie Lust hätten. Sie gab ihnen denselben Trank wie den anderen Männern, und sie begannen nun zu erzählen, wie es war.

Da sagte die Königin, daß dies die Königskinder gewesen seien, und erschlug hierauf ihren Mann und Alle, welche mit ihm waren.

Da sagte Geirlaug zu Grädari:

Bald kommt meine Stiefmutter selbst und sie wird nicht früher ablassen, uns zu verfolgen, bis sie uns gefunden hat".

Er fragte sie, was nun zu geschehen habe.

Sie sagte, er solle zu einer Flosse an ihr werden, sie selbst aber wolle sich in einen Walfisch verwandeln.

Die Königin war sehr aufgebracht, daß sie die beiden Kinder noch nicht hatte aus dem Leben schaffen können, und machte sich selbst mit dreißig Männern zur Verfolgung derselben auf. Sie suchte lange, bis sie endlich zu ihren Leuten sagte, daß sie zu Lande nichts fände. Sie ging daher zum Meere, verwandelte sich in einem großen Fisch und griff den Walfisch an. Der Kampf zwischen beiden endigte damit, daß Geirlaug die Stiefmutter tödtete. Sie war aber so erschöpft, daß sie kein Glied rühren konnte, und lag so drei Tage lang, bis sie sich endlich wieder erholte.

Da sagte sie zu Grädari, der immer bei ihr war, denn sie hatten sich gegenseitig Liebe geschworen:

„Wenn ich etwas für mich vermag, wünschte ich, wir wären jetzt unter den Holzzaun Deines Vaters hingezaubert.“

Sie hatte dies kaum gesagt, als sie auch schon dahin gekommen waren. Da sagte Geirlaug:

„Begib Dich nun in den Palast Deines Vaters, binde Dein Wiegenband um und tritt vor Deinen Vater hin und erzähle ihm Alles wahrheitsgetreu, wie es sich ereignet hat.“

Sie warnte ihn auch noch, so durstig er auch sein möge, früher zu trinken, bevor er seinen Vater gefunden habe. Hierauf schieden sie in Liebe von einander.

Grädari ging nun seiner Wege; als er auf der Straße der Halle des Königs zuwanderte, bekam er so brennenden Durst, daß er ihn nicht ertragen konnte. Da sah er einen goldenen, mit Wasser gefüllten Becher auf einem silbernen Fasse stehen; er nahm denselben und trank ihn in seiner Gedankenlosigkeit aus. Als er aber getrunken hatte, erinnerte er sich nicht mehr an sein früheres Leben und glaubte in dieser Stunde geboren zu sein.

Er ging so dahin, bis er dem Diener der Königin begegnete. Dieser trat auf Grädari zu und sagte:

„Heil Dir, Königssohn!“

Grädari war ganz verdutzt und glaubte, daß dieser Bursche ihn zum Besten halte.

Der Diener aber bat ihn, daß er mit ihm komme, und dies that er auch. Sie gingen nun zur Königin. Als diese Grädari erblickte, erkannte sie sogleich ihren Sohn und fiel ihm um den Hals.

Grädari sagte:

„Wie sollte es möglich sein, daß Du meine Mutter bist?“

Die Königin entgegnete:

„Willst Du denn nicht mein Sohn sein? Ich verlor Dich, als Du ein halbes Jahr alt warst und bekomme Dich nun zwanzigjährig zurück.“

Grädari sagte:

„Ich kenne Dich nicht, und weiß nicht, wo ich die ganze Zeit hindurch gewesen bin.“

Die Königin sagte:

„Das Band, welches Du umgebunden hast, sagt mir, daß Du mein Sohn bist; denn Niemand hat Deinen und Deines Vaters Namen, als Ihr beide, Vater und Sohn. Komm alsbald mit mir und erfreue Deinen Vater nicht später als mich!“

Sie gingen nun beide zu König Grädari. Dieser war ganz verwundert und sagte:

„Wenn Du mir auch fremd wärest, solltest Du gleichwohl mein Sohn sein.“

Er lebte fortan in Freuden und Vergnügungen und es wurden ihm alle männlichen Künste und Fertigkeiten gelehrt, welche er früher nicht kannte; auch wurde ihm ein eigenes prächtiges Kastell erbaut.

Er hatte zwei junge Leute um sich, welche er so sehr liebte, daß sie alle drei wie eine Person waren und sich nie von einander trennten, wohin auch der König sich begeben mochte.

Wir kommen nun zurück zu Geirlaug.

Als bereits drei Tage verstrichen waren und Grädari noch immer nicht zurückkam, wußte sie, daß er sie vergessen hatte. Da gedachte sie ihm seinen Unverstand entgelten zu lassen.

Sie ging nun, bis sie zu einem Hofe kam, der einem reichen Bauern gehörte. Dieser Bauer hatte zwei Töchter. Geirlaug bat denselben, daß sie sich einige Zeit bei ihm aufhalten dürfe, und der Bauer erlaubte es ihr auch. Sie aber nannte sich Lauphöfda.

Sie war nicht lange hier, als sie die Töchter des Bauers in allerlei weiblichen Künsten und Fertigkeiten so trefflich unterrichtet hatte, daß der Ruf ihrer Geschicklichkeit sich in dem ganzen Königreiche verbreitete, aber auch erzählt wurde, wie dieselben sie dem unbekannten fremden Weibe zu verdanken hätten, welches sich seit einiger Zeit bei dem Bauer aufhalte.

Auch Gräðari und seine beiden Freunde hörten davon. Der Königssohn bekam Lust, die beiden Mädchen, besonders aber das geschickte fremde Weib kennen zu lernen, und sagte zu seinen beiden Freunden, sie sollten jeder von ihnen an je einem Abend zu den Mädchen gehen, und zwar sie beide zuerst zu den Bauerntöchtern, während er selbst am dritten Abend zu Lauphöfða kommen werde.

Wir haben noch zu berichten, daß Geirlaug mit den Töchtern des Bauers so vertraut wurde und einen solchen Einfluß auf sie gewann, daß sie dieselben bestimmte, ihren Vater zu bitten, daß er ihnen ein ebenso prächtiges Haus erbauen lasse, wie das des Gräðari sei.

An dem Abende, da der erste der drei Männer kommen sollte, sagte Lauphöfða zu Derjenigen, welcher diesmal der Besuch galt, sie möchte sich putzen und ihre Schlafkammer so schön ausschmücken, als sie könne, denn sie habe diesen Abend Gäste zu erwarten.

Als es nun Abend geworden war, wurde bei dem einen Mädchen an die Thüre der Schlafkammer geklopft; dasselbe öffnete und ließ den Freund des Königssohnes eintreten. Dieser aber verlangte, daß das Mädchen ihn bei sich schlafen lasse. Da lief die Maid zu Lauphöfða hinein, erzählte derselben, daß dieser schlechte Mensch bei ihr schlafen wolle, und bat sie, ihr einen guten Rath zu geben.

Lauphöfða rieth ihr, sie solle nur gütlich zu Bette gehen, und sagte ihr, was sie weiter zu thun habe. Hier haben wir auch zu erwähnen, daß Lauphöfða im Herbste einen jungen Stier hatte aufziehen lassen, welchem sie immer selbst das Futter gab; derselbe war zur Zeit, da sich dieses ereignete, bereits sehr groß geworden.

Als nun der Mann sich in's Bett gelegt hatte, stellte sie sich, als ob sie zu ihm hinauf kommen wollte, und war schon halb im Bette, als sie sagte:

„Ah, ich habe ganz vergessen, den jungen Stier der Lauphöfda anzubinden; ich muß hinaus gehen und es thun.“

Da erbot sich der Mann, daß er es für sie thun wolle.

Das Mädchen sagte, daß sich der junge Stier nicht an den Ständer anbinden lasse, wenn man nicht den Schweif um die rechte Hand wickle und mit der linken Hand den H'.... sack erfasse.

Er that, wie ihm gesagt worden war. Da wurde aber das Thier so wild, daß es im Stalle herumrannte; dabei stieß es eine Thür auf und lief sammt dem Manne in's Freie und sprengte wie rasend über Stock und Stein dahin. Der Mann aber hing an dem Schwanze des Thieres fest und konnte sich nicht losmachen. Da schien es ihm, daß er in eine gar üble Lage gerathen sei. Erst am nächsten Morgen konnte er sich frei machen und ging nun mit schwachen Kräften nach Hause. Er erzählte daheim nichts von seinem Erlebnisse und ließ auch nichts an sich merken, als daß er sehr schwach war.

Auf dieselbe Weise erging es auch dem zweiten Freunde des Königssohns, und auch dieser erzählte nicht, was ihm widerfahren war.

Nun kam die Reihe an Grädari selbst.

An demselben Tage sagte Lauphöfda, daß heute Abend Gäste zu ihr kommen würden, und bat die Mädchen, daß sie frühzeitig zu Bette gehen möchten. Hierauf schmückte sie in ihrem Gemache Alles so prächtig aus, als sie nur konnte.

Des Abends wurde an die Thür geklopft und Grädari trat ein.

Lauphöfda erkannte ihn sogleich, er aber erkannte sie nicht.

Sie führte ihn zu einem Sitze und sagte, sie sei nicht gewöhnt, solche Gäste zu empfangen.

Er entgegnete, daß er gekommen sei, um bei ihr über Nacht zu bleiben.

Lauphöfda zeigte sich damit ganz einverstanden und bewirthete Grädari mit Wein und Speisen. Hierauf ging sie zu Bette und Grädari wollte ihr folgen. Als er schon Alles bis auf ein leinernes Unterkleid ausgezogen hatte und im Begriffe war, in's Bett zu steigen, sagte Lauphöfda, daß der junge Stier noch nicht angebunden sei, die beiden Mädchen aber sich schon zu Bette gelegt hätten; sie müsse deshalb aufstehen und dies selbst besorgen.

Grädari bat sie, ruhig zu bleiben; er wolle selbst hinausgehen und den Stier anbinden.

Lauphöfda sagte, wenn er ihn an seinen Platz im Stalle bringen wolle, müsse er ihn mit der einen Hand beim Schwanze mit der anderen beim H . . . . sack erfassen.

Er ging in den Stall, fand den Stier und that, wie Lauphöfda ihm gesagt hatte. Da geberdete sich der Stier so wild, daß er ausbrach; Grädari aber blieb mit den Händen an dem Schweife und dem H . . . . sack des Stieres festhängen und lief mit diesem barfuß und beinahe unbekleidet im schärfsten Laufe dahin. Das Wetter war aber derartig, daß es bald in dichten schweren Flocken schneite, bald regnete. Grädari mußte die ganze Nacht hinter dem Stiere einherlaufen und konnte sich erst gegen Morgen frei machen; er war mehr todt als lebendig und lag eine Woche lang erschöpft und zerschlagen darnieder. Auch er erzählte den beiden Freunden nichts von seinem Erlebnisse, so daß keiner von den Andern wußte, was ihnen geschehen war.

Nachdem einige Zeit verstrichen war, sagte der König zu Grädari, daß er in das nächste Königreich gehen und um die Königstochter, die Aslaug heiße, werben solle. Er befolgte diesen Rath und seine Werbung nahm einen günstigen Verlauf. Als er mit seiner Liebsten landete, wurden sie in zwei Wagen abgeholt; Grädari und Aslaug bestiegen den einen, die beiden Freunde des Königssohnes den anderen Wagen.

Als sie aber nach der Halle des Königs fahren wollten, war der Wagen des Grädari nicht von der Stelle zu bringen, so sehr auch die Pferde angetrieben wurden, und sie waren nun Alle rathlos.

Da sprachen die beiden Freunde des Königs unter sich:

„Wie wäre es, wenn wir dem Königssohne sagten, daß er den Stier der Lauphöfda ausborgen solle?“

Sie sagten dies auch dem Königssohne und derselbe war mit ihrem Vorschlage ganz einverstanden und sagte, sie möchten beide zu ihr gehen und ihr Alles gewähren, um was sie bitten würde.

Sie gingen zu Lauphöfda und trugen ihr Grädari's Bitte vor.

Lauphöfda erwiederte, sie leihe ihnen den Stier unter der Bedingung, daß sie am Hochzeitstage hinter dem Brautpaare sitzen dürfe.

Dies wurde ihr zugesagt, und sie erhielten nun den Stier, brachten ihn zu dem Wagen und spannten ihn vor denselben; da begann er so schnell mit dem Wagen davonzulaufen, daß Alles aus den Fugen zu gehen schien; Aslaug aber fürchtete für ihr Leben. Er lief bis zur Königsburg, riß hier alle Bande von sich und rannte wieder seiner Wege.

Es ward nun die Hochzeit veranstaltet; in der Halle wurden Bänke aufgestellt und hinter dem Sitze des Bräutigams noch eine kleine Bank für Lauphöfda und die Töchter des Bauern angebracht. Lauphöfda trug ein rothes Seidenkleid und hatte auf dem Kopfe eine Krone; über jenem trug sie außerdem ein Kleid aus Birkenrinde. Alle verwunderten sich über ihre Schönheit und fragten einander, woher sie denn sein möge; jeder hätte sie gerne zur Magd gehabt.

Lauphöfda kam mit den beiden Bauerstöchtern in die königliche Halle und sie setzten sich alle drei auf die hintere Bank. Lauphöfda hatte einen Korb am Arme und als sich

Alle gesetzt hatten, nahm sie aus demselben einen Hahn und eine Henne und stellte die Thiere hinter Grädari.

Es waren nun Alle munter und lustig in der Halle, nur Lauphöfda zeigte ein trauriges, kummervolles Gesicht. Es wurde gespeist und auch den Vögeln zu essen gegeben. Als sie damit fertig waren, begann der Hahn der Henne das ganze Gefieder auszuzupfen, bis zuletzt nur mehr der rechte Flügel übrig blieb.

Da sprach die Henne laut:

„Willst Du so mit mir verfahren wie Grädari der Sohn des Grädari mit Geirlaug, der Königstochter, verfahren ist?"

Dies sprach die Henne so laut, daß Grädari über diese Worte betrübt wurde und sagte:

„Es ist schrecklich zu denken, daß ich meine Geirlaug, welche ich auf der ganzen Welt am Meisten liebte, so sehr gequält haben sollte".

Da reichte ihm Geirlaug den Ring, in welchem sein Name eingegraben war, dann erhob sie sich, warf die Birkenrinden von sich und stand nun in dem schönen, prächtigen Kleide da.

Da gab es ein freudiges Wiedersehen zwischen den Beiden, und der Königssohn bat Geirlaug um Verzeihung wegen des Kummers, welchen er ihr durch seine Sorglosigkeit verursacht habe.

Sie erzählte hierauf dem alten Könige ihre Lebensgeschichte und statt Aslaug setzte sich Geirlaug auf die Brautbank und hielt Hochzeit mit Grädari. Die beiden Freunde des Königssohnes aber heiratheten die Bauerntöchter, und alle diese Hochzeiten wurden gleichzeitig gefeiert.

Nach beendigtem Feste schenkte Grädari Aslaug die Hälfte seines Erblandes als Entschädigung; er aber zog mit seiner Frau in das Erbreich derselben und

Sie lebten glücklich und lange,
Hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter
Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

XXVII. Die Häuslerstöchter.

In alter Zeit lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte und ein König mit seiner Königin in einem Reiche. Die Königin wurde krank und starb, und der König regierte nach ihrem Tode das Reich mit einem Minister und seinem Sohne, der noch unverheirathet war.

Der alte Häusler und sein Weib hatten drei Töchter, aber keinen Sohn. Dieselben wurden bei den Eltern auferzogen; als sie aber älter zu werden begannen, wurden sie so faul, daß sie sich um nichts kümmerten. Die Eltern waren darüber sehr unzufrieden, konnten aber doch die Sache nicht ändern. So wuchsen sie denn heran in Unthätigkeit und Trägheit und beschlossen endlich sogar, den alten Vater und die alte Mutter aus dem Wege zu schaffen, damit sie unbehindert leben und thun könnten, was sie wollten. Sie mischten eines Abends zu diesem Zwecke so starke Giftkräuter in die Speise der Eltern, daß diese einschliefen und nicht wieder zu diesem Leben erwachten.

Nun konnten sie ungestört in der Hütte treiben, was sie wollten, und sie aßen gut und ließen ihren Gelüsten freien Lauf. So trieben sie es, bis sie alles Eßbare, was sich in der Hütte befand, aufgezehrt hatten und nun Noth zu leiden begannen.

Sie hatten gehört, daß der König viele Rinder besitze und darunter sich ein Ochs befinde, der durch seine Größe vor allen anderen hervorrage. Nun legten sie sich heimlich alle drei auf die Lauer, stahlen den Ochsen und führten ihn heim nach ihrer Hütte, wo sie ihn alsbald schlachteten.

Wir kehren nun wieder zurück in das Königreich.

Die Leute des Königs vermißten bald den guten Ochsen und meldeten dies dem Könige.

Der König trug seinem Minister auf, in die Hütte zu gehen und dort den Ochsen auszuforschen, denn er hatte Verdacht geschöpft, daß die Häuslerstöchter denselben entwendet hätten.

Der Minister kam zur Hütte und sah hier alle drei Schwestern vor derselben stehen und lachen. Die beiden älteren schickten hierauf die jüngste Schwester in die Hütte, um nachzusehen, ob es im Topfe bereits siede. Dieselbe kam alsbald wieder zurück und sagte, daß das Essen bereits gar gekocht sei.

Sie luden nun den Minister ein, mit ihnen in die Küche zu kommen und am Rande des Herdes Platz zu nehmen, und es blieb ihm auch nichts Anderes übrig, als dies zu thun. Er sah in dem Topfe nichts als leere Fischgräten.

Die Mädchen setzten sich nieder und begannen zu essen. Sie luden auch den Minister ein, an ihrem Mahle theilzunehmen; er aber wollte dies nicht; doch wartete er, bis sie gegessen hatten. Sodann grüßte er und ging davon.

Als er aber zur Thüre hinausging, sah er, daß plötzlich starkes finsteres Schneegestöber mit Wind losgebrochen war, so daß es unmöglich schien, den Weg zu finden.

Da traten die Schwestern auf ihn zu und sagten, daß ihm jetzt nur die Wahl bleibe, entweder von ihnen in das Unwetter hinausgestoßen zu werden oder bei der Aeltesten von ihnen zu schlafen. Ihm gefiel weder das Eine noch das Andere; allein er wußte, daß er kaum mit dem Leben davon kommen würde, wenn er vor die Thüre gienge, und so entschloß er sich lieber, in der Nacht bei der Häuslerstochter zu schlafen, da ja ohnehin Niemand davon wußte als er und die Schwestern.

Es wurde nun Abend; man ging zu Bette und der Minister legte sich zu der Häuslerstochter.

Es wird nicht weiter davon erzählt, was sie zusammen trieben; er erwachte jedoch erst am nächsten Tage. Da bemerkte er, daß die Schwestern fort waren und auch die, welche bei ihm geschlafen hatte. Er trabte nun davon und ging lange, lange,

bis er in der Ferne einen Gegenstand wahrzunehmen glaubte, der einem Wassergefäß oder einem Boote ähnlich sah. Hierauf erblickte er einen Wasserfall und als er bei demselben anlangte, nahm er das Boot und wollte damit über das Wasser fahren. Da kamen plötzlich die Mädchen lachend mit einem Lichte herbei und fragten ihn, warum er denn mit der Aschentruhe über den Bach des Hofes gehen wolle.

Da ward er sehr böse, als er bemerkte, wie man ihn zum Besten hielt; die Mädchen aber verspotteten ihn.

Hierauf sagten sie zu ihm, sie würden ihm das Leben nehmen, wenn er nicht verspreche, daß er Diejenige zum Weibe nehmen wolle, bei welcher er in der Nacht geschlafen habe.

Es blieb dem Minister nichts Anderes übrig, als dies zu versprechen.

Er kehrte nun nach Hause zurück und sagte dem Könige, daß er von einem starken Schneegestöber überrascht worden sei und daher nicht in die Hütte der Häuslerstöchter habe kommen können.

Der König vermuthete jedoch, daß ihm auf seinen Gange Schmähliches widerfahren sei, und glaubte seinen Worten nicht. Es solle nun sein Sohn hingehen und den Ochsen ausforschen, sagte er, denn er wolle denselben nicht so ohne Weiteres verloren geben.

Da machte sich denn der Königssohn auf den Weg.

Als er zu der Hütte kam, standen die Mädchen wieder draußen und lachten. Sie schickten die Jüngste hinein, um nachzusehen, ob es schon koche; sie kam bald wieder zurück und sagte, daß es im Topfe bereits koche.

Sie luden den Königssohn ein, mit ihnen in die Hütte zu kommen und hießen ihn am Rande des Herdes Platz nehmen. Er setzte sich hier nieder und sah nun, daß in dem Topfe leere Fischgräten waren.

Die Mädchen luden ihn ein, mit ihnen zu essen, er aber wollte nicht; hierauf nahmen sie allein ihr Mahl ein.

Als sie gegessen hatten, ging der Königssohn fort und wollte sich wieder auf den Heimweg begeben; da war aber starkes Hagelwetter eingetreten. Die Mädchen kamen zu ihm hinaus und sagten, daß sie ihm nur die Wahl ließen, entweder in das Hagelwetter hinauszugehen, in dem er sicherlich bald umkommen würde, oder bei der Zweitältesten von ihnen zu schlafen.

Er sah den gewissen Tod voraus, wenn er fortging, und entschloß sich daher, lieber bei dem Mädchen zu schlafen.

Es geschah Alles genau so wie früher; die Mädchen verschwanden, er erwachte, machte sich auf die Beine und ging, bis er das Boot und den Wasserfall erblickte.

Er wollte mit dem Boote über den Wasserfall setzen, da kamen die Mädchen lachend mit einem Lichte herbei und sagten:

„Das schickt sich nicht für einen Königssohn, mit der Aschentruhe am Hofbache herumzuschlenkern."

Der Königssohn war darüber ganz verwundert, sah aber doch, daß es sich so verhielt, wie die Mädchen sagten. Da sprachen diese zu ihm:

„Du sollst nun Dein Leben verlieren, wenn Du nicht feierlich gelobst, das Mädchen zur Frau zu nehmen, bei welchem Du heute Nacht geschlafen hast."

Er konnte nichts anderes thun als dies geloben und begab sich hierauf heim in die Halle seines Vaters und sagte, er habe unter freiem Himmel übernachtet und sei nicht in die Hütte gekommen.

Der König sagte, daß etwas Schlimmes hinter diesen Gängen sein müsse; doch könne er es nicht dabei bewenden lassen; sie möchten sich nur wieder auf den Weg machen. Aber weder der Minister noch der Königssohn waren zu bewegen, nochmals zu den Mädchen zurückzukehren.

Schließlich mußte der König selbst sich zu dem Gange bequemen. Er kam zu der Hütte und sah die Mädchen lachend vor der Thüre des Hofes stehen. Dieselben schickten die Jüngste in die Hütte hinein, um nachzusehen, ob das Fleisch im Topfe schon gekocht sei. Sie sagte, daß es bereits gekocht sei.

Hierauf gingen die Schwestern in die Küche, luden den König ein, mit ihnen zu kommen, und wiesen ihm am Rande des Herdes Platz zum Sitzen an.

Der König folgte den Mädchen in die Küche und setzte sich dort zu ihnen. Er sah nun, daß sich im Topfe nur Fischgräten befanden, während er geglaubt hatte, daß darin Fleisch von seinem Ochsen wäre.

Sie luden ihn ein, mit ihnen zu essen, er aber wollte nicht; doch blieb er so lange sitzen, bis sie mit dem Essen fertig waren. Hierauf grüßte er sie und ging zur Thüre; als er jedoch in's Freie kam, sah er mit Erstaunen, daß ein Ungewitter mit Donner und Blitz gekommen war. Dasselbe war so schrecklich, daß er wieder in die Hütte zurückkommen mußte.

Nun traten die Schwestern auf ihn zu und sagten, daß sie ihm nur zwischen zwei Dingen die Wahl ließen: er müsse entweder in das Ungewitter hinaus gehen und sein Leben verlieren oder heute Nacht bei der Jüngsten von ihnen schlafen.

Es dünkte ihm besser, das Leben zu erhalten, und er entschloß sich daher, bei dem Mädchen zu schlafen.

Es wurde Abend; die Schwestern gingen zu Bette und der König legte sich zu der Jüngsten. Als er am nächsten Tage erwachte, waren die Mädchen verschwunden, und auch Diejenige, welche bei ihm geschlafen hatte. Er kleidete sich an und ging fort; da sah er ein stehendes Wasser schimmern, das Klippen umgaben, die aber so niedrig waren, daß sie nur bis zu seinen Brustwarzen reichten; er fand hier einen Stab, nahm denselben und ging damit in's Wasser hinaus und wollte so über dasselbe

kommen; es wurde jedoch immer tiefer und er plätscherte lange darin herum.

In diesem Augenblicke kamen die Mädchen mit einem Lichte herbei, lachten unmäßig und sagten:

„Nun scheint uns der König wenig von sich zu halten und er wird sich später wohl schämen, daß er bei uns zum Speisekammernäscher geworden ist; da ist er mit dem Schneeschläger in die große Tonne mit den sauren Molken gestiegen und steht bis zu den Schultern in denselben; wie hat ihm nur Solches einfallen können?"

Der König aber war ganz verblüfft über dieses Wunder und schämte sich sehr, als er nun sah, daß es sich wirklich so verhielt, wie die Mädchen sagten. Diese aber sagten jetzt zu ihm:

„Wenn Ihr uns nicht versprechen wollet, unsere jüngste Schwester, bei der Ihr diese Nacht geschlafen habt, zu Eurer Königin zu nehmen, bringen wir Euch um's Leben und ertränken Euch hier in den sauren Molken."

Der König konnte nichts Anderes thun, als ihnen dies versprechen. Es wurde ihm hierauf die Freiheit geschenkt und er ging wieder heim in seine Halle.

Da erzählten die drei Männer einander, wie es einem jeden von ihnen ergangen war. Sie waren nun der Ansicht, daß die Fischgräten das Fleisch des Ochsen gewesen wären, und die Mädchen ihnen durch Gaukelei und Zauberkünste die Sinne verwirrt hätten. Sie beschlossen sodann, um ihr Versprechen zu erfüllen, die Mädchen in der Hütte aufzusuchen und sie nach der Halle des Königs zu bringen. Es wurde hierauf Hochzeit gehalten und Jeder von ihnen heirathete diejenige von den Schwestern, bei welcher er geschlafen hatte.

Sie lebten alle glücklich zusammen. Der Königssohn übernahm nach dem Tode seines Vaters die Regierung des Reiches und starb endlich in hohem Alter.

XXVIII. Bangsimon.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Sie hatten einen Sohn, der Sigurd hieß.

Nicht weit von dem Königsschlosse lebte ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte; der Mann hieß Bangsimon. Dieselben hatten eine Tochter Namens Helga, welche mit dem Königssohne Sigurd in gleichem Alter stand, und die beiden Kinder spielten oft zusammen.

Da trat das traurige Ereigniß ein, daß der König seine Königin durch den Tod verlor; er trauerte lange um sie, saß oft auf ihrem Grabhügel und vernachlässigte die Regierung des Reiches. Den Ministern und Hofleuten des Königs schien dies endlich so bedenklich zu werden, daß sie vor den König hintraten und ihn baten von seinen Klagen abzulassen; sie erboten sich zugleich fortzuziehen und um eine andere Frau für ihn zu werben.

Der König war mit diesem Vorschlage einverstanden, bat aber die Männer, weder ein dummes Inselweib, noch eines der schönen Frauenzimmer, wie solche sich häufig auf gegenüberliegenden Landspitzen aufhielten, noch auch ein in den Wäldern wohnendes Weib als Frau für ihn zu wählen.

Sie versprachen ihm das und rüsteten sich sogleich zur Fahrt. Sie verirrten sich aber auf dem Meere und fuhren lange ziellos umher, bis sie endlich vor dem Steven etwas großes Schwarzes sahen und entdeckten, daß es eine Insel war.

Sie stiegen an's Land und gingen hier so lange, bis sie zu einem Zelte kamen. Hier sahen sie ein sehr schönes Weib welches auf einem Stuhle saß und sich mit einem goldenen Kamme kämmte.

Das Weib fragte sie, wohin sie gehen wollten und was für ein Geschäft sie zu besorgen hätten.

Sie erzählten nun, was der Zweck ihrer Reise sei.

Da sagte das Weib:

„Da ist es Eurem König gerade so ergangen wie mir; denn auch ich habe vor Kurzem meinen Mann verloren. Er war Oberkönig über zwanzig Kleinkönige; Vikinger überzogen das Land mit Krieg, der König fiel, ich aber flüchtete hieher."

Hierauf warben sie um das Weib im Namen des Königs und erhielten eine zustimmende Antwort. Sie bestiegen sodann Alle die Schiffe und kamen ohne Unfall heim in das Reich des Königs.

Als der König die Schiffe von der Ferne heransegeln sah, ließ er sich in einem Wagen zum Strande fahren und lud die Königin ein, an seiner Seite im Wagen Platz zu nehmen. Hierauf fuhren sie beide in das Königsschloß.

Da der König an dieser Königin Gefallen fand, brachte auch er seine Werbung vor und dieselbe wurde freundlich aufgenommen. Der König ließ nun ein prächtiges Festgelage veranstalten und feierte seine Hochzeit mit ihr.

Sigurd, der Königssohn, aber verkehrte nur wenig mit seiner Stiefmutter und wollte so wenig als möglich mit ihr zu thun haben.

Es verstrich einige Zeit, bis die Königin krank wurde.

Der König war darüber sehr betrübt und fragte die Königin, ob dies nur eine vorübergehende oder aber tödtliche Krankheit sein werde.

Die Königin sagte, daß es eine tödtliche Krankheit sein werde und bat den König, er möge seinen Sohn Sigurd in den drei ersten Nächten nach ihrem Tode bei ihr in dem Gemache wachen lassen, welches sie bestimmen werde.

Es geschah nun, wie die Königin vorausgesagt hatte; die Krankheit war eine tödtliche und die Königin starb daran. Der König ließ ihre Leiche in das Gemach übertragen, welches sie bestimmt hatte, und trug Sorge, daß Alles so gemacht wurde, wie sie es verlangt hatte.

Hierauf bat er seinen Sohn, daß er bei der Leiche wachen möchte. Dieser aber wollte sich Anfangs durchaus nicht dazu herbeilassen.

Da erzürnte sich der König sehr und befahl Sigurd auf das Strengste, zu thun, was er ihm gesagt habe, so daß derselbe ihm versprechen mußte, seinem Gebote nachzukommen.

Da aber Sigurd sich im Dunklen fürchtete und überdies eine noch größere Furcht vor Leichen hatte, begab er sich zu Helga, der Häuslerstochter, und bat sie, ihren Vater Bangsimon zu bestimmen, daß er für Sigurd bei der Leiche der Königin wache.

Aber auch Bangsimon wollte sich Anfangs nicht dazu herbeilassen, und erst auf die wiederholten eindringlichen Bitten seiner Tochter versprach er, in der ersten Nacht bei der Leiche der Königin zu wachen.

Er begab sich denn Abends in das Gemach, in welchem die Leiche aufgebahrt lag. Als er in dasselbe eingetreten war, fragte die Königin:

„Wer ist da?"

„Bangsimon, der alte Mann von der Hütte", sagte er.

„Packe Dich, Du niederträchtiger Kerl! Du hast nicht bei mir zu wachen; der Königssohn Sigurd hat bei mir zu wachen. Sind meine Füße fahl?" sagte die Königin.

„Fahl wie ein Grashalm", entgegnete Bangsimon.

„Dann ist es am Besten zu ringen", sagte die Königin, und bei diesen Worten erhob sie sich von der Bahre und stürzte auf Bangsimon los; sie rangen sodann mit einander, bis es Tag wurde. Als dieser anbrach, legte sich die Königin wieder auf die Bahre, wie sie früher gelegen hatte, der alte Mann aber begab sich heim in seine Hütte.

Ganz dasselbe ereignete sich auch in der zweiten Nacht, und nun weigerte sich der Alte aus allen Kräften, auch noch die dritte Nacht bei der Leiche der Königin zu wachen; aber schließlich konnte er doch den Bitten seiner Tochter nicht wider-

stehen und erklärte sich bereit, auch in der letzten Nacht, die noch übrig war, die Wache zu übernehmen. Bevor er sich aber in das Königsschloß begab, sagte er zu Sigurd und Helga, sie müßten, wenn er nach Verlauf von drei Jahren noch nicht zurückgekommen sein sollte, einander heirathen.

Hierauf ging er wieder in das Königsschloß und in das Gemach, in welchem die Leiche lag; er und die Königin wechselten wieder dieselben Worte wie früher, und sie rangen hierauf bis es Tag wurde. Als dieser anbrach, wurde die Königin zu einem Geier, Bangsimon aber zu einem fliegenden Drachen; sie erhoben sich beide in die Luft und flogen über Länder und Meer dahin, bis sie in ein unbekanntes Land kamen; hier unterlag die Königin im Kampfe und Bangsimon wollte ihr die Kehle durchbeißen. Da bat sie ihn, ihr das Leben zu schenken, und versprach, daß sie ihm dies lohnen würde, sobald sie in diesem Reiche Königstochter geworden wäre.

„Wie willst Du dazu kommen, Königstochter zu werden?“ fragte Bangsimon.

„Ich will mich zu einem kleinen Kinde verwandeln und von dem König finden lassen, wenn er auf die Jagd geht,“ sagte sie.

Der alte Häusler ließ sie nun los und sie enteilte in einen großen Wald, der sich in der Nähe befand.

Am nächsten Tage ging der König in seinem Reiche auf die Jagd und fand im Walde ein schönes kleines Mädchen. Er nahm dasselbe mit sich nach Hause und zog es auf wie eine eigene Tochter, denn der König und die Königin waren kinderlos. Das Mädchen aber wuchs so schnell heran, daß es an's Wunderbare grenzte.

Der alte Bangsimon war ebenfalls in das Königsschloß gekommen und hielt sich dort auf; es wurde ihm erlaubt, Fische mürbe zu klopfen und ähnliche Arbeiten zu verrichten.

Nach einiger Zeit biß sich die Ziehtochter des Königs in die Finger, so daß dieselben bluteten; sie erzählte, daß der alte Mann, der sich im Königsschlosse aufhalte, sie so behandelt habe.

Der König und die Königin waren über den Alten sehr aufgebracht; doch wurde derselbe deshalb nicht fortgejagt.

Als einmal die Königstochter allein spazieren ging, fragte Bangsimon sie, wann sie es ihm lohnen wolle, daß er ihr das Leben geschenkt habe.

Sie sagte, sie werde es thun, sobald sie des Königs Königin geworden sei in diesem Reiche.

„Wie gedenkst Du denn dahin zu kommen, Königin in diesem Reiche zu werden?“ fragte Bangsimon.

„Ich will“, so sagte sie, „die Königin bitten, daß sie mir ihre Sammlung von Kleinodien zeige, denn sie schlägt mir keine Bitte ab. Ich will sie vor mir die Stiege hinaufgehen lassen, welche dahin führt; ich selbst folge ihr nach, und sowie sie auf die höchste Stufe der Stiege gelangt ist, breche ich die Stiege unter ihr ab, so daß sie sich den Hals bricht, begrabe sie unter der Stiege und ziehe ihre Kleider an und der König glaubt dann, daß ich die Königin sei.“

Hierauf schieden sie von einander.

Wenige Tage später vermißte der König seine Tochter und die Königin sagte, daß es wohl am wahrscheinlichsten sei, daß der alte Fischmann, der sie schon einmal schwer mißhandelt hätte, ihr ein Leides zugefügt habe.

Bangsimon wurde nun ergriffen und sollte auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden, so sehr er auch betheuerte, daß er die Königstochter nicht getödtet habe.

Er wurde zu dem Scheiterhaufen geführt und der König und die Königin waren zugegen, um seine Verbrennung anzusehen. Er bat, daß der König ihm, bevor er auf den Scheiterhaufen geworfen würde, eine Bitte gewähren möchte; er verlange keine Begnadigung.

Der König versprach es ihm.

Da bat Bangsimon die Königin, daß sie ihre Lebensgeschichte erzählen möchte.

Sie sagte, dies sei bald geschehen; denn sie sei eine Königstochter gewesen und habe dann den König geheirathet, welchen sie jetzt besitze; was sich seitdem ereignet habe, sei ohnehin Jedermann bekannt.

Bangsimon erzählte nun laut ihre ganze Lebensgeschichte, von dem Augenblicke an, wo sie in dieses Land gekommen. Da verwandelte sie sich in einen fliegenden Drachen und flog auf den alten Häusler zu. Der aber holte unter seinem Mantel einen Sack hervor und warf ihn ihr über den Kopf, so daß sie auf den Scheiterhaufen fiel und verbrannte.

Bangsimon gab alsdann dem Könige den Rath, unter der Stiege, welche zu der Kleinodienkammer führe, nachgraben zu lassen. Dies geschah auch und man fand Alles so, wie der Alte es gesagt hatte.

Da dankte der König dem alten Bangsimon mit vielen schönen Worten, daß er ihn von diesem Ungeheuer befreit habe, und gab ihm ein Schiff und Leute zu demselben, damit er, wie er es wünschte, in seine Heimath segeln konnte.

Von Sigurd aber ist zu berichten, daß er während Bangsimon's Abwesenheit seinen Vater verloren und hierauf die Regierung des Reiches übernommen hat. Als der alte Häusler heim kam, feierte Sigurd eben seine Hochzeit mit Helga; denn es waren bereits drei Jahre verflossen, seit der Alte nicht mehr nach Hause zurückgekehrt war. Die Freude des Wiedersehens war daher unbeschreiblich.

Das Ehepaar lebte hierauf lange geehrt und geachtet, und jetzt ist das Märchen von Bangsimon zu Ende.

XXIX. Ingibjörg, die Königstochter.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche, und dieselben hatten keine Kinder. Sie sehnten sich jedoch sehr, solche zu haben.

Eines Tages ging die Königin spazieren, und es lag viel frischgefallener, lockerer Schnee auf der Erde. Da blutete sie stark aus der Nase und sie wünschte sich, daß sie eine Tochter bekommen möchte, die so schön sei, wie das Blut und der Schnee zusammen zu schauen seien.

Bei dem Könige war auch ein Knecht, der Surtur hieß. Dieser hörte die Worte der Königin und fügte zu ihrem Wunsche die Worte hinzu:

„Und Du mögest tödtlichen Haß auf sie werfen."

Nun verging die Zeit, und es ereignete sich nichts, was der Erzählung werth wäre.

Eines Tages aber fand die Königin, daß sie guter Hoffnung sei. Als die Stunde ihrer Niederkunft herannahte, bat sie ihren Mann auf das Inständigste, das Kind, so wie es geboren wäre, tödten zu lassen.

„Das soll Dir niemals gewährt werden", entgegnete der König.

Die Königin gebar nun das Kind und es war ein reizend schönes Mädchen, welchem der Namen Ingibjörg gegeben wurde.

Der König ließ für das Kind ein eigenes Haus erbauen, gab demselben eine Pflegefrau und übertrug dieser die Aufziehung des Mädchens. Dies mißfiel der Königin sehr.

Ingibjörg wuchs auf und wurde so schön, daß die Leute nie Ihresgleichen gesehen hatten. Eines Tages wurde die Königin krank und sie fühlte, daß es mit ihr zu Ende gehen

werde. Da ließ sie ihre Tochter zu sich rufen und flüsterte derselben etwas in's Ohr, was niemand hörte.

Hierauf starb die Königin; sie wurde in einen Grabhügel gelegt und der König saß lange auf demselben und trauerte um sie. Ingibjörg ging in ihr Haus und hörte nie auf zu weinen.

Nicht weit von dem Königreiche war eine Insel; auf dieser wohnte ein Jarl, welcher eine Tochter hatte, die Hildur hieß. Nachdem der König lange um seine verstorbene Königin getrauert hatte, freite er um die Tochter dieses Jarls, erhielt sie auch und feierte in seiner Halle Hochzeit mit ihr, wobei es viel Pracht und Lustbarkeit gab. Ingibjörg jedoch nahm nicht daran theil; sie saß in ihrem Hause und weinte.

Eines Tages begab sich die junge Königin nach dem Hause der Ingibjörg, klopfte an die Thüre und bat die Königstochter ihr aufzuschließen. Dies that dieselbe auch.

Die Königin bat nun Ingibjörg, sie möchte mit ihr in den Wald hinaus gehen, um sich zu erlustigen. Die Königstochter wollte Anfangs nichts davon hören; als aber ihre Stiefmutter nicht abließ, sie zu nöthigen und in sie zu dringen, gab sie endlich nach und sie gingen zusammen in den Wald.

„Nun bitte ich Dich", sagte die Königin, „mir zu sagen, was Dir so nahe geht und Dir so großen Kummer verursacht."

Ingibjörg wollte ihr dies durchaus nicht mittheilen, so oft die Königin auch ihre Bitten wiederholte.

Endlich kamen sie zu einem großen Fluß. Da sagte die Königin:

„Wenn Du mir nicht sagst, warum Du immer weinst, stürze ich Dich in diesen Fluß."

Ingibjörg wählte lieber das Leben und erzählte der Königin, ihre Mutter habe den Fluch auf sie gelegt, daß sie im väterlichen Hause ein Kind bekommen, einen Mann tödten und das Schloß ihres Vaters niederbrennen solle.

„Lasse dies nicht Deinen Sinn bedrücken", sagte die Königin, „ich werde Dir schon aus diesen Nöthen helfen. Sag dem Knechte Surtur, Du habest heute eine schöne Pflanze auf den Meeresklippen gesehen, und bitte ihn, Dir dieselbe zu holen. Sowie er dann so hoch auf die Klippen gekommen ist, daß er nimmer höher kommen kann, laß das Seil aus, mit dem Du ihn hinaufgezögen hast, so daß er in's Meer fällt."

Ingibjörg befolgte diesen Rath und tödtete Surtur auf diese Weise. Hierauf ging sie wieder heim in ihr Haus.

Als die Königin einmal mit dem Könige zu sprechen kam, sagte sie:

„Du sitzest immer ganz ruhig in Deiner Burg, König, und gehst nie in den Wald hinaus, um Dich zu erlustigen, wie es die anderen Könige thun."

Der König sagte, er wolle gern in den Wald hinaus gehen, wenn sie es wünsche, und ritt auch eines Tages mit allen seinen Hofleuten dahin.

Die Königin theilte nun Ingibjörg ihr Vorhaben mit, ließ ihr helfen, alle werthvollen Gegenstände aus dem Schlosse zu tragen, und legte dann Feuer an dasselbe. Hierauf gab sie ihr ein Bündel und sagte ihr, sie solle dasselbe in den Wald hinaus rollen lassen; es werde bei der Thüre einer Hütte liegen bleiben, und wenn sie dahin komme, müsse sie darauf achten, daß sie den Bewohner dieser Hütte früher sehe als er sie. „Merke Dir aber, fuhr die Königin fort, „wenn Du von mir träumst, sollst Du, so schnell Du nur kannst, zu mir kommen."

Ingibjörg ging in den Wald und kam endlich zu der Hütte; sie betrat dieselbe und stellte sich hinter die Thür.

Nachdem eine gute Weile vergangen war, kam ein großer Riese in die Hütte; er trug einen Bären auf dem Rücken und warf denselben auf den Boden. Da erblickte er Ingibjörg; diese aber hatte ihn schon früher gesehen.

Ingibjörg bat den Riesen im Namen ihrer Stiefmutter, daß er ihr erlauben möchte, einige Tage hier zuzubringen.

Der Riese erlaubte es ihr und forderte sie auf, weiter in die Hütte hinein zu kommen.

Sie sah nun ein großes, aufgemachtes Bett und ein anderes kleineres unter demselben; dieses war kreisrund.

Der Riese fragte, ob sie lieber bei ihm oder bei seinem Hunde schlafen wolle.

Sie zog es vor, bei dem Hunde zu schlafen.

Ingibjörg blieb mehrere Tage in dieser Hütte. Einmal erwachte sie des Nachts und hörte ein starkes Gedröhn, welches so schrecklich war, daß man glauben konnte, die Erde berste auseinander.

Hierauf sah sie ein großes Ungeheuer in Menschengestalt in die Hütte kommen; dasselbe trug eine Haube aus den Schenkeltheilen einer Ochsenhaut, Hosen aus Pferdehaut, eine Weste aus der Haut des Eishais und eine Reitjacke. Sein Kopf war abscheulich-häßlich geformt; er hatte eine krumme und schiefe Nase, kohlschwarzes Haar und eine ebensolche Haut. Der Mund war ganz schief und ein großer Zahn ragte aus demselben hervor.

Von diesem abscheulichen Anblicke ward Ingibjörg so erschreckt, daß sie in das Bett des Riesen hinaufsprang. Hierauf schlief sie wieder ein und träumte nun von der Königin; da weckte sie der Riese. Sie verließ sogleich die Hütte, um so schnell als möglich zu dem Königsschlosse zu kommen.

Als sie dahin kam, sah sie die Königin in einem seidenen Hemde auf einem großen Scheiterhaufen sitzen. Da eilte sie auf den Scheiterhaufen zu, stieß einige Knechte auf denselben, nahm hierauf die Königin bei der Hand und führte sie in das Schloß.

Sie machte ihrem Vater harte Vorstellungen und sagte, er habe es der Königin übel gelohnt, daß sie ihr aus den Nöthen

habe helfen wollen, in welche sie der Zauber ihrer Mutter gebracht hätte.

Der König sagte, daß er dies nicht gewußt, sondern vielmehr geglaubt habe, daß die Königin ihn sammt dem Schlosse habe verbrennen wollen.

Es verging nun einige Zeit, bis die Leute zu bemerken glaubten, daß Ingibjörg unter dem Gürtel dicker werde.

Eines Tages kam ein prächtig gekleideter Mann auf einem rothen Pferde zum Schlosse geritten. Derselbe warb um Ingibjörg's Hand und erhielt dieselbe auch zugesagt, worauf mit großer Pracht ihre Hochzeit gefeiert wurde.

Kurze Zeit darauf gebar Ingibjörg ein Kind, und sie wußte nun, daß ihr Mann der Vater dieses Kindes und der Riese aus der Hütte sei, welcher dort in der Verzauberung gelebt hatte und der Bruder der Königin war.

Sie liebten einander bis in ihr hohes Alter und erhielten nach dem Tode des Königs dessen Reich und alle Reichthümer.

XXX. Hermod und Hadvör.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche; sie hatten eine Tochter, welche Hadvör hieß. Dieselbe war sehr schön, und da sie das einzige Kind war, welches ihre Eltern hatten, war sie die zukünftige Erbin des Reiches.

Der König und die Königin hatten auch einen Ziehsohn, der Hermod hieß; er stand beiläufig im selben Alter wie Hadvör, und war ebenfalls sehr schön und tüchtig und geschickt in allen Dingen.

Hermod und Hadvör spielten oft zusammen in ihrer Kindheit und schworen sich schon in jungem Alter heimlich gegenseitige Liebe und Treue.

Es verstrich nun einige Zeit bis die Königin krank wurde; da sie ahnte, daß sie an dieser Krankheit sterben würde, schickte sie nach dem Könige. Als dieser kam, sagte sie zu ihm, daß sie nicht mehr lange leben werde und daher besonders eine Bitte an ihn richten wolle, die Bitte nämlich, daß er, falls er sich eine zweite Frau nehmen wollte, keine andere wählen solle als die Königin vom guten Hetlande.

Der König versprach ihr dies und hierauf starb die Königin.

Nach einiger Zeit begann der König des einsamen Lebens überdrüssig zu werden, er rüstete ein Schiff aus und stach in die See. Da fiel ein dichter Nebel ein, so daß er sich verirrte.

Nach langer Irrfahrt stieß er endlich auf Land, legte dort vor Anker und verließ allein das Schiff. Als er eine Weile gegangen war, kam er in einen Wald; er ging darin eine Strecke weit dahin und ruhte dann aus.

Da hörte er überaus schön auf einem Instrumente spielen und ging dem Laute nach, bis er zu einer offenen Stelle im Walde kam. Hier sah er drei Weiber. Das eine von ihnen

saß in prächtiger Kleidung auf einem goldenen Stuhle, hielt eine Harfe in der Hand und hatte eine kummervolle Miene; das andere war auch sehr schön gekleidet, aber jünger und saß ebenfalls auf einem Stuhle, der aber nicht so kostbar war wie jener. Das dritte Weib stand bei den zwei anderen und war gleichfalls von 'recht hübschem Aussehen; dasselbe trug einen grünen Mantel über der übrigen Kleidung, und man konnte aus Allem ersehen, daß es die Dienerin der beiden anderen war.

Nachdem der König die Weiber eine Weile für sich betrachtet hatte, trat er auf sie zu und grüßte sie. Dasjenige, welches auf dem goldenen Stuhle saß, fragte ihn, wer er sei und wohin er zu gehen gedenke.

Er erzählte nun, daß er ein König sei und seine Königin verloren habe; er wolle nach dem guten Hetland segeln und dort um die Königin freien.

Die Frau sagte, daß das Schicksal dies wunderbar gefügt habe; Hetland wäre mit Krieg überzogen worden, Vikinger hätten ihren König in der Schlacht getödtet und da sei sie kummererfüllt aus dem Lande geflohen und nach vielen Mühen und Beschwerden hierher gekommen; sie sei dieselbe, welche er suche, und das eine der beiden anderen Weiber sei ihre Tochter, das andere ihre Dienerin.

Der König zögerte nicht lange, sondern trug gleich seine Werbung vor.

Sie nahm dieselbe freundlich auf, zeigte Freude und gab sogleich ihre Einwilligung. Nach kurzem Aufenthalte brachen sie alle auf und begaben sich zu dem Schiffe.

Von ihrer Fahrt wird nichts Besonderes berichtet; sie kamen ohne Unfall in das Reich des Königs, es wurde ein großes Hochzeitsfest veranstaltet und der König heirathete dieses Weib.

Es fiel auch eine Zeit lang nichts Bemerkenswerthes vor. Hermod und Hadvör gaben sich wenig mit der Königin und

ihrer Tochter ab; mit der Zeit aber wurden Hadvör und die Dienerin der Königin, welche Olöf hieß, vertraute Freundinnen, und Olöf kam oft in das Haus der Hadvör.

Es dauerte nicht lange, so zog der König in den Krieg. Als er fortgesegelt war, kam die Königin zu Hermod und sagte ihm, es sei ihr Wunsch, daß er ihre Tochter zum Weibe nehme.

Hermod entgegnete ihr aber kurz und bündig, daß daraus nichts werden könne.

Darüber wurde die Königin sehr erzürnt und sagte, daß dann auch sie beide, Hermod und Hadvör, sich vorläufig ihres Liebesglückes nicht länger freuen sollten; denn sie lege jetzt den Zauber auf ihn, daß er auf eine öde Insel kommen und am Tage ein Löwe, in der Nacht aber ein Mensch sein solle, so daß er der Hadvör gedenken könne und um so größere Pein empfinde. Von dieser Verzauberung solle er nicht früher erlöst werden, als bis Hadvör seine Löwenhaut verbrenne, was wohl sobald nicht der Fall sein werde.

Als die Königin ihre Rede beendigt hatte, sagte Hermod, er lege seinerseits den Zauber auf sie, daß, sobald er aus seiner Verzauberung erlöst sei, die Königin und ihre Tochter, die eine in eine Ratte und die andere in eine Maus verwandelt werden und so lange in dem Schlosse einander zerfleischen sollten, bis er sie mit seinem Schwerte tödten würde.

Hierauf verschwand Hermod und Niemand wußte, was aus ihm geworden war. Die Königin ließ ihn zum Scheine suchen, er konnte aber nirgends gefunden werden.

Als Olöf wieder einmal bei Hadvör war, fragte sie die Königstochter, ob sie wisse, wohin Hermod gekommen sei. Bei diesen Worten wurde Hadvör traurig und sagte, sie wisse es nicht.

Olöf entgegnete, sie wolle es ihr sagen, denn es sei ihr gar wohl bekannt. Sie erzählte nun, daß Hermod auf Veranstaltung der Königin verschwunden sei, denn diese sei eine Riesin,

wie auch ihre Tochter, und sie hätten ihre gegenwärtige Gestalt nur angenommen. Als Hermod sich nicht dem Wunsche der Königin fügen und ihre Tochter heirathen wollte, habe sie den Zauber auf ihn gelegt, daß er auf eine Insel hinaus kommen, dort am Tage zu einem Löwen, in der Nacht aber wieder zu einem Menschen werden und nicht früher aus dieser Verzauberung erlöst werden solle, bis Hadvör sein Löwengewand verbrenne. Sie sagte auch, es sei bestimmt, daß Hadvör heirathe; denn die Königin besitze einen Bruder in der Unterwelt, einen dreiköpfigen Riesen; diesen gedenke sie zu einem schönen Königssohn zu machen und als solchen um Hadvör freien zu lassen. Diese Handlung, sagte sie, sei nichts Neues für die Königin, und sie habe auch sie aus dem Hause ihrer Eltern entführt und sie gezwungen, ihr zu dienen; aber sie habe ihr nie ein Leides zufügen können, denn der grüne Mantel, welchen sie über ihren Kleidern trage, bewirke, daß ihr nichts schade, was man ihr auch zufügen möge.

Hadvör wurde nun ganz traurig und von Sorgen erfüllt über die Heirath, welche ihr bestimmt sein sollte, und sie bat Olöf auf das Inständigste, ihr einen guten Rath zu geben.

Olöf sagte, sie möchte darauf achten, daß der Freier durch den Boden des Hauses zu ihr komme, und solle dann Sorge tragen, sobald sie ein unterirdisches Gedröhn höre und der Boden anfange zu bersten, siedendes Pech bei der Hand zu haben und dasselbe rasch und ausgiebig in den Spalt zu gießen; das werde ihn tödten.

Zu dieser Zeit kam auch der König aus dem Kriege heim, und er war sehr betrübt, als er nicht erfahren konnte, was aus Hermod geworden sei. Aber die Königin tröstete ihn, so gut sie konnte, und so fand sich der König allmählich leichter in den Verlust seines Sohnes.

Hadvör saß in ihrem Hause und hatte Alles vorbereitet, um den Freier zu empfangen. Es dauerte auch nicht lange,

so entstand einmal des Nachts starkes Gedröhn und Getöse unter dem Boden des Hauses; da glaubte Hadvör zu wissen, was dies zu bedeuten habe, und bat ihre Dienstmädchen, sich bereit zu halten, ihr Beistand zu leisten.

Das Gedröhn und Gepolter wurde immer stärker, bis der Boden auseinander barst; da ließ nun Hadvör die Pechkessel herbeiholen und das Pech in den Spalt gießen. Der Lärm wurde hierauf immer schwächer und hörte endlich ganz auf.

Am nächsten Morgen erwachte die Königin sehr früh und sagte, sie müsse aufstehen, was der König sie auch thun ließ. Als sie angekleidet war, begab sie sich vor das Thor der Stadt und fand hier den Riesen, ihren Bruder, todt am Boden liegen. Die Königin trat auf ihn zu und sagte:

„Ich bestimme und wirke den Zauber, daß Du zu dem schönsten Königssohne werdest und daß Hadvör nichts gegen die Anschuldigungen machen könne, die ich gegen sie vorbringen werde.“

Da wurde die Leiche des Riesen zur Leiche des schönsten Königssohnes. Hierauf kehrte die Königin wieder nach Hause zurück, suchte den König auf und sagte zu ihm, es schiene ihr nicht, daß seine Tochter das gute Wesen sei, als welches sie sich geben wolle. Sie erzählte sodann, es sei ihr Bruder gekommen und habe um Hadvör's Hand angehalten, sie aber habe denselben getödtet; sein Leichnam liege, wie sie gesehen habe, draußen vor dem Stadtthore.

Der König ging nun mit der Königin, um die Leiche zu besichtigen, und es schien Alles mit ihren Angaben übereinzustimmen; er sagte, daß ein so schöner junger Mann für Hadvör ganz passend gewesen wäre und er gerne seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben hätte.

Die Königin bat den König, er möchte ihr erlauben zu bestimmen, welche Strafe Hadvör zu Theil werden solle, und

der König willigte ein, denn er sagte, er könne keine Strafe für seine Tochter festsetzen.

Das Urtheil der Königin aber war, daß der König einen großen Grabhügel über ihren Bruder aufwerfen und Hadvör lebendig zu ihm in den Hügel bringen lassen solle.

Der König hielt dies für ein vortreffliches und gerechtes Urtheil.

Wir müssen nun zurück zu Olöf. Diese wußte von all' diesen Anschlägen der Königin, ging zur Königstochter und erzählte ihr, was man mit ihr vorhabe.

Hadvör bat sie hierauf flehentlich, ihr Ratschläge zu geben.

Olöf sagte, sie sollte sich vor Allem einen weiten kurzen Mantel anfertigen lassen, welchen sie über den anderen Kleidern tragen möge, wenn sie in den Hügel gehe. Der Riese, fuhr sie fort, werde als Gespenst umgehen, wenn sie beide im Hügel beisammen sein würden, und zwei Hunde bei sich haben; er werde sie bitten, ein Stück Fleisch aus ihren Waden zu schneiden, und es den Hunden zu geben; sie solle ihm aber nicht früher versprechen, dies zu thun, bevor er ihr nicht sage, wo Hermod hingekommen sei, und ihr anzeige, wie sie ihn finden könne. Sowie sie aber den Hügel verlassen wolle, und der Riese sie zu diesem Zwecke auf seine Schultern steigen lasse, werde dieser versuchen, sie zu betrügen und sie bei dem Mantel ergreifen, um sie wieder in den Hügel zurückzuziehen. Sie möge daher Sorge tragen, daß der Mantel nur lose um ihre Schultern hänge, so daß er dem Riesen allein in der Hand zurückbleibe.

Der Grabhügel war nun fertig geworden, der Riese wurde in denselben gelegt und Hadvör, ohne daß sie sich vertheidigen oder verantworten konnte, mit ihm eingeschlossen. Als sie beide in dem Hügel waren, geschah Alles so, wie Olöf gesagt hatte. Dieser Königssohn ging als Gespenst um und wurde der Riese, der er war. Er hatte zwei Hunde bei sich und bat Hadvör, einen Bissen Fleisch für dieselben aus ihren Waden zu schneiden;

sie aber weigerte sich entschieden, dies zu thun, bevor er ihr nicht gesagt habe, wo Hermod sei, und ihr anzeige, wie sie zu ihm kommen könne.

Der Riese erzählte nun, Hermod befinde sich auf einer öden Insel, welche er bezeichnete; doch könne sie nicht dahin kommen, wenn sie sich nicht die Haut von den Fußsohlen abziehe und sich daraus Schuhe mache; denn mit diesen könne sie über Land und Wasser dahin gehen.

Hadvör that hierauf, was der Riese von ihr verlangte, schnitt Fleischstücke aus ihren Waden und gab dieselben den Hunden. Als sie damit fertig war, begann sie sich die Haut an den Fußsohlen abzuziehen, machte Schuhe aus derselben und sagte zu dem Riesen, daß sie nun fort wolle.

Der Riese entgegnete, sie müsse auf seine Schultern steigen. Dies that sie auch und sie kam auf diese Weise aus dem Hügel. Bevor sie jedoch denselben ganz verlassen hatte, wurde sie gar heftig rückwärts am Mantel erfaßt; sie hatte aber Sorge getragen, daß derselbe nur lose um ihre Schultern lag, und so blieb dem Riesen der Mantel allein zurück, Hadvör aber entkam.

Sie ging nun hinab zur See und dahin, wo sie wußte, daß es von dort nicht weit sei hinaus auf die Insel zu Hermod. Sie kam wohlbehalten über das Meer; denn ihre Schuhe trugen sie darüber. Als sie auf der Insel an's Land ging, sah sie nichts als Sand und hohe Klippen, so daß sie nicht wußte, wie sie in das Innere der Insel kommen könne. Da sie nicht nur hierüber traurig und betrübt, sondern auch von dem weiten Marsche ermüdet war, legte sie sich nieder und schlief ein. Da träumte ihr, daß ein riesengroßes Weib zu ihr kam und zu ihr sagte:

„Ich weiß, daß Du Hadvör, die Königstochter, bist und Hermod suchst. Er ist hier auf der Insel; doch wird es schwierig für Dich werden, mit ihm zusammen zu kommen, wenn Du Dir ganz allein überlassen bist; denn Du kannst aus eigenen Kräften nicht auf die Klippen hinauf kommen; ich habe deshalb ein Seil

oben an dem Felsen befestigt, und dasselbe wird halten, wenn Du Dich daran aufziehst, um in's Innere der Insel zu gelangen. Da die Insel groß ist, kann es leicht sein, daß Du den Ort, wo Hermod sich aufhält, nicht so bald finden wirst; deshalb lege ich einen Knäuel für Dich hieher; Du brauchst nur das Ende des Bandes anzufassen, welches daran ist, und der Knäuel wird von selbst vor Dir dahinrollen und Dir den Weg weisen. Außerdem lege ich noch einen Gürtel für Dich hierher; mit diesem sollst Du Dich umgürten, wenn Du erwachst, dann wirst Du vom Hunger nicht ermattet werden."

Hierauf verschwand das Weib; Hadvör aber erwachte und sah, daß Alles, was sie geträumt hatte, wahr war: ein Seil hing von dem Felsen nieder und neben ihr lagen ein Knäuel und ein Gürtel. Sie legte den Gürtel an, ging zu dem Seile und zog sich an demselben auf den Felsen empor. Hierauf faßte sie das Band, welches aus dem Knäuel heraushing, und dieser rollte nun dahin und blieb erst vor dem Eingange einer nicht allzu großen Höhle liegen.

Hadvör ging in die Höhle hinein und sah darin ein ärmliches Bett; sie kroch unter dasselbe und legte sich hier nieder.

Als es Abend wurde, hörte sie draußen ein Gedröhn und hierauf Fußtritte; da merkte sie, daß der Löwe zu dem Eingang der Höhle gekommen war und sich dort schüttelte; sodann hörte sie, wie ein Mann hinein kam und zu dem Bette ging. Sie erkannte in diesem Manne alsbald Hermod; denn er begann mit sich selbst über seinen Zustand zu sprechen, und erwähnte dabei oft seiner Liebe zu Hadvör und anderer Dinge aus früherer Zeit.

Hadvör verhielt sich jedoch ruhig und wollte warten, bis Hermod eingeschlafen wäre; als sie glaubte, daß er in festem Schlafe liege, kroch sie unter dem Bette hervor, zündete vor der Höhle ein Feuer an und verbrannte das Löwengewand, welches Hermod draußen abgelegt hatte. Hierauf ging sie wieder in

Höhle zurück und weckte Hermod. Da gab es ein gar freudiges Wiedersehen zwischen ihnen.

Des Morgens dachten sie an ihre Heimkehr und überlegten ganz besonders, auf welche Weise sie von der Insel fortkommen könnten.

Da erzählte Hadvör dem Hermod von ihrem Traume und sagte, daß es wohl Jemand auf der Insel geben müsse, der ihnen helfen könne.

Hermod entgegnete, er wisse nur, daß sich ein Riesenweib auf der Insel aufhalte; dasselbe sei die vollständigste Treuriesin und der beste Schutzgeist, und es gelte nun vor Allem, dasselbe aufzusuchen.

Sie suchten hierauf die Höhle der Riesin und fanden sie auch; sie sahen in derselben ein erschrecklich großes Riesenweib mit fünfzehn jungen Söhnen und baten es, ihnen behilflich zu sein, daß sie von der Insel an's Festland kommen könnten.

Die Riesin sagte, daß etwas Anderes leichter zu veranstalten wäre; denn der Hügelbewohner, bei welchem Hadvör gewesen sei, werde trachten, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen; er sei zu einem großen, gefürchteten Walfisch geworden und er wolle sie um's Leben bringen, während sie an's Land führen. Die Riesin sagte jedoch, sie werde ihnen ein Schiff borgen; und wenn sie des Walfisches ansichtig und glauben würden, daß ihr Leben in Gefahr sei, so möchten sie ihren Namen rufen.

Hermod und Hadvör dankten der Riesin mit vielen und schönen Worten für ihre Hilfe und ihren guten Rath und segelten von der Insel ab. Bald aber sahen sie einen Walfisch, der gewaltig im Wasser herumschlug und unter mächtigem Brausen der Wogen auf sie zuschwamm. Da wußten sie, woran sie jetzt waren, und hielten dafür, daß sie es wohl niemals nöthiger hätten, den Namen der Riesin zu rufen, als jetzt; und dies thaten sie denn auch.

Gleich darauf sahen sie hinter sich einen ungeheuer großen Walfisch heranschwimmen, dem fünfzehn kleine Wale folgten. Dieser ganze Haufe schwamm eiligst dem Schiffe, in welchem Hermod und Hadvör waren, vor und auf den anderen großen Walfisch los. Dann gab es einen harten Kampf und die See wurde so unruhig, daß das Boot nur mit Mühe und Noth gegen die Sturzwellen geschützt werden konnte.

Nachdem dieser Kampf eine gute Weile gedauert hatte, sahen Hermod und Hadvör, daß die See ganz blutig wurde, und hierauf verschwand der eine Walfisch mit den fünfzehn kleineren Walen, und sie kamen wohlbehalten an's Land.

Wir müssen jetzt zurück in's Königsschloß. Dort hatten sich seltsame Dinge ereignet: die Königin und ihre Tochter verschwanden, aber eine Ratte und eine Maus lagen dort im beständigen Kampfe mit einander. Viele wollten diese ekelhaften Thiere fortjagen, aber Niemand brachte es zu Stande.

Es verging so einige Zeit und der König war ganz niedergedrückt von Kummer und Trauer wegen des Verschwindens seiner Königin und weil die beiden widerlichen Thiere alle Freude in dem Schlosse verhinderten.

Eines Abends, als Alle wieder kopfhängerisch in der Halle saßen, trat Hermod in dieselbe ein, umgürtete sich mit einem Schwerte und begrüßte den König. Dieser empfing ihn mit unbeschreiblicher Freude und glaubte, ihn von den Todten zurückerhalten zu haben.

Bevor aber Hermod sich setzte, ging er dahin, wo die Ratte und die Maus mit einander kämpften und hieb die Thiere mit dem Schwerte in Stücke. Nun waren alle auf's Höchste erstaunt, als sie sahen, daß zwei Unholdinen todt auf dem Boden der Halle lagen, und sie verbrannten dieselben sogleich zu kalter Kohle.

Hierauf erzählte Hermod dem König alle seine Schicksale und derselbe war sehr erfreut, daß er von diesen Ungeheuern befreit worden war.

Hermod hielt nun um Hadvör's Hand an und der König gab sie ihm mit Freuden. Sie hielten Hochzeit und da der König bereits alt geworden war, übertrug er die Regierung des Reiches dem Hermod.

Olöf vermählte sich mit einem vornehmen Manne des Reiches und sie alle

Lebten lange und glücklich,
Hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter
Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

XXXI. Sigurd und Ingibjörg, die Königskinder.

Wie es oft geschah, regierte ein König in einem Lande; er hatte eine Königin und mit ihr zwei Kinder, welche Sigurd und Ingibjörg hießen. Bevor noch diese erwachsen und aus den kindlichen Jahren gekommen waren, starb die Königin, ihre Mutter.

Der König war über den Verlust seiner Königin sehr betrübt, so daß er für gar nichts Theilnahme hatte, sondern immer nur seine Frau beweinte und lange bei ihrer Begräbnißstätte saß.

Als so einige Zeit verstrichen war, kamen seine Minister zu ihm und legten ihm nahe, daß er seinem Kummer ein Ende machen müsse und dies am ehesten zu Stande bringe, wenn er sich auf's Neue um eine Frau umsähe, sei es selbst oder durch Abgesandte. Sie machten ihm auch Vorstellungen, wie sehr die ganze Regierung des Reiches wegen seines übermäßigen Kummers in Unordnung gerathe und dieser Zustand nicht mehr länger

andauern könne. Der König sah ein, daß dies ganz richtig sei; er gab seine Zustimmung, daß Abgesandte in andere Länder fahren und eine Frau für ihn werben sollten und rüstete Schiffe und Mannschaft aus.

Als die Abgesandten auf die hohe See hinaus gekommen waren, entstand ein großer Sturm; sie verirrten sich, so daß sie nicht mehr wußten, wohin sie steuerten, und sich ganz dem Winde überließen. Endlich stießen sie doch auf ein Land, welches sie aber nicht kannten.

Die Anführer stiegen an's Land, um dasselbe zu erforschen, und ließen die Mannschaft zur Bewachung der Schiffe zurück. Sie sahen hier nichts, was einer Menschenwohnung glich, und glaubten daher, daß dieses Land unbewohnt sei. Endlich aber entdeckten sie doch ein Gehöft, das jedoch aus ärmlichen Hütten bestand.

Sie gingen nun auf dieses Gehöft zu, um zu sehen, ob dort ein menschliches Wesen wohne oder nicht. Sie fanden ein Weib, welches bereits ziemlich bejahrt, aber doch noch ganz hübsch war. Dasselbe fragte sie, wer sie seien, und woher sie kämen.

Sie gaben über Alles gewissenhaft Bescheid und erzählten freiwillig, was der Zweck ihrer Reise sei.

Sie erfuhren nun auch, was für ein Land es sei, in welches sie gekommen waren; doch wird der Name desselben nicht erwähnt.

Das Weib meinte, sie hätten wenig Glück gehabt, da sie in ein Land kämen, wo keine Aussicht vorhanden sei, sich ihres Geschäftes zu entledigen.

Da es bereits Abend geworden war und das Wetter schlecht zu werden begann, baten die Abgesandten des Königs das Weib, es möchte ihnen Nachtherberge gewähren.

Dasselbe schwankte Anfangs, indem es sagte, daß ihre schlechten Hütten durchaus nicht für Leute eingerichtet seien, welche gewohnt wären, in Königshallen zu sitzen. Auf ihr

wiederholtes und eindringliches Bitten ließ es sich endlich doch bewegen, ihren Wunsch zu erfüllen.

Das Weib ließ die Leute des Königs eintreten; und da gab es nicht wenig Erstaunen und Bewunderung unter ihnen; denn diese Herberge schien ihnen eher königlichen Sälen als ärmlichen Hütten zu gleichen.

Nach einer Weile deckte das Weib den Tisch für sie und setzte ihnen Leckerbissen vor, wie sich solche nur für Könige geziemen.

Während des Essens fragten sie die Wirthin unter Anderem, ob sie ganz allein auf diesem Hofe wohne.

Sie meinte, daß man dies wohl sagen könne; doch habe sie ihre Tochter bei sich, aber nur damit sie an ihr einen Zeitvertreib besitze.

Nun baten die Leute des Königs, daß sie das Mädchen sehen dürften.

Nur ungern und mit Mühe und Noth ließ sie sich endlich dazu herbei und führte das Mädchen zu ihnen. Aber sowie die Männer dasselbe erblickten, waren sie fast geblendet von seiner Schönheit, und es schien ihnen so reizend zu sein, daß sie mit Gewißheit darauf rechnen konnten, daß es auch dem König gefallen würde, wenn sie es mit sich nähmen.

Sie warben deshalb unverweilt im Namen des Königs um die Hand des Mädchens.

Das ältere Weib nahm ihre Rede für einen Scherz und antwortete ebenso, es wäre wahrscheinlich oder doch annehmbarer, daß der König an einer Häuslerstochter größeren Gefallen finden könne. Sie sagte weiters, daß es für solche und ähnliche Weiber aus armen Hütten besser sei, nicht zu solchen Würden zu gelangen, da sie darauf gefaßt sein müßten, wegen ihrer Unwissenheit und Ungeschliffenheit die Ehren bald wieder mit Schande zu verlieren.

Aber die Gesandten des Königs bestanden nur um so fester auf ihrem Verlangen, und als das Weib sah, daß es ihr voller Ernst war, versprach es endlich, dem König die Tochter zum Weibe zu geben und sie mit ihnen fahren zu lassen, jedoch unter der Bedingung, daß sie, wenn der König sie nicht haben wollte, dieselbe wieder zurückbringen müßten.

Dies versprachen sie, und sie schliefen sodann die Nacht hindurch.

Am nächsten Morgen verlangten die Leute des Königs, daß das Mädchen mit ihnen zu den Schiffen komme. Die Mutter war damit einverstanden, die Tochter ziehen zu lassen, sowie ihr Bischen Habe, das sie mitnehmen müsse, zum Meere hinab gebracht sei.

Es wurde nun das Gepäck des Mädchens herbei gebracht, und die Abgesandten mußten ihre ganze Schiffsmannschaft herbeirufen, um dasselbe zum Meere hinabbringen zu lassen; so groß war „das Bischen" Habe, welches das Mädchen mit sich nahm.

Als dies geschehen war, folgten Mutter und Tochter den Leuten des Königs zum Meeresstrande. Dieselben sprachen leise zusammen, und die Leute konnten nicht verstehen, was sie sagten; nur Einer hörte, daß das ältere Weib sagte, *man solle ihr den Stein schicken.*

Als sie bei den Schiffen angekommen waren, sagte die Mutter des Mädchens, daß sie hier zurückbleiben wolle, küßte ihre Tochter und wünschte Allen Glück und Wohlergehen.

Hierauf lichteten sie die Anker und stachen in das Meer hinaus. Sie hatten eine gute Fahrt und landeten nicht weit vom Königsschlosse.

Der König erfuhr sogleich, daß seine Abgesandten angekommen seien. Er ging denselben mit zahlreichem Gefolge entgegen und empfing sie freundlich. Ueberaus erfreut aber war er, als er die zukünftige Königin erblickte, die sie ihm verschafft

hatten, denn dieselbe war schöner und feiner in den Manieren, als alle anderen Mädchen, welche je seine Augen gesehen hatten.

Der König ging nun mit der ganzen Schaar nach der Halle und es wurde ein großes Festmahl für die Angekommenen veranstaltet. Kurze Zeit darauf heirathete der König das Mädchen und liebte seine Frau sehr.

Bald nachdem der König diese neue Königin geheirathet hatte, war er gezwungen, in ein anderes Königreich zu ziehen; er ließ seine Schiffe zur Fahrt ausrüsten, und da er voraussetzte, daß er lange ausbleiben würde, bat er die Königin mit den eindringlichsten Worten, seine Kinder gut zu behandeln und freundlich gegen sie zu sein.

Die Königin versprach es ihm gerne.

Als guter Wind eintraf, segelte der König fort und er kommt nun längere Zeit in der Geschichte nicht vor.

Wir müssen wieder zurück zur neuen Königin.

Eines Tages, als schönes Wetter war, ging dieselbe zu den Königskindern Sigurd und Ingibjörg, und lud sie ein, mit ihr zum Strande des Meeres zu gehen, um sich zu erlustigen.

Die Kinder wollten jedoch nicht mit ihr gehen; denn sie trauten dieser ihrer Stiefmutter nicht.

Die Königin stellte sich, als ob sie darüber erzürnt wäre, und sagte, sie habe das Recht, dies mit Gewalt zu fordern, wenn sie es nicht freiwillig thun wollten.

Da blieb den Kindern nichts Anderes übrig, als mit ihr zu gehen.

Sie gingen alsdann alle drei zum Meere hinab und wandelten eine kurze Strecke längs des Strandes dahin, bis sie zu einem großen Stein kamen, der am Ufer lag; derselbe schien jedoch nur ein Stein zu sein, denn er war dem übrigen Gestein, welches am Strande herumlag, ganz ungleich. Die Königin blieb also bei diesem Steine stehen und sagte zu demselben:

„Oeffne dich!"

Da öffnete sich der Stein und im selben Augenblick stieß die Königin die beiden Königskinder in denselben hinein, schloß ihn wieder und wälzte ihn in das Meer hinein. Hierauf kehrte die Königin wieder in das Schloß zurück und kommt nun längere Zeit in der Geschichte nicht vor.

Wir bleiben jetzt eine Weile bei den Königskindern. Dieselben bemerkten, daß der Stein mit großer Gewalt dahin getrieben wurde, und es dauerte unglaublich lange, bis er endlich ruhig liegen blieb. Da vermuthete Sigurd, daß der Stein irgendwo an's Land gekommen sein müsse. Es kam ihm der Gedanke, ob er nicht das Gleiche thun könne wie die Königin, und sagte:

„Oeffne dich!"

Da öffnete sich der Stein und Sigurd sah nun, daß derselbe am Ufer eines Landes lag.

Die beiden Kinder stiegen aus dem Steine an's Land, und dasselbe schien ihnen unbewohnt zu sein, denn sie suchten vergebens nach einer Hütte oder einem anderen Zufluchtsorte. Da beschlossen sie denn, selbst eine kleine Hütte für sich zu erbauen, in der sie sich aufhalten könnten.

Sigurd war früher gewohnt gewesen auf die Jagd zu gehen, und als die Geschwister mit der Königin, ihrer Stiefmutter, fortgingen, hatte Sigurd heimlich eine Schußwaffe, ein Messer und eine Flöte zu sich gesteckt. Diese Gegenstände kamen ihnen nun sehr zu Nutzen.

Sigurd versuchte Wild und Vögel zu schießen, welche ihnen zur Speise dienen sollten, und es gelang ihm auch ganz gut; doch fehlte es ihnen jetzt an Feuer, um die erlegten Thiere zu sieden oder zu braten, und so befanden sie sich denn in einer sehr bitteren Lage.

Eines Tages begab sich Sigurd, wie öfter, landeinwärts, um Wild und Vögel zu jagen, und ging diesmal viel weiter, als er es sonst gewöhnt war. Da gewahrte er in der Ferne ein ganz kleines Gehöft und ging auf dasselbe zu. Er

sah hier keinen Menschen und kein anderes lebendes Wesen und kletterte darum zu dem Rauchloch der Küche empor, um durch dasselben hinab zu schauen und vielleicht etwas Näheres zu erfahren.

Da sah er ein altes Weib, welches damit beschäftigt war, die Asche von dem Herde wegzunehmen und dieselbe zwischen seine Füße zu schaufeln. Die Person ging dabei sehr unreinlich zu Werke, wie ja auch sie selbst sehr schmutzig und häßlich war. Aus ihrem ganzen Benehmen glaubte Sigurd zugleich schließen zu können, daß sie blind sein müsse.

Er beschloß daher zu versuchen, ob er nicht in die Hütte hineinschleichen und der Alten heimlich einen ganz kleinen Feuerfunken stehlen könne. Dies that er denn auch, und es ging Alles ohne Schwierigkeit von Statten; die Alte bemerkte ihn nicht, und er glaubte annehmen zu können, daß sie auf dem Hofe ganz allein sei.

Sigurd eilte nun mit dem Feuer heim zu seiner Schwester und diese empfing ihn mit Freuden. Er bat sie auf das Eindringlichste, gut auf das Feuer acht zu geben und es nicht verlöschen zu lassen. Aber die Königstochter war nicht gewöhnt, Feuer zu hüten, und dasselbe ging daher bei ihr in jeder Nacht aus, so daß Sigurd jeden Tag wieder neues Feuer holen mußte, wobei er immer auf die gleiche Weise vorging.

Die Geschwister lebten dort einige Zeit von dem, was Sigurd auf seinen Jagden erbeutete. Es ging ihnen regelmäßig jede Nacht das Feuer aus, und regelmäßig gelang es Sigurd wieder solches der Alten zu entwenden. Bisweilen hörte er jedoch, daß dieselbe, wenn er das Feuer genommen hatte, vor sich hin murmelte:

„Spät kommen sie, die Teufelskinder."

Sigurd vermuthete, daß diese Rede ihm und seiner Schwester gelte, welche auf so wunderbare Weise dahingekommen waren. Er hatte daher immer große Furcht, wenn er bei dem Weibe

war, und hielt jedesmal den Athem an, wenn er das Feuer nahm. Das aber schien ihm das Allerschlimmste zu sein, daß seine Schwester ihn unabläſſig mit der Bitte bestürmte, er möchte ihr versprechen, daß er sie einmal mit dahin gehen lasse, von wo er das Feuer hole; denn er wußte, daß sie sich nicht zurückhalten könne, über Alles laut aufzulachen; andererseits wieder konnte er es schwer über sich bringen, ihr etwas abzuschlagen, das er im Stande war, ihr zu gewähren. Sie drängte so lange in ihn, daß er endlich nachgeben und ihr versprechen mußte, sie dahin mitzunehmen. Sie mußte ihm jedoch geloben, sich durch nichts zum Lachen oder zu irgend einem Laute bringen zu lassen, was immer sie auch sehen oder hören möge; denn es stehe ihrer beiden Leben dabei auf dem Spiele, sagte er.

So machten sich denn eines Tages die beiden Geschwister auf den Weg zu dem Hofe. Als sie dahin kamen, stiegen sie beide leise zum Rauchloch empor, wie Sigurd es immer zu thun pflegte. Dies ging auch ganz gut. Als sie nun aber durch das Loch in die Küche hinab schauten, da kam es, wie zu erwarten war. Die abscheuliche Alte stand vor dem Herde und spreizte die Füße über die Aschengrube, welche ziemlich groß war. Sie war ganz mit Asche bestäubt, da sie damit beschäftigt war, die Asche vom Herde wegzufegen und zwischen ihre Füße zu werfen, wobei ganze Wolken empor wirbelten. Da konnte sich die Königstochter nicht länger zurückhalten, sondern lachte laut auf, oben beim Rauchloch.

Da sagte das alte Weib:

„Hä, hä, dahin sind sie also gekommen, die Teufelskinder!"

Bei diesen Worten erhob sich die Alte und polterte hinaus. Sie war jetzt so flink auf den Füßen, daß die Kinder ihr nicht entkommen konnten, obschon sie eilig davon laufen wollten; denn die Königstochter mußte noch immer lachen; die Alte kam ihr ja gar zu lächerlich vor, besonders auch, als sie zu laufen anfing.

Das Weib holte die beiden Geschwister bald ein und führte sie an einem Zügel in ihre Hütte hinein. Hier stellte sie dieselben in eine Art von Verschlag, welches ihr Schweinestall war, und band sie jedes an einen Pfosten. Sie gab ihnen gutes und reichliches Essen; aber dennoch erschien den beiden Geschwistern das Leben langweilig; denn es war in der Hütte halbfinster und roch schlecht. Außerdem wurden sie auch dadurch beunruhigt, daß das alte Weib öfter leicht in ihre Finger biß und sagte:

„Sie sind noch nicht fett genug."

Sie trachteten nun auf jede Weise sich zu befreien; doch dies war keine leichte Sache. Nach langen Mühen gelang es Sigurd endlich, das Band an der einen Hand zu zerbeißen; er konnte zu seinem Messer gelangen, und mit diesem zerschnitt er die übrigen Bande an sich sowohl, wie an seiner Schwester. Hierauf schlachteten die beiden Geschwister zwei Schweine der Alten, zogen ihnen die Haut ab, und krochen selbst in die Bälge.

Des Morgens ließ die Alte wie gewöhnlich die Schweine in's Freie und zählte sie vorher. Unter ihnen waren aber die Königskinder. Sowie dieselben den Klauen des Weibes entronnen waren, warfen sie die Schweinsbälge von sich und sahen, wie die Alte in dem Stalle herumzutasten begann, als sie die beiden Kinder nicht fand. Darüber lachte Ingibjörg laut auf, so daß die Alte nun wußte, daß die Kinder ihr entkommen waren. Diese eilten aus allen Kräften davon, als sie hörten und sahen, daß das Weib hinter ihnen nachgelaufen kam. Sie kamen zu einer Kluft, über welche sie hinweg springen konnten. Die Alte raste ihnen nach, da sie aber blind war, sah sie die Kluft nicht und dachte auch in Folge ihrer Raserei nicht daran, daß dieselbe sich hier befand, sie stürzte daher kopfüber hinein und brach den Hals. Wenige betrauerten ihren Tod, am Wenigsten aber die beiden Geschwister. Diese waren im Gegentheil sehr erfreut; denn sie hatten jetzt Ruhe vor dieser Hexe.

Nur Eines betrübte die Königskinder, und dies war, daß sie beide ganz allein in diesem öden Lande leben mußten. Sie dachten sich daher auf jede Weise die Zeit zu vertreiben, und Sigurd setzte sich, wenn er auf der Jagd war, oft nieder und blies lange und lange auf der Flöte.

Eines Tages ereignete es sich, daß die Königskinder auf dem Meere ein Schiff sahen, welches nicht weit vom Lande dahin segelte. Da strengte sich Sigurd so sehr er nur konnte an, um recht laut auf seiner Flöte zu blasen. Die Schiffe nahmen die Richtung gegen das Land und nun waren die Geschwister nicht wenig glücklich; Sigurd strengte sich noch mehr an, so laut als möglich zu blasen.

Eines von den Schiffen legte am Strande an, die anderen aber blieben in einiger Entfernung vom Lande.

Da gab es keine geringe Freude; denn auf diesem Schiffe war der Vater der beiden Geschwister. Er stieg mit wenigen Männern an's Land und Vater und Kinder erkannten einander sogleich. Diese stürzten demselben freudetrunken in die Arme, er aber war auf's Höchste erstaunt, seine Kinder hier in diesem öden, unbewohnten Lande zu finden; denn er wußte nicht, was sich inzwischen zu Hause ereignet hatte.

Keiner von den Leuten des Königs hatte aber mit ihm an dieses Land fahren wollen, da sie glaubten, daß hier böse Geister hausten und das Flötenspiel für eine Art Gesang von Meerweibern hielten, welche die Flotte des Königs in's Verderben ziehen wollten, wenn sie sich durch den Gesang hätte anlocken lassen. Darum blieben auch die übrigen Schiffe in einiger Entfernung vom Lande liegen, während das Schiff des Königs allein an's Land fuhr.

Der König fragte die Kinder, wie so es komme, daß sie sich hier befänden. Da erzählten sie ihm Alles, was sie darüber wußten, sowie ihre Schicksale, seit sie in dieses Land gekommen waren.

Der König nahm die Kinder mit sich auf das Schiff und verbot seinen Leuten, das Geringste von diesem Ereignisse bekannt werden zu lassen. Hierauf ließ er die Flotte wieder weiter segeln und zwar direct seinem Reiche zu, wo er an einem besonders gewählten Orte landete und die Kinder vorläufig verborgen hielt.

Nun kam die Königin ihrem Manne entgegen und empfing ihn mit größter Freundlichkeit.

Der König zeigte sich nicht sehr erfreut und fragte, warum denn seine Kinder nicht gekommen seien, um ihn zu empfangen, wie es immer ihre Gewohnheit war.

Die Königin bat ihn, nicht davon zu sprechen, und begann zu jammern und zu weinen. Sein Land sei von einer bößartigen Krankheit heimgesucht worden und dieselbe habe auch seine „lieben Kinder" trotz ihrer und Anderer Pflege und Fürsorge dahingerafft.

Niemand aber wagte es, den Worten der Königin zu widersprechen, so gut hatte sie früher Alles vorbereitet.

Der König stellte sich, als ob er über diese Nachricht sehr betrübt wäre; diejenigen aber, welche ihn genauer kannten, bemerkten, daß es ihm mit seinem Kummer nicht ernst war.

Er fragte die Königin, ob die Kinder begraben worden seien.

Halb weinend antwortete sie, daß dies geschehen sei.

Da wollte der König gleich zu ihren Grabstätten gehen, um sie zu sehen. Die Königin versuchte dies jedoch auf jede Weise zu verhindern, und sagte, daß dieser Anblick nur seinen Kummer vermehren würde. Sie sprach dabei in so süßen Worten und war so zärtlich gegen ihn, als sie nur konnte, so daß es Allen leid that, wie hartherzig der König war, der unerbittlich darauf bestand, die Grabstätten seiner Kinder zu sehen. Dieselben mußten ihm endlich gezeigt werden. Als er dahin kam, be-

wunderte er zwar die Schönheit derselben, konnte jedoch unmöglich weinen. Dies scheine ihm sehr seltsam zu sein, meinte er.

Der König begab sich hierauf mit seinem Gefolge heim in das Schloß, und die Königin ließ ein großes Freudenmahl für ihn veranstalten.

Es verstrich nun einige Zeit, in der der König jeden Tag zu den angeblichen Grabstätten seiner Kinder ging, ohne aber über denselben weinen zu können, und er sagte immer, daß er sich darüber wundere.

Endlich begehrte er, daß die Kinder wieder ausgegraben werden sollten, damit er — wie er sagte — die Leichen und deren Zurüstung sehen könne.

Die Königin beschwor ihn mit den zärtlichsten Worten, von diesem Vorhaben abzustehen; allein der König blieb auch diesmal unerbittlich und ließ die Gräber eröffnen. Es wurden die Särge herausgenommen, welche sehr prächtig waren. Aber der König wollte, daß auch diese geöffnet würden. Die Königin und viele Andere machten ihm abermals Vorstellungen, und sagten, daß dies ja den Kummer des Königs mehren müsse, wenn er seine Kinder oder vielmehr deren Leichen so lange Zeit nach ihrem Tode sehen würde.

Der König bestand nur um so fester auf seinem Verlangen, und die Särge wurden geöffnet. Da befand sich in jedem derselben die Leiche eines jungen Hundes, doch keine der Kinder.

Der König sagte, er sehe nun daß hier verbrecherischer Betrug im Spiele sei und er habe dies schon früher gewußt. Er wollte hierauf der Königin sogleich das Leben nehmen lassen. Diese gestand ihre ganze Unthat ein und bat den König um Gnade. Sie habe ohnehin nur mehr kurze Zeit zu leben, sagte sie.

Es wurden nun die Kinder des Königs herbeigeführt und dieselben erzählten alle ihre Schicksale. Auch der König und seine Gefährten theilten jetzt mit, was sie erlebt hatten.

Die Königin erhielt von dem Könige, trotz der Einwendungen seiner Rathgeber, die kurze Lebensfrist bis zu ihrem Tode, welcher auch bald darauf erfolgte. Und jetzt weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

XXXII. Hans der Häuslerssohn.

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte. Sie hatten drei Söhne. Wie die beiden älteren derselben hießen, wird nicht berichtet; der Name des jüngsten aber war Hans.

Der Vater liebte die beiden älteren Söhne sehr und ließ ihnen Alles angehen, was er konnte; Hans aber wurde in Allem zurückgesetzt. Er durfte niemals spielen und auch nicht in Gesellschaft des Vaters und der Brüder sein. Er mußte auch lange Zeit in der Küche schlafen und hielt sich zumeist bei seiner Mutter auf, welche auch die einzige war, die dem Knaben einige Liebe entgegenbrachte.

Hans war deshalb oft allein und langweilte sich; um sich die Zeit zu vertreiben, hielt er sich eine Katze und machte sich dieselbe so anhänglich, daß sie ihm überall hin folgte, wohin er ging.

Es verstrich nun die Zeit bis' die Brüder alle erwachsen waren. Die beiden älteren Brüder gaben sich wie vornehme Männer und waren eitle Stutzer; auch lobte sie der Vater bei jeder Gelegenheit; Hans aber schien zu gar nichts zu taugen. Seine Brüder setzten ihn bei Seite, so daß er von Allen verfolgt war mit Ausnahme seiner Mutter; diese zeigte ihm ein treuherziges Gesicht und verhehlte nicht, daß sie seine Mutter

war; aber Hans war auch bestrebt, sich durch sein Benehmen in der Gunst der Mutter zu erhalten.

In weiter Ferne von der Hütte des alten Mannes war ein Königreich und dazwischen lag ein großer Sund.

Eines Tages baten die älteren Brüder den Vater, daß er ihnen erlauben möchte, in das Königreich zu reisen, um dort Ruhm und Vermögen zu erwerben. Der Alte war damit ganz einverstanden und sagte, er habe die Ahnung, daß noch etwas Großes aus ihnen werden werde.

Als einige Zeit darauf der Alte erfuhr, daß ein Schiff gelandet sei, sagte er zu seinem Weibe, daß es nun Reisekost und neue Schuhe für die beiden älteren Söhne beschaffen müsse; denn er gedenke sie in das Königreich reisen zu lassen, damit sie sich dort Vermögen und Ruhm erwerben.

Die Alte mußte ihrem Manne gehorchen und verfertigte die Ausrüstung für die beiden Söhne. Als Hans dies bemerkte, hatte er keine Ruhe mehr in seinen Gliedern, so sehr war er von Sehnsucht erfüllt, mit seinen Brüdern fahren zu dürfen. Er ging zu dem Vater und bat ihn, daß er ihm die Erlaubniß dazu geben möchte. Dieser schlug ihm zuerst die Bitte ab; da er ihn aber nicht allein bei sich im Hause sehen wollte, wenn die älteren Brüder einmal fort waren, so versprach er, ihn unter der Bedingung fortreisen zu lassen, daß er nicht mit seinen Brüdern führe, damit dieselben sich seiner nicht zu schämen hätten.

Hans war über diese Antwort sehr erfreut, begab sich zu seiner Mutter und bat sie, daß sie ihn für die Reise ausrüste.

Die älteren Brüder reisten nun alsbald ab, denn es lag ihnen daran, daß Hans nicht mit ihnen komme. Aber auch Hans hatte es gar eilig und betrieb daher die Ausrüstung für die Reise bei seiner Mutter. Als er von ihr Abschied nahm, gab sie ihm ihre Ofenkrücke und sagte, daß er sich derselben als Spazierstockes bedienen solle; er werde sich nicht verirren, wenn

er mit demselben gehe; zugleich sagte sie auch, er könne sie als Waffe gebrauchen, wenn er keine andere besitze.

Hierauf schied er mit der größten Zärtlichkeit von Mutter und Vater. Er eilte so schnell er konnte dahin, wo er glaubte, daß ein Schiff vor Anker liege, und hoffte, daß er seine Brüder noch einholen werde; allein dieselben hatten sich so sehr beeilt, fortzukommen, daß er sie nirgends finden konnte.

Als es bereits dunkel zu werden begann, gelangte Hans auf eine Anhöhe; er sah hier, wie ein ungeheuer großer Vogel dahergeflogen kam, und dachte sich, daß dies wohl ein Drache sein werde. Er schleuderte seine Ofenkrücke nach ihm und traf ihn so gut, daß er niederfiel; hierauf nahm er die Krücke abermals und erlegte damit den Drachen.

Nun sah Hans erst nach, was der Drache in den Klauen gehabt hatte; es war ein kleines Kind, welches laut weinte. Er gab sich alle Mühe, dasselbe zu beruhigen, brachte es jedoch nicht zu Stande, und war ganz rathlos, was er mit dem Kinde beginnen sollte.

In dieser Noth sah er, wie ein winzig kleines Männchen ganz erschöpft dahergelaufen kam. Dasselbe grüßte Hans auf das Freundlichste und sagte, es sehe, daß er ein gutes Werk an ihm gethan, indem er sein Kind in Schutz genommen habe.

Das Männchen, welches nichts Anderes als ein Zwerg war, nahm hierauf das Kind in seine Arme und beruhigte es; sodann fragte es Hans, ob er nicht mit ihm kommen und bei ihm zu Hause über Nacht bleiben wolle.

Da Hans schon befürchtete, daß er die Nacht im Freien werde zubringen müssen, nahm er diese Einladung freundlich an und ging mit dem Zwerge.

Sie gingen nun lange, lange, bis Hans einen großen Stein erblickte, an dem er, wie er sich jetzt erinnerte, am Tage vorbeigegangen war. Zu diesem Steine gingen sie. Der Zwerg schloß ihn auf und sie traten in denselben ein.

Hans fand hier die beste Aufnahme, doch wird nicht erzählt, ob er mehrere Leute gesehen habe. Hans legte sich bald zu Bette und schlief sehr gut; doch bemerkte er, daß der Zwerg während der Nacht eifrig an etwas arbeitete.

Des Morgens stand Hans auf und als er reisefertig war, sagte der Zwerg zu ihm, er habe im Sinn, ihm drei kostbare Dinge zu schenken, obgleich dieselben noch ein viel zu geringer Lohn für die Rettung seines Kindes seien.

Er gab Hans zuerst einen kleinen Stein und sagte, derselbe besitze die Eigenschaft, daß er denjenigen, der ihn in der Hand trägt, unsichtbar mache. Hierauf schenkte er ihm ein Schwert und sagte, daß dasselbe von großer Schärfe sei und, wenn man es wünsche so klein werde, daß man es in die Taschen stecken könne, dann aber wieder seine volle Größe erhalte. Zuletzt gab der Zwerg ihm ein Schiff, von dem er ebenfalls sagte, er könne dasselbe in seiner Tasche tragen; wenn er aber wolle, könne er dasselbe so groß werden lassen, als er es brauche, ja ebenso groß wie ein Meerschiff; auch besitze dieses Schiff noch die Eigenschaft, daß es ebenso ruhig gegen wie mit dem Winde dahinsegle.

Hans nahm diese Gegenstände zu sich und dankte dem Zwerge herzlichst für das Geschenk; hierauf verabschiedete er sich von ihm, nahm seine Ofenkrücke in die Hand und ging fort.

Hans wanderte nun dem Meere zu und als er dahin kam, holte er sein Schiff aus der Tasche hervor und sagte:

„Werde größer, Schiff!“

Er setzte dasselbe sodann in's Meer und bestieg es selbst.

Das Schiff segelte lustig dahin und er gab ihm die Richtung nach dem Königreiche. Als er auf die hohe See kam, brach ein Unwetter los. Er sah hier, wie andere Schiffe von den Wogen und Sturzwellen hin und her geworfen wurden; sein Schiff aber fuhr geraden Weges dahin und blieb nicht früher stehen, als bis es im Königreiche landete.

Hans stieg nun hier an's Land und sagte:

„Werde kleiner Schiff!"

Da wurde dasselbe wieder so klein, daß er es in seine Tasche stecken konnte. Er ging hierauf landeinwärts und wanderte eine Zeitlang verstohlen umher, um die Gewohnheiten der Menschen kennen zu lernen und die Sitten der Eingebornen anzunehmen.

Von den Brüdern des Hans haben wir zu berichten, daß sie ebenfalls schon in das Königreich gekommen waren, sich gleich zu dem König begeben hatten und ihn baten, sich während des Winters bei ihm aufhalten zu dürfen, was der König ihnen auch erlaubte. Sie waren die lustigsten unter dem Gefolge des Königs und thaten gar groß und prahlerisch.

Nun kam auch Hans in die Halle des Königs; er hielt sich zuerst eine Weile unter dem Gefolge und anderwärts auf, wo er nicht bemerkt wurde, und beobachtete Alles genau, was vorging.

Nachdem er es eine Zeit lang so getrieben hatte, trat er eines Tages vor den König hin und grüßte ihn fein und höflich und bat um Aufenthalt während des Winters, was der König ihm auch gewährte; seine Brüder aber stellten sich nun, als ob sie ihn niemals gesehen hätten.

Der König hatte eine Tochter, welche zu dieser Zeit bereits in heirathsfähigem Alter war, und er selbst hatte bereits angefangen alt zu werden.

Eines Tages, als kurz vorher der Winter seinen Anfang genommen hatte und alle Hofleute in der Halle versammelt waren, erbat sich der König das Wort und machte kund und zu wissen, daß er seine Tochter sammt der Hälfte des Reiches, so lange er lebe, und dem ganzen Reiche nach seinem Tode demjenigen zum Weibe gebe, der ihm bis zum Abend des ersten Weihnachtstages die drei kostbarsten Kleinodien des Reiches zurückbringe, nämlich ein Brettspiel aus reinem Golde, ein sehr

schönes, mit Gold geschmücktes Schwert und einen vergoldeten Vogel mit goldenen Flügeln in einem gläsernen Käfig, der, wenn er einmal anfange, so laut singe, daß man ihn die größten Strecken weit höre. Diese Kleinodien, sagte der König, befänden sich bei einer Riesin, welche nicht weit von hier auf einer Insel hause und dieselben oberhalb ihres Bettes verwahre.

Die Hofleute des Königs schenkten dieser Sache wenig Aufmerksamkeit; nur die beiden älteren Häuslerssöhne sagten, sie fänden, daß man dies versuchen könne, und es sei nicht so unmöglich, diese Gegenstände zurückzubekommen.

Zuerst bat der ältere der Brüder den König, er möchte ihm ein Schiff und Mannschaft geben, damit er auf die Insel kommen könne. Der König gab ihm, was er verlangte; er segelte nun nach der Insel und landete dort bei hellem Tage. Er wagte es jedoch nicht, auf die Insel zu gehen, sondern hielt sich verborgen, bis es dunkel wurde und er sich denken konnte, daß die Riesin schlafen gegangen sei. Dann machte er sich auf und ging zur Höhle, in der er auch richtig die Riesin im Bette schlafend fand. Er dachte sich nun, daß er recht zart und vorsichtig zu Werke gehen müsse und hielt es für das Rathsamste, mit dem Schwierigsten zuerst zu beginnen und den Vogel zu nehmen. Aber da stieß er unversehens ein wenig an den Vogel an und derselbe begann alsbald — zu seinem großen Entsetzen — ein so lautes Gekreisch auszustoßen, daß Alles erbebte. Darüber erwachte die Riesin erschreckt, sprang auf, packte den Häuslerssohn und sagte, es treffe sich gut, daß er gekommen sei, denn nun habe sie doch einen guten Bißen für das Weihnachtsmahl. Hierauf steckte sie ihn in eine kleine Seitenhöhle, band ihm die Hände und Füße am Rücken zusammen, befühlte ihn von allen Seiten und sagte, daß sie ihn noch tüchtig füttern müsse, denn es sei nicht viel Gutes an ihm, wie er jetzt sei.

Hierauf stürzte die Riesin aus der Höhle und hinab zum Meer; denn sie wußte nun, daß Leute des Königs auf die Insel

gekommen seien, und gedachte sich noch mehr Menschenbeute zu machen.

Als aber die Mannschaft das Ungethüm zu dem Schiffe herab eilen sah, löste sie rasch die Landtaue los, und es fehlte nicht viel, so hätte die Riesin sie noch erreicht, bevor sie vom Lande abstießen.

Die Leute des Königs kamen heim, erzählten das Schlimmste von ihrer Reise und sagten, daß der Häuslerssohn wohl kaum mit den Kleinodien zurückkommen werde.

Nun wurde der andere Bruder aufgeregt und wagelustig und bat den König, daß er ihm Schiff und Mannschaft geben möchte. Der König gab ihm Beides und der Häuslerssohn segelte ab. Von seiner Reise wird nichts Anderes erzählt, als daß es ihm genau so erging wie seinem älteren Bruder.

Bald nachdem auch diese Schiffsmannschaft allein zurückgekommen war, verschwand Hans, ohne daß Jemand wußte, was aus ihm geworden war. Er war aber heimlich zum Meer hinabgegangen, in der Absicht, gleich seinen Brüdern die Riesin aufzusuchen und die Kleinodien zurückzubringen. Er fuhr mit seinem Schiff über den Sund, steckte dasselbe sodann in seine Tasche und ging hinauf auf die Insel; er nahm seinen Stein in die Hand, so daß er unsichtbar ward, und ging nun dahin, bis er zur Höhle kam.

Die Riesin war nicht daheim und er verbarg sich deshalb in einem Winkel. Es dauerte jedoch nicht lange, so kam sie in die Höhle, roch nach allen Seiten und sagte:

„Pfui Teufel! Es riecht nach Menschen in meiner Höhle."

Bald darauf legte sie sich in ihr Bett, konnte aber doch nicht einschlafen, sondern sagte immer und immer wieder:

„Pfui Teufel! Es riecht hier nach Menschen in meiner Höhle."

Sie sprang endlich auf und begann in der Höhle überall herum zu tasten.

Hans sah nun ein, daß sie ihn finden müsse; er zog daher das Schwert, welches er von dem Zwerge erhalten hatte, aus der Tasche hervor und ließ es so groß werden, daß es eine brauchbare Waffe war; als hierauf die Riesin bis auf die richtige Hiebweite in seine Nähe kam, durchhieb er ihr den Hals, so daß der Kopf davonflog. Das Ungethüm fiel zu Boden, Hans aber zündete Feuer an und verbrannte dasselbe.

Hierauf untersuchte er die Höhle und fand darin zahlreiche Schätze, sowie die Kleinodien, von denen der König gesprochen hatte. An einer Stelle in der Höhle bemerkte er eine tiefere Seitenschlucht; er ging in dieselbe hinein und fand hier seine beiden Brüder. Als diese ihn erblickten, wurden sie ganz verdutzt und demüthig und baten ihren „guten Bruder", zu vergessen, in welcher Weise sie ihn früher behandelt hatten, und sie von ihren Banden zu befreien.

Hans sagte, daß er sie befreien wolle, wenn sie ihn von jetzt an brüderlich behandeltn würden, und dies versprachen sie ihm.

Hierauf löste Hans ihre Bande. Sie suchten nun alle drei die Schätze und Kostbarkeiten zusammen, welche sich in der Höhle befanden, und trugen dieselben zum Meere hinab. Als sie alles Werthvolle dahin geschafft hatten, beluden sie das Schiff und fuhren heim in das Königreich; sie kamen jedoch nicht früher in die Königsstadt, als am Abend des ersten Weihnachtstages. Da erschien Hans mit seinen Brüdern vor dem König, und sie grüßten denselben ehrfurchtsvoll.

Der König und alle seine Hofleute waren sprachlos vor Erstaunen und sie wunderten sich noch mehr, als Hans gleichzeitig dem Könige die Kleinodien übergab, welche er mitgebracht hatte.

Der König sagte, es sei selbstverständlich, daß Hans nun seine Tochter bekomme, wie er es versprochen habe.

Hierauf erhielt Hans feine Kleider, es wurde nach der Königstochter geschickt und sodann starker kostbarer Wein herbei-

gebracht und bei einem glänzenden Mahle die Hochzeit des Hans mit der Königstochter gefeiert.

Hans nahm hierauf seine Eltern zu sich, und dieselben lebten bei ihm im Königreiche in glücklichem Alter; er selbst theilte sich bald mit seinem Schwiegervater in die Regierung und nach dessen Tode wurde Hans König und machte seine Brüder zu Ministern; er regierte lange und glücklich, und jetzt weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

XXXIII. Thorstein, der Königssohn.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Sie hatten einen Sohn, der Thorstein hieß. Derselbe wuchs frühzeitig zu einem großen, starken Manne heran. Alle Leute hatten ihn herzlich lieb wegen seiner Güte und seiner Wohlthätigkeit. Allein seine Freigebigkeit schien doch alles Maß zu überschreiten und seine Mutter tadelte ihn deshalb oft auf das Schärfste wegen dieser Verschwendung und suchte derselben mit aller Macht zu steuern; aber er blieb doch bei seiner angenommenen Art, und gab, soviel er nur konnte.

Als seine Mutter starb, dachte er, daß er nun seine Freigebigkeit unbehindert werde ausüben können, und war sehr glücklich darüber, daß er nicht länger mehr ihre Vorwürfe anzuhören brauchte. Er war auch vollkommen davon überzeugt, daß sein Vater in dieser Beziehung derselben Ansicht sei, da derselbe ihm niemals Vorwürfe hierüber gemacht hatte. Es kam jedoch anders. Der König begann jetzt gleichfalls, ihn wegen seiner übermäßigen Freigebigkeit zu tadeln und versuchte ihm vorzustellen, wie unklug eine solche Verschwendung sei und wie

er durch dieselbe endlich ganz verarmen werde. Aber da halfen weder Tadel noch Vorstellungen; Thorstein blieb derselbe, der er früher war, und schenkte Alles weg, wenn er etwas hatte.

Nun starb auch sein Vater. Da hatte seine Freude keine Grenzen, als er allein über alles Gut schalten und walten konnte. Er beschenkte jeden mit Geld, der solches haben wollte, und es wurden deren ziemlich viel, so daß der Reichthum, den er von seinem Vater geerbt hatte, bald zu schwinden begann, obschon derselbe sehr groß war.

Wir brauchen nicht viele Worte zu verlieren: es ging bald Thorstein's ganze Habe darauf, so daß ihm schließlich nichts mehr übrig blieb als das bloße Königreich. Da wollte er zuletzt das Reich verkaufen, um dafür Geld auf die Hand zu bekommen, welches er verschenken könnte. Er fand auch wirklich einen Käufer und bekam ein mit Gold und Silber beladenes Pferd für das Reich.

Als Thorstein das Reich verkauft hatte, begannen seine Freunde allmählich zu verschwinden; denn sie sahen, daß es hier nichts mehr für sie zu holen gebe. Nun kam Thorstein freilich zur Einsicht, in welch' traurige Lage er gerathen sei, und er beschloß, diese ungetreuen Freunde zu verlassen.

Er machte sich mit Allem, was er hatte, auf und lud seine geringe Habe einem Pferde auf den Rücken; er selber ritt seinen Rothen. Er hatte dieses Pferd nie verkaufen wollen wegen der guten Eigenschaften, die es besaß.

Thorstein wanderte nun lange, lange dahin über öde Strecken und Haiden, ohne zu wissen, wo er war, oder sich zu kümmern, wohin er kam. Er ließ die Pferde grasen, wo er in diesen öden Gegenden Rasen fand, sonst aber hielt er sich nirgends auf.

Als er einmal wieder die Pferde rasten ließ, war er sehr traurig; er hielt es für beinahe gewiß, daß er auf dieser Reise sein Leben verlieren werde. Zugleich sah er aber auch ein, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als weiter zu wandern.

Als er wieder eine Strecke weitergeritten war, stieß er auf ein Gehöft und war darüber sehr erfreut, da er so unendlich lange keinen Menschen gesehen hatte. Er bat um die Erlaubniß, hier über Nacht bleiben zu dürfen, und sie wurde ihm auch ohne Weiteres gegeben.

Thorstein schlief nun hier die Nacht über; als er aber des Morgens erwachte, waren alle Leute vom Gehöft verschwunden. Er war darüber nicht wenig verwundert und dachte sich natürlich, daß hier irgend ein Betrug dahinter stecken müsse. Er machte sich deshalb auf die Beine und lief aus dem Hause.

Da sah er, wie der Bauer mit allen seinen Hausleuten auf das Eifrigste im Begriffe war, einen Grabhügel nicht weit vom Gehöft aufzugraben.

Thorstein fragte den Bauern, warum er sich denn so sonderbar geberde, und war halb erstaunt, diese Verwüstung zu sehen.

Der Bauer antwortete, er habe seinen guten Grund dazu, denn in dem Hügel liege ein Mann begraben, welcher ihm zweihundert Reichsthaler schuldig gewesen sei und dieselben nicht zurückbezahlt habe.

Der Königssohn versuchte dem Bauern vorzustellen, daß er auf diese Weise doch niemals zu seinem Gelde kommen werde, sondern eher noch mehr Schaden erleide, indem er durch dieses thörichte Vorgehen nur Zeit verliere.

Der Bauer aber entgegnete, das sei ihm gleichgiltig; er sei zufrieden, wenn der Todte im Grabe keine Ruhe habe, und werde daher sein Leben lang nicht aufhören, dasselbe zu thun wie heute.

Da fragte ihn der Königssohn, ob er sich damit zufrieden geben wolle, wenn ein anderer ihm die Schuld des todten Mannes zurückbezahlen würde.

Der Bauer sagte „Ja."

Da schenkte ihm der Königssohn sein ganzes Geld.

Der Bauer hörte jetzt auf, das Grab zu zerstören und versprach, dies auch in Zukunft nicht mehr zu thun.

Der Königssohn bat hierauf den Bauern, er möchte ihm einen Weg zeigen, auf dem er in bewohnte Gegenden käme, wo sich viele Menschen aufhielten.

Der Bauer that dies und sagte, wenn er eine Weile auf dem Wege, der von seinem Hofe wegführe, dahin gegangen sei, werde er zu einer Wegkreuzung kommen; er solle dann nicht den Weg, der gegen Osten liege, einschlagen, sondern den andern.

Der Königssohn dankte ihm für diese Auskunft und ritt weiter. Als er zu der Wegkreuzung kam, nahm er den Weg, der gegen Westen lag. Er war aber noch nicht weit auf demselben dahingeritten, als er sich dachte, es müsse ganz lustig sein, zu erfahren, ob es denn mit irgend einer Gefahr verbunden sei, auf dem anderen Weg zu reisen.

Er kehrte nun zur Kreuzung zurück; und ritt auf dem östlichen Wege weiter, bis er zu einem prächtigen Hofe kam, der von allen Seiten theils von der Natur, theils von Menschenhand abgeschlossen und befestigt war. Er fand jedoch einen schmalen Fußsteig, welcher zu dem Hofe führte, ließ die Pferde zurück und ging dem Hofe zu.

Er kam zunächst zu einem Hause und trat ein; denn dasselbe war nicht verschlossen; kein Mensch aber war draußen zu sehen. In dem Hause befanden sich sieben Betten, die alle sehr schön waren; doch war eines von besonderer Pracht. In der Mitte stand dem ganzen Hause entlang ein Tisch und auf diesem befanden sich Teller. Aber auch hier erblickte Thorstein keinen Menschen. Er verließ das Haus wieder, um nach seinen Pferden zu sehen; denn er gedachte hier zu übernachten, obschon ihm dies ziemlich gefährlich erschien. Er nahm den Pferden die Sättel ab und ließ sie grasen. Hierauf holte er sich das Nöthige aus seinem Reisegepäck hervor und nahm auch sein Schwert mit sich, welches nächst dem Rothen sein kostbarstes Kleinod war.

Hierauf kehrte er wieder zu dem Hofe zurück und ging nun in jedes Haus, in welches er eintreten konnte. In einem derselben fand er einen Vorrath an Speisen. Er nahm Einiges davon und gab auf jeden Teller auf dem Tische eine ausgiebige Portion; sodann bereitete er alle Betten mit großer Sorgfalt. Obgleich er glaubte, daß er nun auch sich selbst Ruhe gönnen dürfe, wagte er es doch nicht, von einem Bette Gebrauch zu machen, sondern suchte sich einen finstern Winkel aus, um dort zu ruhen.

Nach einer Weile hörte Thorstein ein starkes unterirdisches Gedröhn; bald wurde auch die Thüre aufgestoßen, und es trat Jemand mit starken Schritten ein. Da hörte Thorstein, wie Jemand sagte:

„Es ist Jemand hieher gekommen. Dem wollen wir die Zeit vertreiben."

Ein Anderer sagte darauf:

„Das soll nicht geschehen; ich nehme ihn in meinen Schutz. Ich habe hier so viel zu sagen, daß ich über das Leben eines Mannes verfügen kann. Er hat sich uns aus freiem Antriebe dienstfertig bezeigt, hat unsere Betten bereitet, Speisen aufgetragen und Alles wohl gethan. Wenn er sich zeigt, soll ihm kein Leid zugefügt werden."

Bei diesen Worten lebte der Königssohn, der schon das Schlimmste befürchtete, wieder neu auf und beruhigte sich. Die Bursche schienen ihm ziemlich groß zu sein und eher Riesen als Menschen ähnlich zu sehen; besonders der Anführer war ein ungemein großer und starker Riese.

Thorstein blieb bei ihnen über Nacht. Des Morgens luden ihn die beiden ein, er möge eine Woche lang bei ihnen bleiben. Sie sagten zugleich, daß er nichts Anderes zu thun haben sollte, als die Speisen für sie zu bereiten und die Betten zu machen. Thorstein ging darauf ein und blieb eine Woche lang dort.

Da die Eigenthümer des Hofes mit Thorstein sehr zufrieden waren, drangen sie in ihn, daß er noch ein Jahr lang bei ihnen bleibe, und obwohl ihm der Aufenthalt dort ziemlich langweilig erschien, ließ er sich doch dazu bewegen.

Der große Riese versprach Thorstein reichlichen Lohn und übergab ihm alle Schlüssel des Hofes bis auf einen. Diesen trug der Riese selbst immer an einer Schnur um den Hals.

Der Königssohn ging nun in alle Zimmer des Hofes mit Ausnahme des einen, zu welchem ihm der Riese den Schlüssel vorenthalten hatte; denn von all' den Schlüsseln, welche Thorstein besaß, paßte keiner zu der Thüre dieses Zimmers. Er versuchte auch, die Thüre aufzusprengen; allein es gelang ihm nicht.

Später bemerkte Thorstein, daß der große Riese jeden Abend und jeden Morgen in dieses Zimmer gehe. Als er schon länger auf dem Hofe war, fragte er denselben, warum er ihm zu allen Zimmern die Schlüssel gegeben habe, nur nicht zu diesem einen. Sei er in dem, was ihm bis jetzt anvertraut worden, treu gewesen, sagte er, so werde er es auch in dem sein, was sich in diesem Zimmer befinde.

Der Riese antwortete, es sei gar nichts dahinter. Er möge dies wissen; denn er sehe, daß er ihm treu gewesen sei, wo es sich um Großes handelte. Und damit fertigte er Thorstein ab.

Der Königssohn blieb volle vier Jahre in Ruhe auf dem Hofe und bekam dafür sehr reichlichen Lohn; denn die beiden Riesen waren von Tag zu Tag zufriedener mit ihm. Was ihn aber am Meisten bewog, so lange hier zu bleiben, war, daß er beständig auf eine Gelegenheit wartete, um dahinter zu kommen, ob sich wirklich gar nichts in dem geheimnißvollen Zimmer befinde.

Eines Morgens, als er mit der Bereitung von Kuchen beschäftigt war, dachte er wieder über diesen Gegenstand nach. Da kam ihm ein Gedanke. Er schlich zu der Hausthüre des Hofes, schlug heftig an dieselbe und lief hierauf aus allen Leibes-

kräften zu den Riesen, welche noch im Bette lagen; ganz erschreckt und mit dem Kuchenteige in der Hand, den er geknetet hatte, fragte er, ob sie nichts gehört hätten.

Sie sagten, daß sie wohl etwas gehört hätten, jedoch glaubten, daß er bei seiner Arbeit irgend einen Lärm gemacht habe.

Thorstein entgegnete, daß dies durchaus nicht der Fall sei, und fügte hinzu, er habe es nicht gewagt die Thüre zu öffnen; aber es habe ganz bestimmt Jemand geklopft.

Die Riesen sagten, er hätte gut daran gethan, die Thüre nicht aufzuschließen, und erhoben sich nun selbst aus ihren Betten und liefen nur halb angekleidet zur Thüre.

Der größere Riese hatte aber den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Zimmer unter seinem Kopfkissen, wo er ihn die Nacht über zu verwahren pflegte, liegen gelassen, und Thorstein drückte denselben rasch in seinem Kuchenteige ab.

Die Riesen kamen nun wieder zurück und waren nicht wenig aufgebracht; denn sie hatten ja, wie sie vorausgesetzen, Niemand vor der Thür gefunden. Sie warfen Thorstein vor, daß er dies nur gesagt habe, um sie zum Besten zu halten; er aber gab dies durchaus nicht zu, sondern sagte, es müsse dann irgend ein Geist gewesen sein.

Der Königssohn begann alsbald zu versuchen, ob er nicht nach dem Muster im Kuchenteige einen Schlüssel verfertigen könne. Anfangs wollte es ihm nicht gelingen; aber nach langer Mühe brachte er ihn doch zu Stande.

Er schloß nun die verbotene Thüre auf und trat in das Zimmer; dasselbe war jedoch stockfinster. Er zündete ein Licht an und blickte nach allen Seiten umher. Da sah er ein Mädchen, welches mit den Haaren angebunden war. Er beeilte sich zunächst, dasselbe loszubinden und fragte es sodann um Herkunft und Geschlecht.

Das Mädchen erzählte, daß es eine Königstochter sei, welche der große Riese entführt habe und zwingen wolle, daß sie sein Weib werde. Da es sich mit aller Macht dagegen sträube, peinige es der Riese auf so gräßliche Weise.

Die Aermste war bereits so mager geworden, daß sie fast nur aus Haut und Knochen bestand; denn der Riese ließ sie auch Hunger leiden.

Der Königssohn gab ihr Speise und tröstete sie. Als es Abend wurde, band er sie wieder mit den Haaren fest. Er besuchte sie nun jeden Tag und gab ihr hinreichend zu essen; des Abends aber befestigte er sie immer an den Haaren, so daß der Riese nichts merkte und nicht die geringste Ahnung davon hatte, was während des Tages vorgegangen.

Als nun auch das fünfte Jahr verstrichen war, sagte Thorstein zu den Riesen, daß er endlich fort wolle. Allein dieselben wollten ihn um jeden Preis noch auf dem Hofe zurückhalten.

Da verlangte Thorstein von dem großen Riesen, daß er ihm, wenn er noch ein Jahr bliebe, dasjenige als Lohn gebe, was sich in dem Zimmer befinde, in welches er noch nicht gekommen sei, ob dasselbe nun einen großen oder geringen Werth habe.

Der Riese sagte, er sollte doch nicht Etwas verlangen, was ganz werthlos sei; es sei viel besser, wenn er seinen gewöhnlichen Jahreslohn erhalte.

Aber der Königssohn ließ sich von seinem Verlangen nicht abbringen; er sagte, es möge ihm seinetwegen zum Schaden oder zum Vortheil sein, er wolle einmal nichts Anderes zum Lohne haben, als dies. Sie zankten sich darüber so lange herum, bis endlich der Riese nachgab und Thorstein versprach, sein Verlangen zu erfüllen.

Es braucht wohl nicht erst erzählt zu werden, wie sich Thorstein während dieses Jahres gegen die Königstocher benahm. Als das Jahr um war, schloß der Riese das Zimmer auf; denn

der Königssohn ließ sich jetzt nicht mehr bewegen, länger hier zu bleiben. Der Riese kam mit dem Mädchen heraus und zeigte sich nicht wenig erstaunt, daß dasselbe so wohl genährt war; doch legte er der Sache weiter kein Gewicht bei, sondern übergab Thorstein das Mädchen.

Thorstein rüstete sich nun zur Abreise, holte seine Pferde herbei, für die er die ganze Zeit Sorge getragen hatte, und brachte sein Gepäck in Ordnung. Mit dem fünfjährigen Lohne war aber das letztere so groß geworden, daß er glaubte, er werde nicht das Ganze mitnehmen können.

Die Königstochter sagte Thorstein, er möchte auf seiner Hut sein, denn die Riesen hätten vor, ihn auf dem Wege zu erschlagen. Er nahm deshalb sein gutes Schwert in die Hand und legte seine Kriegsrüstung an.

Es geschah so, wie die Königstochter gesagt hatte. Sie hatten nur eine kurze Strecke des Weges zurückgelegt, als drei Riesen auf sie zukamen und Thorstein angriffen; dieser wehrte sich jedoch tapfer und tödtete alle drei. Während er noch ganz erschöpft war, kamen zwei andere Riesen herbei, und es gelang Thorstein auch diese todt niederzustrecken. Aber nun kamen noch zwei andere nach und zwar der große Riese selbst mit seinem Bruder. Dieselben gingen wüthend auf Thorstein los; doch dieser brachte alsbald den Bruder des Riesen zu Fall. Darüber wurde der Riese selbst ganz rasend, er warf die Waffen weg, stürzte sich auf den Königssohn und begann mit ihm zu ringen. Diesmal konnte Thorstein nicht Stand halten; er fiel zu Boden und der Riese auf ihn.

Als die Königstochter sah, in welcher Bedrängniß Thorstein sich befand, ergriff sie ein kurzes Schwert, welches einer der Riesen gehabt hatte, und durchborte damit den großen Riesen. Hierauf half sie Thorstein das Ungethüm abwälzen.

Nach all' diesen Erlebnissen hatte Thorstein nicht den Muth, seine Reise diesmal weiter fortzusetzen. Er kehrte daher mit der

Königstochter wieder nach dem Hofe der Riesen zurück, und obwohl sie sich hier nicht gerne aufhielten, glaubten sie doch, daß sie eine Zeit lang dort bleiben sollten, um abzuwarten, ob nicht in der Nähe ein Schiff landen würde; denn der Hof lag ganz vorne am Meer. Auch wollten sie so viel als möglich von den Schätzen der Riesen mit sich nehmen.

Nach Verlauf einiger Zeit sahen sie endlich ein Schiff an's Land kommen. Sie begaben sich zu der Mannschaft desselben, um zu unterhandeln. Der Capitän des Schiffes hieß Raudur und war ein Minister des Königs, des Vaters des Mädchens.

Der König hatte demselben seine Tochter versprochen, wenn er sie finden und ihm zurückbringen würde.

Die Schiffsmannschaft war sehr freundlich gegen Thorstein und die Königstochter und lud all' ihre Habe auf das Schiff; es war dies aber ein großer Reichthum. Hierauf bestiegen die Beiden selbst das Schiff und segelten mit demselben ab. Als sie auf die hohe See gekommen waren, ließ Raudur den Königssohn allein in einem Boote aussetzen, und die Mannschaft mußte ihm schwören, niemals von Thorstein zu sprechen, sondern zu sagen, daß er selbst die Riesen erschlagen und die Königstochter befreit habe; diese aber brachte er nicht dazu, einen Eid zu schwören, er mochte es mit guten Worten oder Drohungen versuchen. Gleichwohl glaubte Raudur Alles wohlgethan zu haben und segelte frohen Muthes heim.

Von Thorstein aber haben wir zu erzählen, daß das Boot mit ihm auf den Wogen dahintrieb und er von großer Furcht erfüllt war. Da hörte er Jemand sagen:

„Fürchte Dich nicht, wenn Du auch auf dem Meere herumgetrieben wirst; ich werde Dir helfen."

Das Boot flog nun so rasch dahin, als ob es an Zügeln geführt würde und es kam ebenso schnell an's Land wie das Schiff, doch an einer anderen Stelle als dieses. Derjenige aber, welcher das Boot an's Land brachte, war der Todte, für

den Thorstein früher die Schuld gezahlt hatte. Derselbe sagte zu Thorstein, daß er nun in das Land gekommen sei, welches der Vater des Mädchens beherrsche; er solle des Königs Pferdebursch werden und die rothen Pferde des Königs hüten; was sich aber unter ihrer Krippe befinde, gehöre ihm.

Hierauf verließ der Todte Thorstein; dieser ging in's Königsschloß und wurde hier der Pferdewärter des Königs. Sein Rother war mit dem Schiffe ebenfalls dahin gelangt und wurde jetzt den rothen Pferden des Königs beigegeben. Er ließ jedoch Niemand in seine Nähe kommen als die Königstochter und den Pferdewärter.

Als der König seine Tochter wieder gefunden hatte, wurde er von unbeschreiblicher Freude erfüllt und ließ sogleich ein großes Freudenmahl für sie veranstalten. Bald darauf sollte auch Raudur seine Hochzeit mit der Königstochter halten. Sie wollte dies jedoch nicht, sondern bat den König, daß er den Pferdewächter seine Lebensgeschichte erzählen lassen möchte. Der König willigte ein, und es kam nun die ganze Wahrheit an den Tag.

Hierauf wurde Raudur getödtet und die Schiffsmannschaft gefoltert. Thorstein aber erhielt die Königstochter sammt der Hälfte des Reiches. Unter den Pferdekrippen fand er eine ungeheure Menge von Schätzen aller Art.

Nach dem Tode des Königs erhielt Thorstein das ganze Reich; er lebte lange und glücklich und galt für den ausgezeichnetsten König und wurde von Allen auf's Innigste geliebt bis in sein hohes Alter.

XXXIV. Wachtgut und seine Brüder.

Es lebte einmal ein alter Mann mit seinem altem Weibe in einer schlechten Hütte. Sie hatten fünf Söhne, die jeder nur um ein Jahr im Alter von dem andern verschieden waren. Außer den beiden alten Leuten und ihren Söhnen befand sich kein anderer Mensch in der Hütte.

Eines Tages gingen Mann und Weib, wie öfter, hinaus auf die Wiese um das Gras zu mähen; die Kinder aber ließen sie allein zu Hause zurück, denn sie waren nun schon so groß, daß man sich nicht mehr um sie zu kümmern brauchte. Das Wetter war an diesem Tage sehr gut und die Kinder spielten im Freien in der Umgebung der Hütte.

Da kam ein altes, gebrechliches Mütterchen zu den Kindern und bat sie um einen Trunk Wassers, den sie ihm auch gaben. Als die Alte ihren Durst gestillt hatte, dankte sie ihnen freundlich und fragte sie, wie sie alle hießen.

Die Brüder antworteten, sie hätten keine Namen.

Da sagte das alte Mütterchen:

„Ich war sehr erfreut über den Trunk, den Ihr mir gegeben habt; denn ich verschmachtete beinahe vor Durst. Aber ich bin leider so arm, daß ich es Euch nicht lohnen kann, wie ich sollte. Ich will jedoch jedem von Euch einen Namen geben; der älteste heiße: „Wachtgut", der zweite „Hältgut", der dritte „Hautgut", der vierte „Spürtgut" und der fünfte „Klettertgut". Diese Namen gebe ich Euch für den erfrischenden Trunk und ich hoffe, daß sie Euch gute Zinsen tragen werden".

Hierauf sagte das alte Mütterchen den Kindern Lebewohl, bat sie auch, daß sie sich ja ihre Namen gut merken möchten, und verließ sie.

Als des Abends die Eltern zur Hütte zurück kamen, fragten sie, ob sich während des Tages etwas Besonderes ereignet habe.

Die Brüder erzählten nun Alles, wie es war, und welche Namen ihnen das Mütterchen gegeben habe.

Das kam ihnen gar merkwürdig vor, den beiden alten Leuten, aber sie waren dabei doch ganz zufrieden.

Die Brüder wuchsen bei ihren Eltern auf, bis sie zu jungen Männern geworden waren. Da sagten sie einmal, daß sie jetzt die Hütte verlassen und anderwärts ihr Fortkommen suchen wollten.

Die Eltern hatten nichts dagegen einzuwenden und ließen sie fortziehen. Sie gingen nun lange, lange, doch wird von ihrer Wanderung früher nichts erzählt, als bis sie zum König kamen.

Die Brüder baten den König, daß sie sich den Winter über bei ihm aufhalten dürften, sagten aber, daß er sie entweder alle fünf oder gar keinen aufnehmen müßte.

Der König antwortete, daß er ihnen gerne erlaube den Winter bei ihm zuzubringen, wenn sie in der Weihnachtsnacht bei seinen Töchtern wachen und dieselben behüten wollten.

Die Brüder gingen darauf ein und blieben nun alle bei dem König.

Die Sache verhielt sich nämlich so: Der König hatte fünf Töchter gehabt. In den zwei letzten Weihnachtsnächten war jedoch je eine derselben aus dem Frauenhause verschwunden, obgleich die Schwestern überwacht worden waren. Niemand wußte, auf welche Weise sie verschwunden waren, und sie konnten trotz aller Nachforschungen, welche der König hatte anstellen lassen, nirgends gefunden werden.

Als die Brüder dies erfuhren, veranlaßten sie den König, ein neues Frauenhaus zu erbauen, welches von den übrigen Gebäuden getrennt stand und sehr stark gebaut war.

Weihnachten kam; die drei Königstöchter, welche noch übrig waren, gingen in das neue Frauenhaus und es folgten ihnen alle fünf Brüder, welche die ganze Weihnachtsnacht bei ihnen zubringen und sie bewachen wollten.

Bald jedoch schliefen alle ein mit Ausnahme des Wachtgut. Es brannte aber ein Licht im Zimmer und die Thür war fest versperrt.

Zu Beginn der Nacht bemerkte Wachtgut, daß sich ein Schatten auf das Fenster legte, worauf sich eine entsetzlich große und grobe Hand über eines der Betten der Königstöchter ausstreckte.

Wachtgut weckte nun sogleich seine Brüder und Hältgut erfaßte die ausgestreckte Hand und hielt sie so fest, daß der Eigenthümer derselben sie nicht zurückziehen konnte, so sehr er sich auch anstrengte. Da kam Hautgut herbei und hieb die Hand auf der Fensterbank ab.

Nun lief die Person, die draußen stand, aus allen Leibeskräften vom Fenster fort; die Brüder aber eilten ihr nach, wobei Spürtgut stets ihre Spur verfolgen konnte.

Sie kamen endlich zu mehreren ungeheuer hohen Felsen, auf die Niemand hinauf kommen konnte als Klettertgut. Als dieser hinauf geklettert war, ließ er ein Seil zu den Brüdern hinab und zog sie auf diese Weise alle auf den Felsen hinauf.

Da befanden sie sich vor der Oeffnung einer großen Höhle, in welche sie eintraten. Sie sahen darin eine Riesin, welche weinte, und fragten dieselbe, was ihr fehle.

Sie wollte es Anfangs nicht sagen, that es aber später doch und erzählte, ihr Mann habe heute Nacht eine Hand verloren, und darüber sei sie so betrübt.

Die Brüder baten die Alte, sich zu beruhigen und ihren Kummer zu unterdrücken, denn sie könnten ihren Mann wieder heilen.

„Aber es darf uns Niemand dabei zusehen", sagten sie, „solange wir mit der Heilung beschäftigt sind, und wir gehen so vorsichtig mit unserem Geheimniß um, daß wir alle binden, welche sich in der Nähe befinden, damit kein Mensch uns überraschen könne, so lange die Kur dauert; denn es ist dies von größter Wichtigkeit".

Sie machten nun der Riesin das Anerbieten, ihren Mann auf der Stelle zu heilen, wenn sie sich binden lasse.

Dieselbe zeigte sich Anfangs wenig willig dazu, ließ sich aber endlich doch überreden, und so banden sie denn die Riesin mit starken Stricken und gingen sodann in die Höhle zu ihrem Manne. Dieser war der schlimmste Riese, den es geben konnte, und die Brüder bedachten sich daher nicht lange, ihn auf der Stelle todt zu schlagen. Nachdem sie dies gethan, gingen sie hinaus zu dem Riesenweibe und erschlugen auch dieses.

Hierauf untersuchten sie die Höhle, fanden jedoch nichts Werthvolles, was sie hätten mitnehmen können; auch entdeckten sie keine anderen Riesen mehr darin.

Als sie aber die Höhle genauer untersuchten, kamen sie zu einer kleinen Seitenschlucht, und sie waren kaum in dieselbe eingetreten, als sie die beiden verloren gegangenen Königstöchter entdeckten, welche darinnen saßen.

Die Eine derselben war noch ziemlich wohlgenährt, die andere jedoch schrecklich mager. Sie klagten einander ihr hartes Loos, und die Wohlgenährte sagte, daß sie heute sterben müsse, da sie als Braten für das Weihnachtsmahl bestimmt sei. Als sie diese Worte sprach, kamen gerade die Brüder hinzu, befreiten beide und erzählten, wie sich Alles verhalte.

Man kann sich denken, welche Freude die beiden Schwestern hatten, als sie dies Alles erfuhren!

Die Brüder nahmen sie nun mit sich nach dem Königsschlosse und ließen sie zu ihren anderen Schwestern in das Frauenhaus gehen. Es war noch nicht Tag. Sowie es aber zu grauen

begann, kam der König dahin, um zu sehen, wie die Brüder seine Töchter bewacht und behütet hätten.

Als er Alles erfuhr, was sich in der Nacht zugetragen hatte, und alle seine Töchter wieder versammelt sah, wurde er so erfreut, daß er nicht wußte, was er in seinem Glücke thun sollte.

Er ließ ein großes Freudenmahl veranstalten, welches damit endigte, daß jeder der Brüder mit einer Königstochter Hochzeit hielt.

Die Brüder wurden später alle angesehene Männer und lebten lange in Reichthum und Glück. Und jetzt ist das Märchen zu Ende.

XXXV. Die Riesin in dem Steinboote.

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Sie hatten einen Sohn, der Sigurd hieß. Derselbe zeichnete sich frühzeitig aus durch seine Körperstärke, seine Geschicklichkeit in allen Leibesübungen und Spielen sowie durch seine Schönheit.

Als der Vater wegen des Alters anfing schwerfällig zu werden, sagte er zu dem Sohne, daß es nun wohl an der Zeit ein dürfte, sich um eine passende Partie umzusehen; denn es sei nicht gewiß, ob er ihm noch lange seinen Beistand gewähren könne; es scheine ihm, daß sein Ansehen erst dann in voller Blüthe stünde, wenn er eine seiner würdige Heirath eingehe.

Sigurd war einem solchen Plane nicht abgeneigt und fragte seinen Vater, wo er am Besten seine Braut suchen sollte.

Der König sagte ihm, daß im Auslande — er bezeichnete das Land näher — ein König herrsche, der eine schöne und an-

muthige Tochter besitze; wenn Sigurd diese zum Weibe bekommen könne, würde ihm dies als die erwünschteste Partie erscheinen.

Sigurd rüstete sich zur Reise und begab sich nach dem Lande, welches sein Vater ihm genannt hatte. Er trat hier vor den König und freite um dessen Tochter.

Der König versprach ihm dieselbe auch, jedoch unter der Bedingung, daß Sigurd so lange, als er könne, in seinem Reiche verbleibe; denn der König war sehr kränklich und kaum im Stande sein Reich zu regieren.

Sigurd ging darauf ein, stellte jedoch auch seinerseits die Bedingung, daß es ihm erlaubt sein sollte, in sein Reich zu reisen, wenn er die Kunde von dem Tode seines Vaters erhalte, der, wie er sagte, am Rande des Grabes stehe.

Hierauf feierte Sigurd seine Hochzeit mit der Königstochter und theilte sich mit seinem Schwiegervater in die Regierung des Reiches.

Sigurd und seine Gemahlin liebten einander auf das herzlichste und ihr Zusammenleben wurde noch inniger, als ihnen nach Verlauf eines Jahres ein schönes, anmuthiges Knäblein geboren wurde.

Hierauf verging die Zeit, bis der Knabe zwei Jahre alt geworden war; da erhielt Sigurd die Kunde, daß sein Vater gestorben sei. Er rüstete sich zur Abreise sammt seinem Weibe und Kinde und segelte auf einem Schiffe davon.

Als sie nur mehr eine Tagfahrt weit von der Heimat entfernt waren, trat plötzlich Windstille ein und das Schiff lag nun ruhig im Meer.

Sigurd und seine Gemahlin befanden sich allein auf dem Verdeck, denn die meisten Anderen hatten sich im Untertheile des Schiffes schlafen gelegt. Sie saßen und sprachen zusammen eine gute Weile lang und hatten ihr Söhnlein bei sich. Nach einiger Zeit aber wurde Sigurd von so starkem Schlafe befallen, daß

er sich nicht wach erhalten konnte. Er stieg deshalb ebenfalls in den unteren Theil des Schiffes hinab und legte sich schlafen.

Die Königin war nun mit ihrem Sohne allein auf dem Verdecke und spielte mit ihm. Als Sigurd schon eine Weile schlief, bemerkte die Königin einen schwarzen Gegenstand im Meere und sah, daß derselbe sich heran bewegte. Als er dem Schiffe näher kam, konnte sie wahrnehmen, daß es ein Boot sei und von Jemand gerudert werde; denn sie bemerkte auch eine menschliche Gestalt in dem Boote.

Dasselbe legte endlich bei dem Schiffe an und die Königin sah nun, daß es ein Steinboot war; alsbald kam aber auch ein abscheuliches, schlimmes Riesenweib auf das Schiff. Die Königin war darüber so erschreckt, daß sie kein Wort hervorbringen und sich nicht von der Stelle bewegen konnte, um den König oder die Schiffsmannschaft zu wecken.

Die Riesin ging auf die Königin zu, nahm ihr den Knaben weg und legte denselben auf den Boden des Verdecks nieder. Hierauf zog sie der Königin alle ihre kostbaren Kleider bis auf ein leinenes Unterkleid aus und legte dieselben selbst an, wobei sie auch menschliches Aussehen annahm. Endlich nahm sie die Königin, setzte sie in das steinerne Boot und sagte:

„Ich bestimme und wirke den Zauber: mäßige weder Fahrt noch Flug, bevor Du zu meinem Bruder in der Unterwelt kommst!“

Die Königin saß wie theilnahmslos und ohnmächtig in dem Boote; dieses aber ward sogleich vom Schiffe abgestoßen und verschwand bald aus dem Gesichtskreise des Schiffes.

Als das Boot nicht mehr zu sehen war, fing der Knabe, der Sohn des Königs, laut zu weinen an. Die Riesin gab sich wohl Mühe ihn zu beruhigen, aber es half nichts. Da stieg sie mit dem Kinde am Arme zu dem König hinab und weckte ihn mit groben Worten, indem sie ihm vorwarf, daß er sich gar nicht darum kümmere, was sie mache, und sie mit dem Kinde allein

auf dem Verdecke lasse, während er schlafe und schnarche und die ganze Schiffsmannschaft mit ihm. Sie nannte es eine große Unvorsichtigkeit und Rücksichtslosigkeit von ihm, wenn er schon selbst schlafe, niemand Anderen bei ihr auf dem Schiffe wachen zu lassen; denn was Einem derweil geschehe, wisse dann Niemand*). So sei es auch gekommen, daß sie den Knaben auf keine Weise beruhigen konnte, und es vorgezogen habe mit demselben dahin zu kommen, wohin er gehöre; auch wäre es jetzt gut, wenn etwas Rührigkeit und Thätigkeit entfaltet würde, da günstiger Fahrwind eingetreten sei.

König Sigurd war auf's Höchste verwundert, daß die Königin ihn plötzlich mit so harten Worten anschrie, nachdem sie doch früher nie in solcher Weise zu ihm gesprochen hatte. Er nahm jedoch ihre harte Rede mit Sanftmuth hin und versuchte mit ihr, den Knaben zu beruhigen; allein auch er brachte es nicht zu Stande.

Er weckte nun die Schiffsmannschaft und hieß sie die Segel aufspannen, da sich hinreichender Fahrwind eingestellt habe, um an's Land zu kommen.

Hierauf segelten sie dahin, so schnell es möglich war, und es wird von ihrer Fahrt früher nichts erzählt, als bis sie in dem Lande ankamen, wo Sigurd zu herrschen hatte. Derselbe begab sich nun zu den Hofleuten. Diese waren noch alle voll Trauer über den Tod seines Vaters und freuten sich jetzt, daß Sigurd wohlbehalten zurückkam; es wurde ihm der Königsname gegeben und er trat auch sogleich die Regierung des Landes an.

Das Knäblein des Königs aber hörte seit jenem Vorfall auf dem Schiffe fast nie auf zu schreien, wenn es sich bei der vermeintlichen Mutter befand, obgleich es früher das ruhigste Kind war; der König nahm daher für dasselbe eine Pflegerin

---

*) Ein isländisches Sprichwort, wörtlich: „Wenig berichtet von Einem".

aus dem Hofgesinde und sowie der Knabe ihr übergeben war, hörte er auf zu schreien und nahm wieder seine frühere ruhige Art an.

Der König fand, daß die Königin seit der Seefahrt sich in vielen Beziehungen verändert habe und zwar nicht zum Besseren. Besonders kam sie ihm so trotzig, aufgebracht und zänkisch vor, wie er sie früher nie gefunden hatte. Es währte nicht lange, so bemerkten bald auch Andere den schlimmen Charakter der Königin.

Im Hofgesinde befanden sich auch zwei junge Männer, von achtzehn und neunzehn Jahren, welche mit Leidenschaft dem Brettspiel ergeben waren und deshalb oft lange Zeit bei demselben saßen. Ihr Zimmer grenzte an das der Königin und sie horchten zu verschiedenen Zeiten des Tages hinüber, um zu erfahren, was die Königin treibe. Eines Tages lauschten sie noch aufmerksamer als gewöhnlich; sie legten das Ohr an eine Ritze, welche sich in der Wand befand und hörten deutlich, wie die Königin sagte:

„Wenn ich nur ganz wenig gähne, bin ich klein und wie eine zierliche Jungfrau; wenn ich halb gähne, bin ich wie eine Halbriesin; wenn ich aber stark gähne, bin ich wie eine ganze Riesin".

Indem sie dieses sagte, gähnte sie fürchterlich und wurde plötzlich zur gräßlichen Riesin. Hierauf kam in dem Zimmer der Königin ein dreiköpfiger Riese aus dem Boden hervor, der einen Trog voll Fleisch in den Händen hielt; derselbe begrüßte die Königin, welche seine Schwester war und setzte ihr den Trog vor. Sie begann nun das Fleisch, welches sich in demselben befand, zu verschlingen und hörte nicht früher auf, als bis sie den ganzen Trog geleert hatte.

Die beiden jungen Leute beobachteten durch die Ritze diesen ganzen Vorgang; sie hörten jedoch nicht, daß die beiden Geschwister etwas zu einander sagten. Sie waren ganz verblüfft

darüber, wie gierig die Königin das Fleisch verschlang und wie viel sie davon in sich aufnehmen konnte, während sie doch so wenig aß, wenn sie mit dem Könige bei Tische saß.

Als die Königin den Trog geleert hatte, verschwand der dreiköpfige Riese wieder auf demselben Wege, auf dem er gekommen war; die Königin aber nahm wieder ihre menschliche Gestalt an.

Wir müssen jetzt wieder zurück zu dem Söhnlein des Königs, welches eine Wärterin erhalten hatte. Als diese eines Abends Licht angezündet hatte und das Knäblein in den Armen hielt, sprangen einige Bretter im Boden des Zimmer auf und es entstieg demselben eine wunderschöne Frau in einem Linnenkleide, wie die Weiber ein solches am bloßen Leibe tragen, und mit einem eisernen Ring um die Mitte, von dem eine Kette niederhing, deren Ende man nicht sehen konnte. Diese Frau trat auf die Wärterin zu, nahm ihr das Kind von dem Arme, drückte dasselbe zärtlich an die Brust und gab es dann wieder zurück. Hierauf verschwand sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, und der Boden schloß sich wieder über ihr. Dabei kam nicht ein einziges Wort über die Lippen dieser Frau.

Die Wärterin war über Alles, was sie da sah, sehr erschreckt, erzählte jedoch nichts davon.

Am nächsten Tage ereignete sich genau dasselbe, wie am Tage vorher: Die weißgekleidete Frau kam aus dem Boden hervor, nahm das Kind, liebkoste es auf das Zärtlichste und gab es dann wieder der Wärterin zurück. Als sie sich anschickte, das Zimmer wieder zu verlassen, sagte sie mit kummervollen Mienen:

„Zweimal ist's vorüber, nur noch ein Mal!"

Hierauf verschwand sie in dem Fußboden.

Die Wärterin wurde nun von noch größerem Schrecken erfüllt als früher, da sie die Frau diese Worte hatte sprechen hören. Sie dachte, daß dem Kinde irgend eine Gefahr drohe,

obschon ihr die unbekannte Frau in jeder Hinsicht gefiel und dieselbe sich dem Kinde gegenüber benahm, als ob es ihr eigenes wäre. Am bedenklichsten schien es ihr, daß die Frau sagte: „Nur noch ein Mal!", sie glaubte nämlich, daß dieselbe damit sagen wollte, es sei jetzt nur mehr einer von drei Tagen übrig, da sie an zwei Tagen gekommen sei. Sie hielt es daher für das Beste zum König zu gehen, ihm Alles zu erzählen und ihn zu bitten, er möchte am nächsten Tage zur Zeit, wo die weiße Frau zu erscheinen pflege, selbst in ihrem Zimmer anwesend sein. Dies that sie denn auch und der König versprach ihr zu kommen.

Am nächsten Abend fand sich der König etwas vor der verabredeten Zeit im Zimmer der Wärterin ein und setzte sich mit gezogenem Schwerte auf einen Stuhl. Es währte nicht lange, so öffneten sich die Bretter des Bodens und die weißgekleidete Frau erschien mit Ring und Kette wie früher.

Der König erkannte in dem Weibe sogleich seine Frau und hatte zunächst nichts Eiligeres zu thun als die Kette, welche vom Ringe niederhing, zu durchhauen. In diesem Augenblicke erdröhnte es unter der Erde so gewaltig, daß die ganze Königsburg erschüttert wurde, und Jedermann glaubte, daß alle Häuser einstürzen und in einen Schutthaufen verwandelt werden müßten. Endlich hörte der unterirdische Donner auf, so daß die Menschen wieder zu sich kamen.

Nun fielen sich der König und die Königin in die Arme, und die letztere erzählte alle ihre Erlebnisse, wie die Riesin in einem steinernen Boote zum Schiff gekommen sei, als alle schliefen; wie sie ihr die Kleider ausgezogen und dieselben selbst angelegt habe und welchen Zauberspruch sie ausgesprochen. „Nachdem ich in dem Boot, das von selbst dahin fuhr, so weit gekommen war, daß ich das Schiff nicht mehr sehen konnte, bemerkte ich", so erzählte sie, „daß das steinerne Fahrzeug die Richtung gegen etwas Finsteres nahm, bis es bei einem dreiköpfigen Riesen landete. Dieser wollte sogleich bei mir schlafen; ich aber

wehrte mich dagegen aus allen Kräften. Da sperrte mich der Riese auf einige Zeit in ein allein stehendes Haus und drohte mir, daß ich niemals wieder aus demselben befreit werden sollte, wenn ich ihm nicht meine Gunst schenkte. Er kam jeden zweiten Tag zu mir und wiederholte jedes Mal sein Verlangen und seine Drohung. Im Verlaufe der Zeit dachte ich ununterbrochen darüber nach, was ich beginnen sollte, um den Händen des Riesen zu entrinnen. Ich versprach ihm, daß ich bei ihm schlafen wollte, wenn er mir erlaube, an drei aufeinanderfolgenden Tagen meinen oberirdischen Sohn zu sehen; er willigte ein, ließ aber doch diesen eisernen Ring um meinen Leib und band das andere Ende der Kette, die sich daran befand, um seine Mitte; das gewaltige Gedröhn aber, welches entstand, als Du die Kette entzwei hiebst, kam sicherlich daher, daß der Riese der Länge nach hinfiel, als die Kette plötzlich nachgab; denn er wohnt gerade unterhalb der Burg; er wird sich wahrscheinlich den Kopf zerschlagen haben, als er niederfiel, und als die ganze Burg erbebte, wird er im Todeskampfe gelegen haben. Ich wollte aber meinen Sohn aus dem Grunde drei Tage nacheinander sehen, um dadurch Gelegenheit zu meiner Befreiung zu geben, die ja nun auch wirklich erfolgt ist.

Jetzt erschien es dem König ganz erklärlich, warum das Weib, mit welchem er eine Zeit lang gelebt hatte, so unfreundlich und störrig war. Er ließ demselben einen Sack über den Kopf ziehen und es steinigen, der Leichnam wurde sodann zwischen zwei ungezähmte Pferde gebunden und von diesen in Stücke zerrissen.

Jetzt erzählten auch die beiden jungen Leute, von denen früher gesagt wurde, daß sie die Königin belauscht und ihr Treiben beobachtet hatten, Alles, was sich vor ihren Augen ereignete; denn früher wagten sie dies nicht, wegen der Macht der Königin.

Nunmehr wurde die wirkliche Königin in ihre Würden eingesetzt und es fanden Alle großen Gefallen an ihr.

Von der Wärterin des Kindes aber haben wir zu erzählen, daß der König und die Königin sie an einen Großhäuptling verheiratheten und ihr eine reichliche und prächtige Ausstattung gaben.

XXXVI. Thorstein, der Häuslerssohn

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Sie hatten zwölf Söhne, deren Namen aber nicht bekannt sind.

Nicht weit vom Königsschlosse lebte ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte; derselbe hatte einen Sohn, der Thorstein hieß.

Alle diese jungen Leute waren bereits erwachsen, als diese Geschichte sich ereignete.

Eines Tages, als schönes Wetter war, ritten alle Söhne des Königs in den Wald hinaus, um Wild und Vögel zu schießen. Gegen Mittag entstand aber eines der allerschlimmsten Unwetter, die es geben kann. Die Brüder waren von ihren Pferden abgestiegen und tief in den Wald hinein gekommen; als sie jetzt zu denselben zurückkehren wollten, hatten sie den Weg verloren und verirrten sich immer mehr, je länger sie gingen. Sie kamen endlich zu einer Höhle in hohen Felsen und sahen darin eine große Riesin, die schwarz und von boshaftem Aussehen war, sowie elf jüngere Riesinnen und ein zwölftes junges Weib, das ihnen von menschlicher Art zu sein schien.

Die alte Riesin nahm die Königssöhne freundlich auf und lud sie ein, hier zu bleiben; dieselben waren darüber sehr froh; denn das Wetter war schlecht, sie selbst aber ermüdet, hungrig

und schläfrig. Die Riesin setzte ihnen Speise vor und sie aßen nach Herzenslust. Als sie gegessen hatten und alle Riesinnen draußen waren, sagte das menschliche Mädchen zu ihnen, daß sie, wie sie sähen, in die Hände von Riesen gekommen wären; sie seien nicht die ersten, welche die Riesin hieher gezaubert und erschlagen habe. Sie sagte ihnen auch, daß die alte Riesin elf von ihnen bei je einer ihrer Töchter einen aber bei ihr werde schlafen lassen, sie selbst aber zu innerst der Höhle schlafe. Sowie sie aber glaube, daß sie alle eingeschlafen seien, stehe die Riesin auf, suche ein Licht, nehme ein großes Messer zu sich und schneide ihnen allen vorne an dem Bettrande den Kopf ab. Sie sollten daher die Vorsicht gebrauchen und den Riesenmädchen, sowie sie eingeschlafen seien, die Haare abschneiden, sich im Bette an deren Platz legen und die Hauben derselben aufsetzen; die Riesin werde diese Verwechslung in den Betten nicht bemerken und statt ihrer die eigenen Töchter tödten. Bevor sie aber zu dem letzten Bette gehe, müßten sie alle rasch aufspringen und sie erschlagen. Von sich selbst erzählte das Mädchen, daß die Riesin es aus einem anderen Königreiche entführt habe, um sie und ihre Töchter zu bedienen, und daß sie eine Königstochter sei.

Die Riesinnen kamen nun wieder in die Höhle hinein und die Alte forderte die Königssöhne auf, zu Bette zu gehen; allein es verhalte sich mit den Betten bei ihr so, daß elf von ihnen bei je einer ihrer Töchter, der zwölfte aber bei ihr selbst schlafen müsse.

Die Königssöhne zeigten sich damit zufrieden und legten sich nieder. Hierauf gingen auch die Riesinnen sowie das menschliche Mädchen, deren Gedanken bei den Königssöhnen weilte, zu Bette. Die Riesinnen schliefen bald ein und nun gingen die Königssöhne an ihre Arbeit; sie schnitten den Mädchen die Haare ab, setzten deren Hauben auf und legten sich auf die andere Seite; sodann warteten sie, was da kommen werde, und schliefen nicht ein.

Es dauerte nicht lange, so erhob sich die alte Riesin und holte ein Licht; mit diesem in der einen und einem großen Messer in der anderen Hand ging sie nun auf die Betten zu. Sie stellte das Licht auf den Boden der Höhle, trat mit geschwungenem Schwerte an das erste Bett, zog das Riesenmädchen über den Bettrand hervor und schnitt ihm den Kopf ab, so daß derselbe auf den Boden der Höhle fiel.

Auf dieselbe Weise tödtete die Riesin alle ihre anderen Töchter; denn sie lagen sämmtlich beim Rande des Bettes.

Nun war die Riesin im Begriffe zum letzten Bette zu gehen. Da sprangen die Königssöhne gleichzeitig auf die Füße, fielen über die Riesin her und warfen sie zu Boden. Diese sah nun, daß sie von den Königssöhnen schändlich betrogen worden war und statt derselben alle ihre Töchter getödtet hatte; sie vermuthete auch sogleich, daß dieser Plan von dem menschlichen Mädchen und den Königssöhnen gemeinschaftlich ausgeheckt wurde.

Als sie sah, daß sie sich dieser Uebermacht nicht erwehren konnte, legte sie den Zauber auf die Brüder, daß sie zu Rindern werden, als solche täglich in die Halle ihres Vaters kommen und nur einmal innerhalb vierundzwanzig Stunden, während sie speisten, ihre natürliche Gestalt wieder erhalten sollten; dies sollte aber auf einer Insel in einem großen See geschehen, der weit von allen Menschenwegen abliege; und aus dieser Verzauberung sollten sie nicht früher befreit werden, bevor sich nicht ein Mann fände, der ihnen dieselbe Speise in der Halle des Königs vorsetze, welche sie selbst draußen auf der Insel zu speisen pflegten.

Ueber das Mädchen aber verhängte die Riesin den Zauber, daß sie von nun an nicht weit von dem See aus einem Brunnen in einen anderen Wasser schöpfen und auf nichts Anderes Aufmerksamkeit haben sollte. Von dieser Verzauberung sollte sie nicht früher erlöst werden, bevor sich nicht Jemand heimlich so hinter

ihren Rücken schleichen könne, daß sie früher nichts merke, als bis derselbe sie zu Boden werfe.

Aus beiden Verzauberungen, meinte die Riesin, werde es schwer sein, erlöst zu werden.

Hierauf tödteten die Königssöhne die Riesin und verbrannten sie zu kalter Kohle; sie selbst aber verschwanden in Folge ihrer Verzauberung und das Mädchen mit ihnen.

Wir müssen jetzt wieder zurück in das Königsschloß.

Als die Königssöhne weder des Abends noch in der Nacht von der Jagd zurückkamen, wurde der König über ihr Ausbleiben unruhig. Er sammelte daher am nächsten Tage eine große Menge von Leuten und schickte dieselben aus, um seine Söhne aufzusuchen; aber alles Suchen blieb erfolglos und man gab daher dasselbe auf, obwohl der König nicht damit zufrieden war.

Bald fiel es aber den Leuten auf, daß täglich zwölf Rinder in die königliche Halle kamen und dort herumgingen. Sie fielen keinen Menschen an und Niemand kümmerte sich um sie. Der König wurde über diesen regelmäßigen Besuch der Rinder etwas beunruhigt, und ließ denselben verschiedene Arten von Futter geben; allein sie wollten nichts davon fressen und gingen immer nach einem kurzen Aufenthalte wieder davon.

Thorstein, der Häuslerssohn hörte ebenfalls, wie die übrigen Leute, von dem Verschwinden der Königssöhne, sowie von dem Besuche der zwölf Rinder in der königlichen Halle, und wollte gerne diesen merkwürdigen Begebenheiten näher auf den Grund kommen. Er bat daher seine Eltern, daß sie ihm erlauben möchten bei dem Könige Winteraufenthalt zu nehmen; denn das Leben in der Hütte sei ihm zu langweilig, meinte er. Die Eltern gaben ihre Einwilligung und so ging denn Thorstein in die königliche Halle, trat vor den König hin und bat ihn, daß er sich den Winter über bei ihm aufhalten dürfe.

Der König fragte ihn, warum er dies wolle.

Thorstein entgegnete, daß er großes Verlangen habe, Mannessitten zu sehen und sich solche selbst anzueignen; denn das Leben in der schlechten Hütte sei ihm zu langweilig.

Der König gewährte ihm den Winteraufenthalt und er blieb nun im Königsschloß.

Thorstein sprach oft mit dem Könige über das Verschwinden seiner Söhne und was wohl aus ihnen geworden sei; er kam dann auch oft auf die zwölf Rinder zu sprechen, die täglich in das Schloß kamen, und fragte den König, was für eine Bewandtniß es mit diesen Thieren habe.

Der König sagte, er wisse es nicht; es komme ihm jedoch sonderbar vor, daß dieselben Tag für Tag dort erscheinen, und er würde demjenigen seine besondere Gunst schenken, der erforschen könne, woher sie kämen.

Thorstein nahm sich vor, der Sache mit den Rindern genauer auf die Spur zu kommen und folgte ihnen daher eines Tages, als sie sich wieder aus der Halle entfernten. Allein sie liefen so schnell, daß er ihnen nur mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte so weit folgen konnte, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Endlich kamen die Rinder zu einem See und sie stürzten sich sogleich alle hinein bis auf das hinterste, welches ein wenig auf dem Lande verweilte, gerade so, als ob es auf Thorstein warten wollte, während die übrigen nach der Insel im See schwammen.

Als Thorstein zum See kam, gab das Rind ihm zu verstehen, daß er sich auf seinen Rücken setzen solle, und dies that er auch. Das Rind schwamm nun mit ihm nach der Insel und sprengte dann voraus zu einer Hütte, welche sich dort befand.

Als Thorstein zur Hütte kam, sah er vor derselben zwölf Rindsgewänder liegen, drinnen aber zwölf Männer beim Mahle sitzen. Er dachte sich sogleich, daß dies die Königssöhne seien und daß dieselben verzaubert wären. Er ging hierauf in die Hütte,

doch sprach weder er die Männer an, noch redeten diese zu ihm oder auch nur untereinander. Dieselben gaben ihm von ihrem Essen Brot und Wein; er nahm Beides an, genoß es aber nicht, sondern verbarg es.

Als die Königssöhne gegessen hatten, verließen sie wieder die Hütte und fuhren in die Rindsgewänder. Hierauf sprangen sie in den See und schwammen davon; ein Rind jedoch blieb wieder zurück, Thorstein bestieg den Rücken desselben und kam auf diese Weise über den See. Als er sich wieder auf dem Lande befand, sprengten die Rinder so schnell davon, daß er sie alsbald ganz aus den Augen verlor.

Er ging nun eine Weile dahin, bis er ein Weib antraf, welches eifrig damit beschäftigt war, Wasser aus einem Brunnen in einen anderen zu schöpfen, ein Beginnen, welches ihm ganz lächerlich und thöricht erschien. Dasselbe bemerkte Thorstein nicht früher, als bis er es rücklings zu Boden warf. Da war es, als ob das Weib von einer Ohnmacht befallen worden wäre; denn es regte kein Glied. Thorstein nahm daher Wasser aus dem anderen Brunnen und bespritzte damit das Gesicht der Bewußtlosen. Dieselbe erholte sich hierauf sogleich und dankte nun Thorstein mit den schönsten Worten für ihre Befreiung aus dem Zauber, der auf sie gelegt war, und erzählte ihm, wie sich Alles zugetragen und was für eine Bewandtniß es mit den Rindern habe, daß dieselben nicht früher aus ihrer Verzauberung erlöst werden könnten, bevor sie nicht bei den Menschen dieselbe Speise vorgesetzt erhielten, die sie selbst auf der Insel zu genießen pflegten, wenn sie das Rindsgewand verlassen hätten.

Thorstein begab sich hierauf nach Hause und nahm auch das Mädchen dahin mit; er übergab dasselbe seinen Eltern und bat sie, es eine Zeit lang in der Hütte zu beherbergen und auf das Beste zu behandeln.

Hierauf begab sich Thorstein in die Königshalle und erzählte nicht viel von seinen Erlebnissen. Als aber am nächsten

Tage die Rinder wieder erschienen, setzte er denselben das Brot und den Wein vor, welche er am Tage vorher in der Hütte erhalten hatte, und sie aßen alle von Beidem. Sowie sie aber davon gegessen hatten, legten sie sich nieder und es fiel das Rindsgewand von ihnen ab.

Thorstein ließ rasch den König herbeirufen und bat ihn nachzusehen, ob er diese Männer nicht kenne, die da am Boden liegen.

Der König erkannte sogleich seine Söhne. Sie wurden mit Wasser bespritzt und kamen alsbald zu vollem Bewußtsein. Da gab es nun ein überaus freudiges Wiedersehen zwischen dem König und seinen Söhnen.

Thorstein holte sodann die Königstochter herbei, welche er in der Hütte seiner Eltern gelassen hatte, und sie und die Königssöhne erzählten nun von allen ihren Erlebnissen und wie Thorstein sie alle aus ihrer Verzauberung erlöst hatte.

Der König veranstaltete hierauf ein großes Festgelage, um die Ankunft seiner Söhne und der Königstochter zu feiern. Bei diesem Mahle hielt Thorstein um die Hand der Königstochter an und diese gab sie ihm mit Freuden. Da machte der König aus dem Freudenmahle das Hochzeitsfest für Thorstein und die Königstochter und lud dieselben ein, so lange bei ihm zu bleiben, als sie wollten, da er ja ihm das Leben und die Befreiung seiner Söhne zu verdanken und zu belohnen habe.

Die Königssöhne aber ließen bekannt machen, daß sie alle ihre Rechte, welche sie nach dem Tode ihres Vaters auf das Reich hätten, an Thorstein abtreten wollen, um ihm und der Königstochter auf diese Weise den Dank für ihre Lebensrettung und Befreiung abzustatten. Damit war auch der König einverstanden, und so übernahm denn Thorstein das Reich nach dem Tode des Königs und herrschte über dasselbe mit seiner Königin. Später aber ist nur mehr wenig von ihnen erzählt worden.



